

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1825



Göttingen,

gedruckt bey den Gebrüdern Dieter.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1825

by unknown author

Göttingen; 1825

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

1. Stück.

Den 1. Januar 1825.

Halle.

Bey C. Anton: Die Chronik, nach ihrem geschichtlichen Charakter und ihrer Glaubwürdigkeit neu geprüft, von Dr. C. P. W. Gramberg, Oberlehrer am Königl. Preuß. Pädagogium zu Züllichau. 1823. 229 S. in 8.

Ein Versuch im Geschmack der neuesten kritischen Schule unsers Vaterlandes, die Unbrauchbarkeit der Bücher der Chronik für die Geschichte aufzudecken. Der Chronist habe nicht nur erst nach Alexander dem Großen, sondern wahrscheinlich sogar erst nach Antiochus Epiphanes (nach dem J. 164 vor Chr.), folglich zu einer Zeit gelebt, wo keine andere Quellen für ein israelitisches Geschichtsbuch vorhanden gewesen wären, als die noch im Kanon der Juden befindlichen Bücher des A. T. Zwar weise der Chronist häufig auf andere Geschichtswerke zurück; aber alle diese Rückweisungen wären bloße Prahlereyen, und was er von den noch vorhandenen historischen Schriften des A. T. anders oder mehr erzähle, sey alles von ihm rein erdichtet. Und dabey mit welcher Armseligkeit des

Geistes! Dem Chronisten sey es bloß darum zu thun gewesen, seinem Haß gegen die Israeliten (die Abkömmlinge aus dem Reiche der zehn Stämme, oder die Samaritaner) Lust zu machen, und seine heilige Kaste, die Leviten, zu verherrlichen. Doch habe sein spätes Zeitalter, seine Unwissenheit, seine Nachlässigkeit, seine Superstition nicht zugelassen, es mit Anstand zu thun. Der Geistesarme Levite sehe immer hinter der Maske hervor.

Zwar keine ganz unerhörte Dinge, aber in einer entscheidenderen Sprache als je vorgetragen. Das späte Zeitalter des Chronisten beschäftigt den Verfasser zuerst. Da dasselbe von aller Welt anerkannt ist, so hätte es der umständlichen Beweise im Allgemeinen nicht bedurft: doch erkennen wir, was einen mühsamen Fleiß erfordert, immer mit Dank. Interesse kann aber eigentlich nur noch eine Untersuchung über dasselbe haben, die sein Alter, wenn gleich nicht auf ein Jahr oder Jahrzehnt, so doch wenigstens auf ein fest bestimmtes viertel oder halbjahrhundert mit Sicherheit zurückführen würde. Und auch dieses versucht der Verfasser. "Der Haß zwischen Juden und Samaritanern (sagt er) entbrannte erst, seitdem ein Samaritanischer Tempel auf Garisim erbaut war; und die Erlaubniß zur Erbauung desselben gab (nach Josephus) Alexander der Große. Ein Buch eines Juden, wie die Chronik, des bittersten Hasses gegen die Samaritaner voll, kann also erst nach Alexander dem Großen (nach 330 vor Chr.) geschrieben seyn." So neu wäre also der Haß der Samaritaner und Juden? gleich als ob die erstern gegen die letztern keine Cabalen am Persischen Hofe angesponnen hätten, die doch nicht aus Zuneigung und Liebe zu entspringen pflegen. Doch ihn einmahl so neu angenommen, aber nicht zugegeben, wodurch wäre doch Josephus zu seiner großen Entdeckung gekommen, daß Alexander den Samaritanern die Erlaub-

niß zur Erbauung eines Tempels auf dem Berg Garisim gegeben habe? Durch nichts anderes, als durch ein sehr heroisches Mittel, durch einen Parachronismus, der den Darius Nothus mit dem Darius Codomann verwechselte. Schwerlich möchte der Verfasser diesen salto mortale dem jüdischen Geschichtschreiber noch einmahl nachthun, was auch überflüssig wäre, da er glaubt, das Zeitalter des Chronisten noch genauer, nach dem Tode des Antiochus Epiphanes, der 164 vor Chr. starb, bestimmen zu können, und desto dienlicher für seine Sache! Je später, desto schönerer Raum zum Erdichten! "Josaphat (sagt er) stellt nach der Chronik 2. 20, 3) ein Fasten, als Mittel, Gottes Gnade zu erlangen, an. In frühern Zeiten fastete man bloß aus Traurigkeit; erst im Exil ward Fasten als Mittel zur Gnade Gottes gebraucht. Und das ist es auch Dan. 9, 3. Nun kann Daniel nicht vor Antiochus Epiphanes geschrieben seyn; also muß auch das Buch, welches den König Josaphat ein Fasten als Mittel zur Gnade Gottes anwenden läßt, nach Antiochus Epiphanes Zeit erdichtet seyn." Nur unglücklicher Weise sagt schon 600 Jahre vor Antiochus Epiphanes Joel zu den Zioniten: "mit Fasten wendet euch zu Gott: denn er ist gnädig" (Joel 2, 12)! Alle von dem Verfasser angewandte Mühe scheint also vergeblich zu seyn, den Chronisten näher an die Geburt Christi zu rücken.

Doch auf ein Paar Jahrhunderte früher oder später möchte es nicht ankommen, wenn es sich nur durch sichere Gründe erweisen läßt, daß die Rückweisungen des Chronisten auf ältere Geschichtquellen leere Prahlereyen, und was er aus ihnen wiederholt haben will, seine eigenen Erdichtungen sind. Der Kürze wegen nehmen wir geradezu an, der Verfasser habe dem Chronisten den Gebrauch der von ihm citirten historischen Werke nicht bezwogen

abgesprochen, weil solche Werke gar nie existirt hätten — sonst würde er ja sich selbst ins Gedränge gebracht haben, da alle Rückweisungen des Chronisten auf dieselbe Weise gefaßt sind. Nun hat der Verfasser einige derselben für noch vorhanden anerkannt, wie Nathan's und Achija's Nachrichten von Salomo (2. Chr. 9, 29); was für ein zweideutiges Wanken würde es verrathen, wenn er die übrigen ganz gleich geformten und ausgedrückten Citate anders, nämlich von Schriften, die gar nie vorhanden gewesen wären erklären wollte. Der Verfasser wollte sicher nur behaupten, diese Schriften seyen zur Zeit des Chronisten nicht mehr vorhanden, sondern früher schon verlohren gewesen. Doch hätten sie sich auch nicht mehr alle im Original in seinen Händen befunden, so könnten damit dennoch seine Rückweisungen bestehen. Sie hätten ja in einem frühern Geschichtswerk können mit ähnlichen Rückweisungen schon eingetragen gewesen seyn; und wenn dieses der Chronist bey seiner Chronik zum Grunde gelegt hätte, so hätte er demselben die darin gebrauchten und angeführten Quellen nachcitiren können, wovon wir so manches Beispiel von Arabischen Historikern und Geographen haben.

Doch davon abgesehen (da wir es nicht behaupten, sondern nur als eine Möglichkeit haben angeben wollen), so ist der Grundsatz, den der Verfasser an die Spitze seiner Untersuchung gestellt hat, völlig falsch: "alles was der Chronist anders oder mehr erzähle, als die Bücher Samuels und der Könige, das sey erdichtet." Denn mehrere der ihm eigenthümlichen Erzählungen werden von andern, von dem Chronisten völlig unabhängigen Schriftstellern als wahr bestätigt. Da wir keine auswärtige Geschichtschreiber über die Geschichte der Juden besitzen, so lassen sich die Spuren davon nicht in dem Auslande zusammensuchen; es mag

also genug seyn, einige Beyspiele aus unbezweifelt echten Schriften der Hebräer zum Beweise anzuführen. Nur der Chronist erzählt, welche Vertheidigungsanstalten Hiskias gegen Sanherib getroffen habe (2 Chron. 32, 2-5) und Jesaias (22, 9-11) bestätigt seine Nachricht; nur der Chronist erwähnt, daß nach der Niederlage Sanheribs auswärtige Völker Opfer und Geschenke dem Jehova dargebracht hätten (2 Chron. 32, 23), und dasselbe erwartet daher auch Jesaias von den Afrikanischen Völkern (Jes. 18, 7); nur der Chronist erzählt die Abführung des Königs Manasse nach Babylon nach vorausgegangenen harten Mißhandlungen (2 Chron. 33, 11), und im Micha (4, 9. 10) ist Zion seines Königs beraubt und bis nach Babel hingebracht. Endlich muß das, was der Chronist von Sedekias allein sagt, er habe den Worten Jeremias, des Propheten, nicht gehorcht, deswegen für erdichtet geachtet werden, weil doch Sedekias mehrmahls den Propheten habe rufen lassen? wäre das bloße Sprechen und Anhören eines Rathgebers auch schon Folgsamkeit gegen angehörte Rathschläge (2 Chr. 36, 12)? Doch davon abgesehen, sagt nicht der von dem Chronisten unabhängige Jeremias (37, 2) dasselbe mit dürren Worten? Wie kann nun bey solchen Erscheinungen der Verfasser geradezu behaupten: alles was in den Büchern der Chronik mehr als in den Büchern Samuels und der Könige stehe, das sey erdichtet? characterisirt denn sonst Wahrheit einen erdichtenden Betrüger? Da nun durch diese Beyspiele erwiesen ist, daß der Chronist in den ihm allein eigenen Nachrichten guten Quellen folge, so wird auch das, was er anders erzählt, nicht durch einen allgemeinen Nachspruch niedergeschlagen werden können, sondern mußte vielmehr mit den ältesten historischen Schriften der Hebräer so lange auf gleicher Linie stehen, bis die Prüfung ihrer Angaben geendigt und sichts-

bar geworden wäre, welcher Bericht dem andern vorgezogen zu werden verdiene. Die Waagschale der Kritik wird dabey bald auf die eine bald auf die andre Seite sinken. Den Chronisten wird dabey manichfacher Tadel treffen: daß eine Mahl (wie 2 Chron. 9, 12) wird er die von ihm gebrauchte Quelle nicht recht verstanden, das andre Mahl (wie 2 Chron. 32, 31) sie übereilt gedeutet und seine Deutung zu zuversichtlich in seine Erzählung eingewebt haben: schwerlich aber des Betrugs, dessen er angeklagt worden, schuldig befunden werden. Doch ist es überhaupt nicht ohne Beispiele, daß die Quellen des Chronisten richtiger erzählen, als die der Bücher Samuels und der Könige; oder, wenn die Schuld der Unrichtigkeit nicht auf die Quelle, sondern auf ihre Bearbeiter fällt, daß der Chronist die seinige besser gefaßt und verstanden habe, als die Verfasser der frühern historischen Bücher. Wenn der Verfasser der Chronik bey der Transportation der Bundeslade David überhaupt sieben Rinder und sieben Böcke opfern läßt, (1 Chron. 15, 26) erzählt er nicht unbestritten richtiger, als der Verfasser des Samuel, nach welchem David alle sechs Schritte einen Ochsen und ein Kind geschlachtet hätte (2 Sam. 6, 13)?

Da, nach den bisher mitgetheilten Bemerkungen, der Verfasser keineswegs bewiesen hat, daß es dem Chronisten in dem, was er mehr und anders als seine historischen Vorgänger erzählt, an Quellen gefehlt, und er alles der Art müsse rein erdichtet haben, "so hat er vielleicht aus dem Inhalt der dem Chronisten eigenthümlichen Erzählungen sein Vorgeben der Erdichtungen bewiesen!" Nähme der Verfasser die strengen Begriffe der Inspiration bey jedem kanonischen Buch des A. T. an, die nichts Unrichtiges in einer historischen Schrift zulassen, so würde er mit leichter Mühe seinen Zweck erreicht haben. Wie quälte sich nicht der verewigte Michaelis in seinen Anmerkungen zu den Büchern der Chronik, ihrem

Verfasser als inspirirtem Schriftsteller durchzuhelfen! Aber es kommen Stellen in Menge in der vorliegenden Schrift vor, nach welchen der Verfasser den Chronisten bloß als einen sich selbst überlassenen Geschichtschreiber des Alterthums betrachtet, und darnach hätte er ihn bloß als solchen zu beurtheilen gehabt. Aber ihm schweben dabei die Forderungen vor Augen, die man an einen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts macht; und nach denselben critisirt er beide Bücher der Chronik unverdrossen, mit einem wunderbaren Fleiße durch, und gelangt dadurch zu seinem Resultat, daß ihr Inhalt Betrug, reine Erdichtung sey. "Seine Erzählungen sind ja zum Theil so unglaublich, so abergläubisch, und eines crassen Wunderglaubens voll; seine Urtheile verstoßen gegen alle Erfahrung; dem Jehova-Cultus ertheilt er unausbleibliche Belohnungen, und seine Vernachlässigung und Verachtung läßt er unvermeidliche Strafen treffen; er führt alles Glück und Unglück auf eine unmittelbare Wirkung Gottes oder eines bösen Wesens zurück u. s. w." Nur fragen wir: ist so eine Beurtheilung auch richtig und gerecht? ist sie nicht auf eine völlig falsche Grundlage gebaut? kann man von dem Alterthum fordern, was man von den neuesten Zeiten mit Recht verlangt?

Wer müßte nicht viele Erzählungen der Chronik unglaublich finden? Abija zieht (noch 2 Chron. 13, 22) mit einem Heer von 400 000, Jerobeam mit 800 000 Mann, zu einer Schlacht herbey, und in der Schlacht blieben 500 000 vom Heere Jerobeams; und trotz dieser fürchterlichen Niederlage erobert Abija nach derselben doch nicht mehr als drey Städte. Aber müßte dieses deshalb erdichtet, und könnte es der unglaublichen Zahlen und Umstände ohnerachtet nicht dennoch aus dem Midrasch des Propheten Jddo genommen seyn? Schrieben denn die alten Geschichtschreiber, was die neuern Zeiten ihnen

billig zur Pflicht machen, und ohne Einschränkung fordern, mit Urtheil und Kritik? geben sie nicht alles, was sie und wie sie es fanden, und schrieben sie es nicht bey den Hebräern mit den in ihrer Quelle gefundenen Worten ab? Sagt nicht Herodot ausdrücklich: ich erzähle alles, wie ich es erfahren habe; aber ich glaube nicht alles. Und wohl der Geschichte, daß sie es so hielten! Dadurch sind uns manche Geschichtsangaben erhalten worden, die mannichfachen Aufschluß geben, der unmöglich geworden wäre, wenn in jener Kindheit der Welt die Geschichtschreiber nach ihren Einsichten hätten aburtheilen wollen. Die Sagen Geschichte vergrößert, und spielt wie die Kinder mit den Zahlen: wie wenn in jenem Midrasch bloß eine Sage wäre aufgezeichnet worden, die weder Jddo zu berichtigen sich getraute, noch nach der Weise seiner Zeit berichtigen durfte? Am wenigsten darf man in der angeführten Stelle an Erdichtung des Chronisten denken. Ein Betrüger hütet sich wohl etwas Unglaubliches zu erzählen, damit er desto unentdeckter seinen Betrug fortsetzen könne

Aberglaube entsteht immer aus Unwissenheit: wie hätte sich nun die alte Welt, die noch in die Ursachen der Dinge so selten eindringen konnte, anders als abergläubisch ausdrücken können? Aus Aberglauben entsteht Wunderglauben: wie wäre es der alten Welt möglich gewesen, sich von diesem frey zu halten? Jedes Zeitalter muß seine eigene Ansicht haben, welche tausenderley Umstände bestimmen, und die müssen wir ihm unangefochten lassen, und ihm die unsrige nicht aufdringen wollen. Das Alterthum behalte also seine Wunder; wohl uns, daß wir in allem weiter sind! Doch wo die Erzählung keines Wunders ausdrücklich erwähnt, müssen wir auch keines hinein deuten, wie der Verf. in seinen Exaggerationen zumeilen thut. Ufias Aussatz (2. Chr. 26, 16. 2. Könige 15, 5) soll als ein Wunder vorge-

tragen, und daher erdichtet seyn. Wir wählen gerade dieses Beyspiel, weil es zu gleicher Zeit zu viel, folglich gar nichts für den Zweck des Verfassers beweiset. Ufias wollte einmahl im Heiligen das Rauchopfer darbringen, und geht geradezu mit dem Rauchfaß in der Hand in dasselbe. Hohenpriester und Priester laufen ihm nach, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. Wie einst bey Mirjam, der Schwester Mose's, Schrecken und Aerger über den Verweis, den ihr die Mitregenten ihres Bruders Mose's geben, den Ausbruch ihrer Disposition zum Aussatz veranlassen, so auch bey dem König der Aerger über das Hinderniß, das ihm die Priester in den Weg legen; wie dort Aharon auf der Stelle das Zeichen des ausgefahrenen Aussatzes in Mirjam's Gesicht bemerkt, so hier auch die Priester im Gesicht des Königs. Was führte nun auf ein Wunder? Vielleicht weil in beyden Geschichtbüchern steht, daß Jehova den König mit dem Aussatz geschlagen habe? (2. Chr. 26, 20. 2. Könige 15, 5). Aber wäre dieser Ausdruck mehr als alte Sprache, die alles, wovon die Ursache unbekannt ist, besonders alles Plöbliche auf ein höheres Wesen zurückführt, worin nicht mehr liegt, als was in den neuen philosophisch ausgebildeten Sprachen heißt: ihn befiel der Aussatz. Höchstens könnte eine Spur des Aberglaubens darin liegen: eine abergläubische Deutung des Aussatzes als einer Strafe Gottes: nicht aber der Ursprung des Aussatzes durch ein Wunder. Doch das Wunder einmahl angenommen, aber nicht zugegeben, so trifft den Verfasser der Bücher der Könige mit dem Chronisten gleiche Verdammniß. Beide müßten eine leere Erdichtung erzählen: denn nach beyden schlägt Jehova den Ufias mit Aussatz. Den Vorzug also, den der Verfasser den

Büchern der Könige vor denen der Chronik beygelegt, würde sich hier nicht bestätigen.

Und nun erst das Zurückführen alles Glücks und Unglücks auf eine unmittelbare Einwirkung Gottes und die Deutung von beyden, von jenem als Zeichen der Belohnung und von diesem als Zeichen der Strafe Gottes — wer könnte darin Erdichtungen finden, ohne zugleich den Stab über das ganze A. T. zu brechen? Es ist Sache der spätem Aufklärung, daß man aufgehört hat, Uebel in der Welt für Strafen Gottes anzusehen, und man in ihnen bloß die Disciplin Gottes zur Veredlung und Vervollkommnung der Menschen findet. Erst philosophische Ausbildung der Sprachen hat davon abgebracht, jedes Ereigniß auf die Gottheit selbst zurückzuführen.

Von welcher Seite man auch die Beweise des Verfassers für sein Thema ansehen mag, so stellen sie den Chronisten keineswegs als Betrüger dar, der, wo er anders oder mehr als was in den ältern historischen Büchern des A. T. enthalten ist, erzählt, ohne alle historische Quellen die Ereignisse erdichtet haben müsse. Damit wollen wir dem Chronisten als Geschichtschreiber keine Lobrede halten. Es lassen sich ihm manche Mängel der Unwissenheit, der Nachlässigkeit, einer für den Geschichtschreiber unschicklichen Deutungssucht u. s. w. nachweisen: das alles aber macht seine Nachrichten einem Geschichtsforscher, der seiner Arbeit gewachsen ist, nicht unbrauchbar. Ueberhaupt geht der Verfasser im Eifer seines Widerspruchs viel zu weit, nur um Sünden auf Sünden zu häufen, und will daher auch die Anwendung der Mittel zur Hebung mancher Differenz nicht zulassen, wo er sie gewiß in einem andern Fall gebilliget und selbst angewendet haben würde. Um nur Ein Beispiel anzuführen: 2. Chr. 20, 1 liegt der Text in einer großen geographischen Verwirrung. Die Völker,

die jenseits des todten Meers hergekommen seyn sollen, kamen דְּנָו aus Syrien; liest man דְּנָו aus Edom, so ist alles in Ordnung gebracht: und wie oft sind ד und נ mit einander verwechselt worden. Der Verf. aber sagt: „Den Text zu verändern zu Gunsten des Chronisten halte ich nicht für rathsam, damit man nicht den Chronisten wider seinen Willen klug mache, indem seine Unkunde gewiß an dieser Verwirrung Schuld ist“ (S. 97). Woher hat der Verfasser seine Gewißheit?

Unsre Anzeige hat der Kürze wegen sich bloß an das Allgemeine halten können, das aus dem Einzelnen hervorgeht, das mit großer Umständlichkeit und Genauigkeit durchgeführt ist. Wie hätten wir uns in diesem Blatte auf das Einzelne selbst einlassen können? Doch sollte es sich noch über die Anklage, daß der Chronist voll Haß gegen Israel sey, und bloß auf die Verherrlichung der Leviten ausgehe, verbreiten, wäre es nur in der Kürze möglich. Denn damit wäre nichts ausgerichtet, wenn man dem Verfasser versicherte, man finde den angeblichen Haß nicht in den Stellen, aus welchen er hervorgehen solle; noch weniger könne man einräumen, daß der levitische Cultus mit den Vorzügen und Rechten der Priester und Leviten über Josias Zeiten nicht hinaufreiche, und der Zweck des Chronisten darauf ausgehe, das so spät Erschlichene durch eine erdichtete Geschichte als uralt historisch zu begründen. Wie könnte ein Zeitungsblatt den Wald von Gründen, der dagegen ist, umfassen!

Wir wollen daher nur noch etwas von der Veranlassung und Bestimmung dieser Schrift beysügen. Der Herr Prof. de Wette hat vor 18 Jahren in Beiträgen zur Einleitung in das A. T. das Ansehen des Chronisten wegen willkührlicher Ver-

änderungen und Verfälschungen verdächtig zu machen und des gegenwärtigen Recensenten Vorstellungen vom Ursprung der Bücher Samuels, der Könige und der Chronik zu bestreiten gesucht. Der Rec. hat nie etwas darauf erwidert, als die wenigen Worte, welche in der neuesten Ausgabe seiner Einleitung in das A. T. (Th. 3. S. 603) stehen: wozu sollte man auch Zeit, Mühe und Papier an etwas verschwenden, was seinen Untergang in sich selbst trägt? Auch die Beurtheilung der de Wettischen Beiträge, die der Verfasser dem Rec. S. VI der Vorrede als etwas entschieden Gewisses beylegt, ist nicht von ihm, sondern von einem ihm völlig unbekanntem Gelehrten. Dagegen hat Herr Prof. Dahler in Straßburg vor 5 Jahren eine eigene Schrift: *de librorum Paralipomenon auctoritate et fide historica* (Argent. 1819. 8.) herausgegeben, in welcher das Ungegründete der de Wettischen Anklagen des Chronisten gezeigt worden. Gegen diese Schrift hat nun Hr. Gramberg seine Ausführung gerichtet. Aber abgerechnet einige kleine Versehen, die der Verf. ihm nachgewiesen und die nur einen fehlerhaften Schriftsteller nicht beschleichen werden, findet der Rec. des Herrn Prof. Dahlers Kritiken der de Wettischen Mißgriffe völlig gegründet (s. Götting. gel. Anz. Jahrg. 1819 S. 1444), ietzt aber auch auf der andern Seite, daß sich Hr. Gramberg als einen schlauen Sachwalter seines Klienten (wie S. 34. 52. 55. 56. 89. 135. 251. 158) und dabey eine Unverdroffenheit und eine Beharrlichkeit des Fleißes bewiesen hat, daß man nur bedauert, ihn nicht auf einen belohnendern Gegenstand gewandt zu sehen. Doch haben wir bey der Vergleichung auch gefunden, daß nicht überall Herrn Dahlers Meynung und Gründe ganz richtig angegeben sind. S. 5 vermißt G. eine Widerlegung der de Wettischen Gründe wegen 1. Chron. 16, 8 — 36; wir haben sie doch umständlich von D.

beleuchtet gefunden p. 45—48. S. 12 u. 13 soll D. ohne Gründe eine Interpolation 1. Chr. 3, 19=24. 39, 7. angenommen haben; Gründe finden sich aber p. 5. 17 u. 75 ff. S. 14 ist von Gramb. übersehen, daß die einzelnen Stellen, die von dem Haß des Chronisten gegen die Israeliten vorkommen sollen, von D. beleuchtet sind wie p. 95. 104. 127. S. 183 hätte G. die Verwirrung im Texte der Könige, die D. p. 85 nachweist, nicht übergehen sollen; aber sie war zu Gunsten der Chronik (2. 7, 5—10) ferner S. 320. G. vergl. mit D. p. 104 u. f. w.

L ü n e b u r g.

Ben Herold und Wahlstab: *Lactantii carmen de Phoenice ad Codices quosdam Mss. antea nondum collatos veteresque edd. recensuit et cum lectionis varietate edidit Adolphus Martini, Phil. Dr 1825. S. 109. in Octav.*

Dieses kleine Gedicht, welches zu den besten seines Zeitalters gehört, ist immer sehr häufig gelesen und herausgegeben, besonders in den meisten Ausgaben des Lactantius und in Sammlungen lateinischer Dichter; doch war eine genaue kritische Bearbeitung noch immer nicht überflüssig, da, wie Hr. M. bemerkt, auch der neueste Herausgeber J. Ch. Wernsdorf sich nicht sonderlich um die Kritik bekümmerte, und ihm unter anderen Hülfsmitteln auch der Claudian von Burmann gefehlt hat. Es wird daher diese genaue mit sorgfältiger Benutzung aller möglichen Hülfsmittel und nicht gewöhnlicher Sprach- und Sachkenntniß durchgeführte Bearbeitung des Gedichtes allen Freunden der spätern Lateinischen Dichter sehr willkommen seyn. Der Herausgeber benutzte außer den schon sonst bekannten Lesarten, sieben noch unverglichene Handschriften, eine Lüneburger (in der Bibliothek der Ritteracademie) vom Jahr 1468, eine Mün-

hensche, welche er beide selbst verglich, zwey Wolfenbüttelsche, eine Leipziger, eine Wittenberger und eine Dresdensche Handschrift. Die Vergleichung der Wittenbergischen verdankt er dem trefflichen Wolfenbüttelschen Bibliothekar Hrn. Ebert, der sie 1809 in Wittenberg verglich, die übrigen sind von andern Gelehrten verglichen. Da diese Handschriften sämmtlich sehr spät und mit andern schon verglichenen verwandt sind, konnten sie an den schwierigen Stellen z. B. B. 126. 134. 147. nicht ausbelfen, dennoch war die durchgängige und genaue Vergleichung derselben sehr verdienstlich, da die früheren Herausgeber zum Theil weniger sorgfältig bey der Benützung der Handschriften gewesen sind. An mehreren Stellen hat der Herausgeber mit Recht die handschriftliche Lesart wieder hergestellt. Auch B. 62. konnte *adsuetum nemoris* behalten werden, und B. 18. *emicuit luminis aura* ist durch Virgil VI. 204. *auri per ramos aura refulsit* vor allen Aenderungen sicher; *luminis oras* gehört nicht hierher. B. 8. steht *eminet* sicher; *enitet* nie mit den *Accusativ.* Nur an einigen Stellen sind Conjecturen im Texte stehn geblieben, welche eben so nothwendig als einleuchtend richtig waren, einige Stellen sind in allen Handschriften so verderbt, daß sich gar nichts darüber mit Gewißheit bestimmen läßt. Mehrere Stellen sind sehr glücklich behandelt, und liefern Beweise von einer bedachtsamen und sorgfältigen Critik. Wir könnten unseren Lesern verschiedene Proben davon vorlegen, wenn der Raum gestattete, in die Beurtheilung einzelner Stellen tiefer einzugehen. Wir erwähnen nur noch die Prolegomena, welche größtentheils critischen Inhalts sind und besonderen Dank verdienen. (Einen erklärenden Commentar hat Hr. M. nicht beygefügt, verspricht ihn aber später zu liefern). Im ersten Abschnitt wird untersucht, ob Lactantius Verfasser des Phönix sey. Die da-

gegen gemachten Einwürfe werden kurz aber deutlich aufgeführt und beseitigt, und der Herausgeber stimmt denen bey, welche den Lactantius für den Verfasser halten. Dann kommen testimonia über das Gedicht. Herr Martini hat zu den schon früher zusammengestellten noch mehrere gesammelt. Dann folgt ein Verzeichniß der Handschriften des Lactantius, in welchen sich der Phönix befindet; Nr. 1 = 29. b und dann N. 28 = 34. Die oben erwähnten, von dem Herausgeber verglichenen. Doch sind einige mehrmals aufgeführt, weil die Herausgeber sie nicht genau genug bezeichnet haben. Dann folgt ein sehr vollständiges und wohlgeordnetes Verzeichniß von den Ausgaben dieses Gedichts, in den Werken des Kirchenvaters, einzeln, und in anderen Sammlungen. Hr. M. macht auf mehrere sonst noch nicht beschriebene alte Ausgabe aufmerksam. Die drey letzten Abschnitte enthalten eine genaue Beschreibung des Phönix nach den Angaben der alten Schriftsteller, dann Bemerkungen über die symbolische Bedeutung des Vogels, und über den Phönix auf Münzen. Sie zeugen von des Verfassers Gelehrsamkeit und treffendem Urtheil, und lassen uns von dem versprochenen exegetischen Commentar ausgezeichnetes erwarten. Am Ende des Buchs ist ein Verzeichniß der Schriftsteller beygefügt, welche des Phönix gedenken, sowohl classischer als späterer. Eine Hauptstelle in Tacitus Annalen ist wohl nur durch ein Versehen bey dem Drucke ausgefallen. Denn die Entfernung des Herausgebers vom Druckorte hat mehrere Druckfehler veranlaßt, welche sich mit dem schönen Außern des (Biewegschen) Druckes sehr schlecht vertragen. S. 10. sincerissimam st. sincerrimam S. 32. excusa st. excussa. B. 47. voces. S. 109 Raffine st. Raffini verbessert der Herausgeber nachträglich. Wir bemerkten noch folgendes im Texte,

B. 11. Phaetontaeis. 47. aedonēae st. aedoniāe
 81. Pygmeae. 82. Sabea. 85. achanti. 88. mir-
 rae. 115. ac ubi. 134. pingitūr ceu. 86. thuris
 lacrimae: das letztere, die gewöhnliche Schreib-
 art schlechter Handschriften, kommt dem Lactan-
 tius gar nicht zu; wir wissen, daß diese Schreib-
 art zu Cicero's Zeiten aufkam, ohne von ihm an-
 genommen zu werden, und zu Gellius Zeit schon
 längst wieder abgekommen war: thuris ist falsche
 Schreibart (s. Schneider's Gramm.) B. 52. usque
 nemus kann nicht recht seyn, da der Sonnenun-
 tergang gemeint ist. 66. Phoenicen nomen de-
 dit statt Phoenices ist das n fälschlich angezogen,
 und kann nicht gebilligt werden. 88. Panachaea
 ist aus mehreren Gründen falsch. Panchaia ist
 nicht mit Achaia zusammengesetzt, kann auch
 keine solche gedehnte Form haben, auch steht nie
 Achaea für Achaia als Land. Rec. hält die eine
 Lesart von Heinsius et sociat myrrhae vim pa-
 nacea tuam, der es auch nicht an handschriftli-
 cher Bestätigung fehlt, für ganz richtig. B. 90.
 in talique thoro (toro) wäre doch auch für einen
 noch schlechteren Dichter zu elend. Zu der richti-
 gen Lesart Vitalique vergl. B. 95. genitali
 morte. B. 50. in adaspectum möchten wir der
 wohlbegründeten Lesart in adpectu nicht vorziehen,
 wenn auch kein gereimter Pentameter durch jenes
 entsteht. Vermuthlich wollte auch Hr. M. in
 adpectu mit seinen Handschriften. — Rec.
 schließt diese Anzeige mit dem Wunsche den talent-
 vollen Herausgeber, welcher seinen Fleiß bereits
 auf mehrere spätere Lateinische Dichter, besonders
 aber auf den Avienus gewendet hat, bald wieder
 auf diesem Felde der Critik anzutreffen.!

— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 3. Januar 1825.

B e r l i n.

Bey Schlesinger: Die Stockbörse und der Handel mit Staatspapieren. Für Juristen, Staats- und Geschäftsmänner, besonders Kaufleute und Makler. Aus dem Französischen des Herrn Coffiniere, Advokaten zu Paris. Herausgegeben mit einem Nachtrage vom Geheimen Rath Schmalz zu Berlin 1824. 8. 308 S.

Die Staatspapiere vertreten jetzt in Europa zum Theil die Stelle des baaren Geldes, besonders insofern es als Kapital gesammelt und verwahrt wird, um zum Gutsankauf oder jeder andern Anlage gebraucht zu werden. Wenn sich nun ein solches Geschäft findet, so sichert sich sein Unternehmer in der Berechnung über Kosten und Gewinn dadurch, daß er zu gleicher Zeit z. B. den Gutsankauf und den Verkauf seiner Staatspapiere abschließt. Aber in den seltensten Fällen erfolgt gleich bey dem geschlossenen Geschäft auch schon die Zahlung. Der Unternehmer würde also die Zinsen von seinem Capital längere Zeit verlieren, wenn er seine Staatspapiere früher versilberte, als er das baare Geld bedarf. Er verkauft sie daher auf Zeit, oder giebt sie erst zu dem schon jetzt bestimmten Preise dann ab, wann

er sein Geld braucht; und auf gleiche Weise kauft sie derjenige auf Zeit, welchem zu einer bestimmten Frist ein Capital eingeht. Dieser Handel mit Staatspapieren auf Zeit ist eben so nützlich als rechtlich, und ihn gesetzlich beschränken oder verbieten würde störender seyn, als den Lieferungsvertrag von Wolle oder Getreide zu verbieten.

In seine Form hat sich aber die Spielwuth mit Staatspapieren gehüllt, wovon in der Nachschrift zu dem vorliegenden Buche bemerkt wird: Jetzt haben wir in Berlin auch leider die traurige Erfahrung gemacht, wie die Pest dieser Börsenspielsucht furchtbar reißend fortschreite mit allen ihren Begleitungen mannigfacher Schändlichkeiten, wie sie mancher Menschen zum Bankerut, zum Selbstmorde gebracht, seine Familie elend gemacht, seine redlichen Gläubiger um das Ihrige gebracht, ja sogar solide Männer und Familien, welche Staatspapiere besitzen, in Schaden, oder doch in Unruhen und Sorgen verwickelt haben. Mit diesen Berliner Nachrichten stimmen die Zeitungsnachrichten überein, welche eine Menge der Selbstmorde zu Paris und die mit dem Tode bestrafte Vergehen des Banquiers Fauntleroy zu London dieser Spielwuth zuschreiben. Die Schrift selbst läßt keinen Zweifel, daß in Frankreich der Mißbrauch mit dem Rentenverkauf auf Zeit gerade von denen befördert und getrieben wird, welche zu seiner Abwehr bestellt sind: von den Wechselagenten. Es sind ihrer sechszig bey der Pariser Börse, welche das ausschließliche Recht zur Vermittelung des Rentenhandels haben und dadurch bisher in dem Bezuge eines jährlichen Einkommens von mindestens 12 Millionen Franken gewesen sind. Sie sollen selbst keinen Antheil an dem Rentenhandel nehmen, indeß deutet die Schrift an, daß es doch geschehen; und in den unglücklichen Folgen des unglücklichen Reductionsplanes mit den Renten ist es nur zu offenbar geworden. Andere ihnen (den

Wechselagenten) ungünstige Verordnungen sind kaum durch die größte Mühe wieder an das Tageslicht gebracht. Sie haben dagegen eben mit Hilfe von Verordnungen wider Agiotage sich selbst, ihr Geschäft und Verfahren in ein solches Geheimniß gehüllt, und sich in eine solche Corporationsgewalt gesetzt, daß sie, so unglaublich es scheint, sich des ausschließlichen Klagerrechts gegen Rentenkäufer und Verkäufer bemächtigt haben. Verordnungsmäßig sollen sie die Käufer und Verkäufer geheim halten, und für die Geschäfte, welche sie vermöge Auftrags derselben abschließen, verantwortlich seyn; sie müssen nach geschlossenem Kauf binnen fünf Tagen die Papiere und das Geld an einander ausliefern; der Zeitkauf ist nichtig als Spiel und Wette, wenn nicht bey dem Abschluß der Verkäufer die Papiere bereits übergeben, und nur den Preis creditirt, oder wenn der Käufer nicht den Preis bezahlt und die Lieferung der Papiere nur befristet hat; doch gestatteten die Verordnungen auch einen Zeitraum von zwey Monaten, und der Abschluß auf Lieferung zu einer bestimmten Zeit oder früher nach Belieben, verändert die Natur des Zeitkaufs oder verschleiert sie wenigstens; aber die Gesetzgebung ist überdem nicht aus Einem Guß, und nicht in Uebereinstimmung mit sich selbst. Alles dieses konnten die Wechselagenten zur Begünstigung des Scheinkaufes mit Renten benutzen und sie wollten es, weil der Scheinkauf ihnen ungeheuern Gewinn gab, und nur den Spielern Kosten machte. Hatten sich diese verrechnet, hatte z. B. ein Käufer auf einen Monat Zeit über 100,000 Fr. zu Pari abschließen lassen, und als der Monat um und der Kurs 97 war, die 3 Procent Verlust seinem Wechselagenten nicht zahlen können, so ließ der Wechselagent von dem gegenseitigen 100,000 Fr. durch den Syndicus verkaufen, und verklagte nun den Käufer, seinen eigenen Mandanten, auf Erstat-

tung der 3 Proc. Verlust und der Curtage. Man sieht, daß in dieser Klage aller Anschein des Scheinhandels mit Renten vermieden war, und die Gerichte sprachen auch für den Kläger, ohne sich in eine Untersuchung über Agiotage einzulassen. Das Börsenspiel nahm überhand. Es ist erwiesen, daß monatlich wenigstens 15 Millionen bey der Börse umgesetzt wurden, und der ganze Betrag der Renten in Privathänden ist nur 140 Millionen. Er hätte in unaufhörlicher Bewegung seyn müssen, wenn man auf der Börse wirklich gekauft und verkauft hätte, und er war doch größtentheils in den Provinzen ruhig und wohlbewahrt, auch blieb selbst von seinem Bestande zu Paris das meiste in fester Bürgerhand, so daß den Kammern ein Verzeichniß von den Rentenbesitzern nach Classen und nach ihrem Wohnsitz in der Hauptstadt oder den Provinzen vorgelegt werden konnte. Ein solches Verzeichniß würde bey einer wirklichen monatlichen Rentenbewegung von 15 Millionen gar keinen Nutzen gehabt haben, oder nach einigen Monaten schon Antiquität geworden seyn. Also, der Hauptverkehr mit Renten auf der Börse war nicht wirklicher Umsatz der Renten selbst, sondern nur des Betrages, um welchen ihr Cours in einer gegebenen Zeit gestiegen oder gefallen war, oder des Gewinnes, welchen bey ihrem Steigen die Käufer oder die Speculanten à la hausse, und bey ihrem Fallen die Verkäufer oder die Speculanten à la baisse bezogen. Da der Cours eher plözlich sehr tief fallen als sehr hoch steigen kann, so ist das Spiel à la baisse nicht so gefährlich als das Spiel à la hausse. Man bedingt sich daher bey letzterem auch wohl Reukauf aus, und zahlt sofort ein Pro Cent von dem gekauften Rentenbetrage, wodurch man sich von weiterer Entschädigung für den gesunkenen Cours befreyet, während man für den gestiegenen Cours die volle Vergütung erhält. Das heißt *marché libre*, der un-

bedingte Zeitkauf dagegen *marché ferme*. Seit der Schlacht von Waterloo sind die Renten allmählig von 60 über Paris gestiegen, und die Spieler immer mehr durch die schnellen häufigen Bereicherungen angereizt. Wer das Spiel recht verstanden hätte, wäre der reichste Mann der Welt geworden. aber es wird zu sehr durch den Augenblick entschieden, und wer morgen reich geworden wäre, der ward heute arm, weil der Kurs im Steigen sich immer wieder senkt, und dadurch gleichsam neue Schwungkraft erhält. Besonders häuften sich die Verluste bey den Kurschwankungen wegen des Spanischen Krieges, und Graf Forbin Janson verlor unter anderen 300,000 Fr. Um diese Zeit, 1823 fieng das Pariser Tribunal an, dem Zeitkauf als gesetzwidrig rechtliche Folgen abzuspochen. Auf den Kurszetteln der Staatspapiere wurden aber die Rentenpreise auf Zeitkauf nach wie vor bemerkt; das Börsenspiel ward bis zur rasendsten Schwindelen getrieben, als der Reductionsplan der Renten zur öffentlichen Kunde gelangte, und der ganze Europäische Geldverkehr empfand die Folgen dieses Spieles als die Pairkammer jenen unglücklichen Plan verwarf.

Unter diesen Umständen war es sehr zeitgemäß und selbst nothwendig den Zeitkauf in wissenschaftliche Untersuchung zu nehmen. Der Vf. hat es nicht unglücklich gethan. Er gibt eine schätzbare Uebersicht der französischen Gesetzgebung über den Handel mit Staatspapieren. Das Gewerbe der Wechsel- und Handelsmäkler war lange Zeit freyes Gewerbe, die Verordnung von 1572 schrieb dazu die Lösung von Bestellungsbriefen und die Zustimmung der Ortsobrigkeit vor. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts machte man die Verleihung der Mäklerämter zu Finanzspeculationen. 1720 wird eine Art Mäklerordnung erlassen, und kommt der Name Börse zuerst vor, über beides

entwickelt sich die Gesetzgebung 1723 und 1724, und schreitet dann 1785 und 1786 wider die Agio- tage ein. Kaum war 1791 die Aufhebung der Innungen ausgesprochen, so wurden doch die Wechselagenten wieder ermächtigt, ihre Geschäfte den alten Verordnungen gemäß fortzusetzen, auch ward die Börse 1795 von Neuem eröffnet. Hier- auf erfolgte 1801 durch ein Gesetz und 1808 durch das Handelsgesetzbuch eine neue Einrichtung, wel- ches aber §. 90 Verwaltungsvorschriften über die Verhandlung und Eigenthumsübertragung von Staatspapieren vorbehielt. Der Vf. hätte wohl anführen können, daß es eigentlich Verwirrungen im Geldwesen des Staates waren, welche das Spiel mit Staatspapieren und die Verordnungen von 170 und 1785 veranlaßten. Die Gerichte waren immer wider das Börsenspiel und bezogen sich bisher nach dem angeführten Vorbehalte in dem Handelsgesetzbuche auf ältere Verordnungen, wenn neuere fehlten; aber den Zeitkauf überhaupt für gesetzwidrig zu erklären, und mit ihm eine sehr nützliche und rechtliche Vertragsart in Frank- reich zu vernichten, das thaten sie freylich vor 1823 nicht. Der Vf. bemüht sich nun seinerseits zu beweisen, daß der Zeitkauf, wie er in Frank- reich getrieben wird, nicht Rechtens seyn kann, und durch die alte und neue Gesetzgebung verboten ist. Die französische Lebhaftigkeit verleitet ihn dabey gegen bekannte Rechtsgrundsätze zu verstoßen, und zuletzt schlägt er doch wegen des Nutzens des Zeit- kaufs der Renten vor, zu verordnen, daß dabey die verkauften Inscriptionen nach ihren Nummern und den Namen des Eigenthümers angegeben werden sollen. Beyläufig bemerkt er übrigens, daß die Wechselagenten eine Verordnung für die Gül- tigkeit des Zeitkaufs der Renten zu erreichen suchen, daß aber nach seiner Meinung nur durch ein Gesetz darüber entschieden werden könne. In der Nachschrift wird für Preußen ein Gesetz ge-

wünscht, „welches nicht nur jeden Kauf von Staatspapieren auf Zeit, in welcher Art er auch geschlossen sey, für null und nichtig erkläre, also jede Klage auf Coursdifferenz schlechterdings versage, wenn nicht entweder die Papiere wirklich bey dem Abschluß sofort geliefert und der Preis dafür nur creditirt, oder der Preis voraus bey dem Abschluß sofort bezahlt und nur der Lieferung Frist gegeben (welches dann Alles streng und nicht durch bloße Scheine der Contrahenten erwiesen werden muß) oder bey denen die zu liefernden Papiere oder der bezugene Preis gleich bey dem Abschluß gerichtlich deponirt werden, sondern welches auch jede Wette auf die Coursdifferenz unter dem Scheine eines Zeitkaufes oder in anderer Art mit mehrjähriger Zuchthausstrafe belege.“ Ferner wird gewünscht, daß „die hochachtbare Kaufmannschaft von Berlin jedem Mitgliede allen Credit schlechterdings versage, der von jetzt an noch in Zeitkäufe von Staatspapieren ohne wirkliche Lieferung und Zahlung sich einläßt.“

Wie unsere Leser darüber denken mögen, sie werden mit folgenden Sätzen einverstanden seyn. Wenn die Finanzen in ruhiger Ordnung sind, so ist es auch der Staatspapierhandel; und wenn der Staatspapierhandel in ruhiger Ordnung ist, so weicht sein Gewinnsatz von dem allgemeinen, gewöhnlichen nicht ab, also reizt er dann die Spielsucht nicht auf, und sie belästigt folglich weder die Gerichte noch die Gesetzgebung. Aus diesen Sätzen ergibt sich zugleich für ihre Gegensätze, daß von Gerichtswegen nie das Uebel selbst, sondern höchstens seine Folgen getroffen werden können; wobey sich leicht übel noch ärger machen, aber nimmer gründlich helfen läßt.

E b e n d a s e l b s t.

Bei Schlesinger: Windelmann's Briefe.
Herausgegeben von Friedrich Förster. Erster

Band. 1747 = 1761. Auch unter dem Titel: *Winkelmann's Werke*. Ein Nachtrag zu der Ausgabe von H. Meyer und J. Schulze. Neunter Band. 1824. XV. und 472 S. in 8.

Das Interesse, welches jeder an einem Manne von wahrem Genie so gerne nimmt, wird und muß diese Briefe empfehlen. Im Anfang bis der Profeß vorüber ist, fühlt man sich mit dem guten Winkelmann gepeinigt, zuerst durch die Tagelöhner Arbeiten, die keinem Genie zusagen können, nachher durch den Kampf wegen des Schrittes, den er zur Erringung seiner Freyheit, ganz nach seinen Wünschen den Wissenschaften leben zu können, willens ist zu thun. So wie dieser zurückgelegt und Winkelmann auf dem Wege nach Italien ist, athmet er freyer und mit ihm auch der Leser. Es ist interessant zu bemerken, wie er in Rom nach und nach einheimisch wird, und sich zu fühlen anfängt, und dies bemerklich macht; der im Anfang gedrückte Winkelmann wird im Fortgange der Zeit ein ganz anderer Geist. Wer in ähnlichen Zuständen lebt oder gelebt hat, wird aus dieser Umwandlung Kraft, Trost und Erheiterung schöpfen. Bedeufende Zusätze zu den anderwärts schon bekannten Verhältnissen, in denen Winkelmann lebte, erfährt man aus diesem ersten Bande bisher ungedruckter Briefe nicht; dagegen diesmal schon, wie allmählich seine Beschreibung der geschnittenen Steine des Barons von Stosch entstanden, ausgefeilt und zu Stande gekommen ist. Uehnliche Aufklärungen wird wahrscheinlich die Fortsetzung dieser Briefsammlung über seine übrigen spätern Werke verbreiten. Man hat allerdings in ihnen einzelne kleine Unrichtigkeiten bemerkt, und großes Aufheben davon gemacht: aber mag immer ein Mann von solchem Geist in manchen Kleinigkeiten fehlgreifen; zu seiner Zeit wird sich immer jemand finden, der sich zu einem Nacharbeiter paßt, weil er höhern Geistesflügen nicht gewachsen ist. Bey allen seinen Fehlern bleibt der erstere doch der Meister.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. 4. Stück.

Den 6. Januar 1825.

K o p e n h a g e n.

Bei H. F. Popp, 1824: Jómsvíkínga saga, útgefin eptir gamalli kálfskinnsbók í hinu konúngliga bókasafni í Stockhólmi (Jomsvíkinger Sage, nach einer alten Pergamenthandschrift der stockholmer Bibl. herausgegeben) mit dem Umschlagtitel: Fornmanna Sögur. Synishorn (Sagen der Vorfahren. Probeheft). 52 Seiten in Octav.

Verglichen mit der altdeutschen Geschichte hat die altnordische den großen Vorzug, daß sie von Anfang an in der Landessprache beschrieben worden ist. Nicht nur schießt sich die Sprache jedes Volks, das überhaupt historisch wird, am natürlichsten und besten zu der Erzählung seiner Begebenheiten (um bloß das anzuführen, die Eigennamen müssen sich in jeder fremden Zunge entstellen); sondern es läßt sich auch beweisen und ahnen, daß manche Dinge, wenn sie der einheimischen Sprache entzogen werden, gar nicht berichtet worden sind. Was der Erzählende sagen kann und will, hängt gewiß viel von dem Medium ab, dessen er sich da-

zu bedient. Nebenumstände und was in der Begebenheit gerade recht nationale Färbung hat, wird er, weil ihm die fremde Sprache dafür versagt, übergehen müssen, Ausführlichkeit, die Grundlage des wahren historischen Interesses, wird er meiden wollen, da er nicht zu der Menge seiner Landsleute, die gern alles hören und theilnehmend verstehen, vielmehr zu dem engen Stande zerstreuter Gelehrten spricht, denen es schon um etwas anderes zu thun ist, die manches voraussetzen und manches verschmähen. Es läßt sich nicht leugnen, in diesem Stück hat die das Christenthum begleitende lateinische Sprache und Schreibgewohnheit der europäischen Geschichte Abbruch gethan. Ein fremdartiger Mantel, falsche Falten werfend, deckte uns die Schultern, die natürliche Tracht des Ausdrucks, die freye Bewegung der Rede sind davor gewichen und zugleich war es um die Erzählungslust geschehen. Der deutschen Vorzeit wird niemand die Fülle von Sagen und Begebenheiten abstreiten, Fähigkeit sie zu schildern unserer alten Sprache nicht leicht ein Kenner. Wie dürr und wie saftlos sind aber die ältesten Annalen. Was hätte seit dem Durchdringen der Schreibkunst nicht verzeichnet werden können. Wir sehen es zum Theil noch an angelsächsischen Denkmählern, weit mehr an altnordischen. Der Kern von Deutschland war nicht thatenärmer; vom siebenten Jahrhundert an lebten zu St. Gallen, Mainz, Fulda und anderer Orte, gebildete und erfahrene Männer, denen es nicht schwer gewesen wäre, die Ereignisse ihrer Zeit, die noch frische Sage der Voreltern aufzuschreiben und es mit Einsicht und Geist zu thun. Lambert *),

*) Aus übler Gewohnheit nach Aschaffenburg benannt wo er bloß erzählt Priesterweihe empfangen zu haben. Er lebte und schrieb zu Hersfeld. Seinen Geburtsort weiß man nicht.

der sein Latein so handhabt, daß es dem Scaliger auffiel, würde ganz anders gewirkt haben, wäre von ihm, was er mit seiner Gabe beobachtete, in dem reinen Deutsch seiner Zeit niedergeschrieben worden. Wie rein und gefüg man dazumahl Deutsch schreiben konnte, beweisen der ihm fast gleichzeitige Willeram, der nicht viel ältere Notker. Aber wohin wandten diese ihr Talent und ihren Fleiß? auf Uebersetzung des Hohenliedes, der Psalmen, des Boethius de consolatione, des Martianus Capella Und wie übertrugen sie? zwar in so richtige deutsche Worte, daß wir noch lange aus ihren schätzbaren, glücklich erhaltenen Werken unsre Grammatik studieren werden, ihnen aber war viel weniger gelegen an dem Fluß der deutschen Rede als daran, ihre theologisch-scholastische Erklärung der Texte anzubringen. Daher sie beständig lateinische Wörter und Phrasen mit einmischen, den Zusammenhang durch die Definitionen und Argumentationen der Schule unterbrechend In der Hinsicht steht Notkers Boethius weit unter dem angelsächsischen König Alfreds. Würden wir nicht Notkers mühsame, an sich sehr verständige, aber leblose Arbeit mit Freuden hingeben für die gleichzeitige Niederschreibung einer deutschen Begebenheit nicht größeren Umfanges, als die vorliegende Tomävikingersage ist? Wir hätten ein Paar alte Wörter weniger, dafür desto lebendigere Redensarten und erfreuten uns des Inhalts.

Den Reichthum der altnordischen Sagen zu übersehen ist durch Müllers verdienstvolle Sagenbibliothek nunmehr außerordentlich erleichtert worden. Es kann auch nach desselben Gelehrten und anderer Untersuchungen von zweyerley Vorurtheilen, die früher zur Geringschätzung dieser Sagen beigetragen haben, viel weniger die Rede seyn. Das eine betrifft die Vermengung historischer Elemente mit mythischen, die in den einzelnen Sagen mehr

und minder statt findet. Sie ist aber nothwendig, eben ein Zeichen des nationalen Ursprungs der Geschichte und den Geschichtsforscher zu dem anziehenden Geschäfte der Sonderung nöthigend. Wo eine Geschichte mit bloßen Jahrszahlen und Namen anhebt, wird die Critik freylich schneller fertig, gelangt aber auch zu kleinerem Resultat. Man hat es zweytens viel zu übel genommen, daß die isländischen Sagen in späteren Handschriften auf uns gekommen und beträchtlichen Umarbeitungen ausgesetzt gewesen sind. Auch das ist von jeder das Volk durchdringenden Geschichte gewissermaßen unzertrennlich, und es gibt kaum eine bedeutende altnordische Sage, von der sich nicht beweisen ließe, daß ihr ältere Lieder und Traditionen zum Grunde liegen. Das im Norden länger haltende Heidenthum hat zwar zu der Bildung und Festwurzelung des Stocks vaterländischer Geschichte mitgewirkt, ist aber nicht als die einzige Ursache ihres Aufwuchses zu betrachten. Denn auch andere Länder, die später zum Christenthum bekehrt wurden, die slavischen namentlich, entbehren gleichalter, einheimischer Sagenschreibung, und das Christenthum selbst hat in Norwegen und Island den Gebrauch der Landessprache zur Geschichte durchaus nicht verdrängt.

Beynahe um die Zeit, wo Notker in der Sanct Galler Zelle saß und schrieb, fast in der Gegend, wo er noch Menschenfresser (man-ëzen) vermutete (im Mart. Cap. zur Erläuterung von ambro heißt es: aber weletabi *), die in germania sizzent, tie wir wilze heizên, die nescament sih nicht zechêdenne, daz sie iro parentes mit

*) veletovi mit epenthetischem slavischem ov des Pluralis? dann läge der Sing. velet, vilet dem wilz der Deutschen ganz gerecht, die begreiffich den Pl. wilzi (nicht wilzowi) bildeten. Gehört es zur Wurzel litati (fliegen)? vletowi Eingeflogene?

mêren rëhte ëzen sulîn, danne die wurme), lebten die Helden, deren bewundernswürthe Thaten die Jomsvikingersage auf die Nachwelt gebracht hat. An der Küste Pommerns, da wo das jetzige Wollin liegt, ließen sich mit Verstattung Herzog Burisslavs (hier Burizleifr, König von Windland genannt) in der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts nordische Auswanderer nieder. Der Landstrich hieß damahls Jómi (bey Adam von Bremen jumne, jumno, provincia) wovon ihre Burg den Namen Jóms-vík, die Bewohner den der Jóms-víkingar empfiengen. Saxo Grammaticus nennt sie Julinenses und ihre Niederlassung Julinum, bey noch andern scheint Julinum die Stadt von der daneben liegenden Jomsturg unterschieden; Julinum aller Wahrscheinlichkeit nach eins mit Wollin. Durch Schreib- oder Lesefehler ist aber Adams bremens. iumne in vineta verwandelt worden, an den Unnamen und die Fabel von Wineta hat sogar Joh. Müller geglaubt. Man kann das Weitere bey dem neusten Geschichtschreiber Pommerns (Kanngießer Bekehrungsgesch. Pomm. Greifsw. 1824. S. 67 = 73) nachsehen, welchem jedoch die gründliche Untersuchung Kumohrs (Samml. für Kunst und Hist. Hamb. 1816. 1, 43 = 92) unbekannt geblieben zu seyn scheint.

Die Jomsvikingen waren noch heidnisch und nordischer Sitte der Seeräuberer ergeben. Der besondere Geist und Muth ihrer Anführer, ihre abgeschiedene Lage schufen aus ihnen eine engere und strengere Genossenschaft, deren Gesetze hier im achten Capitel verzeichnet stehen. Es wurden keine unter achtzehn und über funfzig Jahre aufgenommen. Sie rächten einander wie Brüder. Keiner durfte ein Zeichen von Furcht von sich geben, alle gemachte Beute wurde gemeinschaftlich vertheilt, Weiber kamen nicht in die Burg. Die Beobachtung dieses heidnischen Ritterordens und ihre uner-

chütterliche Tapferkeit machten sie in der ganzen Gegend furchtbar, allein sie unterlagen bald in einem Kriegszuge gegen Norwegen, dessen Beschreibung und tragischen Ausgang hauptsächlich ihre Sage füllt. An dem Treffen bey Hiörúngavágr nahmen auch isländische Scalden Theil durch welche die Kunde der Begebenheit schnell verbreitet und in der nordischen Ueberlieferung befestigt wurde. Die gegenwärtige Auffassung der Sage scheint nur bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu reichen (Müller III, 95.), aber es müssen schon in dem zwölften abweichende und einstimmige Recensionen im Umlauf gewesen seyn, aus denen Særo, theilweise auch Snorro ihre verschiedenen Berichte schöpften. Die meisten Thatsachen tragen das Gepräge innerer Glaubwürdigkeit an sich, wie sie zuletzt immer nur aus der Erzählung Mitlebender hervorgegangen seyn kann.

Unter den Jomsvikingern ragen nach Palnatoki, der schon vor der Catastrophe stirbt, der Jüngling Wagn hervor, welcher ihr entgeht und Bui, welcher in der Seeschlacht, als ihm die Hände abgehauen sind, mit den Stümpfen die Goldkisten fassend über Bord springt, um sie nicht in des Siegers Hände gerathen zu lassen. Auf Sigvald, den Anführer, fällt ungünstiges Licht; im Augenblick der höchsten Gefahr flieht er, da wirft Wagn das Speer nach, daß es den Steuermann ihm zur Seite durchbohrt. Zu Haus angelangt, muß er den Spott der ihn badenden Hausfrau dulden über seine heile Haut. Die Krone der ganzen Beschreibung ist das funfzehnte Capitel, wo die gefangenen Helden gebunden und von den erbitterten Norwegern, denen sie unsäglichen Schanden gestiftet hatten, hingerichtet werden. Hier kommen Züge vor, wie sie Livius erzählen könnte. Vor dem Enthaupten werden die Einzelnen nacheinander aus den Banden gelöst, Knechte winden

ihnen das Haar an einem Stock auf (snúa vönd í hár) damit das Schwert den Hals finden kann. Zuerst werden die Schwerverwundeten niedergehauen. Der Anführer der Feinde, ihren Muth zu prüfen, legt ihnen Fragen vor; alle im Angesicht des Todes geben kühne und beißende Antwort. Was hältst du vom Sterben? fragte Thorfell den vierten Mann; guts, versetzte er, mir geschieht was meinem Vater. Was geschah ihm? sagte Thorfell. Der Jomsvinger antwortete: hau du! er starb. Einige bewähren ihre Unererschrockenheit durch letzte Bitten, Der siebente sprach: hau mich schnell nieder; ich halte ein Messer in der Hand, wir haben unter uns wohl davon geredet, ob ein Mann, wenn er schnell enthauptet wird, noch etwas wisse; das sey nun ein Zeichen, wenn ich noch etwas weiß, will ich den Kneif vorweisen, wo nicht, so wird er hinfallen. Der Hieb trennte das Haupt vom Rumpf und der Kneif fiel zu Boden. Dies erzählt Snorro (Heimskr. I, 240) etwas abweichend: dálc hefi ec á hendi, oc mun ec stínga í jördina, ef ec veit nockot, thá er höfut er af mer höggvit (ich halte eine Fischgräte, damit will ich in die Erde stechen, wenn ich etwas weiß, nachdem mir das Haupt abgehauen ist). Der Erfolg war derselbe. Der eilfte bittet, daß ihm kein Knecht nahetrete und ein Eder das Haar vom Haupt halte, damit es nicht blutig werde. Zuletzt thut Girifr, ein mildgesinnter Norwege, dem Blutvergießen Einhalt, und rettet den übrigbleibenden das Leben. — Seite 40 = 42. ein wichtiger Beytrag zu dem heidnischen Aberglauben. Dem norwegischen Jarl Hakon bangt vor dem Ausgang der Schlacht, er landet auf einer Insel, geht einsam in den Wald, kniet nieder und betet, gen Norden gerichtet. Thorgerd Hólga-brudr zürnt und hört ihn nicht. Er bietet ihr Opfer, sie will nicht, er bietet Menschenopfer, sie weigert immer noch. Da

bietet er ihr Erling seinen siebenjährigen Sohn, den nimmt sie an; alsobald überliefert er das Kind einem Knechte, welcher das Oser vollzieht (das Kind tödtet, das heißt hier veita sveini skada). Vertrauensvoll beginnt nun Hakon das Treffen. Mitten im Kampf erscheinen Thorgerd und Irpa ihre Schwester zu Hülfe den Norwegern, aus jedem ihrer Finger fliegen tödtende Pfeile; ein schreckliches Unwetter treibt unzenschwere Hagelkörner (die Helden wiegen sie nachher in Schalen, S. 44) den Fomsvikingern entgegen, die im Streit mit übernatürlichen Wesen den Muth nicht verlieren. Von der Verehrung dieser weisen Jungfrauen ist auch in einigen andern Sagen die Rede, Hauptstellen sind: Snorra-edda doemis. 65. (ed. holm. p. 154) Níalssaga cap. 89. Olaf Trygvas. saga bey Torfaeus hist. Norveg. II, 412 413.) und Faereyínga saga (bey Müller 1, 179. 180.) Thorgerd heißt bald hörga-brúdr (sponsa divum, s. idolorum, althochd. harugô prút?) bald hólga-brúdr (Königs Hólgi Tochter, der in Gudmunds Genealogie oder attartala vielleicht richtiger Háleygr genannt wird, Níalssaga cap. 114.) Irpa (dem Namen nach die schwarzbraune, von iarpr) wird seltner erwähnt. Beider Verehrung, mit der des Thor, neben dessen Bild die ibrigen aufgestellt wurden, scheint aber in die letzten Zeiten des Heidenthums zu fallen der bekehrte Olaf zerstörte die Götzen. Sie erinnern sehr an das, was Tacitus von der germanischen Veleda und Aurinia erzählt, denn nach einigen in der nord. Sage verrathenen Umständen mögen wirklich lebende Frauen bey diesem Dienst im Spiel gewesen seyn. Nach Einführung des Christenthums vergrößerte sie der Volksglaube in Hexen und Wettermacherinnen, flagd, wie es in vorliegender Sage heißt; auch wird unter den tröllqvinna heiti (Namen für Zauberweiber) die hólga oder hörga-brúdr (Steinbraut,

Riesenbraut) namentlich aufgeführt. Snorro übergeht in seinem Bericht von der Hibrungavagrslacht sowohl das Opfer, als die Erscheinung der göttlichen Jungfrauen, er spricht bloß von Hagelwetter. Saxo meldet gleichfalls die infesta nimbi vis, weiß von dem Opfer zweyer Söhne sogar (p. 183. ed. steph. Haqvinius — duos praestantissimae indolis filios hostiarum more oris admotos, potiendae victoriae causa, nefaria litatione mactavit) der Thorgerd und Irpa geschweigend. Es ist auch sonst vieles anders bey ihm, er nennt einen in der Jóns v. saga gar nicht stehenden Carls hefni und läßt den Sivaldus nicht fliehen, sondern tapfer streiten und mitgefangen werden.

Wir wollen noch aus S. 37. 38. anführen, woher der Dichter Einar den Beynamen skáláglamm (Schalenklang) hatte. Einar war dem Hakon in die Schlacht gefolgt, bezeigte aber nicht übel Lust ihn zu verlassen und auf Sigvalds Seite zu treten, bis ihn Jarl durch ein Geschenk begünstigte. Er gab ihm zwey Schalen von Silber und vergoldet und zwey Gewichte, eins von Silber, das andere von Gold, worauf eines Menschen Bild gegraben war. Diese nannte man Loose und verfuhr so damit: der Jarl bestimmte, was jedes Gewicht bedeuten sollte, legte sie darauf in die Schalen und wenn das oben hin kam (kom upp?), was er wünschte, so erklang die Schale. Die Beschreibung dieses Looses ist nicht ganz deutlich und vielleicht aus einer andern Stelle zu erläutern.

Zum Beyspiel wie die letzte Auffassung der Sage selbst schon die ältere Darstellung auf ihre Weise nahm, gereicht, was im 16. Cap. von dem ins Meer versunkenen Bui berichtet wird. Der Volksglaube ließ ihn zu einem Drachen werden, der auf seinem Golde liegt. Der Ordner der Sage findet wahrscheinlicher, daß sich ein böser Geist des Schatzes bemächtigt habe und darauf erscheine. Eine Aus-

legung die schon aus dem Aberglauben der christlichen Zeit hervorgeht.

Diese kleine aber anziehende Tomsvikinga Saga ist der gutgewählte Vorläufer eines umfassenden Unternehmens, zu dessen Ausführung, nach einem beygelegten lateinisch geschriebenen Prospectus, sich die Herrn Brynjulfsøn, Egilsson, Gudmundsson und Rafn *), die beiden ersten auf Island, die beiden letzten zu Copenhagen wohnhaft vereinigt haben. Sie gedenken jährlich eine altnordische Sage (Fornmanna Saga) ganz im Format und Druck der gegenwärtigen Probe, herauszugeben und bereits im Jahr 1826 mit der Olaf Tryggvasons Saga den Anfang zu machen. Zwanzig Bogen des altnordischen Textes sollen die Subscribenten für 1 Thlr. 4 Ggr., für eben so viel die dänische Uebersetzung, für 2 Thlr. 8 Ggr. die lateinische sammt den nöthigen Erläuterungen erhalten. Man braucht jedoch die Uebersetzungen nicht mitzunehmen, kann sich auch jede derselben besonders anschaffen.

Da wir dieser Ankündigung allen Erfolg wünschen, so sey eine Bemerkung über Kleinigkeiten der Orthographie und Correctur erlaubt, welche uns nicht völlig befriedigt haben. In dem optirmáli werden die Grundsätze angegeben, nach welchen sich die Herausgeber in Schreibung einiger Vocale und Consonanten Abweichung von der Ungleichförmigkeit der Handschriften gestatten. Ihre Regeln eingeräumt (und einige derselben scheinen Widerspruch zuzulassen) finden wir sie nicht sorgfältig genug ausgeführt. Wenn die Unterscheidung zwischen a v

*) Herr Rafn hat seinen Eifer für die altnordische Literatur durch dänische Uebersetzungen mehrerer Sagen (Nordiske Kæmpe-Historier. Kopenh. 1821 = 1823. fünf Abtheilungen) rühmlich an Tag gelegt.

und au gefällt, d. h. letzteres für den wahren Diphthongen, ersteres für den Umlaut des a durch u gebraucht werden soll, so hätte das damit gleichlautende ö gemieden werden müssen. Im Text wird aber bald av (lavndum) bald ö (mörgum) gesetzt, oft in denselben Wörtern z. B. 42, 19. havggr 42, 24. höggr, wo dazu unsrer Ansicht nach beide falsch sind, indem hauggr stehen sollte. Wir würden da, wo av mit Recht gilt, überall ö vorziehen. Unleidlich ist aber ö für o (u) z. B. 13, 11. ör; 15, 2. brött; und gar in der Flexion: 15, 2. konö; 20, 12. kistör; 21, 12. várö; 41, 3. elinö; 48, 18. harinö; ja 6, 4. Saumaesav (l. Saumaesu d. h. der Mätherin). Ueber ae und oe, das die Handschriften gleichfalls verwirren, ist hinten nichts angemerkt, der Text unterscheidet sie nicht gehörig, z. B. 10, 25 steht noetr für naetr; 22, 22 doell, 24. daell. zuweilen wird langes a mit dem Circumflex bezeichnet, z. B. svâ, qvân geschrieben neben â, sâ. Der Circumflex scheint allerdings für die Länge angemessener, müßte aber bey allen Vocalen und nicht abwechselnd mit dem Acutus verwendet werden. Einigemahl hat den Corrector dänisches g für altnordisches k beschlichen, 18, 6. thig; 9, 15 og; 46, 8, 15 miög. Statt y wird auch falsches i gesetzt, z. B. häufig thickir für thyekir. Druckfehler scheint 4, 24 Stefairs für Stefnis.; 1, 14 nitto für neitto, wenigstens kennt Biörn nur neita, kein nita.

Von der lateinischen Uebersetzung ist uns keine Probe zugekommen, wohl aber die dänische zumeist entbehrliche, da selbst in Dänemark die Originale ziemlich leicht und mit dazu gehaltner lateinischer Version völlig verstanden werden können. So fließend sich diese Uebertragung liest, hat doch natürlich der kräftige und naive Ausdruck des Textes an manchen Stellen verloren, die aristophanische Neufassung und Gebährde des zehnten Hingerichteten muß in einem gelinden Euphemismus wieder gegeben werden. Mit den Eigennamen wird nicht

ganz richtig verfahren, z. B. Pálnir durch Palner verdánischt, es sollte Palne heißen. Auch Thor-
kel Leira (selbst im Original 46, 6, 10. leira
für leiru oder leiro) gefällt uns nicht, obgleich es
hergebracht ist. Aber Kanngießer, der überhaupt
die Geschichte der Somsvikinger dem Snorro nicht
besonders nacherzählt, hat die Eigennamen noch
mehr verunstaltet und gar einen Palna aus Pálnir
gemacht.

Eben daselbst

In der Gyldenalschen Buchhandlung: Den
aeldre Edda. En Samling af de nordiske
Folks aeldste Sagn og Sange, ved Saemund
Sigfussön kaldet hin Frode. Oversat og
forklaret ved Finn Magnusen. Erster Band
1821 LI und 274 S. in 8. Zweyter Band. 1822.
VI und 319 S. Dritter Band. 1822. VI u. 312
S. Vierter Band. 1823. IX und 349 S.

Einer schwedischen, gleichfalls die ganze Säm-
mundische Edda begreifenden Uebersetzung von
Afzelius, welche im Jahr 1818 bereits erschie-
nen ist, haben diese Blätter schon (1820. S. 1443-
45.) Erwähnung gethan. Gegenwärtige dänische
ist in ähnlichem Sinne ausgearbeitet, das heißt,
sie trachtet vor allen Dingen nach einem genauen,
selbst feinen Verständniß des Originals. Nachdem
in der Vorrede die verschiedenen Uebersetzungen be-
rührt sind, sagt der Verfasser: "jeg har stræbt
efter, at min bliver saa nøjagtig og oplysende,
som det nu er mueligt." Mit Recht hat er des-
halb auch keinen Werth auf regelmäßige Beybe-
haltung der Alliteration gelegt, noch auch ist er von
dem schlichten und doch so poetisch-gewaltigen und
kraftvollen Ausdruck des Originals abgewichen. Be-
ruf zu einer solchen Arbeit wird ihm niemand ab-
streiten, da er durch seine Theilnahme an der gro-

ßen Kopenhagener Ausgabe (denn von ihm rührt, die lateinische Uebersetzung und Vorrede ausgenommen, der sämmtliche gelehrte Apparat des zweyten Theils) Bekanntschaft und vertrauten Umgang mit der Edda hinlänglich bewährt hat. Das Geringste also, was wir hier erwarten dürfen, ist ein eben so genaues Verständniß des Textes, als dort; aber bey einem so eifrigen Gelehrten versteht sich von selbst, daß er Berichtigungen und neuerworbene Aufklärungen einzutragen hatte.

Einen bedeutenden Vorzug vor der schwedischen Uebersetzung (die freylich auch nur einen einzigen Band, nicht stärker als einer von diesen vieren, ausmacht) gewähren reichliche Zugaben. Erstlich die einleitende Vorrede, welche eine kurze, aber klare Auskunft über die beiden Edden gibt, worin unter andern wahrscheinlich gemacht wird, daß Snorre die jüngere Edda nur nach Sámunds Sammlungen redigiert, nicht eigentlich verfaßt habe (so wie ihn P. E. Müller in Beziehung auf die Heimskringla darstellt); ferner zu jedem Lied eine besondere Einleitung und genaue Inhaltsanzeige (die man ungern an der großen Ausgabe vermißt); endlich am Schluß ein dreyfaches Register, dessen Nützlichkeit wir nicht weiter rühmen wollen, da sie in die Augen leuchtet. Das alles ist mit lobenswürdiger Sorgsamkeit und sichtbarer Neigung ausgeführt und verdient dankbar anerkannt zu werden. Nur hätten wir dem Verfasser hier und da etwas mehr Enthaltbarkeit gewünscht, er schweift gern nach verschiedenen Richtungen aus und kann einer bloßen Vermuthung oder einem wenn auch sinnreichen Gedanken, wozu besonders die mythischen Lieder bey ihrer dunkelen Bedeutsamkeit leicht Anlaß geben, nicht widerstehen. Hätte er den Kreis der Betrachtung enger abgeschlossen, so würde das Ganze gleichförmiger und reinlicher ausgefallen seyn, gewiß auch ansprechender, zumal für das Publicum, das Hr. Finn Magnussen im Sinne

hat. Mehr als eine schwache Vermuthung ist es zum Beyspiel nicht, wenn er annimmt, daß die Völuspá bey dem Sonnenfest und Johannisfeuer sey vorgesungen worden, oder daß Vidar, eine Wasserhose, Typhon, bedeute, bey welcher Gelegenheit drey enggedruckte Seiten mit Beschreibungen dieses Meteors angefüllt sind. Zu Grimmismål wird ein poetischer Kalender der Heidenzeit aufgestellt und Rúnacapituli begleitet eine 20 Seiten lange Abhandlung, welche des Verfassers Ansicht über Entstehung und älteste Bildung der Runen vorträgt. Am meisten und liebsten verweilt er bey Vergleichen der Edda mit asiatischen Mythen und Sitten, und wiewohl das alles viel Raum einnimmt, muß er doch über Mangel daran klagen und auf ein besonderes Werk verweisen, welches, als Seitenstück zu vorliegendem, die Edda-Lehre in ihren mannigfaltigen Beziehungen darstellen soll. Hätte er nicht besser gethan, alles dafür zurückzuhalten, dagegen aber die beiden Lieder Rîgsmål und Grottaföngur, welche ganz eigentlich zur Edda gehören, aufzunehmen? wir müssen die Auslassung derselben tadeln und wissen sie nicht zu erklären. Die Anmerkung in der Vorrede des ersten Bandes S. XVIII. gibt doch eigentlich keine Auskunft darüber, auch steht Rîgsmål in der schwedischen Uebersetzung.

Werth und Einfluß gegenwärtiger Arbeit erkennen wir in dem Nutzen, den sie dem Studium des Originals gewähren wird. Es sind Stufen in den Felsen gehauen, auf welchen wir zu der reinen Quelle mit mehr Sicherheit und Bequemlichkeit hinabsteigen können. Ein allgemeineres Eindringen dieser Poesie und eine Theilnahme des größeren Publicums erwarten wir nicht. Wir denken gewiß nicht geringer über ihren inneren Gehalt, als Hr. Finn Magnussen, einige dieser Eddalieder dürfen sich kühn mit dem besten vergleichen, was andere Völker aus ihrem Alterthum besitzen; aber

Sinn und Gefühl dafür, wie sollte es unsere Zeit erlangt haben? Diese Vieder können nur historisch verstanden und gewürdigt werden. Sie gleichen einer Alpenpflanze, die in den Thälern nicht gedeiht, in welchen das jetzige Geschlecht seine Wohnungen aufgeschlagen hat. Eben so wenig können an sich immerhin wohl ausgeführte Werke der Mahlerey und Bildhauerkunst, die dorthier ihren Stoff genommen, verständlich werden und Eingang finden, auf welche Lieblingsidee Hr. Finn Magnussen auch hier, in der Vorrede zum vierten Bande, zurückkehrt.

Wird der dritte Theil der Kopenhagener Ausgabe, woran nach der Versicherung des dabey thätigen Verfassers bereits gearbeitet wird, vollendet seyn, so bleiben für die Edda keine großen Wünsche mehr übrig.

Amsterdam.

Bey J. van der Hey und Sohn: *Annotatio in loca nonnulla Novi Testamenti.* Edidit Wessel Albertus van Hengel. 1824. 246 S. in 8.

Die Stellen des N. T., die einer genauern Untersuchung unterworfen werden, sind: Matth. 23, 34, 35. Luk. 22, 31, 32. Joh. 14, 16, 19, 28 = 30, 19, 36, 37. ApG. 1, 26, 3, 24, 20, 28. Röm. 6, 17, 18. 10, 18 = 21. 1 Korinth. 9, 1, 11, 10, 12, 31, 14, 10, 15, 32. 2 Korinth. 3, 5, 6. Gelehrsamkeit und Fleiß zeichnen diese Schrift auf allen Seiten aus; ob auch fester exegetischer Tact, möchte bey manchen Stellen bezweifelt werden. Aber dessen ohnerachtet tragen wir kein Bedenken, dieselbe angehenden Theologen zu empfehlen. Unsere besten exegetischen Schriften geben eigentlich nur die Resultate ausführlicher Untersuchungen über jede Stelle, und können auch nichts anderes geben, ohne den Eingang ihrer Werke selbst bey gebildeten Männern zu verhindern. Wer könnte sich, wenn er schon im Besiß gelehrter Bildung ist, bey

jeder Stelle alles zu ihrer Erläuterung Gehörige, von den ersten Grundlagen an, vortragen lassen? Und selbst ein mündlicher Unterricht pflegt im Fortgang exegetischer Entwicklungen sich mehr ins Kurze zusammenzuziehen, woben es aber doch nützlich ist, Proben vor Augen zu haben, in denen alles umständlich selbst von den ersten Anfängen an entwickelt ist. Und dazu kann diese annotatio sehr zweckmäßig dienen. Hierdurch wollen wir nicht unsre Beystimmung zu allen vorgetragenen oder vorgezogenen Erklärungen ausgedrückt haben: vielmehr würden sich große Zweifel gegen einen bedeutenden Theil derselben erheben lassen. Diese Verschiedenheit im Urtheil hindert uns aber nicht, der Genauigkeit, mit der der Verf. seine Meinungen zu beweisen sucht, das verdiente Lob zu ertheilen.

U b o.

Index fossilium analysibus chemicis examinatorum, ratione ponderis, capacitatis et oxygenii partium, designatorum exhibitus a Johanne G a d o l i n, Chem. prof. ad Acad. Imp. Åboens. emerito. 1823. 69 Quartseiten. — Der würdige, für die Naturwissenschaften noch immer thätige und ihren Fortschritten folgende Veteran, liefert in dieser kleinen Schrift einen Beytrag zur chemischen Kunde der Mineralkörper nach den neuesten Ansichten. Es gehet darin ein Verzeichniß von den einfachen und zusammengesetzten Stoffen, welche die Mineralsubstanzen bilden, voran, woben die chemischen Zeichen, die sogenannten Mischungsgewichte, die damit im umgekehrten Verhältniß stehenden Mischungscapacitäten und die Verhältnißmengen des Sauerstoffs angegeben sind. Dann folgt eine Uebersicht der Mischungen der Fossilien, in alphabetischer Reihenfolge, woben die Bestandtheile in verschiedenen Columnen, nach jener dreysfachen Beziehung geordnet, aber ohne genauere Berücksichtigung der quantitativen Verhältnisse, aufgeführt sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1825.

P a r i s .

Bey Le Rouge: Mémoires de Joseph Fouché, Duc d'Otrante, ministre de la police générale. Première partie. 1824. 418 Seiten in Octav.

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Otrante würden nicht nur wegen des Antheiles, den er persönlich an der Staatsumwälzung Frankreichs gehabt hat, sondern auch als gewesener Policey-Minister und Vertrauter Buonaparte's auf ein historisches Interesse Anspruch machen können, wenn wir nicht besorgen müßten, ein Seitenstück zu dem Testamente des Cardinals Richelieu vor uns zu sehen. Nach den öffentlichen Blättern ist schon seit einiger Zeit ein Rechtshandel von Seiten der nachgelassenen Erbinne Fouchés gegen den Buchhändler Le Rouge, in Betreff der Echtheit der angezeigten Denkwürdigkeiten vor den französischen Gerichtshöfen anhängig gemacht worden. In dem Werke selbst sind Andeutungen und Merkzeichen, die allerdings ihre Echtheit zweifel

felhaft machen. Ungewöhnlich scheint es uns zu seyn, daß Fouché sein Manuscript einem Herausgeber anvertrauet haben sollte, der das ihm geschenkte Vertrauen so sehr gemißbraucht hat, daß er durch hinzugefügte Noten den Zweck des Verf., sich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu rechtfertigen, nicht nur schwächt, sondern sich als sein heftiger Gegner zeigt. Dagegen läßt sich freylich sagen, daß vielleicht Gewinnsucht den Buchhändler veranlassen konnte, durch diese Noten der Schrift ein größeres Publicum zu verschaffen. Wenig pflegen sich die Buchhändler um die Person der Schriftsteller zu bekümmern, vorzüglich wenn diese nicht mehr sind. Vielleicht würde, ohne diese Anmerkungen, das Werk nicht haben gedruckt werden dürfen. Zweifelhafter noch wird uns ihre Echtheit durch mehrere Stellen, in welchen Fouché sich über sich selbst und die Bewegungsgründe seiner Handlungen auf eine Art äußert, die nicht geeignet ist, einen vortheilhaften Eindruck auf seine Leser zu machen. Dahin gehört unter andern Seite 30 das Geständniß, er habe den Grund seines großen Vermögens der tripotage des fouritures zu verdanken und daß er dann in Bezug auf selbiges Seite 37. sagt: "N'est-il pas naturel qu'un denouement si favorable aux intérêts de la révolution tournat aussi à l'avantage des hommes qui l'avaient fondée et soutenue par leur lumières, leur énergie?" Oder in einer andern Stelle, wo er, der sein größtes Verdienst darin setzt, ein großer Politiker gewesen zu seyn, sich berühmt: J'enoncai en homme capable ces vérités triviales, regardées jusqu' alors comme un secret d'état." In vielen Stellen äußert Fouché unumwunden seinen Wunsch, die ganze Welt zu revolutioniren, vorzüglich da, wo er von der

Nothwendigkeit redet, ganz Italien in eine Republik umzuwandeln. — Seit J. J. Rousscau seine Bekenntnisse der Welt mittheilte, hat er in der litterarischen Welt nur zu viele Nachahmer gefunden, die, ohne seine beredte Feder zu besitzen, durch Darstellungen ihrer Verirrungen, Berühmtheit zu erlangen hofften. Aber nur von den Herzen wird zu Herzen gesprochen, auf Sympathie rechneten sie, und diese verzeiht leicht. Daß aber ein so gewandter Politiker, als Fouché, in einer Periode, die dem Jacobinismus nicht günstig ist, sich in seinem litterarischen Nachlasse als ein Sansculotte darstellt, muß bekremden. Obwohl der so gerügte Ausdruck des berühmtesten Erzbischofs von Mecheln: eh bien! c'est homme, c'est moi! auch als Motto in der Einleitung dieser Denkwürdigkeiten steht, so läßt sich kaum erwarten, daß ein Autor seine Wahrheitsliebe so weit treiben sollte, sich selbst an den Pranger zu stellen. — Auf der andern Seite versichern Personen, die mit Fouché genau bekannt gewesen sind, daß seine Art, sich mündlich zu äußern, und sein Styl in diesen ihm zugeschriebenen Denkwürdigkeiten unverkennbar herrsche; und, daß, wenn diese nicht wirklich von ihm aufgesetzt sind, er sie so, wie sie vor uns liegen, geschrieben haben würde. Diese Mémoires müssen demnach auf jeden Fall, von jemand verfaßt worden seyn, der genau und lange mit ihm bekannt gewesen ist, und haben daher auch aus diesem eingeschränkten Gesichtspunkte betrachtet, einige Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit.

Ueber die französische Revolution und insbesondere über alles, was Buonaparte betrifft, sind bereits unzählige Schriften erschienen; schwerlich dürfen wir neue Aufschlüsse von Wichtigkeit von gleichzeitigen Schriftstellern mehr erwarten; diese

gewährt nun auch diese Schrift nicht. Der Held des Stücks, Fouché selbst, ist nicht geeignet auf Bewunderung oder Liebe Anspruch zu machen. Nur in so fern als wir sehen, wie ein Mann beschaffen seyn mußte, der allen Stürmen der Revolution Troß bietend, sich lange auf seinem Posten zu erhalten mußte, erhält seine Person ein relatives Interesse. Das Geheimniß seines Erfolgs läßt sich mit wenigen Worten ausdrücken: er betrog alle Parteyen, ohne selbst betrogen zu werden. Und das Mittel, sich bey allen Parteyen geltend zu machen, und zu erhalten, war, daß er frühzeitig die Leitung der hohen Policy übernahm. In diesem Zweige der Staatsverfassung glaubte Fouché das einzigste Mittel der Erhaltung der Staaten zu finden (das heißt zu regieren ohne Widerspruch), so wie Philipp II. von Spanien einst in der Inquisition: beide Staats-Einrichtungen hatten auffallende Ähnlichkeit; vortrefflich würde sich Fouché zum Groß-Inquisitor geeignet haben. — Es fehlt nicht an Gründen, jede Handlung Fouchés zu entschuldigen. Er hat alle *“erremens de la convention, du Comité de salut public, du directoire et de Buonaparte, vorausgesehen, zu verhindern, oder wenigstens zu mildern, gesucht.* Diese Entschuldigungen sind freylich oft von einer seltsamen Natur. Auf den Vorwurf, den Buonaparte ihm einst machte: er gehöre zu den Königsmördern, entgegnete er: *“es war der erste Dienst, den ich Euer Majestät leistete.”* Für uns übrigen, soll die Entschuldigung genügen, daß die Feststellung der Republik den Tod Ludwigs XVI. erfordert habe. Die schreckliche Maaßregel, Personen unter Surveillance zu setzen, für deren Erfinder sich Fouché erklärt, wird vertheidigt, weil sie milder gewesen sey, als diese Ver-

bächtigen gleich in die Gefängnisse zu werfen. Im letzten Fall wäre ein großer Theil von Frankreich und Europa zum Gefängniß umgeschaffen worden, denn wer vermag die Zahl anzugeben, die unter Surveillance gesetzt worden sind! — Liebhaber von scandaleusen Geschichten, werden mit dem Liebeshandel Buonapartes und seiner Stieftochter Hortensia, unterhalten. Der Verf. behauptet, Josephine habe diesen, aus politischen Gründen, veranlaßt und befördert; Hortensia, die ihren Stiefvater haßte, habe nur gezwungen nachgegeben; sie habe Duroc zu heirathen gewünscht, aber dem Bruder Buonapartes, Louis, gleichfalls gezwungen, ihre Hand geben müssen. — In diesen Denkwürdigkeiten, sind mehrere Andeutungen enthalten, die gerade als solche noch lebende Personen compromittiren, und, weil sie keine Namen angeben, die Möglichkeit einer Rechtfertigung ausschließen. Wenn Fouché sich z. B. S. 339 berühmt: er habe durch seine Espionage sehr zu Buonapartes Siegen in Italien beygetraaen, so heißt es im Verfolge; à Ulm ses espions furent achetés plus aisement qu'on ne pense; ici on opéra plus en grand, et presque tous les états-majors autrichiens furent moralement enfoncés." — Eine Thatsache geht aus diesen Mémoires hervor, die, wenn wir sie als authentisch ansehen dürfen, eine historische Wichtigkeit haben würde. Seite 361. heißt es: "dans le traité secret de Tilsit, Alexandre et Napoléon se partageaient le monde continental: tout le midi de l'Europe était abandonné à Napoléon, déjà maître de l'Italie et arbitre de l'Allemagne, poussait ses avant-postes jusqu' à la Vistule, et élevait Dantzick comme l'une de ses places d'armes les plus formidables". — Im Gefolge dieses geheimen Artikels, ward, fährt

der Verf. fort, das Königreich Westphalen errichtet. Allein das englische Cabinet machte unvermuthet eine Bresche in selbigem: es bemächtigte sich der Dänischen Flotte, die zu Buonapartes Verfügung gestellt werden sollte. Seit Pauls I. Tode war dieser nie so aufgebracht gewesen, als bey dieser Veranlassung. Er verlangte von Fouché in seinem Bureau die sorgfältigsten Untersuchungen anzustellen, ob die geheimen Tractate von Tilsit, von dort aus den Engländern verrathen seyn möchten. Fouché spielt im Verfolge auf gewisse historische Thatsachen an, deren Enthüllung seine gegenwärtige Lage nicht verstatte. — Er setzt ein großes Verdienst darin ein, Buonaparte zuerst den Rath ertheilt zu haben, sich von Josephine scheiden zu lassen. Nach dem Tode des Sohns der Hortensia, den Buonaparte als den seinigen betrachtete, und zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, ward Fouché durch die Betrachtung beunruhigt, daß das Schicksal Frankreichs von dem Leben eines einzigen Mannes abhängt, das täglich von Mordelckern bedroht sey. Dieser Gedanke drängte sich ihm um so lebhafter auf, als gerade gleich nachher Buonaparte seine Reise nach Spanien antrat. Sein Vorschlag einer Ehescheidung und zweyten Heirath fand Beyfall; allein Josephine traf Mittel ihn zu hintertreiben und ward die unversöhnlichste Feindin des Rathgebers. Nach der Rückkehr Buonapartes aus dem Feldzuge von 1809 ward das Project um so lebhafter aufgenommen. Marbonne ward abgeschickt, die Gesinnungen der verschiedenen Höfe, wo man sich zu bewerben beabsichtigte, auszukundschaften. An die Prinzessin von Sachsen war nie ernstlich gedacht, wohl aber an eine der Schwestern des Kaisers von Rußland. Alexander war einer sol-

chen Verbindung nicht abgeneigt; allein in der kaiserlichen Familie zeigten sich Bedenklichkeiten. Als Herr von Narbonne nach Wien kam, äußerte der Kaiser von Oesterreich bey der ersten Audienz seine Verwunderung, daß der Hof der Tuilerien nicht auf eine Verbindung mit dem österreichischen Hofe bedacht sey. — Dieser erste Theil der Denkwürdigkeiten schließt mit Fouchés Entlassung von dem Posten eines Policy-Ministers. Nach der Verheirathung des Kaisers mit der Erzherzogin "sagt Fouché", konnte ich mein Paquet machen; denn Buonaparte glaubte nun, — so wie schon nach dem Frieden von Amiens der Fall gewesen war, — einer geheimen Policy, und folglich eines Policyministers, nicht weiter zu bedürfen." Die Freundschaft, die zwischen Fouché und Bernadotte, der seit der Schlacht von Eslingen in Ungnade gefallen war, und eine Proclamation, die der erstere bey der Landung der Engländer auf Walchern erlassen hatte, hatte Buonapartes Mißfallen erregt. Als Vorwand, Fouché von seinem Posten zu entfernen, bediente er sich einer Friedensunterhandlung mit den Engländern, welche der letztere, angeblich ohne Buonapartes Wissen, durch Duvrard hatte führen lassen: "J'eusse fait, sans doute une prédiction trop pressante en rappelant les paroles du prophète: dans quarante jours Ninivé' sera détruite; mais j'aurais pu prédire, sans me tromper, que dans moins de quatre ans l'empire du Napoléon n'existerait plus." — Einen so hohen Werth legte Fouché sich selbst und der von ihm geleiteten Policy bey. Ein Mann, dessen politische Wichtigkeit nur von dem Daseyn innerer Unruhen abhängt, und für den die Zeit der Ruhe den politischen Tod herbeysührt, erregt Grausen.

B e r l i n.

Bev Reimer: Die Bücher des Apollonius von Perga de sectione rationis nach dem Lateinischen des Edm Halley frey bearbeitet und mit einem Anhange versehen von Dr. W. N. Diesterweg, ordentl. Professor der Mathematik an der Königl. Preuß. Rheinuniversität. Mit 9 Steintafeln. 1824. XVI u. 217 Seiten in 8.

Zu den Werken des Apollonius von Perga, welche verloren gegangen sind, gehört auch das *περὶ λόγων ἀποτομῆς*. Da Apollonius so viele Verdienste um die geometrische Analysis hat, und seine Schriften für den Anfänger wichtig sind; so ist es allerdings ein verdienstliches Unternehmung, daß man diese Schriften in der neuern Zeit wieder herzustellen versuchte, und Hr. D. verdient daher den Dank aller Liebhaber der Wissenschaft, daß er auch dieß Buch des Apollonius, welches Newton seine Lieblingschrift nannte, angehenden Mathematikern lesbarer gemacht hat. Von demselben fand sich nämlich in der Bodleyanischen Bibliothek eine arabische Uebersetzung, welche nach andern mißlungenen Versuchen von Halley im Jahr 1706 in das Lateinische übersetzt worden war. Diese Arbeit Halley's ist nun nicht nur sehr selten, sondern auch, obgleich deutlich und fließend, doch vielleicht für manchen Anfänger zu kurz in der Darstellung. Es war also sehr zweckmäßig, daß Hr. D. diese Schrift nicht bloß in einer Uebersetzung, sondern in einer freyen Bearbeitung und weiteren Ausführung, durch einzelne Zusätze bey den Paragraphen und im Anhange, dem deutschen Publicum zur Beurtheilung vorlegte, daß Anfänger sie bey dem Studium der Wissenschaft benutzen können.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 8. Januar 1825.

R o t t e r d a m.

Bey J. Immerzeel dem jünger. 1820: Van het Letterschrift, door Mr. Willem Bilderdijk. X und 203 S. in 8.

Herr Bilderdijk, als Dichter und Gelehrter seinem Vaterlande ein Stern erster Größe, macht hier durch den Druck zwey Vorlesungen einem weitem Kreise bekannt, die er in den Sitzungen des holländischen Instituts vorgelesen hatte. Sie betreffen einen schwierigen, schon mehrmals, man kann aber nicht sagen, mit Glück berührten Gegenstand. Der in seinen Ansichten und seinem Urtheil immer unabhängige Verf. verspricht dagegen die Frage so zu beantworten, daß für Gelehrte und Ungelehrte sie als völlig gelöst könne betrachtet werden. "Schlagen wir einen ganz andern Weg ein, ruft er, verlassen wir alle Vermuthungen und Voraussetzungen, von welchen unsere Vorgänger ausgegangen sind!" Es ist wahr, eigen ist dem Verf. alles, was er vorbringt und das meiste ist zugleich originell.

Die erste Abhandlung betrifft die Gestalt der Buchstaben: Zuorderst werden die bisherigen Meinungen abgefertigt: verderbte und entstellte Hieroglyphen können sie nicht seyn, denn dies setzt die falsche Ansicht voraus, daß den Hieroglyphen ein höheres Alter zukomme, als der Buchstabenchrift. Einen Zufall darf man bey ihrer Bildung nicht annehmen, denn es gibt keinen Zufall, und die Berufung darauf ist, nach Leibnizens Ausdruck, nichts anders, als ein *argumentum pigritiae*. Deutet man auf einen mystischen Grund, so sagt man eigentlich nichts, was diese Sache näher angeht, denn alles was ist, hat einen mystischen Grund. Abbildung der Gegenstände, von welchen sie den Namen führen, sind es endlich auch nicht, wiewohl es bey einigen allerdings den Schein hat, vielmehr, um uns am Eingang zu überraschen, behauptet Herr Bilderdijs, "die Gegenstände seyen nach der Gestalt der Buchstaben genannt und nicht umgekehrt, diese nach den Gegenständen"

Von diesen vier Abwegen, auf welchen die zahlreichen Vorgänger sämmtlich wandelten, will der Verf. keinen betreten. Man kennt Helmonts Einfall, welcher in den Muskeln der Wange und des Mundes die Gestalt der Buchstaben fand; man hat darüber gelacht "und in der That, sagt Hr. Bilderdijs, wenn man seine Abbildungen ansieht, kann man sich kaum des Lächelns enthalten." Dennoch ist er der einzige, an den sich Hr. B. gewissermaßen anschließt: "Helmont hat von der Wahrheit etwas gesehen, aber umnebelt und eben dieser Nebel hat ihn falsch geleitet."

Nach diesem Wink stellt er nun die eigene Behauptung auf, von deren Wahrheit er vollkommen überzeugt ist: nämlich die Buchstaben seyen nichts anders, als Abbildungen der Sprachwerkzeuge; was den Sprachlaut hervorbringe, diene zugleich ihn sichtlich zu bezeichnen. Die Labiallaute

werden also durch die Lippen, die Gutturallaute durch die Kehle und die Linguallaute durch die Zunge angedeutet; und diese Unterscheidung mußte dem Alphabet vorangegangen seyn. Für die Vocale, da bey ihrer Bildung die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind und sie in einem bloßen Aushauchen bestehen, kann es nach dieser Ansicht eigentlich keine Buchstaben geben, weshalb denn auch der Verf. jener (historisch unbegründeten) Ansicht zugethan ist, welche die ältesten Alphabete nur aus Consonanten bestehen läßt. Natürlich nimmt er nur ein einziges Alphabet an, von welchem alle übrigen abzuleiten sind. Diese aber haben häufig das ursprüngliche entstellt, woran theils die Flüchtigkeit der Schreiber, die von einem Zuge zum andern übergehend, die Feder nicht absetzen wollten, theils die Neigung zur Verzierung Schuld hat. Die Keilschrift z. B. betrachtet der Verf. als aus einem solchen Streben nach Gleichförmigkeit entstanden.

Die Behauptung selbst wird an zwey Alphabeten, dem hebräischen und lateinischen ausgeführt, weil sie Hr. Bilderdijk die ältesten und ursprünglichsten scheinen. Das lateinische stalle das altgriechische reiner und vollkommener dar, als das Griechische, wie wir es kennen. Mit den Gutturalbuchstaben wird der Anfang gemacht. Da die Kehle eine Höhlung ist, so bildet das C am einfachsten das Sprachwerkzeug ab, das hebräische א kehrt das Zeichen nur um, so wie das K dadurch entsteht, das der Stab (Standarte sagt der Verf. im Holländischen) vor das C gestellt wird. Gleichfalls ist פ dasselbe Bild der Kehle, jedoch mit zugefügtem Stab. Bey dem G wird nur die Wurzel der Zunge angehängt und das hebräische ג besteht aus einem א mit welchem ein kleines ה als Zeichen der Zunge verbunden ist.

Es folgen die Zungenbuchstaben. Hier ist L die Grundgestalt und bildet die Zunge ab, als einen langen, biegsamen, sich schlängelnden Körper; nur oben und unten ist der Strich etwas stärker gezogen. Mit dem lateinischen L wird Hr. Bilderdjil auch fertig: unten der Querstich ist die Hauptsache und natürlich nichts anders, als die Zunge selbst, oben der Strich gilt nichts und ist bloß der zuge-setzte Stab. Bey dem R krümmt sich die Zunge, das stellt Resch vor: r , wozu im lateinischen Buchstaben nur die Standarte kommt. Späterhin wird noch angemerkt, daß L und R eigentlich nur ein Buchstabe seyen. Durch den Stoß der Zunge gegen die Zähne entstehen die Zahnlaute, die Abbildung davon ist deutlich in dem lateinischen T , dem hebr. Daleth ד und dem kleinen griechischen τ ; bey dem D , einer bloßen Nuance des Lautes, ist der Strich nur, ohne die Feder abzusetzen, herumgezogen; dieselbe Erscheinung im hebr. ד . Das S zeigt die bey dem Zischen gekrümmte Zunge nicht bloß in dem lateinischen und griechischen s , auch im hebr. ס wovon das griechische σ nur die umgekehrte Figur ist. Das spätere griechische ζ ist durch Zufügung, das griechische C durch Auslassung eines Theiles des ursprünglichen Zeichens entstanden, als man in den Buchstaben die Bedeutung nicht mehr sah. Das Z ist nichts als ein umgekehrtes S . Das hebräische ז und ז abermals dieselbe Figur.

Endlich die Labiallaute. Das B Abbild beider Lippen die Unterlippe dicker, nur der Stab ist hinzugefügt. Ein Holzschnitt die Lippen in groben Umrissen darstellend macht alles noch viel anschaulicher. Das hebräische ב soll dieselbe Abbildung liefern nur ohne Stab und ausgefüllt. Das P schließt die Lippen zusammen, vielleicht ist es auch nur eine Verschiedenheit von F . Was aber das F betrifft, so bildet es ab (und ein Holzschnitt ver-

sinnlicht das abermals noch mehr) die Ausblasung, woben die Unterlippe eingezogen wird; das hebr. η stellt dasselbe nur umgekehrt vor und gibt man das zu, darf man sich auch nicht weigern, im arabischen و wieder den blasenden Mund zu erkennen. Das M zeigt die Lippe von vorne, nämlich die Stäbe von beiden Seiten fallen weg und was in der Mitte bleibt, der Winkel, wird sanft gekrümmt; damit soll man den althebräischen Buchstaben vergleichen. Bey dem N gilt auch nur der Queerstrich, welchen man sich gekrümmt vorstellen muß, der dann ein Bild der Zunge ist, wie sie gegen den Gaumen drückt.

Vocale können, wie schon vorhin bemerkt ist, nach diesem System nicht bezeichnet werden, weil bey einem bloßen Aushauch die Sprachwerkzeuge nicht thätig sind. Indessen zeigt uns Hr. Bilderdijk einen Ausweg, den man gefunden habe. Ein Strich bezeichnet die Ausathmung und zwey Striche, entweder parallel laufend oder sich mehr und weniger erweiternd bilden den allgemeinen Vocal. Bey dem A zeigt sich dies deutlich, noch mehr, wenn man an die liegende Gestalt im phöniciſchen Alphabet denkt, das H liefert die beiden gerad auslaufenden Linien, welche bey dem V (denn beide gehören als Spiranten zu den Vocalen) von einem Punct ausgehen. Das scheinbar dieser Ansicht so sehr widerstrebende hebr. \aleph beseitigt Hr. Bilderdijk auf folgende Art: die beiden krummen Züge gelten allein und sind ursprünglich die beiden geraden, der Queerstrich drückt nur die Verbindung aus. Auf ähnliche Art wird denn auch das griechische η erklärt.

Dies wäre das Zeichen für den allgemeinen Vocal; zwar kann nun durch verschiedene diacritische Zusätze, Vocalpuncte genannt, das E. I. O. U angedeutet werden, aber es gibt noch eine sinnlichere

und weniger willkürlich Art; es wird nämlich die Vorbereitung, die Beschaffenheit der Röhre, durch welche der Laut des Vocals geht, dargestellt. Man merkt hier schon, welche Hülfe Hr. Bilderdijk gefunden hat. A bezeichnet demnach die einfache Ausathmung; E das platt gegen einander gestellte Ober- und Untertheil des Mundes; I den dünnen, schlichten Laut; O den geründeten Mund; U hat etwas vom O und I wie im Laut, so auch in der Gestalt. Im Y ist das I unter das U gestellt. — Das W wird zwar angesehen als dia-critische Verdoppelung von V, aber mehr in Uebereinstimmung mit dem übrigen, als Abbildung der Lippen, welche die umgekehrte Gestalt von M haben — Was noch über die doppelten Buchstaben gesagt wird, mag man im Buche selbst nachsehen, wir dürfen es hier übergehen, indem dabey keine Nachbildung von Sprachwerkzeugen vorkommt, die wir nicht schon bey den einfachen Buchstaben kennen gelernt hätten. Es kam uns nur darauf an, die Hypothese des Hrn. Bilderdijk so deutlich darzustellen, als es ohne die vielen Holzschnitte möglich ist; an diese schließt sich die am Ende zugegebene Kupfertafel, worauf das ursprüngliche Alphabet des Hrn. Bilderdijk mit den ältesten, wirklichen Alphabeten zusammengestellt ist.

Wer etwa Hrn. Bilderdijk vollen Beyfall geben sollte, wird doch, wenn er unbefangen ist, eingestehen müssen, daß manches sehr widerstrebt und nur mit Noth und starkem Zwang in Uebereinstimmung gebracht wird. Bey dem L z B. wird der Stab für unbedeutend gehalten, um in dem Queerstrich unten die Zunge zu erkennen (der eben so deutlich noch tausend andere Dinge bezeichnen könnte), während jener in allen semitischen Alphabeten, wie wir aus der vergleichen Tafel bey Ropp (Bilder und Schrift. II. 388) ersehen, vorhanden ist und offenbar zum wesentlichen Charakter des Buchstaben ge-

hört; ja gerade in der ältesten Babylonischen Schrift ist der Haken unten ganz klein. Dagegen beym T gilt dem Verf. der Stab viel, weil das gerade zu seiner Meinung paßt. Wie kann man auf diesem Wege erkennen, daß das lat. B und hebr. ז nur eine und dieselbe Figur sind! Bey dem A und H machen die Stäbe wieder die Hauptsache aus, dagegen beym N wird der Querstich für Nebensache gehalten, wiewohl er offenbar einer von jenen Hauptstrichen ist.

Ob nun, ungeachtet solcher der einfachsten Betrachtung in die Augen fallender Bedenklichkeiten, diese neue Ansicht von der Gestalt der Buchstaben vielen ansprechend und einleuchtend (wir wollen nicht sagen überzeugend, wie Hr. Bilderdijk selbst glaubt) seyn wird, mag dahin gestellt bleiben. Soll Nec der diesen Erfolg gar sehr bezweifelt, seine Stimme abgeben, so scheint ihm wohl Rücksicht zu verdienen, was in einer so dunkeln, ungewissen Sache ein geistreicher und gelehrter Mann für eine Meinung hegt, aber diese Meinung selbst hat so wenig Ansprechendes für ihn, dünkt ihm so fremd und seltsam, ja unnatürlich, daß er das Ganze für nichts, als etwa einen artig und witzig durchgeführten Einfall halten kann. Man muß sich aber verwundern, wenn man sieht, wie Hr. Bilderdijk als ausgemachte, zweifellose Wahrheit vorträgt, was ihm höchstens eine wahrscheinliche Vermuthung seyn sollte, zumal wenn man sich an die heftigen, fast bitteren Aeußerungen in der Vorrede erinnert. Nur etwas davon, was er gleich im Eingang sagt, wollen wir anführen: "in einer Zeit, wo die allgemeine Sucht in den Wissenschaften zu glänzen, die alles verdüsternde und betäubende Schwärme von Halbwissern und ihren Nachbetern nothwendig ins unendliche und in allerley Gestalten vervielfältigen muß, sah ich es von Jugend auf für eine Pflicht an, der Benebelung eines blinden Eigendünkels und ihres ab-

abgeschmackten Anhangs entgegen zu arbeiten und all mein Bestreben ging dahin, die Wahrheit aufzudecken, die rein und unparteyisch ist und sich mit keinen Hirngespinnsten und Willkürlichkeiten vereinigen läßt." Er allein scheint sich gleichsam aus einer Sündfluth gerettet zu haben.

Der Verf. ist unerschöpflich im Lobe der von ihm entdeckten Erfindung und betrachtet sie in jeder Hinsicht als vollkommen. Diese Buchstaben thun alles, sagt er: sie belehren, sie zeigen, bilden ab, drücken aus. Das R spricht zu dem Lesenden: laß deine Zunge bey dem Ausathmen erzittern! Das S: laß sie gegen die Zähne zischen! das T: stoße sie gegen die Zähne! das F: ziehe bey dem Ausgang des Lauts die Unterlippe ein! das B: schließ die Lippen! u. s. w. ordentlich ein militärisches Exercitium. Eine Erfindung, sagt er weiter, die einmal verloren, jeder richtig und hellsehende menschliche Kopf wieder erfinden mußte. Wie lange hat die blinde Welt einen solchen entbehrt! denn Hr. B. hätte doch daran denken sollen, daß ein paar tausend Jahre und länger, so lange wir mit Sicherheit den Gebrauch der Schrift annehmen dürfen, sie verloren gewesen, und wahrscheinlich gleich nach ihrer Geburt auch wieder abgestorben ist. Wo findet sich nur der leiseste Wink, daß man die Buchstaben je anders als bloße Zeichen betrachtet und ein einziger Mensch den Befehlen gemäß gelesen hätte, die nach Hr. B. das Alphabet beständig ergeben läßt? Sind nicht auf den ältesten Inschriften, die wir kennen, die Züge so gestaltet, daß man sicher seyn kann, der, welcher sie eingehauen oder eingeritzt, habe auch nicht entiernt daran gedacht, sie als Abbildung der Sprachwerkzeuge zu betrachten. Diese neue Ansicht erläutert uns daher nichts und wird auch jetzt bey niemand, der sich der Schrift bedient, den geringsten Einfluß haben. Man hat durch sorgfältige Beob-

achtung gefunden, daß bey Bildung einiger Buchstaben die Kehle, bey andern Zunge und Lippe einwirken und darnach sie eingetheilt, aber das gilt doch nur von vorzüglicher Thätigkeit, alle Sprachwerkzeuge nehmen auf eine lebendige und schwerlich ganz genau nachzuweisende Art Theil. Warum ist es so schwer, oft völlig unmöglich, gewisse Laute fremder Sprachen zu erlernen, obgleich die Werkzeuge überall dieselben sind? Ist dem Erfinder des Alphabets außer der Einsicht in die Sprachlaute zugleich eine genaue Einsicht in die Art und Weise, wie sie hervorgebracht werden, zuzuschreiben, so vergrößert sich das Wunderbare der Erfindung noch mehr. Und wie soll man sich denken, daß auf diese Weise jemand das Lesen lerne? Erst müßte ihm die Theilnahme der Sprachwerkzeuge deutlich gemacht und die ganze Organisation der Kehle, Zunge, Zähne in anatomischen Vorlesungen auseinander gesetzt werden. Und das würde der Lernende doch sogleich wieder vergessen; er würde sich gewöhnen mit einem bestimmten Zeichen einen bestimmten Sprachlaut zu verbinden und gewiß nicht der Abbildung und dem Commando des Buchstaben gemäß seine Werkzeuge in Thätigkeit setzen. Das ist der Grund, warum dem Rec. die Erfindung des Hrn. B. als eine überflüssige und unpractische auch so unnatürlich erscheint.

Endlich die Stützen der ganzen Hypothese, wie gebrechlich sind sie! Die hebräische Quadratschrift, welche Hr. Bilderdijk als die älteste ansieht, ist, wie Kopp in der semitischen Paläographie (Bilder und Schrift II. 177) bewiesen hat, sehr jung und etwa erst im vierten Jahrhundert nach Chr. auf gekommen. Also mit dem phöniciſchen Alphabet hätte von Rechtswegen der Beweis geführt werden müssen. Das lateinische aber behandelt der Verf. ganz willkürlich, indem er, wie es ihm gutdünkt, den Stab bald gelten läßt, bald da weg-

nimmt, wo er sichtlich einen wesentlichen Theil des Lautzeichens ausmacht; und das alles nach bloßen Voraussetzungen, ohne den geringsten geschichtlichen Beweis.

Die andere Abhandlung hat es mit der Ordnung der Buchstaben zu thun. Warum fängt gerade A B an, warum folgt Γ. Δ oder C. D. u. s. w.? Noch niemand hat bis jetzt den Grund davon eingesehen und dadurch, daß die Alphabete, welche von dem Phöniciſchen abstammen, wenn sie auch im Ganzen dieselbe Ordnung beibehalten, doch mehr oder weniger im einzelnen abweichen und Veränderungen eingeführt haben, wird jede Untersuchung sehr erschwert. Hr. Bilderdijk glaubt indessen die Regel der Folge entdeckt zu haben, und zeigt sie an dem Hebräiſchen Alphabet als dem vollständigsten und ursprünglichsten, da auch schon im Griechischen und Lateinischen Buchstaben fehlen. Er theilt es in sechs Reihen:

1)	א	ב(b)	ג	ד
2)	ה	ו	ז	ח
3)	י	כ(w)	ל	מ
4)		נ	ס	ע
5) (v)	פ	צ	ק	ר
6)	ש	ת		

Hier, behauptet er nun, herrsche folgende Ordnung: Der Vocal gehe jedesmal voraus, und ihm folge ein Labial: dann ein Guttural: endlich ein Lingualbuchstabe, so daß immer viere mit einander verbunden seyen. Die erste Reihe paßt vollkommen zu der Regel. In der zweyten wird ה als Vocal betrachtet, und gewaltsame Hülfe ist es wenn צ אין, welches hinter י seinen Platz hat, ganz herausge-

worfen und, weil es in das System nicht paßt, als ein später eingefügter Buchstabe betrachtet wird. In der dritten Reihe wird Beth wiederholt und als W hinter Tod eingerückt, dafür hat es als B in der ersten Reihe einen Punkt erhalten. In der vierten fehlt der Vocal, doch Hr. B. betrachtet dies nicht als einen Mangel. Die Buchstaben dieser Reihe, sagt er, erfordern einen geschlossenen Mund, und ein solcher kann keinen Vocal hervorbringen. Ferner wird Nun ן unter die Gutturallaute, als ein ng, gebracht, obgleich die hebräischen und griechischen Grammatiker den Buchstaben unter die Linguallaute stellen. In der fünften Reihe wird ם als Vocal O betrachtet, dann noch einmal als Consonant hinter ן unter den Gutturalen wiederholt. In der sechsten Reihe, für welche es nun keinen Vocal mehr gibt, muß der fehlende Labialbuchstabe durch ein punctirtes ם der vorigen Reihe angeschafft werden. Endlich װ und ן sind als Varietäten der Lingualbuchstaben angehängt.

Das griechische (sonst aber der Regel außer in der ersten Reihe, sich nicht fügende) Alphabet hat eine Reihe mehr.

Τ. Φ. Χ. Ψ.

Sodann giebt Hr. Bilderdijf auch noch die Gründe an, warum jedes Mal diese und keine andere Buchstaben in einer Reihe zusammengestellt seyen; wodurch der Platz, den jeder einnimmt, so nothwendig erscheint, daß auch die geringste Versetzung unzulässig wäre und ursprünglich alles müßte aufs genaueste bestimmt worden seyn. In der ersten Reihe nämlich zeige sich die einfache Wirkung der Stimme und Sprachwerkzeuge, in der zweyten die blasende, in der dritten die fließende, in der vierten die schließende und

Klemmende, in der fünften die stark angefehte, in der sechsten die stoßende.

Von den übrigen Alphabeten, die aus dem hebräischen (sollte heißen phöniciſchen) ſich entwickelt, bemerkt der Vf. nur, daß, hauptſächlich weil ſie nicht alle Buchſtaben aufgenommen hätten, ihre Regelmäßigkeit verloren gegangen ſey.

Rec. ſetzt mehr Werth in dieſe Abhandlung, als in die vorige, gleichwohl ſcheint ihm, wenn man die Sache kühl und ohne Vorliebe betrachtet, noch ſehr wenig gewonnen. Eigentlich nur die erſte Reihe paßt ordentlich zu der Regel, bey den übrigen giebt es größere oder geringere Schwierigkeiten, die auf allerley Art aus dem Wege geſchafft werden. Der Vocal fehlt drey mal, und dieſe Noth wird einmal als eine Tugend ausgelegt, zweymal wird er durch Conſonanten erſetzt. Ganz ausgeworfen wird der Buchſtabe **ז**. Drey werden verdoppelt: **ג**. **כ** und **ד** und einer wird aus einem Lingual = zu einem Gutturallaut gemacht, das **ז**. Wie bedenklich iſt aber das Vertilgen von **ס**ajin, da nun auch das griech. **Ζ** muß weggenommen werden, ſo wie das Einrücken eines Buchſtaben nach **ז**od und **ד**amed, da im Griechiſchen und Lateiniſchen dieſelben Lücken vorauszuſetzen wären. Endlich zwey Buchſtaben bleiben übrig, **ו** und **ח**, und müſſen als ein Anhang ſich mit fortſchleppen.

So höchſt ungewiß durch dieſes alles, wenigſtens nach unſerer Meinung, die Entdeckung des Hrn. **Blüderdijf** wird, ſo müſſen wir doch anerkennen, daß ſein Scharffinn uns geſtattet, eine gewiſſe Ordnung in dem Alphabet, die an ſich nicht unnatürlich ſcheint, (die freylich abermals das Wunder der erſten Erfindung ſteigern würde) wenigſtens zu ahnen oder durchſchimmern zu ſehen. Die Beobachtung, daß in der 1. 2. 3. und 6ten Rei-

he jedesmal ein Lingual- nach einem Guttural-
buchstaben kommt, wollen wir immer mit Dank
annehmen, wenn wir sie fürs erste auch noch
nicht zu gebrauchen wüßten. Eben so verdient
Berücksichtigung, daß das griechische Υ . Φ . χ . Ψ
der aufgestellten Regel folgt.

Weiterausführende Anmerkungen sind den bey-
den Abhandlungen reichlich zugegeben (S. 135-
194); den Schluß macht ein Anhang über die
signa diacritica. Man findet hier auch eine Un-
tersuchung über die Charaktere in der Sternkun-
de und (S. 179-185) ein ausführliches Urtheil
über das Alphabet raisonné von Moussaud,
welches 1803 erschienen ist, und nach Hrn. B.
Meinung einiges Gute enthalten soll, wovon Nec.
aber nicht überzeugt ist. S. 142-45 wird jene,
im Text schon berührte, dem Verf. gewiß ganz
allein zugehörige Behauptung sogar durch Bei-
spiele auseinander gesetzt, wornach von der Ge-
stalt der Buchstaben selbst viele Benennungen
und zwar in allen Sprachen sollen entlehnt seyn,
die dann zugleich den Laut des Buchstaben in
der Wurzel haben müssen. Man denkt immer
falsch gelesen zu haben oder Hr. B. nicht zu ver-
stehen, aber es ist nicht anders; von dem runden
O hat z. B. den Namen erhalten: Ohr, Hof,
hortus, oculus; von dem P die birnförmige
Perle; von Q das holländ. Kolf (Keule) und
franzöf. queue u. s. w. Wer hätte sich so et-
was, wie man sagt, auch nur im Traume vor-
gestellt, aber es gehört Phantasie dazu, oder viel-
mehr Phantasterei (dweepery auf holländisch),
um solche Ableitungen zu erfinden. Und welch
ein Glück, daß (wie wir daraus abnehmen) das
fertige Alphabet schon gleich zur Hand war, so
vielen Dingen ihren Namen zu geben, die sonst
lange darauf hätten warten können, oder (man
erlaube den Ausdruck) namenlos herumgelatsert
wären. Gleichwohl mögen einige nach dem O

benannte ein solches Schicksal gehabt haben, als dieser, höchst wahrscheinlich spätere, Vocal noch nicht existirte und in dem U schlummerte.

Wenn man in vorliegenden Untersuchungen den Gedanken und Ansichten des Hrn. B. aufmerksam nachgefolgt ist, mit welchem Erstaunen liest man eine zu gleicher Zeit ausgegebene Abhandlung über Dweepery *). Er macht andern darin schonungslos die härtesten und ungerechtesten Vorwürfe, er will nichts als die einzige, unwandelbare Wahrheit und sonnenklare Vernunft, ja er schreit gleichsam darnach, wie ein heftig durstender, und dann labt er sich selbst mit Einfällen, so seltsam und phantastisch als möglich, die zu keiner Wahrheit werden, wenn sie mit Gelehrsamkeit und einem gewissen unfruchtbaren Scharfsinn ausgeziert erscheinen. Was würde von seiner Arbeit übrig bleiben, wenn jemand Lust hätte, ihn nachzuahmen und sie mit jener ärgerlichen Heftigkeit und dem vornehmen Blick von oben zu beurtheilen? Uns gefallen in dem Munde eines jeden, wenn er auch nicht Homer wäre, die Worte: οὗτοι ἐγωγε ἢς γαίης δύνανται γλυκερώτερον ἄλλο ιδέσθαι und Hr. Bilderdijf mag mit Recht das alte Holland preisen; wir haben mit Theilnahme gelesen, was er gelegentlich über die echte Aussprache der Amsterdamer und ihren allmählichen Untergang sagt und wenn er erzählt, daß ihm das Herz aufgegangen sey, als er einen Alten im reinen Klang noch einmal habe reden hören. Aber die Herabwürdigung eines nahverwandten Volkes ist nicht ein Theil jenes vaterländischen Gefühls. Gewiß, das Urtheil geistvoller, frey und lebendiger beobachten-

*) Sie steht in dem ersten Bande seiner Taal- en dichtkundige Verscheidenheden. Rotterdam 1820. Eine Sammlung philosophischer und geschichtlicher Untersuchungen über Sprache und Poesie. Der vierte Band erschien 1823.

der Fremden hat besondern Werth, ihr Auge ist nicht durch Gewohnheit abgestumpft, die Betrachtung nicht gehemmt von Zuneigung oder Abneigung, die sich auf dem Boden, dem wir einmal angehören, für die nächsten Umgebungen und Verhältnisse zu entwickeln pflegt; ein Fremder belehrt immer, selbst wo er irrt, wenn er nur wohlwollend und gerecht ist. Allein was soll man zu der Weise sagen, womit Hr. Bilderdijs Deutschland, seine Gelehrten und Dichter beurtheilt? Welcher Deutsche möchte durch Beantwortung und nähere Beleuchtung Vorwürfe und Schmähungen ehren, die Hr. B. ganz in dem gemeinen Ton gereizter Parteylichkeit vorbringt? Wir wollen nur einige Stellen ausheben und zwar in der Originalsprache, damit sie nicht so gleich von den Tagesblättern zu ihren pikanten, leerer Unterhaltung dienenden Artikeln weggerafft werden. "Duitschland, dat — in zich al de gruwelen vereenigde, die het laagste gebrek aan de eene, en de därtelste uitsporigste weelde an de andere zijde wist uit te broeden; men zond dar zijne kindren ter opvoeding, en men kreeg hen te rug, dom als Duitschers, onwetend als zwijnen." — "Schiller, wiens beste bladzijde hem en plaats in het dolhuis verdienen zou, en wiens slechtste dan verdraaglijk is, als zy hem, zonder aan't gene hy schreef te denken, ontslipte." Um deutlichsten spricht sich wohl die Ansicht in dem Urtheil über die Verehrung aus, die Shakspear bey uns findet. Nachdem es ihm eingefallen ist, zu behaupten bey den phantastischen Deutschen sey Homer verachtet, Sophokles unverstanden oder verworfen, fährt er fort: "Shakspear is hun held: maar alleen voor zoo verr' hy beneden alle ordeelkunde, en de tegenvoeteling van waarheid en goeden smaak is. Zijn onzijn alleen, zijn belacki.

lyke wildzang, en zijn tegendruischen tegen al wat gezond verstand heet is hun welkom; 't is het onkruid op den akker der poëzy (dat het koren verstikt), waar zy prijs op stellen.'—

Dergleichen zu beschönigen oder dem Verf., der unter uns gelebt hat, liebreich nachzusehen, finden wir durchaus keinen Grund.

H a m b u r g.

Christliches Trost- und Stärkungs-Büchlein; ein religiöser Nachlaß von S. E. Poldsdorf, weil. dritten Prediger in Celle. Herausgegeben von dem Consist. Rath Dr. Hoppenstedt und Medic. Rath Dr. Koeler zu Celle. 1824. S. 302. in 8. Der Umstand, daß diese Schrift den Nachlaß eines höchst würdigen Mannes ausmacht, der nach menschlichen Ansichten — jedoch gewiß nur nach diesen — zu früh aus seinem Wirkungskreise weggenommen wurde, bestimmt uns, nur eine kurze Anzeige davon zu geben, um für den edlen Zweck, der seine Gönner und Freunde zu ihrer Herausgabe bewog, auch unsererseits etwas zu thun. Hätte sie der Verf. selbst herausgegeben, so würden wir uns verpflichtet gehalten haben, ihn durch eine ausführlichere Beurtheilung aufzumuntern, daß er sich dem würdigen und jetzt so nöthigen Geschäfte der religiösen Belehrung und Belebung für das lesende Publikum unserer gebildeten Layen abschließend widmen sollte, zu welchem er in diesen Aufsätzen einen so ausgezeichneten Beruf erprobt hat. Jetzt bedarf er diese Aufmunterung nicht mehr, aber wir getrauen uns, dafür zu bürgen, daß schon durch dasjenige, was er in diesen Blättern und und in einer früheren, auch von uns angezeigten Schrift: (Blicke auf die letzten Lebenstage unseres Herrn 1822.) dafür gethan hat, des Guten sehr viel gestiftet werden könnte wenn sie — allensfalls durch eine unserer Tractaten-Gesellschaften — unter die Volksklassen, für welche sie bestimmt sind, gebracht würden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 10. Januar 1825.

L e i p z i g.

In Klein's Comptoir 1823 auf 258 S. gr. 8. Einleitung in das Natur = Recht, als eine volksthümliche Rechts = Philosophie, besonders für Deutschland's bürgerliches Recht, nebst einem Grundrisse dieser Wissenschaft zum Behuf von Vorlesungen von D. Co. Jo. Al. Baumbach, auß. Prof. d. RW. . . in Jena, auch unter einem Titel, der gleich mit dem ersten Worte angibt, daß über das Buch gelesen werden soll: Lehrbuch des Natur = Rechts als . . . Ausführliche Einleitung in diese Wissenschaft u. Grundriß derselben.

Dies ist, wenn noch irgend ein Leser sich der allgemeinen Einleitung zur Anzeige von Büchern dieser Art, (Jahrg. 1824. St. 11.) erinnert, der dritte, Rücksicht auf einen Band des civilistischen Cursus nehmende, Grundriß, von welchem dort die Rede war, und daß er es ist, verdient bemerkt zu werden, weil, außer denen von Herrn Professor Abegg und Herrn Prof. Pernice, die dort ge-

meint waren, auch schon Der über die Litterärge-
 schichte von Herrn Prof. Biener und der von
 Herrn D. Martin erwähnt worden ist und seit-
 dem noch ein Paar Andere vorgekommen sind, die
 hier lieber gar nicht genannt werden mögen, auch
 um einen Verfasser nicht zu genau zu bezeichnen, des-
 sen handschriftliche Aeußerungen hier stehen mögen,
 weil sie gewiß von einem Unparteyischen herrüh-
 ren, von Einem, der sich freut, wie er sagt, der
 heutigen 'Skeletomanie' seinen Tribut bezahlt zu
 haben. Diese Sitte unserer Zeit sey wohl auch im
 Vorübergehen begriffen (wenigstens scheinen die
 eben erwähnten Bemerkungen über Grundrisse man-
 chen Leser angesprochen zu haben, so Viele haben
 schon wieder sich darauf bezogen). Es habe nicht
 für ganz ehrenvoll zu gelten angefangen, wenn Je-
 mand ein Compendium schreibe. Man habe Wun-
 der geglaubt, wie frey sich der mündliche Vortrag
 bey einem Grundrisse bewegen könne, und nicht
 bemerkt, daß man die eigentliche Fessel eines Com-
 pendiums gelassen habe, ohne Dasjenige, wodurch
 sie sonst erträglich werde. Denn verlasse ein Grund-
 risselehrer die Ordnung seines Grundrisses in dieser
 oder jener Lehre, Was sich doch nahmentlich bey
 Jüngern wohl treffen müsse, so bleibe nichts Nutz-
 bares an diesem Theile des Grundrisses, während
 der Zuhörer bey einem Compendium doch noch von
 der alten Darstellung, wegen ihrer Ausführung im
 Lehrbuche Nutzen ziehen könne.

Auch zu dem jetzt anzuzeigenden Grundrisse über
 den philosophischen Theil des Privatrechts, ist seit-
 dem noch ein neuer von dem Herrn Ober-Justiz-
 Assessor (nicht dem Herrn Prof. ob Jener gleich
 auch liebt) Wächter in Tübingen gekommen, dem
 Verfasser des Buchs über Ehescheidungen bey den
 Römern (Stuttgart 1822) welches nicht angezeigt
 zu haben eine von den Sünden des Unterzeichne-
 ten ist, und zwar eine um so ärgere, als er auch

diesen Schriftsteller recht gern empfehlen möchte, und ihn mit gutem Gewissen empfehlen kann, nicht bloß wie neulich ein anderer Bearbeiter derselben und verwandter Lehren gesagt hat, weil diese von der Juristenfacultät in Tübingen gekrönte Preisschrift seiner Empfehlung nicht bedürfe. Man kann von der so oft nachgeahmten und so oft falsch angewandten Anordnung Georg's III. sehr Viel halten, und doch zwischen einer Schrift, die verdient, den für Studierende ausgelegten Preis zu bekommen, und einem empfehlenswerthen Buche gar sehr unterscheiden. Zudem ist ja auch das deutsche Buch gewiß noch viel besser, als die dabey nur zum Grunde liegende Preisschrift. Dieser Herr D. F. Uff. W. nun hat 1824 bey Laupp auf 42 S. 8. einen Grundriß zu Vorlesungen über das Naturrecht drucken lassen, dessen zweyter oder besonderer Theil von S. 27. an die Philosophie des in Deutschland geltenden positiven Rechts, aber mit Verweisung des positiven Staats- und Völkerrechts in andere Vorträge, enthält. Kürzer ist dieser Grundriß, aber gewiß nicht weniger brauchbar, auch dadurch, daß er keine Paragraphen zählt. Bekanntlich darf in manchem Grundrisse und in manchen Vorlesungen Alles eher fehlen, als die Zahl eines jeden Paragraphen.

Beym dem Buche des Herrn Prof. B. kann das Beywort "volksthümlich" einen Anstoß machen, ein Mahl in so fern als Leute, die bey einer griechischen Constitution (Justinian's), mit welcher ein Rechtsgelehrter sich beschäftigt, an eine Constitution für die mit den Türken kämpfenden Griechen denken, und dabey das monarchische Princip gefährdet glauben, gar leicht auch hier etwas Demagogisches wittern, wovor sie bey "Lehr-Satzeln der philosophischen Fächer" ohnehin eher bange sind, wie ja auch der hochseligen Kaiser Napoleon der Philosophie oder Ideologie nicht hold war; dann aber, wenn die Unschuld des Verf. in

dieser Rücksicht doch auch gar zu leicht einzusehen ist, noch um Deswillen weil volksthümlich zu den Ausdrücken gehört, deren Entstehung wir erlebt haben, ohne daß man Ursache hätte, der Sprache dazu Glück zu wünschen. Eine sehr natürliche Frage ist doch in solchen Fällen Die: wie würde man in andern Sprachen Dieß ausdrücken? und da paßt weder populair noch national, sondern man müßte es umschreiben: auf die Eigenheiten eines Volks, auf seine Sitten, seine Geschichte Rücksicht nehmend, und bey Weitem nicht von Allem bloße Metaphysik aufstellend, die überall und immer Dieselbe sey. Dieß ist freylich gar sehr die Meinung des Verf., wie des Unterzeichneten auch, mit welchem er mehr übereinstimmt, als die meisten neuern Schriftsteller, so sehr wie, um dieß zu S 56. nachzutragen, mit des jetzigen Herrn Canzley-Directors im Württembergischen Justiz-Ministerium D. N. Schwab ihm lange unzugänglich gebliebenen Buche über das unvermeidliche Unrecht (Stuttg. 1804). Wenn nun aber gleich beide Freunde der Untersuchungen des Unterzeichneten zugeben, die bloße Metaphysik des Rechts sey keine genügende Rechtsphilosophie und selbst das Allgemeine von der menschlichen thierischen Natur (denn die geistige macht eben unsere Metaphysik aus) reiche nicht hin, sondern man müsse auch auf Dasjenige Rücksicht nehmen, was bey vielen Völkern nun ein Mahl so sey, aber nicht bey allen, oder selbst auf Das, was bey allen sey, aber nicht nothwendig, weder aus Metaphysik noch aus der thierischen Natur folge, so schrecken doch Beyde vor den zwey Hauptsätzen zurück, die der Unterzeichnete gewisser Maßen zuerst (im Grunde hat sie der neulich der Seichtigkeit beschuldigte Kant auch schon) aufgestellt hat, eben weil er Metaphysik und Wirklichkeit unterscheidet 1. es sollte nie ein rechtloser Zustand, 2. es sollte kein auf bloßen Zufall gebautes Privatrecht seyn. Damit ist nun gewiß

nicht gesagt, ein vernünftiger Mensch dürfe keine einzelne Verfassung und kein Familien- und Vermögens-Verhältniß achten; aber der Grund, warum er Jene und Diese achten soll, ist nicht Der, daß das Gegentheil, der allgemeine rechtliche Zustand und der Zustand ohne Privatrecht, nach der vernünftigen und der thierischen Natur unmöglich sey, sondern weil es nicht ist und nicht werden kann. Der gemeine Mann sagt in solchen Fällen, "es ginge wohl, aber es geht nicht", und es ist wohl eben so falsch, zu sagen, schon a priori, ohne alle Rücksicht auf das, was nun ein Mahl ist und sich nach Bentham's Einschränkung des so oft vorkommenden Einwurfs, wirklich als "unthunliche Vollkommenheit" nicht ändern läßt, sey die Vereinzelung des rechtlichen Zustandes und das Privatrecht wesentlich, als wenn man Beydes, so wie die Sachen sich sehr natürlich gemacht haben, verworfen wollte. Wer nicht schon überzeugt wäre, daß eigentlich jeder Mensch sich nur höchstens selbst ganz versteht, daß, wie die Bibel sagt, Niemand weiß, Was im Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist, Den könnte die Erfahrung, die der Unterzeichnete an dem gegenwärtigen Buche macht, ordentlich niederschlagen. Schon gewohnt seit bald dreyßig Jahren, daß man ihm, weil er auf das positive Recht Rücksicht nimmt, um zu zeigen, Was vernünftige Menschen mit ihrem "moralischen Bewußtseyn" vereinigen können, Schuld gibt, er kenne kein "moralisches Bewußtseyn" und leite Alles aus dem positiven Recht ab, findet er seit langer Zeit in keinem Buche so viele Anerkennung, als hier, und doch steht, gerade in dem mit seinem Namen überschriebenen §. 48., eine so falsche Darstellung seiner Ansicht, wie möglich, "der Rechtsphilosoph müsse Alles bestreiten, um Alles zu rechtfertigen, kurz Alles sey eitel." Von der ersten Hälfte dieser Ansicht steht nun allerdings Etwas an dem angeführten Ende der neue-

sten Vorrede des Unterzeichneten, nämlich, die Einwendungen gegen Alles im positiven Rechte seyen bey ihm das Mittel und die Bedingung zur Vertheidigung von Allem, aber dieß bezieht sich auf die Bedenklichkeit, die ein von Herrn Prof. B., auf eigene Verantwortung hin, genannter Recensent der dritten Ausgabe in der Hallischen A. L. Z. geäußert hatte, die auch Camüs und gewiß auch schon Andern aufgestoßen war, ob es nicht die Lernenden dem Rechte, wie es nun ein Wahl ist, abgeneigt mache, wenn man ihnen zeige, wie unvollkommen es sey? Darauf antwortete nun der Unterzeichnete, die Unvollkommenheit unsers positiven Rechts sey ja nur die eine Seite, sie ergebe sich aus Gründen, die bey jedem andern, schon vorhandenen oder noch auszudenkenden, aber, so wie die Sachen nun stehen, ausführbaren auch seyen, und daraus rechtfertige sich unser positives Recht. Was bey Montesquieu nur ein frommer Wunsch ist, sein Buch möchte in der ganzen Welt die Liebe zum Bestehenden vermehren, Das läßt sich vielleicht am besten dadurch erreichen, daß man zeigt, im Wesentlichen sind andere positive Rechte auch nicht besser ("sie sind allzumahl Sünder und "mangeln des Ruhms, den sie vor Gott [vor der "Vernunft] haben sollen"). Das "moralische Bewußtseyn", gerade Das, wovon der Unterzeichnete belehrt wird, er wollte gar Nichts davon wissen, muß denn auch diesen Widerspruch, wie Millionen andere Widersprüche, vermitteln. Unser positives Recht, z. B. gerade Das im Königreiche Hannover, ist unvollkommen, aber auch das Englische, das Chinesische, um nur die zwey Völker anzuführen, von denen das Eine jetzt überhaupt, das Andere aber bey Denen, die nicht bloß von unserm Rechte Etwas wissen wollen, so oft genannt wird, und eben so ist es unser jetziges, aber auch das ehemahlige, das künftige; weil nun aber der Unterzeichnete gerade im Königreiche Hannover lebt,

nicht aber in England oder in China, und weil er aus guten Gründen da leben will, weil er ferner im neunzehnten Jahrhunderte lebt, nicht aber im zwölften oder im vier und zwanzigsten, so ist es seine Pflicht, sich in das jetzige Hannoverische Recht zu fügen und zu Dessen Verbesserung nur so Viel beizutragen, als er, ohne dieses Recht zu verletzen, dazu beitragen kann. Thun Dieß die Engländer, die Chinesen, von ihrer Seite auch, thaten es Die, welche vor uns waren, werden es Die thun, welche erst noch geböhren werden sollten, kurz: lernt Jeder seine Lektion, so — der alte Reim ist ja bekannt. Daß Alles eitel ist, hängt nun freylich auch mit dieser Ueberzeugung zusammen, ob es gleich in dem Lehrbuche der Philosophie des positiven Rechts weit davon entfernt steht, und obgleich aus Kant die Einschränkung gewisser Maßen dazu gesetzt werden muß: nur ein guter Wille nicht; aber des Unterzeichneten Philosophie des positiven Rechts gründet sich darum nicht mehr auf diesen Spruch in der Bibel, als man sagen kann, die christliche Religion gründe sich darauf. Doch hier ist der seltene Fall, daß gerade der Schriftsteller, gegen den sich der Unterzeichnete vertheidigt, wohl schon am Meisten geneigt ist, ihm Recht zu geben.

H u g o.

D r e s d e n.

In der Arnoldschen Buchhandlung: Die künstlichen Mineralwässer von Dr. Fr. A. A. Struve. 1824. XIV und 149 S in 8.

Ein zweyter Titel: "Ueber die Nachbildung der natürlichen Heilquellen" kündigt zugleich practische Beobachtungen mehrerer Aerzte an, und daß dieses erste Heft eine Vorrede habe von Dr. Kreyzig. In dieser wird über die Wirksamkeit der Struveschen zu Dresden künstlich dargestellten Mineralwasser auf das günstigste geurtheilt, und dem Gründer derselben das Zeugniß gegeben: "daß er nach und nach zu der Entdeckung gekommen, vollkommen nachgebildete Heilmässer zu schaffen; daß ein wissenschaftlicher Eifer die Triebfe-

der gewesen sey, die ihn zu Forschungen in diesem Fache antrieb, und daß Dankbarkeit für seine durch Carlsbad und noch mehr durch die Marienbäder, Gasbäder schnell bewirkte Heilung von einem schweren und hartnäckigen Krankheitszustande seinen Eifer hiefür möglichst belebe." (S. XI.). — Der Herausgeber verspricht (S. 56.), in nachfolgenden Heften sich specieller über die Methode zu verbreiten, nach welcher die Mineralwässer in seiner Anstalt bereitet würden: in dem vorliegenden werden zwey mehr theoretische und polemische Betrachtungen durchgeführt; erstens, daß das bisherige Misslingen künstlich nachzubildender Mineralquellen, theils in ver mangelhaften Kenntniß ihrer Bestandtheile, theils in der unwissenschaftlichen Combination der erkannten beruhe; und zweytens, daß die Meinung, als könne die Kunst durch die vollzählige Verbindung aller möglichen Bestandtheile einer Quelle doch nie ihre Heilkräfte nachbilden, weil sie ein Product höherer Naturthätigkeiten sey, von mystisch-unklaren und unrichtigen Vorstellungen ausgehe. Den Beweis dafür gibt er, indem er theils einige Beispiele, die von Segnern angeführt werden, mit Ruhe und Sachkenntniß untersucht, theils sich auf die Resultate seiner eigenen Anstalt beruft. Diese erhalten nun durch die (S. 57-149.) von 15 achtbaren Ärzten mitgetheilten Krankheitsgeschichten, worin sich die Struveschen Wässer als entschiedene, oft wunderbar wirkende, ja die natürlichen zuweilen übertreffende Heilmittel erwiesen, eine große Beglaubigung. Hr. Dr. Struve macht sich doppelt verdient, nicht nur weil er den Kranken solche wirksame Heilmittel bereitet, sondern auch, weil er die Grundsätze seiner Bereitung uneigennützig durch den Druck mittheilt. Oeffentliche Blätter erzählen, daß er auch an andern Orten ähnliche Anstalten einrichten läßt. Gewiß werden sie sich auch da des lebhaften Antbeils des Publicums zu erfreuen haben, wenn anders auf Bereitung, Aufbewahrung und Abgabe der Wässer diejenige kunstreiche Sorgfalt verwendet wird, deren sich der Verf. in dem vorliegenden Werkchen bey seiner Anstalt rühmt. Diese Sorgfalt, und die Aufmerksamkeit, bey dem Geschäfte keinen fabrikmäßigen Schlendrian einreißen zu lassen, ist bey der Darstellung der künstlichen Heilquellen um so mehr im Auge zu behalten, da sie eine beständige Vergleichung auszuhalten haben mit den natürlichen Quellen, die in ihren Heilkräften beynabe unverändert, Jahrtausende hindurch stets verjüngt aus den unerforschten Tiefen der Erde hervorsprudeln.

der Landwirthschaft sey, so spricht er einen richtigen und anerkannten Satz aus. Auf die Verfassung läßt er sich nicht weiter ein, an der Verwaltung aber findet er Manches zu tadeln, worin er ebenfalls meistens Recht haben mag. Der Wohlstand Flanderns wird aus der Jahrhunderte lang bestehenden Befreyung von gutsherrlichen Verhältnissen und indirecten Steuern und überhaupt aus der guten Verwaltung der pays d'états abgeleitet, es wird der Druck des Tabacks- und Salzmonopols und der Consumtionssteuern, die Beschränkung der Privatforstwissenschaft zu Gunsten der Marine und die Centralisirung aller Verwaltungszweige gerügt, und dagegen gefordert, daß das Straßenbauwesen wie in England in die Hände der Bürger gegeben werden möge. Dabey ist doch zu erinnern, daß die Engländer selbst an ihrer Einrichtung Mängel finden; der berühmteste Straßenbaumeister, Adam, dessen remarks on the present state of road making von 1814=22 sechsmahl aufgelegt wurden, rath zur Anstellung besoldeter unterrichteter Aufseher, wie in Frankreich (und Deutschland), und der Oberleitung durch tüchtige Baumeister; es wird also einen besseren Mittelweg zwischen beiden Extremen geben. Die Erwartung des Verfs, daß es den Landwirthen nützlicher seyn würde, wenn die Steuern auf directem Wege aufgebracht wurden, hat alle Erfahrungen gegen sich, und der Fehler liegt ohne Zweifel nur in der jetzigen Einrichtung der Consumtionssteuern in Frankreich. Die Nachtheile des Tabacksmonopols sind thatsächlich nachgewiesen. Die Castellaney Lille erntete 1777=1790 im jährlichem Durchschnitt 4'411,000 Kilogr. Taback, 1818 nur wenig über eine Million, das ganze Departement bloß drey Mill. Daß der flandrische Landwirth volle Sicherheit des Eigenthums genießt, und daß eine hohe Achtung desselben im Volke herrscht, ist eben so sehr der Bildung und dem

Wohlstande, als der guten Polizey zuzuschreiben; man kann dort unbesorgt sich in der Mitte der Ländereyen vereinzelt ansiedeln, das Vieh ohne Aufsicht Tag und Nacht auf der Weide lassen, und die theuersten Gewächse aller Arten anbauen. Bey dem Einfluß der Straßen auf die Gewerbe ist der Verf. in seinem Berufe, und man muß es ihm auch darum nachsehen, daß er vielmals auf diesen Umstand zurückkommt, weil er schätzbare Nachrichten über ihn beybringt. Wir haben in Deutschland in diesem Puncte noch viel zu lernen oder doch nachzumachen, wenn es auch an der Einsicht nicht fehlen sollte! Wenn nur ein einziges gelungenes Beyspiel eines von Privaten erbauten Canales da wäre, so würden sich mit dem Vertrauen auch die nöthigen Capitale leicht finden, es müßte aber freylich der Verkehr auch von anderen Fesseln befreyt werden, damit die Unternehmung volle Früchte tragen könnte.

Die Anordnung des Inhaltes ist ziemlich gut, doch vermißt man eine vornehin gestellte Topographie des Departements, deren Mangel durch einzelne zerstreute Bemerkungen nicht ersetzt wird. Der discours préliminaire enthält eine Vergleichung der flandrischen mit der englischen Landwirthschaft. Der Verf. hat England besucht, sonst hätte auch sein Gemälde einer reichen adeligen Familie, die größtentheils auf dem Lande lebt, in ehrenvoller Thätigkeit und anständigem Lebensgenuß, nicht so frische Farben erhalten können. Das Gegenstück, die französische Familie, die durch Verdreißlichkeiten und Reibungen mit subalternen Staatsbeamten des Landlebens überdrüssig wird, sich in die Hauptstadt wendet, die Güter verwahrloset und endlich verkauft, mag ein wenig zu viel Schatten haben, wie jenes etwa zu viel Licht. Sonst wird den Flamändern mit Ausnahme der Viehrazen und Maschinen, worauf die Engländer sich besser ver-

stehen, in der Landwirthschaft der Vorzug eingeräumt, und da bey ihnen die Güter kleiner sind und der Arbeitslohn weit niedriger steht, so ist auch von der Anwendung der Maschinen weniger Vortheil zu erwarten. Doch ist der S. XXX. gegen die Tauglichkeit der mehrscharrigen Pflüge gemachte Einwand offenbar irrig. — Es folgt eine Introduction et plan du mémoire, dann chap 1. Considérations générales sur l'agriculture de la Fl. Der Verf. hält mittlere Landgüter für die besten, weil auf kleinen zu wenig Gebrauch von dem Arbeitsvieh gemacht werden kann, weil die Transportkosten zu viel betragen, weniger gedüngt wird und bey dem häufigen Wechsel der Arbeiten viel Zeit verloren geht. So muß freylich der Landwirth rechnen, der genug Capital in der Hand hat. Wo aber die zunehmende Volksmenge stark andrängt und andere Erwerbswege fehlen, da werden unvermeidlich die Güter verkleinert, und es ist daher bemerkenswerth, daß hier, bey einer so hohen Bevölkerung noch die mittlere Größe von 25 Hektaren (gegen 100 preuß. Morgen) sich erhält. Man kann daraus sehen, daß die Flamänder nicht nur wohlhabend, sondern auch geschickte Rechner sind, und daß die Fabriken fortwährend viele Menschen aufnehmen können. Soll sich von selbst die passendste Größe der Landgüter herstellen, so wird dazu unter andern erfordert, daß die Mehrzahl der Landwirthe einsichtsvoll genug ist, um nach den örtlichen Verhältnissen zu beurtheilen, was ihnen am meisten frommt. Auch die Preise der Grundstücke sind übrigens nicht so hoch, als man glauben sollte. Im Jahre 1818 hatte das Arrondissement Lille auf der geogr. D. M. 13,766 Menschen, die Städter verhielten sich zu den Landbewohnern = 10: 14, und der Hektar Acker von den drey Bodenklassen kostete 4500, 4000 und 3200 Franken. Dieser Theil, die ehemalige Castellaney Lille, hatte als pays d'états

besonders gute Verwaltung und die Landwirthschaft steht daselbst am höchsten, weshalb sich der Verf. am häufigsten auf sie bezieht.

Im zweyten Capitel sind 24 statistische Tabellen, zum Theile von ganz Frankreich, und über Gegenstände, deren manche noch wenig bekannt sind, wie die Länge der Land- und Wasserstraßen für sämtliche Dep. von Frankreich. Es zeigt sich allerdings, daß mit dieser Länge der Straßen in einer Gegend auch die Bevölkerung und der Bodenertrag meistens im Verhältniß stehen. Das Departement du Nord nimmt nach der Menge schiffbarer Gewässer und nach dem Viehstande die erste, nach der Bevölkerung, dem Bodenertrage und der Baumwollenspinnerey die zweyte Stelle ein, nämlich das Departement der Seine geht ihm vor, weil es Paris enthält. Rec. hebt nur einige Angaben über jenes Departement aus, um die Statistiker auf das Uebrige aufmerksam zu machen. Volksmenge 830,000, Flächenraum 581424 Hekt. (106 Q. Meilen; Haasel: 109, 9), davon 287773 H. bestellter Acker, 36192 Brache, 145020 natürliche und künstliche Wiese, 60664 H. Wald. Ferner 73404 Pferde, worunter 54652 Ackerpferde, 277565 Stück Rindvieh jedes Alters, 188.693 Schaafe. Die Schaafezucht ist, wie man leicht denken kann, im A. Lille am geringsten. Die Volksmenge in diesem hat von 1806 = 21 sich von 241400 auf 261900 gehoben, also um $8\frac{7}{8}$ Procent, ungeachtet der Kriegsjahre, was eine Verdoppelung in 31 Jahren anzeigt. Königl. Straßen 599747 Meter (dies beträgt 1,58 Poststunden auf die geogr. Q. Meile), schiffbare Flüsse und Canäle 481,788 Met. Ganz Frankreich hat 32,592,188 Meter. königl. Straßen (0,⁸⁷² Stunden auf 1 Q. M.) und 9,301,988 M. schiffbare Gewässer, das Meer natürlich nicht mitgerechnet. Zur Vergleichung fügt Rec. hinzu, daß Großbritannien $2\frac{1}{2}$, Baiern $1\frac{1}{2}$, Gr. Hessen 1 Stunde

Straßenlänge auf der N. M. hat, England allein aber 2,⁸⁷. Von der gesammten Oberfläche kommen auf ein Stück Rindvieh in ganz Frankreich 7,⁷⁷ Hekt., im Departement du Nord 2, Finisterre 3,⁴⁵, — Mayenne 3⁴⁷, dagegen Niederelpen 72, Herault 86,⁹⁷, Gard 106, bouches du Rhone sogar 300 Hekt.! Von den 11,362,200 Kilogramm Baumwollengarn, die in Frankreich gesponnen werden, liefert das Norddepartement 5,827,000, und davon wieder das A Vlle $\frac{2}{3}$. — Ch. 3. Instrumens aratoires et constructions. Die Beschreibungen und Zeichnungen sind äußerst genau und sorgfältig, auch verdienen es die musterhaften Werkzeuge, so vollständig bekannt gemacht zu werden. Ein geschickter Arbeiter würde sie leicht nachmachen können. Der Brabanter Pflug (Tab. I. u. II.) ist bey Schwerz (I. B. Tab. I.) weniger deutlich und auch etwas anders gebaut, abgebildet. Er wiegt 71 Pfund und bearbeitet in acht Stunden, selbst nur mit einem Pferde, 64,000 Quadratfuß, was sehr viel ist. Er ist ein Stelzenpflug. Zwar hat man ihn auch mit Rädern, und recht gut gebaut (Tab. III.) bey welcher Form seine Führung weniger Geschicklichkeit fordert, aber die meisten Landwirthe ziehen den Stelzenpflug, als wohlfeiler und haltbarer, vor. Rec. kann dennoch nicht umhin, an der Stelle der Stelze ein Rädchen, etwa wie eine Rolle, zu wünschen. Der Wendepflug (Charr. royale, rouelle, T. IV.) ist dem längs des Rheines in den Berggegenden üblichen ähnlich, nur ist das Streichbrett cylindrisch gewölbt. Das Vorgestellte hat eine bewealiche Leiste (hausse), zum Auflegen des Grindels. Die Vorrichtung zum Umstellen des Messers verdient Empfehlung. Der Cultivator (T. VI.) ähnelt der Thär'schen Kartoffelhacke und wird sehr geschätzt; ein Pferd hackt mit ihm acht Morgen Kartoffeln und Kohl. Der binot (T. VII.), bey Sinclair fehlerhaft gezeich-

net, ist wenig werth. Auch die Gartenwerkzeuge und Fuhrwerke sind höchst zweckmäßig, z. B. der dreyrädrige Karren, dessen vorne stehendes Rad klein ist, und eine zum Rechts- und Linksdrehen eingerichtete Ase hat. Auch Butterfässer, Mistgruben, Ziegelofen 2c. sind abgebildet, die Delmühle fehlt aber in dem Exemplare, welches Rec. vor sich hat. Das stehende Butterfaß mit drehbarer Welle, woran durchlöcherete Bretter sitzen, wäre ohne Tadel, wenn die Umdrehung bequemer gemacht würde, denn das Herumsühren eines Handgriffes in einer wagerechten Ebene ist bekanntlich keine sehr vortheilhafte Anwendung der menschlichen Kraft. Vermittelst eines Getreibes wäre dies leicht zu ändern. — Ch. IV. des engrais, enthält weniger Neues. — Ch. V. des assolemens. Die herrschende Fruchtfolge ist dreijährig, nämlich: 1. Del- pflanzen, oder Taback, oder Kartoffeln. 2. Halmfrüchte. 3. Hülsenfrüchte. Man sieht leicht, daß diese Fruchtfolge nur unter besonderen Bedingungen möglich ist, wo man auf den Hektar jährlich 30 Tonnen flüssigen Mist zu $2\frac{1}{2}$ Centner aus den Abtritten der vielen Städte bringen kann und die Tonne für 30 Centimen ($8\frac{1}{2}$ Kr.) zu kaufen ist, wo ferner der Pächter ein Capital von 40 Fl. für den Morgen zu verwenden hat. — Was im 6. Ch. vom Anbau der einzelnen Gewächse gesagt ist, zeigt den bewundernswürdigen Fleiß und die große Einsicht der Flamänder in dem hellsten Lichte. Die botanische Bestimmung der Arten und Abarten ist von dem Verf. etwas vernachlässigt: er nennt z. B. den Winterrapß (Colja) *brassica arvensis* und spricht von den Waizenarten undeutlich. Was er *épeautre* nennt, kann nicht Spelz seyn, sondern muß zu dem Winterwaizen gehören. Die geschätzteste Varietät des letzteren heißt *blanc-zée* und ist weiß und ohne Grannen. *Hivernage* darf nicht durch Winterung übersetzt werden, wie Schwerk

that, es ist Wickenfutter, nämlich Gerste und Roggen unter Wicken, im Herbst gesäet, (das ginge in Deutschland nicht), im Julius vor voller Reife geschnitten und ungedroschen im Winter gefüttert, was man höchst nützlich findet. — Das 7. Ch. Plantations, hat bey dem Streite der deutschen Forstmänner besonderes Interesse. Es ist wieder Beweis von dem Gange des Verf., Alles unter allgemeine Sätze zu bringen, daß er sagt gute Staatsverwaltung und Verfassung lasse sich immer aus dem Vorhandenseyn vieler, die Ländereyen beschattender Bäume erkennen, und die despotisch regierten Länder kündigten sich durch weite baumleere Ebenen und weite Waldungen an; daß aber hierin etwas Wahres liegt, braucht nicht erst bemerkt zu werden. Die flandrischen Landwirthe umpflanzen, wie wir schon aus Scherz wissen, ihre Koppeln mit Waldbäumen und Sträuchen, die sie in Baumschulen ziehen. Diese zwischen den Feldern stehenden Bäume gedeihen herrlich und machen besondere Waldungen entbehrlich, aber freylich liefert nach Tab. 10. das Departement $5\frac{3}{4}$ Mill. Scheff. Steinkohlen und führt noch sehr viele aus der Gegend von Mons ein, daher ist es größtentheils nur um Bau- und Nutzholz zu thun. Der Verf. rath, in diesem Departement alle Staatsforsten zu verkaufen, und berechnet, welchen Gewinn dieß geben würde, da durch Anbau und Baumpflanzungen der Preis der Ländereyen wenigstens um die Hälfte erhöht werden würde, also Grundsteuer, enregistrement und dergl. viel eintragen müßten. Dieß mag richtig seyn, der Staat könnte vielleicht auf diese Weise, wo nicht vier, doch drey Millionen Franken jährlich gewinnen (der Verf. rechnet nämlich von dem Erlöse der Waldungen sieben Procent Zinsen, wie soll der Staat so viel erhalten?), dennoch ist hieraus noch keine allgemeine Regel zu bilden; man denke nur an Gebirge und Gegenden,

die wenig gute Straßen haben! Immer verdient dieses Capitel besondere Aufmerksamkeit. Der Hektar Baumschule, worin Seehlinge und Hopfenstangen gezogen werden, trägt nach 10 Jahren 3 = 5000 Franken ein und gibt noch in den ersten Jahren in den Zwischenräumen eine Kartoffelernte, während das Schneidholz (élagages) und die zum Verkauf ausgezogenen Stämmchen Grundrente und Culturkosten decken. Der Obstbau ist vernachlässigt. Ch. 8. Viehzucht. — Ch. 9. Beköstigung der Arbeiter, Molkenwesen u. Ch. 10. Récapitulation, mit Verbesserungsvorschlägen, deren schon oben gedacht worden. — Ch. 11. Die bey Scherz, III, 7, abgedruckte Wirthschaftsrechnung eines Gutes von 25½ Hekt. ist auch hier zu finden, da sie aber schon 1776 entworfen wurde, und überdieß vielleicht absichtlich zu niedrig gehalten ist, so hat der Verf. eine neue ausgearbeitet. Der Ertrag eines pr. Morgens nach Abzug der Aussaat ist von Winterweizen gegen 9 Scheffel Winterroben 7½, Wintergerste 18, Raps gegen 12 Scheffel, Taback 16 Centner, feiner Flach 27½ Centner. Der Durchschnitts-Rohertrag vom Hekt. ist 588 Fr., die Kosten machen 289 Fr., also bleiben 299 Fr. rein, wovon der Pachtzins 93, die Steuern des Pächters 17 Fr. wegnehmen, und dem Pächter 189 Fr übrig sind, um mancherley Verluste und den Unterhalt seiner Familie zu bestreiten. — Den Beschluß machen Verzeichnisse der Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse von 1791 = 1818 im Departement du Nord, und des Getreides in allen Departementen Frankreichs von 1810 bis 1813, ferner Angaben über die Veränderungen der Volksmenge und Reductionen der Maaße und Gewichte. K. H. Rau.

E b e n d a s e l b s t.

Aus der königlichen Druckerey von Firmin Didot: Choix des poésies originales des Trouba-

dours, par Mr. Raynouard, membre de l'institut royal de France, secrétaire perpétuel de l'Académie française etc. Tome IV. 1818. 476 Seiten. Tome V. 1820. 476 Seiten. Tome VI. 1821. 412 Seiten in Octav.

Die drey ersten Bände dieses classischen Werks, durch welches endlich ein fester Grund zum Studium der Sprache und Poesie der Troubadours gelegt ist, wurden vor fünf Jahren (Jahrgang 1819. S. 599. und 1649) in diesen Blättern angezeigt. Wir glauben daran erinnern zu müssen, daß der erste Band eine musterhafte Grammatik der alten romanischen Sprache enthält, der zweyte mit historischer Genauigkeit die Entwicklung und fortschreitende Bildung dieser Sprache an einer Reihe von litterarischen Denkmälern aller Art nachweist, und der dritte eine Auswahl derjenigen, meistens lyrischen Gedichte der Troubadours, in denen sie als eigentliche Minnesänger erscheinen, deren Gegenstand also romantische Liebe und Verherrlichung der Damen ist, nach den Handschriften in der Ursprache liefert. In dem vor uns liegenden vierten Bande, der zwar auch schon fünf Jahre alt, dem Recensenten aber erst mit den beiden folgenden Bänden zugekommen ist, finden sich neunzehn *Tençons*, eine Dichtungsart, von deren eigenthümlichem Charakter man bis dahin in unsrer neuen Litteratur noch keinen recht klaren Begriff gegeben hat; zweitens historische Klagen (*complaintes historiques*), wie der Herausgeber sie überschrrieben hat, siebenzehn Stück; drittens fünf und zwanzig Lieder, die sich sämmtlich auf die Kreuzzüge beziehen; viertens eine lange Reihe von historischen *Sirventes*, sieben und funfzig Stück; fünftens eine eben so lange Reihe von andern Arten von *Sirventes*; und zum Beschlusse sechstens vier und zwanzig moralische und religiöse Stücke. Man darf wohl mit

dem Herausgeber der Meinung seyn, daß das Studium dieses, größten Theils neu aufgedeckten Schazes von alt-romantischer Poesie nicht weniger belehrend für den Geschichts- und Sittenforscher seyn muß, als anziehend für den Aesthetiker und den Litterator. Aber wie wenige unter unsern Historikern, Sittenforschern, Aesthetikern und Litteratoren, werden diesen Schatz benutzen können, so lange die Sprache, die man in dieser Hinsicht zuerst studieren muß, für die meisten noch ein verschlossenes Thor ist! Einen besseren Schlüssel als denjenigen, den uns Hr. Raynouard durch seine Grammatik an die Hand gibt, kann man sich freylich nicht wünschen; aber der Recensent, dem die übrigen der cultivirten romanischen Sprachen ziemlich bekannt sind, kann versichern, daß die Sprache der Troubadours, gewöhnlich die provenzalische genannt, weit schwerer zu erlernen ist, auch wenn man Französisch und Italiänisch versteht, als die Spanische und Portugiesische. Er erlaubt sich auch dieses Mal um so weniger ein Urtheil über den poetischen Werth der hier gelieferten Werke, da seine übrigen Studien seit der Anzeige des dritten Bandes ihn nicht haben dazu kommen lassen, in der Troubadours-Sprache Fortschritte zu machen. Aber anmerken muß er doch, daß auch alle in diesem vierten Bande enthaltene Gedichte, auch die Sirventes, wenigstens der metrischen Form nach lyrisch sind, und daß in diesen lyrischen Versen ein so feiner Kunstsinn und eine so reizende Mannichfaltigkeit sich zeigt, daß schon deswegen jedes Urtheil zurückgenommen werden muß, daß den Troubadours eine gewisse Rohheit vorwirft; eine Sünde, deren der Recensent selbst, glücklicherweise nun schon vor zwey und zwanzig Jahren, sich schuldig gemacht hat. Die Troubadourslieder, die sich auf die Kreuzzüge beziehen, erregen die Frage, warum wohl bey unsern deutschen Minnesängern sich so wenig

Uehnliches finden mag. Was hielt die deutschen Ritter ab, als sie im Morgenlande von den französischen Kreuzfahrern eine Poesie kennen lernten, zu deren Nachahmung sie sich hingerissen fühlten, auch wie diese, mit ihnen verbündeten Streiter, ihren Eifer für die Befreyung des heiligen Grabes in Versen wetteifernd erschallen zu lassen? — Ueber die historischen Sirventes in dieser Sammlung wird sich wahrscheinlich vieles sagen lassen, wenn ihre Beziehung auf die damaligen öffentlichen Ereignisse verständlicher werden wird. — Beym Aufschlagen des fünften Bandes rechnete der Recensent auf einige Proben der epischen Poesie der Troubadoure, die bey den Deutschen so großes Glück machte, wie besonders der deutsche Titivel und der Percival beweisen. Aber Hr. Raynourd hat seine Bemühungen, die auch schon verdienstlich genug sind, so weit nicht ausdehnen wollen. Zur Schadloshaltung, und wahrscheinlich dem Wunsche mehrerer Leser gemäß, liefert er uns in diesem Bande biographische Notizen über mehr als dreyhundert und funfzig Troubadours in alphabetischer Ordnung der Namen; mit einer Menge von Proben ihrer Poesie, also zugleich einen Nachtrag zu den in den beiden vorhergehenden Bänden enthaltenen Gedichten. Bey weitem nicht alle Troubadours, deren Namen sich erhalten haben, sind in diese Sammlung aufgenommen. Auch muß man nicht vergessen, daß unter den Gedichten dieser Art, die sich erhalten haben, mehrere sind, deren Verfasser man nicht mehr kennt. Man darf also erstaunen über die poetische Regsamkeit, die damals in den Gegenden verbreitet war, wo diese Poesie blühte, und die auch in Deutschland ein poetisches Zeitalter hervorrief, wie keines wiedergekommen ist. Die Proben, die uns Hr. Raynourd, nach seiner Auswahl, von den Talenten der verzeichneten Dichter gibt, sind theils Fragmente, theils ganze Stücke,

von denen einige schon gedruckt, die meisten aus Handschriften hervorgesucht sind. Für Leser die weiter forschen wollen, sind die nöthigen bibliographischen Notizen mitgetheilt, und die Handschriften in der Königl. Bibliothek zu Paris nachgewiesen. Die mehresten der ausführlicheren biographischen Nachrichten erhalten wir in der romanischen Sprache abgedruckt, wie sie sich in den alten Handschriften finden. Interessant ist bey diesem alphabetischen Dichterverzeichnis der Ueberblick des Gemischtes von Fürsten und Edeln, Rittern und geistlichen Herren, Schreibern und andern Personen, von bürgerlicher, zum Theil niedriger Abkunft. Man sieht, wie die *gaya ciencia* die Scheidewände zwischen den Ständen zwar nicht einriß, aber doch weniger bemerklich machte, wo es um geistigen Lebensgenuß zu thun war; und wie der fürstliche oder ritterbürtige Troubadour auch in dem Bürgersohne den Sänger als seines Gleichen ehrte. Und ungefähr eben so war es ja auch in Deutschland im schönen Zeitalter der Hohenstaufen. Unter den fürstlichen Troubadours sind hier auch der König Alfons II. (romanisch *Amsós*) von Arragonien, und Kaiser Friedrich II., der wohl der seltenste Mann seines Jahrhunderts genannt werden darf, aufgeführt. Uns Deutschen würde mehr, als den Franzosen, daran gelegen seyn, die poetischen Anlagen dieses großen Kaisers näher kennen zu lernen, als aus den kleinen hier gegebenen Fragmenten möglich ist. Aber Hr. Raynouard scheint ihn wenig zu kennen. In der Vorrede nennt er ihn Kaiser Friedrich I., und im Texte Friedrich III. König von Sicilien. Dem Recensenten ist bey dieser Gelegenheit wahrscheinlich geworden, daß auch die Siciliani, von denen Dante in seiner *Divina commedia* spricht, und die er älter, als die provenzalischen Troubadours nennt, mit diesen Troubadours im Grunde einerley waren und, obgleich in

Sicilien, in derselben romanischen Sprache sangen, in welcher auch Kaiser Friedrich II. mitzusingen versuchte, als er von seinem geliebten Sicilien aus das römisch = deutsche Reich beherrschte. Zu den Troubadours von geringer Abkunft gehört unter andrer einer der anmuthigsten, Arnaud de Marueil (romanisch Arnauk de Maruelh), den Petrarch il men famoso Arnaldo nennt, weil es einen noch berühmteren dieses Namens gab. Sein romanischer Biograph nennt ihn einen clergue de paubra generasió. Daß auch Italiäner in dieser poetischen Modersprache des Zeitalters mitsangen, beweisen unter andern die Gedichte des Bartolome Gorgi, eines Mobile von Venedig (gentils home de la ciutat de Venise). In dem sechsten Bande, der keine Gedichte der Troubadours enthält, ist Hr. Raynouard noch ein Mal zu seinen grammatischen Untersuchungen zurückgekehrt, denen er sich, wie man sieht, recht mit Liebe hingegen hat. Er liefert uns als einen Nachtrag zu seiner oben erwähnten Grammatik der romanischen Sprache, wo er immer die Urformen vor Augen hat, eine besonders ausgeführte vergleichende Grammatik der Sprachen des lateinischen Europa in ihren Verhältnissen zur Sprache der Troubadours. Der unermüdete Fleiß, ohne welchen eine solche Grammatik nicht so musterhaft durchgeführt werden konnte, ist eben so bewundernswerth, wie die feinen Sprachkenntnisse die sich hier zu einem symmetrischen Ganzen verbinden. Auch die italiänischen Dialekte sind in einem Anhang nachgetragen. Aber ein Auszug aus dieser vergleichenden Grammatik läßt sich nicht geben, wenn man nicht sehr ins Einzelne eingehen will. Das Resultat fällt ganz zum Vortheil der romanischen Sprache des Troubadours aus. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Poesie sowohl, als die Prosa, in den neuern Sprachen, die aus der latei-

nischen entstanden sind, dabey gewonnen haben würden, wenn sie sich weniger von der Sprache der Troubadours entfernt hätten. Und so müssen wir leider Abschied nehmen von einem Werke, das wir noch in mehreren Bänden fortgesetzt zu sehen gewünscht hätten.

M ü n c h e n .

Ben Fleischmann: Lehrbuch des gemeinen Civilrechtes, nach Heyse's Grundriß eines Systems des gemeinen Civilrechts zum Behuf von Pandectenvorlesungen bearbeitet, von Dr. J. N. v. Wening - Ingenheim, Kön. Baiersch. Hofr. u. Prof. d. R. zu Landshut. Erster Bd. Zweyte verb. Auflage. 1824. XXVIII u. 346 S. in gr. Octav. — Der Heyse'sche Grundriß zeichnet sich besonders durch Einfachheit wie durch Vollständigkeit des Systems, und durch klare, deutliche Anordnung aller einzelnen Lehren so vortheilhaft aus, daß, wenn gleich der verdiente Verf. selbst längst die academische Laufbahn aufgegeben hat, und in das Geschäftleben eingetreten ist, dennoch jene Skizze, die er seinen Pandectenvorlesungen zum Grunde zu legen beliebt hatte, auf den meisten Universitäten Deutschlands bey den mündlichen Vorträgen andrer Lehrer zum Leitfaden dient. Wer hätte nicht, wegen jener Vorzüge, es gewünscht, daß Hr. Präsident Heyse jene Skizze zu einem dogmatischen Lehrbuche umgearbeitet haben möchte? Indessen, wie gering mußte jene gewünschte Aussicht werden, seitdem derselbe sein Lehramt aufgab? Um so dankenswerther ist das vorliegende Werk, welches jenem Bedürfnisse, in so weit es von Hrn. H. nicht befriedigt wurde, abzuhelpen sucht. Das ganze Werk ist in drey Bände getheilt, von denen der erste gegenwärtig vorliegt, und die Darstellung des allgemeinen Theils und des Sachenrechts enthält. Der zweyte soll das Obligationen- und Familienrecht, der dritte das Erbrecht, und die restitutio in integrum enthalten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 15. Januar 1825.

L o n d o n

Bey W. Phillips: Transactions of the Geological Society, established November 13, 1807. Vol. IV. Par. I. 1816. 116 Quartseiten. Fünf Kupfertafeln. Vol. IV. Part. II. 1817. 360 Seiten. 23 Kupfertafeln. Vol. V. Part. I. 1819. 309 Seiten. 16 Kupfertafeln. Vol. V. Part. II. 1821. 355 Seiten. 26 Kupfertafeln.

Wir fahren nach einer zufällig etwas über die Gebühr verlängerten Frist, mit der Anzeige der Verhandlungen der Londoner Geologischen Gesellschaft fort, die, wenn sie gleich nach unserem Urtheile nicht, wie ein bekannter Englischer Schriftsteller und Mitarbeiter an denselben vor Kurzem äußerte, durchaus klassische Arbeiten enthalten, doch gewiß als eine sehr vorzügliche Sammlung von Beiträgen zur Geologie gelten können, deren Herausgabe ohne Zweifel besonders dazu mitwirkt, daß in England der seit einiger Zeit erwachte Eifer für diese Wissenschaft genährt und gesteigert, ja selbst zur Modesache gemacht wird, wozu die über große Fülle der begleitenden Charten, Durchschnitte

und Darstellungen merkwürdiger Berggegenden und Felsengruppen, besonders beytragen mag. Nur von den wichtigeren Abhandlungen kann im Folgenden die Rede seyn; bey den weniger bedeutenden werden wir uns dagegen auf die Angabe des Titels beschränken müssen.

Vol. IV. Part. I 1. Observations on the Geology of Northumberland and Durham. By N. J. Winch, Esq pag. 1. Die Gebirgsformationen dieser Gegenden sind, wenn man von den jüngeren zu den älteren fortschreitet, 1. Red Marl or Sandstone, mit unserem bunten Sandstein übereinstimmend; 2. Magnesian Limestone, unstreitig ein Equivalent von gewissen Gliedern unserer älteren Flözkalk-Formation; 3. Coal Measures, welche Steinkohlenformation mit unserem ältern Steinkohlengebirge überein kommt; 4. Lead-Mine Measures, ein Gebilde, welches von den Englischen Geognosten bald Mountain-limestone, bald Encrinal limestone, bald Carboniferous-limestone, genannt wird; welches Manches, zumal viele Petrefacten, mit unserem Uebergangskalkstein gemein hat, aber doch auch durch mehrere Eigenthümlichkeiten, und besonders durch die Abwechselung mit Sandstein, Schieferthon und Steinkohlen sich auffallend davon unterscheidet und vielleicht am richtigsten als das Glied einer jüngeren Gruppe des sogenannten Uebergangsgebirges anzusehen ist, zu welcher auch der Orthoceratitenkalk von Norwegen, Schweden und Rußland, nebst den denselben begleitenden Lagern von Sandstein, Thon- und Alaunschiefer gehören dürfte; 5. Porphyr. Die dritte und vierte Formation haben die größte Ausbreitung und sind durch den großen Kohlen- und Metall- zumal Bley- Reichthum von hoher Wichtigkeit. Bey ihnen weist der Verfasser daher auch am längsten. Er theilt eine große Anzahl von Durchschnitten mit, bey denen es nur zu be-

dauern, daß die gebrauchten Trivialbenennungen der verschiedenen Ablagen nicht gegen wissenschaftliche vertauscht worden. Interessante Bemerkungen über die Basaltkämme (Dykes), welche die eben erwähnten Formationen durchsetzen. — 2. On a Whin Dyke traversing Limestone in the County of Northumberland. By the Hon. H. Grey Bennet, M. P. pag. 102. — 3. Description of an insulated Group of Rocks of Slate and Greenstone in Cumberland and Westmoreland on the east side of Appleby, between Melmerby and Murton. By the Rev. W. Buckland, Prof. pag. 105.

Vol. IV. Part. II. 4. Observations on the Mountain Cruachan in Argyleshire; with some remarks on the surrounding Country. By J. Mac Culloch, M. D. pag. 117. — 5. Account of some remarkable Disturbances in the Veins of the Mine called Huel Peever, in Cornwall. By J. Williams, Esq. pag. 139. — 6. Description of the Tunnel of the Tavistock Canal, through Morwel Down, in the County of Devon. By J. Taylor, Esq. p. 146. — 7. Corrections and Additions to the Sketch of the Mineralogy of Sky, published in the third Volume of the Trans. of the Geol. Soc. By J. Mac Culloch. pag. 156. — 8. On the Strata in the Neighbourhood of Bristol. By R. Bright, M. D. With Notes, extracted from the Communications of G. Cumberland, Esq. pag. 193. — 9. On the Magnesian Limestone and Red Marle or Sandstone of the Neighbourhood of Bristol. By W. H. Gilby, M. D. pag. 210. Eine dichte Abänderung des Kalksteins dieser Formation zeigte sich bey einer chemischen Analyse in 100 Theilen zusammengesetzt aus: 53,5 kohlensaurem Kalk 37,5 kohlen-saurer Bittererde 0,8 Eisenoxyd 7 unauslöslicher Substanz. Der Verfasser fand auch in der

S (1)

Formation des Mountain-Limestone Dolomit, mit einem Gehalt von 44 pr. Ct. kohlensaurer Bittererde, und dichten Bitterkalkstein. — 10. On the Strata at Whorlbury Camp, in Somersetshire. By G. Cumberland, Esq. pag. 216 — 21 Observations on the Hill of Kinoul, in Pertshire By J. Mac Culloch. pag. 220. — 12 Account of some attempts to ascertain the angles of the primitive Crystals of Quartz and of the Sulphate of Barytes, by means of the reflecting Goniometer, together with practical reasons for presuming that the admeasurements assigned by Haüy to several varieties of the parallelepiped and of the octohedron are inaccurate. By W. Phillips. pag. 253 Haüy bestimmte den größeren Kantenwinkel seines primären Quarzrhomboeders zu $94^{\circ} 24'$; die mit dem Reflexionsgoniometer von Phillips vorgenommenen Messungen schwankten zwischen $94^{\circ} 9'$ und $94^{\circ} 17'$; und er glaubt, daß sich der Winkel $94^{\circ} 15'$ der Wahrheit am Mehrsten nähere. Den größeren Seitenkantenwinkel des von Haüy als Kerngestalt angenommenen Prisma des Schwefelspaths, bestimmte dieser durch Messung und Rechnung zu $101^{\circ} 32' 15''$. Die Messungen an Kristallen mit dem Reflexionsgoniometer schwankten zwischen $101^{\circ} 25'$ und $101^{\circ} 51'$. Sechs Spaltungsstücke ergaben dagegen einen Winkel von $101^{\circ} 42''$. Herr Phillips redet von den großen Schwierigkeiten bey dem Gebrauche des Reflexionsgoniometers, und ist der Meinung, daß man genauere Resultate erlange, wenn man Spaltungsstücke messe, als wenn man Kristallflächen zur Messung benutze. So sehr Reserent dem Verfasser darin beypflichtet, daß man selten Kristalle finde, die für die Anwendung des Wollaston'schen Goniometers sich vollkommen eignen und daß man selbst bey sehr vorsichtigem und geschicktem Gebrauche dessel-

ben, oft abweichende Resultate erhalte; so wenig kann er doch die Meinung theilen, daß man durch Messung von Spaltungsfüßen leichter zu richtigern Resultaten gelange. Wie wenig die Messungen mit dem Reflexionsgoniometer das von einigen Krystallographen ihnen geschenkte, große Vertrauen verdienen, beweist u. A. auch eine Vergleichung der vorhin angeführten Bestimmung der Winkel des Quarzrhomboeders mit der Angabe des Herrn Mohs, der ein anderes Rhomboeder zur Grundform annimmt, dessen Winkel er nach Seite 177. seines naturhistorischen Mineralsystems v. J. 1821 mit dem Wollaston'schen Goniometer bestimmte, wonach der größere Kantenwinkel des von Hauy und Phillip's als Grundform angenommenen Rhomboeders, durch Rechnung zu 94° sich ergibt, welche Bestimmung von dem mittleren Resultate des Hrn. Philipps um 15 Minuten abweicht.

— 13. On the Measurement, by the reflecting Goniometer, of certain primitive Crystals; with Observations on the method of obtaining them by mechanical division along the natural joints of Crystals By W. Phillips. pag. 241. Die Messungen wurden mit dem Zinnstein, Schwerspath, Quarz, Zirkon, Staurolith, Anatas, Eisenglanz, Malacolith, Rvanit, Corund, Cölestin, Bleyspath, Bleivitriol vorgenommen. Sie zeigen aufs Neue, wie sehr unsicher noch die Bestimmungen der Winkel an den Krystallen sind; wobey wohl sehr natürlich sich die Frage aufdringt, wie viel in dieser Hinsicht der Unvollkommenheit der Messwerkzeuge und der Schwierigkeit ihres Gebrauches zuzuschreiben seyn mag, und ob nicht vielleicht die Größe der Winkel an den Krystallen selbst etwas schwankt, so daß bey der vollkommensten Messung es nicht möglich seyn dürfte, für eine gewisse Mineralsubstanz völlig übereinstimmende Resultate zu

erlangen. — 14. Supplementary Observations on Quartz Rock, made in 1814. By J. Mac Culloch. pag. 264. — 15. Description of a Series of Specimens from the Plastic Clay near Reading, Berks. With Observations on the Formation to which those Beds belong. By the Rev. W. Buckland. pag. 277. — 16. On some Beds of Shell Marle in Scotland. By H. Warburton, Esq. pag. 305. — 17. Geological Remarks on the Vicinity of Maestricht. By the Rev. W. E. Hony pag. 310. — 18. On the Parallel Roads of Glen Roy. By J. Mac Culloch. pag. 314. Diese Abhandlung, die, wie die meisten Schriften ihres thätigen Verfassers, ermügend weitschweifig ist, behandelt eine Erscheinung, welche auffallend genug seyn mag, deren Erklärung sich aber sogleich aufdringt, so bald man nur die Beschreibung derselben gelesen, oder die sie erläuternden Zeichnungen betrachtet hat. In einem langen, tiefen Thale haben die begränzenden, von Vegetation größten Theils entblößten Bergabhänge, drey scharfe und kurze Absätze, die sich in drey parallelen Linien darstellen, von denen die an den gegenüber liegenden Seiten befindlichen, in eine Ebne fallen. Die Hochländer halten jene Absätze für Wege, deren gigantische Anlage sie dem Fingal und den Heroen seines Zeitalters zuschreiben. Der erfahrene Geolog erkennt darin Spuren eines vormaligen hohen und ruhigen Wasserstandes, eines Sees, dessen Spiegel allmählich sich senkte, aber in drey verschiedenen Zeiträumen einen gewissen Stand so lange behielt, daß sein Rand eine bleibende Formveränderung an den begränzenden Bergabhängen hinterlassen konnte. — 19. On a shifted Vein occurring in Limestone. By J. Mac Culloch. pag. 393 — 20. Explanation of a supplementary Plate to the Paper on Vegetable Remains preserved in Chalcedony,

printed in the second Vol. of the Trans. of the Geol. Soc. By J. Mac Culloch. pag. 398. — 21. On a peculiar Disposition of the Colouring Matters in a Schistose Rock. By J Mac Culloch pag. 399. In einer schiefrigen Gebirgsart, die der Verfasser nicht näher bezeichnet, sondern nur unter dem Trivialnamen "Killas" anführt, beobachtete er geschlängelte Farbzeichnungen, die auf solche Weise die Schichten durchsetzen, daß er gewiß nicht mit Unrecht aus dieser Erscheinung folgert, daß man die Schieferung jener Gebirgsart nicht als die Folge eines successiven Niederschlages ansehen könne. — 22. Memoranda relative to the porphyritic Veins of St. Agnes in Cornwall. By the Rev. J J. Conybeare. pag. 401. — 23. On the Stream Works of Pentowan. By E. Smith, Esq. pag. 404. — 24. Observations respecting the Limestone of Plymouth, extracted from two letters, addr. to H. Warburton, Esq. By the Rev. R. Hennah junr. pag. 410. — 25. Description of the Paramoudra, a singular fossil body that is found in the Chalk of the North of Ireland; with some general Observations upon Flints in Chalk, tending to illustrate the History of their Formation. By the Rev. W. Buckland. pag. 413. Der Name "Paramoudra" ist in Irland einem problematischen Petrificate gegeben, welches mit Spongiten am nächsten verwandt zu seyn scheint. Die Gestalt ist bald keulen- bald eiförmig. In der Richtung des längeren Durchmessers befindet sich eine Höhlung, die mit Kreide ausgefüllt zu seyn pflegt, wogegen das Uebrige Feuerstein ist. — 26. Notice of fossil Shells in the State of Tintagel. By the Rev. J. J. Conybeare. pag 424. — 27. Notice of some peculiarities observed in the Gravel of Litchfield. By A. Aikin, Esq. pag. 426. — Analysis of one hundred

parts of a dark bituminous Limestone from the Parish of Whiteford, in Flintshire, North Wales. By E. D. Clarke, Prof. pag. 430. Hundert Theile dieses Kalksteins, woraus ein trefflicher Mörtel zum Wasserbau bereitet wird, enthalten: Kalk 49,65 Kohlensäure, 40,10 Thonerde, 8,80 Kieselerde, 0,60 Bitumen, 0,60 Wasser 0,25. — 29. Barometrical Measurements. By W. Allen, Esq. pag. 434. — 30 Notice concerning the Shropshire Witherite. By A. Aikin, Esq. pag. 438. Hundert Theile dieses Witherites enthalten: 96,3 kohlenfauren Baryt, 1,1 kohlenfauren Strontian, 0,9 schwefelfauren Baryt, 0,5 Kieselerde, 0,25 Thonerde und Eisenoxyd. — 31. Extracts from the Minute Book of the Geological Society. pag. 443.

Vol. V Part. I. 1. On the Island of Salsette. By Stephen Babington. Esq. Communicated by W. Babington, M. D. pag. 1. Die in diesem kurzen Aufsätze enthaltenen Angaben, reichen nicht zur Beurtheilung hin, ob die Säulenfelsen der Insel Salsette aus Basalt oder einem andern Gestein bestehen — 2. Remarks on the Hills of Badacson, Szigliget etc. in Hungary. By R. Bright, M. D. pag. 2. — 3. Some observations on a Series of Specimens presented to the Geol. Soc. by the Hon. H. Gr. Bennet. By A. Aikin, Esq. pag. 9. Verschiedene zu Torre del Greco ausgegrabene, durch die Hitze des Lavastromes, der am 15. Junius 1794 einen Theil der Stadt verheerte, umgeänderte Körper. — 4. Remarks on the Chalk Cliffs in the neighbourhood of Dover, and on the Blue Marle covering the Green Sand near Folkstone. With an Appendix, containing some account of the Chalk Cliffs, et on the Coast of France opposite to Dover By W. Phillips, Esq. pag. 16. Die Kreidelager der Gegend von Dover haben im

Ganzen eine Mächtigkeit von etwa 820 Fuß. Die Feuersteine nehmen darin von oben nach unten ab. Zu unterst liegt eine etwa 200 Fuß mächtige Masse von sogenannter grauer Kreide, welche sandig, weniger dicht, weicher ist und in 100 Theilen 82 Theile kohlsauren Kalk und 18 Theile Kieselsäure und Thonerde enthält. Unmittelbar unter der Kreide, ein Lager von blaulichem Mergel, mit Muschelschaalen und vielem fossilen Holze, wodurch jene von der Sand- und Sandsteinmasse geschieden wird, welche die Englischen Geognosten mit dem Namen Green Sand zu bezeichnen pflegen. In einem Anhange, über die Kreidelager an der gegenüber liegenden Französischen Küste, die im Wesentlichen mit denen an der Englischen übereinstimmen, aber weniger mächtig sind. — 5. Remarks on the Fossils collected by Mr. W. Phillips near Dover and Folkstone. By J. Parkinson, Esq pag. 52. Der Verfasser beschreibt u. A. mehrere neue Arten der Gattung Inoceramus. — 6. Notes accompanying a Set of Specimens from the Himalay Mountains. By J. Fraser, Esq. pag. 60. Jede auch noch so unbedeutende Nachricht über die geognostischen Verhältnisse dieses höchsten Gebirges der Erde, in welchem einige Gipfel bis zu etwa 26,000 Fuß über die Ebenen sich erheben, welche höchstens 500 Fuß über dem Meere liegen, muß willkommen seyn. Die hier mitgetheilten Bemerkungen betreffen die Gegenden zwischen dem Baghiratha (der Verf. schreibt Bhagiruttee), dem Hauptarme des Ganges, der im Innern des Himalaya-Gebirges entspringt und dem Sutlutje (der Verf. schreibt Sutlej), der in Tibet seinen Ursprung nimmt. Das Hauptstreichen des Gebirges ist hier von Südost nach Nordwest und plötzlich erhebt es sich aus der sandigen Ebene, wie ein Fels aus dem Meere. Ein schmaler vorliegender Rücken von etwa 500 bis 750 Fuß Höhe, besteht aus Sandstein. Dann

folgt eine Kette von 1500 bis 5000 Fuß Höhe, die ein nicht genau bezeichnetes, Kiesel - thoniges Gestein von graulich - brauner Farbe enthält. Unmittelbar hinter dieser erhebt sich Kalkstein zu etwa 7000 Fuß. Nun folgt das Centralgebirge, welches durch ein weites Flußthal von dem Vorgebirge getrennt ist. Die Hauptmasse desselben besteht, so weit als der Verfasser sie kennen lernte, aus Schiefergebirgsarten, Gneus, Glimmerschiefer, Thonschiefer. Selbst in der Schneeregion wurde dieses erkannt. Ströme führen aus dem Innern des Gebirges Granitblöcke. Das Haupteinfallen der Schichten erschien etwa unter 45° gegen Nordost. Hiernach würde also auch dort, wie so oft, das Hauptstreichen der Schichtung mit der Haupterstreckung der Gebirgskette gleichlaufend seyn und das Einschießen, wie an dem Nordabfalle der Urschieferformation der Schweizer - Alpen, gegen das Gebirge Statt finden. In dem Vorgebirge sind die Bergketten dem Hauptstreichen des Gebirges parallel; wogegen mit dem Beginnen des Schiefers, viele Ausläufer von dem Hauptgebirgsjoch in verschiedenen Richtungen sich verzweigen. Die Hauptströme, welche in der Schneeregion entspringen, beobachten eine Hauptrichtung von Ostnordost gegen Südsüdost und wenden sich demnächst, bey starken Widerstand leistenden Felsenmassen, plötzlich gegen Südost, um ihren Lauf gegen die Ebne fortzusetzen. Also auch dort die Erscheinung, welche Heim, in der trefflichen Schrift über die Bildung der Thäler, die Anziehung der Ströme zum Gebirge nannte. Das äußerste, mühsam zu erreichende Ziel der Wanderung des Verfassers, war Gango tri (er schreibt Gungotree). Hier, in der Gegend der Gangesquellen, fand er Granit in bedeutender Verbreitung anstehend. Zu den merkwürdigsten Nachrichten, die dieser Aufsatz enthält, gehört unstreitig die Bemerkung: daß in der

von dem Verf. bereisten Schneeregion des Himalaya, keine Spur von Glätschern sich findet — 7. Observations on the Vallies and Watercourses of Shropshire and of parts of the adjacent counties. By A. Aikin, Esq. pag 73. — 8. On the Form of the Integrant Molecule of Carbonate of Lime. By D. Brewster. pag. 83. Der Verfasser bestreitet das Vorkommen des von dem Grafen von Bournon und einigen andern Krystallographen beobachteten Blätterdurchgangs des Kalkspath nach Ebenen, welche durch die längere Diagonale der Rhomboederflächen und zwey einander gegenüber liegende Kanten gehen und behauptet, daß die Möglichkeit, den Kalkspath in dieser Richtung zu spalten, von dünnen, scharf begrenzten Kalkspathlagen herrühre, von welchen die größere Kalkspathmasse gangförmig durchseht werde. Er nimmt zugleich an, daß die bunten Farbstreifen, die in derselben Richtung oft sich zeigen, einer von den durchsichtigen Gängen bewirkten Polarisirung des Lichtes und nicht, wie Haüy, Malus und andere Physiker angenommen, zarten Absonderungen zuzuschreiben seyen. — 9. Description of some new Fossil Encrini and Pentacrini, lately discovered in the neighbourhood of Bristol. By G. Cumberland, Esq. pag. 87. Gute Abbildungen aber keine genaue Beschreibungen. Auch wird die Angabe der Gebirgsformationen vermißt, worin die verschiedenen Species vorkommen. — 10. On the Limestone Beds on the River Avon, near Bristol; with a Description of the Magnesian Beds that repose on their basset edges. B. G. Cumberland, Esq. pag. 95. — 11. On the Strata of the Northern Division of Cambridgeshire. By Fr. Lunn, Esq. pag. 114. — 12. Memoir of the Geological Relations of the East of Ireland. By Th. Weaver, Esq. pag. 117. Die größte und

auch unstreitig lehrreichste Abhandlung dieses Landes. Man erkennt in ihr, daß der Verfasser in Deutschland für das Geognostische und Bergmännische Studium sich ausbildete. Die ganze Darstellung zeichnet sich durch Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit aus. Die größeren Verhältnisse sind übersichtlich hervorgehoben, die Gebirgsarten genau bestimmt, die zu kleinliche Verfolgung des Einzelnen, wodurch ein großer Theil der übrigen Aufsätze nur ein ganz locales Interesse erhält, ist vermieden. Zuerst von der äußern Form des Landes. Allgemeine Uebersicht der großen Kalkstein-Ebene. Von den verschiedenen Berggruppen und den Höhen der Berge. Die größten Höhen liegen in der östlichen, aus primären Massen bestehenden Kette. Der höchste von den gemessenen Bergen, Eugnaquilla, hat nach Fitton, 3045, nach Griffith, 3070 Fuß. Geognostische Constitution. 1. Primäres Gebirge. Granit. Glimmerschiefer, der häufig mit Granit abwechselnd gelagert ist, außerdem Einlagerungen von Quarzfels, Talk-schiefer, Hornblendgesteinen, Porphyr hat und auch Gänge von Granit, von Quarz führt. Thonschiefer. Er umgibt isolirte Partien älteren Granits, wechselt aber selbst auch mit Granit, Quarzfels, mit Grauwacke und Grauwackenschiefer. Metallführung im primären Gebirge. Gänzliche Abwesenheit von Metallen an der westlichen Seite der granitischen Kette; Ueberfluß daran an der Ostseite. 2. Uebergangsgebirge. Nach der Beschränkung, die der Verfasser demselben gibt, ist es allein der Küste von Dublin und den benachbarten Inseln eigen und besteht aus Thonschiefer, Thonschieferconglomerat, Grauwacke, Grauwackenschiefer, mit Lagern von Kalkstein, Kalksteinconglomerat, Grünstein, Porphyr. 3. Flözgebirge. Der Verfasser führt darunter auf a. den alten oder ersten Flöz-

sandstein, ohne Zweifel ein Aequivalent des in England so genannten Old red sandstone; b. den ersten Flözkalstein, der jedoch nicht verwechselt werden darf mit Werner's älterem Flözkal und den der Verfasser selbst gewiß richtig mit dem sogenannten Mountain Limestone von Derbyshire vergleicht, welcher, wie oben bemerkt worden, wahrscheinlich mit dem Orthoceratitenkal von Schweden und Norwegen übereinstimmt; c. die Steinkohlenformation. Unter diesen Gebilden, von denen wir die beiden ersteren lieber als jüngere Glieder des Uebergangsgebirges betrachten möchten, ist der Kalkstein von größter Ausdehnung. Er schließt Lager von Hornstein, Kieselschiefer, Schieferthon, Stinkkal, Thonschieferconglomerat, Kalksteinconglomerat, Bitterkal, Galy — einem innigen Gemenge von Kalkstein und Schieferthon — Grünstein, Kugelfels, Porphyr ein. Mannigfaltige Petrefacten sind dem Kalkstein eigen, besonders verschiedene Arten von Orthoceratiten, Terebratulithen, Madreporiten. 4. Aufgeschwemmtes Land. — Eine petrographische Charte und mehrere Durchschnitte und Ansichten erhöhen den Werth dieser schätzbaren Abhandlung. — 13. On the Modifications of the Primitive Crystal of the Sulphate of Barytes. By W. Phillips, Esq. pag. 305.

Vol. V. Part. II. 14. On the Geology and Mineralogy of Ceylon. By J. Davy, M. D. In a Letter addr. to Sir James M' Gregor, and comm. by him. pag. 311. Gneus ist die vorherrschende Gebirgsart auf Ceylon. An einzelnen Stellen kommt Granit, Syenit, Quarzfels, Grünstein vor. Auch zeichnen sich besonders Einlagerungen von Dolomit aus. Die mehrsten Arten der mannigfaltigen Edelsteine, welche die Insel liefert, finden sich in aufgeschwemmten Massen. Außer dem gemeinen krystallisirten

Zirkon und Hyacinth, erhielt der Verfasser einen verben, undurchsichtigen, von dunkelbrauner Farbe. Nur an zwey Stellen fand er Zirkon im festen Gestein; in einem Gemenge von Quarz und Schörl und in einem anderen von Quarz und Adular. Der sogenannte Ceylanit kömmt im Do-
 Iomit vor. — 15. Remarks on the Geology of the Country between Tellicherry and Madras. By B. Babington, Esq. Comm. by W. Babington, M. D. pag. 328. Das Ghaut-Gebirge ist von Hügelgedenden umgeben, in welchen das in Indien so sehr verbreitete, tertiäre, eisen-schüssige Gestein vorherrscht, welchem Buchanan den Namen Laterit gegeben und welches aus herabgeführten Theilen zersetzter Felsmassen entstanden, deren Hornblende in eine rothe, obrige Masse und deren Feldspath in eine weisse Erde sich verwandelte. Die Hauptgebirgsart der Ghauts ist Gneus; aber mancherley Einlagerungen, z. B. von Glimmerschiefer, Quarz, Topfstein, Hornblendgesteinen werden angetroffen. Die Berge erreichen eine nicht unbedeutende Höhe. Zu den höchsten gehört der Mannason, der etwa 7000 Fuß messen soll. Sie haben kein besondres rauhes Aeußeres und sind bis zum Gipfel bewaldet. Die Gebirgsschichten sind oft unter großen Winkeln geneigt, zuweilen ganz aufgerichtet. —
 16. Description of the Rapids of Imatra, on the Voxa River, in Carelia; with an Outline of the probable History of their Formation; and a Notice of the bursting of the Lake Souvando into the Ladoga, in the Year 1818. By the Hon. W. T. H. F. Strangways pag. 340. — 17 On the Geology of the Banks of the Ganges, from Calcutta to Cawnpore. By J. Adam, M. D. pag. 346. — 18. On the geognostic situation of the Reygate Stone, and of the Fuller's Earth at Nutfield. By Th. Webster, Esq. pag. 353. — 19. On the Smelting of Tin

Ores in Cornwall and Devonshire. By J. Taylor, Esq. pag. 358. — 20. Description of the Rocks which occur along a portion of the South Coast of the Isle of Mull. By the Right Hon. Earl Compton. pag. 360. — 21. Account of a Variety of Argillaceous Limestone, found in connexion with the Iron-stone of Staffordshire. By the Rev. Yates. pag. 375. Ein ähnliches Vorkommen vom sogenannten Eutenmergel, wie zu Görarp in Schonen. Man benützt dieses Fossil, welches die Bergleute Curl nennen, zur Bereitung des sogenannten Römischen Mörtels. — 22. On a new Pentacrinus from Lyme Regis, a new Encrinus, and a Briarean Pentacrinus. By G. Cumberland, Esq. pag. 379. — 23. Description of the Strata in the Brook Pulcovca, near the Village of Great Pulcovca, in the neighbourhood of St. Petersburg. By the Hon. W. T. H. F. Strangways. pag. 382. — 24. Geological Sketch of the Environs of St. Petersburg. By the Hon. W. T. H. F. Strangways. pag. 392. In der Umgegend von Petersburg sind keine primäre Gebirgsmassen anstehend. Hundert Werste nördlich entfernt, zwey Posten von Wiborg, kommt der erste Granit zum Vorschein. Von secundären Gebilden kommen einige vor, die ohne Zweifel als Aequivalente der jüngeren Uebergangsgebirgsarten von Schweden und Norwegen betrachtet werden dürfen, und auf ähnliche Weise u. A. auch in der Gegend von Reval sich zeigen. Das unterste dieser Lagen ist ein blauer Thon; darauf folgen abwechselnde Lager von Sand, Sandstein, zuweilen mit Grün-erde; zu oberst ruhet Kalkstein, der dort den Rahmen Pleta führt, von mannigfaltigen Farben, zum Theil mit Thon, zum Theil mit Sand verbunden. Unter den Petrefacten dieser Lagen zeichnen sich besonders *Orthis* *hoceratiten* und *Trilobiten* aus. Bedeckt werden die secundären Ge-

birgslager von tertiären Massen, bey denen der Verfasser diluvianische und postdiluvianische oder Alluvia unterscheidet. Zu ersteren zählt er die Geschiebe, welche in großer Mannichfaltigkeit ausgestreuet liegen, die theils von primären, theils von secundären Gebirgsmassen herrühren und im ersteren Falle oft eine weite Translocation erlitten haben, worüber von dem Verfasser genaue Untersuchungen angestellt worden. Zu den postdiluvianischen Gebilden rechnet der Verf. u. A. den Kalktuff, der in bedeutenden Ablagerungen vorkommt und wie der Italiänische Travertin, als Baustein und selbst zu architectonischen Verzierungen benutzt wird. In den Torfmöden und auf dem Grunde der Seen, so wie in den Betten der Flüsse, viel Raseneisenstein, der zuweilen Birkenholz petrificirt. Den Beschluß s. S. 105.

G i e ß e n.

Bey Schröder: De veterum Christianorum agapis. Commentatio auct. Jo. Theoph. Friedr. Drescher, 1824 53 S. 8. Diese Abhandlung bringt in eine recht brauchbare Uebersicht, was in frühern und spätern Zeiten über die Agapen im Anfrage gekommen ist, ohne sich bey den neuern Visionen darüber zu verweilen. Die Zeiten werden gehörig unterschieden, wodurch von selbst die Widersprüche wegfallen, mit denen man sich sonst bey dieser Materie gequält hat. Wie bey keinem Gegenstand leicht allgemeine Beystimmung in jedem Punct zu erwarten ist, so würde es auch hier nicht zu allerley Gegenerinnerungen an Stoff fehlen. Man würde fragen können: ob nicht der letzte Ursprung der Agapen der Christen schon in den Opfermahlen liege, welche Moses als ein gutes Werk darstelle? ob ἡ κατ' οἶκον ἐκκλησία Beziehung auf Privatagapen habe? u. s. w. Ohne uns in solche Fragen einzulassen, bleiben wir bloß bey dem Lob des Fleißes stehen, mit welchem die Abhandlung ausgearbeitet ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 17. Januar 1825.

L o n d o n.

Die Transactions of the geological Society.
Vol V. P. II. (S. S. 104) theilen Num. 25. mit:

A Sketch of the Geology of the Island of Antigua. By N. Nugent, M. D. pag. 359. Wenn gleich dieser Aufsatz an sich keinen bedeutenden wissenschaftlichen Werth hat, so liefert er doch einen willkommenen Beytrag zur geognostischen Kunde der Westindischen Inseln, die in dieser Beziehung noch so sehr unbekannt sind. Das oberste Gebirgslager, welches die nördlichen und östlichen Theile der Insel einnimmt, ist kalkiger Natur. Es besteht aus einem bald lockeren, bald festen Mergel, mit untergeordneten Lagern von Kalkstein, Sandstein, Conglomeraten und ist reich an Ueberresten organisirter Wesen; darunter besonders Conchyliolithen und höchst mannichfaltige, durch ihre Schönheit berühmt gewordene Madreporiten, die zum Theil in Kieselsubstanz, die sich als Quarz, Chalzedon, Hornstein darstellt, umgewandelt erscheinen. Nach den Gattungen und Arten der Conchylien, unter denen sich

z. B. viele Cerithien und, wie der Verfasser glaubt, auch einige Süßwasserschnecken finden, dürfte icne Formation der Pariser ähnlich, und vielleicht größten Theils zum Grobkalk zu zählen seyn. Den untersten Lagen untergeordnet, zeigen sich besonders an ihren südlichen Gränzen, unregelmäßige Massen von Hornstein, die ebenfalls Reste organisirter Wesen, namentlich Cerithien enthalten. Unter diesen Lagern tritt in großer Verbreitung eine eigenthümliche, stratificirte Gebirgsart hervor, die der Verf. Thonstein-Conglomerat nennt. Am gewöhnlichsten hat das Gestein eine thonsteinartige Grundmasse, worin Krystalle von Feldspath liegen und die außerdem viele Grünerde oder erdigen Chlorit enthält. Stücke von versteinertem Holz — dem Anscheine nach von tropischen Arten und am häufigsten von Palmen — von Hornstein mit Coralliten, von Gaspis, Mandelstein, Grünstein, Porphyr und anderen Gesteinen kommen darin eingeknetet vor. Nicht immer erscheint diese Gebirgsart stratificirt; es häufen sich Trappmassen darin an; sie gewinnt den Charakter einer Trappbreccie. — 26 Notice on the Geological Structure of a part of the Island of Madagascar, founded on a Collection transmitted to the Right Hon. the Earl Bathurst, by Governor Farquhar, in 1819; with Observations on some Specimens from the interior of New South Wales, collected during Mr. Oxleys Expedition to the River Macquarie, in the Year 1818, and transmitted also to Earl Bathurst. By the Rev. Buckland. pag. 476. Von Madagaskar: Granit — eine Abänderung dem ähnlich, worauf die Statue von Peter dem Großen zu Petersburg steht —; verschiedene Arten von Sandstein; Muschelconglomerate, von ganz neuer Bildung, die so häufig an Seeküsten vorkommen, mit einem kalkigen Bindemittel, welches sich zum Theil

als dichter Kalkstein darstellt, wie u. A. auch an einem in dem Hause der Ostindischen Compagnie befindlichen Stücke von St. Helena, worin die wohl erhaltene Schale von einem Vogelcy liegt. Aus dem Innern von Neu-Südwallis: verschiedene Abänderungen von Granit, Glimmerschiefer, Thonschiefer, Serpentin, von Trappgesteinen, von Sandstein; auch ein dunkelgrauer Kalkstein, dem Englischen Uebergangskalkstein ähnlich. — 27. Supplementary Observations to Dr. Berger's Account of the Isle of Man. By J. S. Henslow, Esq. pag. 482. — 28. Description of the Quarz Rock of the Lickey Hill in Worcestershire, and of the Strata immediately surrounding it; with Considerations on the evidence of a recent Deluge, afforded by the Gravel Beds of Warwickshire and Oxfordshire, and the Valley of the Thames from Oxford downwards to London; and an Appendix, containing analogous proofs of diluvian action, collected from various authorities. By the Rev. W. Buckland. pag. 596. — 29. Observations on the eastern Part of Yorkshire. By N. J. Winch, Esq. pag. 545. — 20. Notice of a Discovery of a new fossil Animal, forming a link between the Ichthyosaurus and Crocodile; together with general Remarks on the Osteology of the Ichthyosaurus; of H. T. de la Beche, Esq. and the Rev. W. D. Conybeare. pag. 558. Die fossile Gattung Ichthyosaurus und die damit nahe verwandte, neue, von den Verfassern Plesiosaurus genannte, stehen der Crocodil-Gattung am nächsten, unterscheiden sich aber davon durch mehrere bedeutende Kennzeichen, zumal durch die Form der Ruder (paddles), deren Bau die Mitte hält zwischen den Füßen von Quadrupeden und den Flossen von Fischen. Den allgemeinen Character der Gattung

Ichthyosaurus bestimmen die Verfasser folgender Maaßen: "a marine quadruped, nearly resembling the crocodile, in the osteology of its head, and its mode of dentition. Vertebrae having both faces of their body deeply concave as in Fishes. Extremities having no distinct radius and ulna, but the humerus immediately supporting a very numerous series of small polygonal bones, forming a very flexible paddle. Anterior extremities much larger than the posterior. Die Gattung Plesiosaurus steht in der Mitte zwischen Ichthyosaurus und Crocodil, wie solches aus den Beschaffenheiten der Rückenwirbel und Extremitäten abgenommen werden kann. Die Reste von beiden Gattungen finden sich in der Lias-Formation von Dorsetshire, Somersetshire, Gloucestershire und Lecestershire, die vermuthlich als ein äequivalent unserer Muschelkalkformation betrachtet werden darf. Die Vergleichung der Abbildungen einzelner Theile des Knochengeriüsts jener merkwürdigen Thiergattungen, welche diese Abhandlung begleiten, macht es dem Referenten wahrscheinlich, daß gewisse Knochenreste, die in einer der untersten Lagen des Muschelkalkgebildes des Hainberges bey Göttingen sich finden, einem verwandten Geschöpfe der Vorwelt angehören. —

31. Extracts from the Minute Book of the Geological Society. pag. 595. Darunter manche interessante Notizen; z. B. aus einem Briefe des Capitains D. Carmichael über die geognostische Constitution des Vorgebirges der guten Hoffnung. Wo der Thonschiefer mit dem Granite in Berührung ist, wird ersterer von mannichfaltig verzweigten Gängen des letzteren durchseht. Auf dem Wege von Campo Bay nach Sea Point sollen Basaltgänge in Granit vorkommen. Ob die gangförmigen Massen aus wahren Basalt, oder vielleicht aus einem anderen, dunkel gefärbten innig ge-

mengten Gestein, z. B. Grünstein, Srenit, bestehen, dürfte erst durch eine genauere Untersuchung zu entscheiden seyn. — Aus einem Briefe von E. L. Irton, Esq. Nachrichten über das Vorkommen von Blittröhren zu Drigg in Cumberland, nebst Abbildungen, die genau mit denen übereinstimmen, die früher Herr Doctor Fiedler, unser ehemaliger gelehrter Mitbürger, in Silberts Annalen geliefert hat.

P a r i s.

Au dépôt-général de la marine: Pilote français (environ de Brest). Rédigé par M. Beauteims-Beaupré, Ingénieur hydrographe en Chef de la marine membre de l'Académie royale des Sciences de l'Institut de France et de la Société royale de Sciences de Goettingen. Publié par ordre du Roi. 1822. 62 Blätter im größten Atlasformat (31 Bogen doppelt Elephant) in Kupfer gestochne Charten und Ansichten von den Küsten in der Gegend von Brest. Die Vignette stellt die Meerenge (goulet) von Brest vor, mit einigen Attributen, die sich auf die Aufnahme der Charten beziehen; ist äußerst fein und schön von Schröder (vermuthlich einem Der'schen), die Charten aber von Collin gestochen; von sehr vielen Ansichten der Küsten und Klippen, Caps und Buchten, fehlen die Namen der Künstler; alles ohne Ausnahme ist schön und prachtvoll mit dem größten Aufwand des besten Papiers ausgeführt. — Auf dem ersten Blatt sind die allgemeinen Muster, topographische Zeichen und Abreviaturen, deren die franz. Ingén. hydrogr. im neuen Neptune français sich bedient haben, vorgestellt und erklärt; desgleichen auf dem zweyten Blatt die eisernen Panzen (runde zugespitzte Stangen, deren Oberfläche zackig rauh gemacht, wie eine Reihe, um

von dem Erdreich etwas mit aufzubringen) deren man sich zum Sondiren bedient hat, und die in den Boden des Meeres so tief eindringen als die Anker eingreifen. Dann folgt auf den nächsten Bogen die Generalcharte der Seeküste von Brest mit den Inseln Duessant und Sein, nebst andern Felsenklippen und Buchten dieser Gegend, insonderheit die Straße und Rhede von Brest. Diese Charte nach einem Maaßstab aufgetragen, wonach $12\frac{1}{2}$ Schiffsmeylen oder Minutenmeylen ($60 = 1$ gr) 8 Hamb. Zoll fassen, erstreckt sich von 48° zu $48^\circ 36\frac{1}{2}'$, also nur 36 Minuten in Breite, und von $6^\circ 20'$ in Länge zu $7^\circ 45\frac{1}{2}'$ westlich von Paris, also $1^\circ 23\frac{1}{2}'$ in Länge. Die Tiefen, deren sehr viele sind und wegen der vielen blinden Klippen hier nöthig seyn mochten, sind in Franz. Fuß angegeben, und man hat von den Küsten gegen das Meer auf 50, 100 bis 200 Fuß tief sondirt, einige Mal auch auf 300 Fuß. Die Variation der Magnetnadel ist im J. 1818 beobachtet und $25^\circ 7'$ nordwestlich befunden. Die Generalcharte ist in acht Specialcharten nach verschiedenen vielfach vergrößerten, Maaßstäben auf 8 Bogen mitgetheilt, worin alle Details von den Gestaltungen der Küste, aus- und eintretenden Ecken, Schluchten, Ravinen und Contreforts, sehr expressiv vorgestellt und der Küstenrand dicht und schwarz schraffirt worden, wodurch sich diese Charten vor manchen andern Seecharten vortheilhaft auszeichnen. Eben so sehr, aber nicht so vortheilhaft, zeichnen sie sich aus durch eine ungeheure Anzahl Ziffern, welche die Tiefen bey dem niedrigsten Wasser angeben. Auf jeder Charte ist in cinem kurzen Advertissement die Erklärung der Zeichen und Gegenstände auf der Charte, angeführt, also daß jede für sich zu gebrauchen; auch für den Preis von 4 Franken besonders zu haben ist. Sonstige Anweisung zum Gebrauch der Charten, welche dem Seemann, der

Keinen Bothsen hat oder erhalten kann, zu einiger Leitung in Noth und Verlegenheiten dienen möchten, sind nicht angegeben; sondern er wird dieserwegen auf das ganze Werk verwiesen, und das Avertissement auf den Charten schließt gewöhnlich mit den Worten; On trouvera dans le Pilote Français Environs de Brest, des renseignements utiles pour la navigation de cette partie de la Côte. Da nun aber dies Werk mit gar keinen gedruckten Nachrichten préface, introduction ff. versehen ist; so bestehen diese renseignements ohne Zweifel in den vielen Ausichten (vues) von den Küsten und Landmarken, Thürmen, Baaken, Windmühlen, Häusern, Schlössern u. Kirchen, Bäumen, Bergen, Felsenspitzen ff. wovon die Gestalten und Situationen, womit alle folgende Blätter dieses Werks angefüllt sind, und wonach ein sachkundiger Seemann sich allerdings orientiren, oder die Stelle, wo er sich befindet, bestimmen kann, wenn anders Wind und Wetter gestatten, Peilungen mit dem Compas anzustellen. Die unter den durchgehends sehr schön gezeichneten perspectivischen Ausichten oft angeführten Bestimmungen von den Positionen der vornehmsten Gegenstände sind allemal nach der wahren Weltgegend gegeben. Ob rücksichtlich des practischen Gebrauchs für Charten von so geringem Umfange, es nicht vielleicht besser gewesen wäre, die angeführten Bestimmungen nach der Magnetnadel, wonach sie doch immer müssen gesucht werden, anzugeben, mag problematisch scheinen, zumal auch keine Compasrose auf den Charten, weder nach der wahren noch nach der magnetischen, Weltgegend ist gezogen worden, welches vielleicht die vielen Ziffern nicht flüchtig verstaten wollten; aber so weit Ref. über Sachen dieser Art urtheilen kann, ist es doch ausgemacht ein wesentlicher Fehler, daß die Strömungen des Meers bey Fluth und Ebbe, die in der Gegend von Brest sehr bedeutend, auch wegen der vielen blinden Klippen jedem Seemann sehr bemerkenswerth seyn müssen, nirgends angedeutet wor-

den, so wenig als Tonnen, Bojen, oder andere schwimmende Seemarken, die in den engen Pässen zwischen den Klippen der Inseln Quessant, Sein ff. und den Küsten, so wie in der Hafenstraße und Rhede von Brest unmöglich fehlen können, nirgends angedeutet sind, was doch auf allen möglichen Seecharten anderer Nationen vorzüglich angemerkzt zu werden pflegt. Es ist diese Weglassung der Ströme (courans) etc. ganz sicher nicht par inadvertance, sondern entweder par principe des Hrn. Beautemps-Beaupré geschehen, welches man nach einer ganz ähnlichen von ihm herausgegebenen Charte von der Elbe, die sich von der See bis Stade erstreckt, vermuthen könnte; oder es criffirt auch, wie wir lieber zu vermuthen geneigt sind, noch ein gedruckter erläutern der Text Pilote Français, der hierüber, wie auch vielleicht über Zweck, Absicht und Ausdehnung dieses Werks Auskunft gibt, den wir bey unserm Exemplar nicht erhalten haben. Wer die nur erwähnte Elbecharte gesehen hat, wird gestehen, daß die Menge Ziffern der gemessenen Tiefen, und die nach denselben begrenzten Abstufungen der Sände sie ganz entstellen. Beydes war hier ganz unnöthige und unnützliche Arbeit, weil in der sandigen Niederelbe nirgend Felsen und Klippen zu vermuthen und aufzusuchen sind, auch die sehr wandelbaren Sände im Strom ihre Höhe und Figur jährlich verändern. Der 10te Theil der Tiefenmessung hätte genügen können, die Schiffbarkeit des Elbestroms in einem geräumigen freyen Fahrwasser, zu beiden Seiten mit Tonnen und Bojen ausgebaakt, darzustellen. Wir merken dies nur an, damit nicht jemand, durch den berühmten Namen unsers Autors verleitet, den unzähligen Tiefmessungen und Abtheilungen der Sände nach dem Beispiel dieser Charte, die übrigens in manchem andern Betracht musterhaft ist, blindlings folgen, sondern des ne quid nimis sich dabey erinnern möge.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1825.

G ö t t i n g e n.

In der letzten Versammlung der Königlich Societät der Wissenschaften an ihrem Stiftungstage theilte Herr Hofrath Stromeyer, nach Beendigung der von ihm gehaltenen und bereits in diesen Blättern S. 2073 des vorigen Jahrgangs angezeigten Vorlesung, noch die chemische Untersuchung von drey andern Fossilien mit, welche ihm kürzlich von Hrn. Dr. Anderson in Leith bey Edinburg übersandt worden waren, um sie einer genauern chemischen Analyse zu unterwerfen.

Das erste von diesen Fossilien ist eine von den neuen Bleyminern, welche neuerdings zu Leadhills in Schottland entdeckt worden sind. Dieselbe ist zuerst von dem Grafen von Bournon unter dem Namen Plomb carbonaté rhomboidal beschrieben worden, hat aber späterhin von Hrn. Brooke den Namen Sulphato-tricarbonaté of Lead erhalten, weil sie seiner Untersuchung zu Folge aus einer Verbindung von einem Aequivalent schwefelsaurem Bley mit drey Aequivalenten kohlen-saurem Bley bestehen soll. Da diese Angabe indessen nur auf die Bestimmung der Menge des bey'm Auflösen dieser Bleyminer

hinterbleibenden schwefelsauren Bley's sich zu stützen scheint, so bedurfte sie noch einer weitem Bestätigung, und machte eine genauere Analyse derselben nothwendig.

Die zu dieser Untersuchung angewandte Abänderung kommt in sechsseitigen Tafeln vor, die eine weiß schwach ins grünliche spielende Farbe besitzen, einen perlenmutterartigen Glanz haben, und mehr oder weniger durchscheinend und in dünnen Blättern selbst vollkommen durchsichtig sind. Das specifische Gewicht derselben wurde bey 13°,5 C. und 0^m,734 Barom. = 6,5743 gefunden.

Krystallisationswasser enthält diese Bleyminer eben so wenig als der Bleyvitriol und der Bleyspath, indessen decrepitiert dieselbe etwas und gibt eine geringe Menge Feuchtigkeit aus, wenn sie, ohne zerrieben und getrocknet zu werden, schwach erhitzt wird. Beym stärkern Erhitzen in einer Glasröhre verliert sie ihre Durchsichtigkeit, färbt sich gelb, und kommt, wenn die Erhitzung bis zum Glühen gesteigert wird, völlig in Fluß. Die geflossene Masse hat während dem Fließen eine orangegelbe Farbe, verliert dieselbe aber bey dem Erkalten wieder und erscheint nun weiß mit einem leichten Stich ins Gelbliche gefärbt. Hierdurch kann diese Bleyminer leicht von dem kohlen-saurem Bleyerze unterschieden werden.

Mit diluirter Salpetersäure effervesziert dieselbe nur schwach, und das darin vorkommende kohlen-saure Bley löst sich in derselben ohne Unterstützung der Wärme nur sehr langsam und schwierig auf.

Die salpetersaure Auflösung enthielt außer Bley kein anderes Metall aufgelöst, und der hinterbliebene unaufgelöste Rückstand verhielt sich völlig wie reines schwefelsaures Bley.

3,025 grm. dieser Bleyminer, welche mit sehr verdünnter Salpetersäure unter schwacher Erwärmung so lange in Berührung erhalten worden waren, bis alles Aufbrausen aufgehört hatte, hinter-

ließen 0,832 grm. schwefelsaures Bley. Und aus der Auflösung fällt nachgehends Schwefelsäure, nachdem dieselbe zuvor mit Ammoniak neutralisirt worden war, ohne indessen dadurch im Mindesten getrübt zu werden, 2,488 grm. schwefelsaures Bley und hierauf Schwefel-Wasserstoffsäure 0,008 grm. Schwefelbley, welche noch 0,010 grm. schwefelsaures Bley ausmachen.

Es sind also aus der salpetersauren Auflösung dieser Bleyminer bis auf ein Paar Milligramm nach gerade drey Mahl so viel schwefelsaures Bley erhalten worden, als bey der Auflösung derselben zurückgeblieben ist. Diese letztern 2,488 grm. + 0,010 grm. = 2,498 grm. schwefelsaures Bley zu Kohlensaurem Bley berechnet, entsprechen 2,200 grm. Kohlensaurem Bley.

Mithin sind in 100 Theilen dieser Bleyminer enthalten:

Kohlensaures Bley . . .	72,7
schwefelsaures Bley . . .	27,3
	100,0

Und dieselbe besteht demnach auch wirklich aus einem Aequivalent schwefelsaurem Bley und drey Aequivalenten Kohlensaurem Bley.

Da die Bestandtheile dieser Bleyminer mithin nach einem festen Verhältnisse mit einander verbunden sind, so leidet es auch keinen Zweifel, daß dieselbe eine wahre Mischung, und keineswegs ein bloßes Gemenge ist, wie solches auch aus den trefflichen krystallogischen Untersuchungen hervorgeht, welche Hr. Dr. Haidinger ganz kürzlich der Königl. Societät zu Edinburg darüber vorgelegt hat.

Das zweyte von den vom Hrn. Hofr. Str. untersuchten Fossilien ist das vor einigen Jahren von Dr. Hibbert zu Ewinaness auf der Insel Unst, einer von den Shetland-Inseln, entdeckte natürliche Talkerdehydrat.

Bekanntlich ist diese neue Talkerde-Verbindung erst vor wenigen Jahren natürlich in Nordamerika

zu Hoboken in Neu-Jersey angetroffen, und zuerst durch den verstorbenen Bruce untersucht und als eine eigenthümliche Mineralspecies beschrieben worden. Die Entdeckung eines neuen Fundorts für dieses noch höchst seltene Fossil gewährt daher ein besonderes wissenschaftliches Interesse.

Daselbe kommt wie das Nordamerikanische in einem Serpentinlager vor, und durchzieht den Serpentin auch wie dieses in Adern, die aber wohl eine Dicke von 6 bis 8 Zoll erreichen. Auch in seinen physischen Eigenschaften kommt daselbe mit dem Nordamerikanischen vollkommen überein, und beide gleichen sich im Aeußern auf das täuschendste.

Es war daher auch zu erwarten, daß daselbe gleichfalls in seiner chemischen Zusammensetzung mit dem Nordamerikanischen Fossil übereinstimmen würde, und die mit demselben vorgenommene Analyse hat dieses auch völlig bestätigt.

Daselbe enthält ebenfalls neben der Talkerde auch zugleich etwas Eisenorydul und Manganoryd, die auch als Hydrate darin vorkommen. Nur ist der Gehalt dieser Hydrate in demselben etwas größer als bey dem Nordamerikanischen. Auch finden sich in demselben außerdem noch Spuren von Kalk, welche aber höchst wahrscheinlich nur zufällig darin enthalten sind, und von etwas eingemengtem kohlensauren Kalk oder Bitterkalk herrühren, welche mit demselben zugleich vorkommen, und auch wohl darin eingewachsen angetroffen werden.

In 100 Theilen desselben sind nach einem Mittel aus drey nur unbedeutend von einander abweichenden Analysen enthalten:

Talkerde	. . .	66,67
Manganoryd	. . .	1,57
Eisenorydul	. . .	1,18
Kalk	0,19
Wasser	30,39

100,00

Das letzte von diesen Fossilien, deren Analyse den Gegenstand dieser Mittheilung ausmachte, ist ein

Magnesit von Salem in Indien. Derselbe gehört zu derjenigen Abänderung dieses Fossils, welche vor einigen Jahren zu Baumgarten in Schlesien gefunden, und wegen ihrer größern Härte und Zersprengbarkeit von Hrn. Hofrath Hausmann unter der Benennung des harten Magnesits unterschieden worden ist, und wovon der Hr. Hofr. Str. in dem ersten Bande seiner chemischen Untersuchungen auch eine Analyse mitgetheilt hat.

Dieser Indische Magnesit kommt ebenfalls in denselben Stücken vor, die eine blendend weiße Farbe haben, und durch das Verwittern einen leichten Stich ins Gelbliche bekommen. Das specifische Gewicht desselben wurde bey 21,5 C. und 0^m 7585 Barom. = 2,1896, und in einem andern Versuche bey 14° C. und 0ⁿ 746 = 2,9721 gefunden, welches mit dem specifischen Gewicht des Magnesits von Baumgarten, das einer neuern Bestimmung zufolge bey 10° C. und 0^m 7437 = 2,9760 ist, sehr gut übereinstimmt. Auch in seiner Mischung ist dasselbe nicht wesentlich von dem Schlesischen Magnesit verschieden, und die Talkerde ist in demselben genau in eben dem Verhältnisse mit Kohlensäure verbunden als in diesem. Nur enthält dasselbe durchaus kein Wasser, und anstatt des Manganoxyds eine geringe Menge kohlenfauren Kalk nebst einer Spur kohlenfaures Eisenoxydul.

In 100 Theilen dieses Indischen Magnesits fanden sich nämlich;

Kohlensäure	51,827
Talkerde	47,887
Kalk	0,286
Eisenoxydul ,	eine Spur.
	<hr/>
	100,000

Oder es sind in demselben enthalten:

Basisch = Kohlenfaure Talkerde	99,492
Basisch = Kohlenfaurer Kalk	0,508
Basisch = Kohlenfaures Eisenoxydul	eine Spur
	<hr/>
	100,000

Hiernach würden 100 Talkerde sich mit 107,7641 Kohlensäure zu basisch-kohlensaurer Talkerde verbinden. Und angenommen, daß in 100 Kohlensäure 72,73 Sauerstoff enthalten sind, 100 Talkerde folglich aus 60,8116 Magnesium und 39,1884 Sauerstoff bestehen.

Diesem zu Folge müßte das Aequivalent des Magnesium's = 1,55172 und das der Talkerde = 2,55172 seyn; welches die Angabe anderer Chemiker nur um ein Weniges übertrifft.

Eben daselbst

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Auli Gellii Atticae. Collatis Mscript. Guelferb. et Edd. Vett. Recensuit, Annotationibus criticis etc. illustravit, indicibusque copiosissimis instruxit, Albertus Lion, Phil. Dr. in Academia Georgia Augusta privatim docens. Vol. I. 1824. XXXVI und 642 Seiten. Vol. II. 1825. 720 Seiten in gr. 8.

Es fehlte seit längerer Zeit in den Buchläden durchaus an Ausgaben des Gellius. Die neuesten (die Leipziger von 1762 und die Zwenbrücker von 1784) waren gänzlich vergriffen. So wohl dieser Umstand als auch besonders die Ueberzeugung, daß sich für die für unsere Studien so wichtigen Attischen Mächte jenes Schriftstellers Manches, vorzüglich in kritischer Hinsicht leisten ließe, bewogen Refer. eine neue Ausgabe der Noctes Atticae zu bearbeiten. Wie die Bearbeitung ausgefallen ist, überlasse ich dem Urtheile billiger Richter; ich beschränke mich hier auf eine genaue Anzeige dessen, was ich geleistet habe und leisten wollte. Es waren früher, besonders von den Gronoven, mehrere Handschriften verglichen worden, indessen nicht so genau, wie man es wünschen möchte. Ich konnte

nur den Vorrath an Handschriften, der sich in der Wolfenbütteler Bibliothek vorfindet, benutzen. Es verdiente aber nur ein Manuscript durchgängig verglichen zu werden; (S. Praef. p. XVII. u. folg.) was auch sorgfältig geschehen ist, indem mir dasselbe gütigst zugesandt wurde. Nach den Handschriften verdienten eine genaue Vergleichung die alten Ausgaben, welche zu sehr vernachlässigt waren. Ihr Werth zeigt sich in dieser Ausgabe fast auf jeder Seite. Die hiesige Bibliothek bot mir einen reichen Vorrath jener Ausgaben dar, ich habe sie alle geprüft, und die wichtigsten Epoche machenden, wozu unter den ältesten namentlich gehören die Editio princeps (Romae 1469), die Juntina von 1513 (worauf man bisher gar keine Rücksicht genommen hatte) und die Stephaniana, genau verglichen. In den Anmerkungen habe ich nun die Lesarten sämmtlich angegeben, und zwar, wo der Text nicht fest steht, selbst Schreib- und Druckfehler. Außerdem sind in kritischer Hinsicht benutzt diejenigen alten Schriftsteller, welche Stellen aus dem Sallustius citirt, oder ihn offenbar, jedoch, ohne ihn zu nennen, fleißig benutzt haben. Zu beiden Classen gehören Macrobius, Nonius Marcellus, Joannes Salisberiensis und andere. Die Vergleichung derselben hat für die Berichtigung manche gute Ausbeute gegeben, und sie ist auch sonst interessant. Ferner sind die Verbesserungen u. Konjekturen der früheren Herausgeber und der Uebersetzer und anderer Philologen, die gelegentlich dem Sall. zu verbessern gesucht haben, erwähnt. Mag auch hier und da in den Werken der Philologen, Juristen u. s. w. noch manche schöne Emendation und Konjektur verborgen liegen, so glaube ich doch, daß das Meiste in dieser Rücksicht von mir zusammengetragen ist. Auch sind in den Anmerkungen eigene Vermuthungen und Verbesserungen vorge-

schlagen; wobey ich den Grundsatz befolgt habe, durchaus nicht zu weit von den Schriftzügen der Lesarten der Handschriften und Ausgaben abzuweichen. Selten sind die Emendationen in den Text aufgenommen; desto öfter ist dieser aber aus den Handschriften und Ausgaben verbessert und berichtigt, wie fast auf jeder Seite zu sehen ist, wenn man diese Ausgabe mit einer älteren vergleichen will. Ich kann mich rühmen, daß der Text sehr correct ist, indem die Druckbogen 2 Mal durchgesehen und corrigirt sind. Korrekter noch als die hier angezeigte Ausgabe, ist die kleinere, welche den loßen Text nebst ausführlichen Indicibus enthält. Was die Erklärung, sowohl Sinnes- als Sach-Erklärung betrifft, so mag diese Ausgabe wohl Manchen unbefriedigt lassen. Indessen durfte ich, um des großen Anfanges der Ausgabe willen, hierin nicht zu weit gehen. Dennoch sind ganz schwere Stellen, sowohl lateinische als griechische erklärt und erläutert. Ich gebe hier nun noch eine kurze Inhaltsanzeige. Nach der Zueignung an Se. Excellenz den Herrn Staats- und Cabinets-Minister Freyherrn von Arnswaldt folgt in der Vorrede die Auseinandersetzung des Geleisteten; dann cap. I. de Aulo Gellio (von seinem Namen seiner Lebenszeit und seinem Werke); cap. II. de Codicibus; cap. III. de Editionibus; cap. IV. de Translationibus etc. und endlich der Text mit den Anmerkungen. Am Ende finden sich noch Addenda atque corrigenda.

Der Titel der vorhin genannten kleineren Ausgabe ist: Auli Gellii Noctes Atticae. Recensuit et indicibus copiosissimis instruxit Alb. Lion etc. 750 SS. gr. 8.

Alb. Lion.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1825.

H a l l e.

Bey Hemmerde und Schwetschke: Lehrbuch der Chirurgie, bestimmt zu academischen Vorlesungen und zum Selbstunterrichte für Aerzte und Wundärzte von D. Carl Heinr. Dzondi, ordentl. öffentl. Lehrer der Medicin und Chirurgie auf der Universität zu Halle. 1824. XX u. 658 S. gr. 8.

Es scheint in dem Geiste der neuern Zeit zu liegen, daß ein jeder fast sich mehr oder weniger berufen glaubt, das Alte, lange und zweckmäßig Bestehende, schonungslos umzuwerfen, und eine neue Ordnung der Dinge zu schaffen. In der gelehrten Welt, wie in der bürgerlichen, ist diese Tendenz die vorherrschende. Auch die medicinischen Wissenschaften hat das Zeitalter der Reformatoren erreicht. Bichat's glückliches Genie gab der Medicin eine andere und bessere Richtung, und legte den Grund zu einem herrlichen viel versprechenden Gebäude, welches seine Schüler und Nachfolger mit mehr oder weniger glücklichem Erfolge zu verbessern, zu vollenden strebten. Allein nicht allen wur-

de daß alles umfassende Genie Bichat's zu Theil, nicht alle besitzen die Gabe, die herrlichen Grundzüge, welche er uns in seinen Werken hinterließ, richtig aufzufassen, zu verbessern und auf andere Zweige der Medicin zweckmäßig überzutragen. Auch scheint es in der That vollkommen unthunlich und verwerflich, einen einzelnen Zweig der practischen Medicin, der nur theilweise in die von Bichat angenommenen Systeme des menschlichen Organismus eingreift, nur theilweise sie berücksichtigen kann, manche Verletzungen zu betrachten hat, die keines jener Systeme ausschließlich angehen, oder mehrere derselben gleichmäßig umfassen, wie es mit der Wundarzneykunst der Fall ist, auf Bichat's System der allgemeinen Anatomie gründen zu wollen. Wie beschränkt ist unter andern der Wirkungskreis des Wundarztes bey den Krankheiten der serösen Häute? Unter welches System soll man das zahllose Heer der verschiedenen Verwundungen mit den Blutungen und ihren übrigen Zufällen, die Beinbrüche, Verrenkungen, die Brüche, die widernatürlichen angeborenen Spalten und Atresien u. s. w., bringen? Das innere Wesen einer großen Anzahl chirurgischer Uebel, des Tetanus, der Hydrophobie, der mancherley krankhaften Geschwülste u. s. w. ist unsern Augen noch zu sehr verborgen; zu häufig sehen wir in ihnen die verschiedensten und mehrere Systeme zugleich ergriffen, um sie den Krankheiten dieses oder jenes Systems ausschließlich anreihen zu dürfen. — Abgesehen von der Unzweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens, war es auch in der That um so weniger ein Bedürfniß, ein neues System der Chirurgie zu entwerfen, als wir eine ältere der Natur der Sache anaemessene und leicht faßliche Eintheilung der Chirurgie besitzen, wir meinen die, in eine allgemeine Chirurgie, unter welcher man die Abhandlung der chirurgischen Krankheiten ohne Rücksicht auf den Theil, auf den

Ort mit seinen anatomischen Eigenthümlichkeiten, versteht, (Entzündung, Absceß, Brand, Ulcera, Krebs, Balggeschwülste, Caries, Necrosis, Aneurisma etc. im Allgemeinen) und in eine specielle Chirurgie, in welcher man die Krankheiten der einzelnen Theile des menschlichen Körpers (des Kopfs, der Wirbelsäule, des Halses, der Brust und Bauchhöhle, der Urin- und Geschlechtswerkzeuge und der Extremitäten) insbesondere betrachtet. — Dem ungesachtet hat es Hr. Dzondi unternommen, das alte umzustossen und ein neues System der Chirurgie auf Bichat's Eintheilung der allgemeinen Anatomie zu gründen. Es war vorher zu sehen, daß bey einem solchen Versuche große Gewaltthätigkeiten an einzelnen Krankheiten verübt werden müßten, um sie diesem oder jenem Systeme anzureihen, und daß das Ganze nur ein sehr verworrenes Ansehn gewinnen konnte. So sieht man in der That nicht ein, mit welchem Rechte das ganze Kapitel von den Wunden mit den Blutungen und ihren übrigen Zufällen unter den Abschnitt, welcher die Formen der Zellgewebsentzündung abhandelt; mit welchem Rechte die Spina bifida unter den Abschnitt von der Arachnitis zu stehen kommen konnte. Eben so auffallend ist es, die Entzündung der Hirnsubstanz, der harten Hirnhaut und der Arachnoidea — der fibrosen und serösen Haut des Herzens u. s. w., die doch in der Wirklichkeit immer mehr oder weniger vereinigt erscheinen, an ganz verschiedenen Orten und weit von einander getrennt abgehandelt zu sehen.

In dem allgemeinen Theil der Chirurgie trägt der Verf. nichts vor, als die Lehre der Entzündung im Allgemeinen und die der Entzündung der einzelnen Systeme insbesondere. Am Ende dieses Theils erscheint plötzlich und ohne alle Verbindung mit dem vorhergehenden eine Abhandlung von den chirurgischen Heilmitteln eingeschoben, wel-

che wohl zweckmäßiger ihren Platz in der dem Werke vorangeschickten Einleitung gefunden hätte.

Den ersten Theil der speciellen Chirurgie nehmen die eigentlichen Krankheiten ein, zu welchen der Verf. 1. die Entzündungen der einzelnen Gebilde mit ihren Producten und Folgen; 2. die kramphasthen Krankheiten, und 3. die Lähmungen rechnet. Nicht zu leugnen ist es aber, daß der Verf. aus Vorliebe zu dem aufgestellten Systeme den Begriff der Entzündung mit ihren Folgen weiter ausdehnt, als sich nach unsern jetzigen Einsichten von der Natur der verschiedenen Krankheiten vertheidigen läßt. So finden wir in der ersten Abtheilung als Producte und Folgen der Entzündung außer den Wunden in ihrer ganzen Ausdehnung auch die Ulcera, den Scirrhus und Krebs, den Krampfaderknoten, die Haematocoele, Varicocoele, die Spina bifida, den fungus durae matris, den Markschwamm u. s. w. abgehandelt, die wir unmöglich als reine Folgen der Entzündung ansehen können. Wenn sich im Verlaufe dieser Uebel hin und wieder Entzündung hinzugesellt, so berechtigt dieß noch nicht, dieselben als reine Folgen der Entzündung anzusehen. — Der zweite Theil der speciellen Chirurgie handelt von den mechanischen Störungen (Beinbrüche, Verrenkungen, Hasenscharte u. s. w.), und gibt einen sprechenden Beweis, wie der Verf. nicht einmal den Schein der Consequenz in dem angenommenen Systeme erhalten konnte, indem sich die zahlreichen in diesem Theile betrachteten Uebel auf keine Weise unter eins der von Bichat angenommenen Systeme bringen ließen, und daher dieser Theil als ein abgerissener, mit dem vorigen in keiner Verbindung stehender Anhang des Werks erscheint. — So viel glaubten wir vorläufig von der Unzweckmäßigkeit des von dem Verf. befolgten Systems im Allgemeinen bemerken zu müssen. Was den Stoff selbst anlangt,

wüssen wir noch hinzufügen, daß wir bey genauere Prüfung des Werkes ungern eine zu große Vorliebe des Verf. zu den kalten Fomentationen bemerkt haben, eine Vorliebe, die wir gern übersehen würden, wenn sie nicht zugleich mit einer großen gefährlichen Geringschätzung der Blutentziehungen, z. B. bey der Hirnentzündung, bey der Entzündung fibroser Häute u. s. w., wie sich in der Folge noch näher ergeben wird, gepaart erschiene. Die große Kürze, mit welcher die sämtlichen chirurgischen Uebel erörtert sind, kann das vorliegende Werk übrigens nur in Verbindung mit einem ergänzenden mündlichen Vortrage nützlich machen, und ist dasselbe daher weniger zum Selbstunterrichte für Aerzte und Wundärzte geeignet. In der Vorrede hebt zwar der Vf. selbst die manigfaltigen Vorzüge seines Lehrbuchs hervor, und sucht uns dadurch die Mühe zu erleichtern, dieselben selbst aufzusuchen. Indessen wollen wir dennoch durch eine genaue Uebersicht des Ganzen die Leser in den Stand zu setzen uns bemühen, selbst zu prüfen, in wie weit solche Vorzüge dem Buche wirklich zukommen; wir hoffen dadurch zu beweisen, was wir im Allgemeinen über das Unzweckmäßige der von dem Verf. gewählten systematischen Eintheilung der Chirurgie gesagt haben; wir werden dabey neben dem eigenthümlichen und guten, insbesondere auch das bemerken und das hervorheben, was uns mangelhaft und verwerflich schien, und sich nicht mit den Principien der neuern verbesserten Physiologie und Chirurgie vereinigen läßt. Das Resultat einer solchen prüfenden Uebersicht wird, wir fürchten es nur zu sehr, nicht ganz den Erwartungen entsprechen, welche wir uns von dem Verf., der als Wundarzt und Lehrer auf einer berühmten Universität einen so bedeutenden Rang einnimmt, zu machen berechtigt waren. —

Vorrede. Inhaltsanzeige. S. I-XX. I. All-
gemeine Chirurgie. Litteratur. Einleitung.
S. 1. Erster Abschnitt. Lehre von der Entzün-
dung im Allgemeinen S. 11. Definition: Ent-
zündung ist eine, durch zwey Factoren, die Einwir-
kung eines Reizes auf einen organischen Theil und
dessen Reaction, bedingte regelwidrige Thätigkeit
der ihm eigenthümlichen plastischen Kraft, vermöge
welcher sie neue, regelwidrige, sich selbst und dem
Reize ähnliche, den Samen derselben Entzündung
— ein Contagium — enthaltende Producte in drey
Stadien hervorzubringen und dadurch den Reiz
aus der Sphäre des Organismus oder doch zunächst
aus ihrer Sphäre zu entfernen strebt. — (Im fol-
genden sucht der Verf. diese Definition zu erläu-
tern, zu vertheidigen. Indessen ist dieß wenigstens
in Hinsicht des Zusatzes "sich selbst und dem Reize
ähnliche, den Samen derselben Entzündung —
ein Contagium — enthaltende" durchaus nicht ge-
lungen. Ist denn der Schleim den Schleimhäuten,
das Serum den serösen Häuten, das Zellgewebe
dem Eiter, in irgend einer Hinsicht ähnlich? ist
denn der Eiter dem Dorn, dem Splitter, der die
Entzündung erregt, analog? Daß der durch sy-
philitische Ansteckung erzeugte Eiter ebenfalls syphi-
litisches Gift enthält, ist doch wahrlich nicht hinrei-
chend, um eine so allgemeine Behauptung zu rechtfertigen.
Eben so unpassend ist der Zusatz "den
Samen derselben Entzündung — ein Contagium
— enthaltende" indem er nur auf Entzündungen
die durch ein Contagium entstanden sind, und de-
ren Anzahl in der That nicht so groß ist, als der
Verf. anzunehmen sich berechtigt glaubt, angewen-
det werden darf. Rec.). — S. 15. Die Entzün-
dung ist ein Schmaroherleben, dem Pflanzenleben
ähnlich; denn sie hat, so fährt der Verf. fort, ihren
Samen und Boden; ihre Blüthe, Reife und Aus-
saat; Fortpflanzung durch Samen, Contagium;

Blüthenzeit; ist vom fremden Boden kräftiger; in mancher Blüthe und Früchte zugleich; behält ihr Leben nur eine Zeitlang; das ätherische Princip ist, das den Samen belebt z. B. den Eiter; artet bisweilen aus, mancherley Same pflanzt sich auf mancherley Art fort (!!). (Es hieße wahrlich wenig Vertrauen in die eigene Beurtheilungskraft unserer Leser setzen, wenn wir hier Zeit und Raum verschwenden wollten, um das Gehaltlose einer solchen Vergleichung zu erweisen. Ist denn der Dorn, welcher eine Entzündung erregt, mit einem Samenkorn zu vergleichen? ist denn jede Entzündung contagiös? Kann man denn wirklich nur mit einem Schein von Recht die Producte der Entzündung mit denen der Vegetation vergleichen? was ist das für ein ätherisches Princip, das den Samen, den Eiter belebt? Ein nur oberflächlicher Blick des ruhig prüfenden Beobachters in die Natur der Entzündung und der Vegetation reicht hin, um zur Genüge zu ergeben, daß eine Krankheit wie die Entzündung, welche nur solchen Vorgängen, die der höchst entwickelten thierischen Natur, dem höchsten thierischen Leben eigenthümlich sind, ihre Entwicklung verdankt, in ihrem Verlaufe vor allen am wenigsten sich eignet, sie mit den an die Vegetation, das Pflanzenleben geknüpften Processen zu vergleichen. Rec.). — S 20. (Den Begriff der passiven, asthenischen Entzündung hätte Rec. hier gern erörtert gesehen. Rec. läugnet nicht, daß es Entzündungen gebe, die rasch in einen hohen Grad von örtlichem oder allgemeinem Gesunkenseyn der Lebenskräfte übergehen und schon in ihrem Beginnen den Keim zu diesem Ausgange in sich führen. Allein das vielfache große Unglück, welches aus einem falschen Begriffe von der Häufigkeit und der Natur solcher Entzündungen hervorgegangen ist und noch hervorgeht, hätte wohl eine genauere Angabe der Um-

stände, welche der Entzündung einen solchen Character aufzudringen im Stande sind, verdient. Rec.).

S. 21. (Die Annahme von drey Perioden der Entzündung, die der Blüthe, der Reifung, der Crise — ganz der Pflanze gleich (!!), ist eben so willkürlich, als unzuweckmäßig. Ehe die Blüthezeit herankommt, muß doch ein Zeitraum vorhergehen, aus dem sie sich entwickelt. Rec.). — S. 24. Je größer und blutreicher ein Organ ist, desto schneller wird sie (die Entzündung) allgemein werden. (Die serösen Häute sind bekanntlich höchst blutarm, und dennoch verbreitet sich ihre Entzündung schnell sehr allgemein. Rec.). S. 31. (Auf fallend ist es hier unter den entzündungswidrigen Mitteln auch den Arsenik aufgeführt zu finden, "indem er die Thätigkeit des plastischen Systems herabstimme." Dem Arsenik kann man wohl eine zerstörende, das Leben vernichtende Kraft, aber keine entzündungswidrige zuschreiben. Rec.). S. 37. (Daß bey der chronischen Entzündung der vorwal tende Character Schwäche und eine schwächende Methode in der Regel nicht anwendbar ist, scheint dem Rec. zu allgemein angenommen, und zu unbestimmt ausgedrückt zu seyn). — Zweyter Abschnitt Lehre von der Entzündung der verschiedenen einzelnen Systeme im Allgemeinen. S. 38. — 1. Entzündung des Zellgewebssystems. — Das Zellgewebe besteht nach dem Verf. aus einem wirklichen zelligen Gebilde — (eine noch keineswegs ausgemachte Sache. Rec.). S. 40. Schmerz und Geschwulst bey Entzündungen — (beide verhalten sich je nachdem der Theil nervenreicher ist, einen straffern oder laxeren Bau besitzt u. s. w. verschieden, welches wir von dem Verf. gern hier näher erörtert gesehen hätten. Rec.).

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 22. Januar 1825.

H a l l e.

Beschluß der Anzeige von Dr. C. H. Dzondi's
Lehrbuch der Chirurgie.

S. 50. Mit Recht verwirft der Verfasser den
Gebrauch der Wiefen bey geöffneten Abscessen.
Bey den phagedänischen Geschwüren wird ein star-
kes Sublimatwasser zu Gr. 1 auf ʒj Wasser sehr
empfohlen S. 67. Der Verf. räth beym Brande
die Amputation im Zwischenraume des Gesunden
und Brandigen, nicht im Gesunden zu machen — (in-
dessen müssen doch wohl wenigstens die den Stumpf
bedeckenden Lappen aus gesunden Theilen gebildet
werden. Rec.). — Entzündung des Nervensystems.
Der Verf. beschreibt die Entzündung des Nerven-
marks und des Neurolemms getrennt. (Allein es
fehlt uns in der That noch an hinreichenden Cri-
terien, beide in der Theorie und Praxis unterschei-
den und trennen zu können. Ueberhaupt geht auch
die Entzündung beider, mit Ausnahme der des Ge-
hirns und Rückenmarks, die Chirurgie wenig oder
gar nicht an. Rec.). 3. Entzündung des Blutge-
fäßsystems. Auch hier trennt und unterscheidet der
Verf. die Entzündungen der drey Häute des Ge-
fäßsystems. Recensent bezieht sich in dieser Hin-

sicht auf das, was er bey der Entzündung des Nervensystems sagte. Die allgemeine Chirurgie greift hier zu sehr in das specielle. 4. Entzündung des Lymphsystems. — 5. Entzündung des Drüsenystems. 6. Entzündung des Muscularsystems. (Auch mit dieser hat die allgemeine Chirurgie wenig oder nichts zu thun. Rec.). 7. Entzündung des Hautsystems. (Auch hier unterscheidet der Verf. die Entzündung der verschiedenen Schichten, ja sogar die Entzündung der einzelnen die Haut constituirenden Gebilde, des Zellgewebes, der aushauchenden, einsaugenden, blutführenden Gefäße und der Nerven, und scheut sich nicht sogar S. 91. von einer Epidermitis zu sprechen (!!!). Was nützen dem angehenden Wundarzte solche auf bloße Hypothesen gegründete, gehaltlose, zum Theil falsche Eintheilungen und Annahmen? Rec.). 8. Entzündung des Schleimhautsystems. — 9. Entzündung des serösen Systems. — 10. Entzündung des Synovialsystems. — Entzündung des fibrosen Systems. Der Verf. hält S. 111. hierbey das Blutlassen für ganz unzweckmäßig (!) 12. Entzündung des Knorpel- und Fasernorpel-Systems. 15. Entzündung des Knochensystems. — Die Knochen entstehen aus Knorpel. S. 117. (nicht alle, z. B. die Schädelknochen nicht. Rec.). Allgemeine chirurgische Heilmittel. S. 125.

II. Specielle Chirurgie. S. 162. Erste Klasse. Krankheiten. Erste Abtheilung. Entzündungen, ihre Producte und Folgen. Erster Abschnitt. Von den Formen der Zellgewebsentzündung, sammt ihren Producten und Folgen. Von den äußern Verletzungen und Wunden, A. Von den Wunden im Allgemeinen. S. 164. Blutungen. Unter den Symptomen der arteriösen Blutung ist nicht angegeben, daß ein Druck auf den Stamm der Arterie, zwischen Wunde und Herzen angebracht, die Blutung momentan hemmt.

Das Glüheisen scheint dem Verf. wohl mit Unrecht als blutstillendes Mittel gänzlich entbehrlich zu seyn. B. Von den Wunden insbesondere S. 182. Einfache Wunden, Quetschungen, Berstungen, Schußwunden, Stichwunden, contagiose, miasmatische, vergiftete Wunden, Verbrennungen und Frostbeulen S. 200 Die bey den Schußwunden statt findenden Heilanzeigen sind: 1. Entfernung fremder Körper, 2. Amputation, wo solche nicht zu vermeiden ist, 3. Verband. (Zweckmäßiger sind die Heilanzeigen offenbar so gestellt: 1. Stillung der Blutung, 2. Amputation, wo sie unumgänglich nothwendig, 3. Entfernung fremder Körper, wo Amputation nicht erforderlich, 4. Verband. Denn was braucht man sich erst mit Entfernung fremder Körper zu beschäftigen, wo doch die Amputation erheischt wird u. s. w. Rec.). Mit Unrecht verwirft der Verf. bey Schußwunden den Gebrauch der Cataplasmen gänzlich. Das Capitel der Schußwunden ist übrigens mit besonderer Kürze abgehandelt. — Bey der Hydrophobie werden die Marocheltischen Bläschen nicht erwähnt, vielleicht weil der Verf. an ihrem Vorkommen zweifelt. — (Bey des Verf. miasmatischen Wunden ist das baldige Aetzen derselben mit lapis infernalis nach dem Ausaugen — ein vorzügliches Mittel. Rec.). C. Von den Verletzungen und Verwundungen der einzelnen verschiedenen Systeme. S. 229. V. des Nervensystems. — V. des Gefäßsystems. — (gehören in das Capitel der Blutungen, sowie die Sugillationen, Echyosen wohl zweckmäßiger bey den Quetschungen abgehandelt wären, Rec.). V. des Lymphsystems. — V. des serösen und Synovialsystems. — V. d. Schleimhäute. — V. des fibrosen Systems. — V. der Muskeln. — V. der Knorpel. — V. der Knochen. (Dasjenige eigenthümliche, was die Verwundungen dieser einzelnen Systeme mit sich führen, wäre zweckmäßi-

ger und mit geringerer Raum- und Wortverschwendung bey den Wunden der einzelnen Theile z. B. des Kopfs, der Extremitäten, der Gelenke zu erwähnen gewesen. Rec.). Wunden der Knochen sollen niemals Entzündung derselben erzeugen (?). D. Von den Verletzungen und Wunden einzelner Theile des Körpers. S. 242. — Wunden des Kopfs. — Der Verf. reihet sich den Wundärzten an, die bey Depression ohne Zufälle die Trepanation widerrathen. Bey Kindern soll die Hirnerschütterung selten seyn (?). Das örtliche und allgemeine Blutlassen soll dabey mit Vorsicht und mäßig angewendet werden. (Der Verf. ist aber in der That im Blutlassen im Allgemeinen zu mäßig. Rec.). Die tabellarische Vergleichung der Zufälle bey dem Extravasat mit denen der Erschütterung des Gehirns ist treffend. (Des Erbrechens wird nur bey dem Extravasat erwähnt, obschon es häufiger noch bey der Hirnerschütterung eintritt. Rec.). Zur Auffaugung des Extravasats werden unter andern auch Brechmittel empfohlen (ein gefährlicher Rath! Rec.). Die Symptome der Gehirnentzündung sind unvollständig angegeben; Fieber, Lichtscheu, Erbrechen sind nicht unter ihnen aufgeführt. Eben so unvollständig ist der Hirnschwamm abgehandelt. Wunden des Gesichts. — Die Haasenschartennadeln werden mit Unrecht verworfen. Wunden des Halses. — Wunden der Luftröhre. — (Die Zweckmäßigkeit der blutigen Rath ist in neuern Zeiten durch Rust's und anderer Erfahrungen höchst zweifelhaft geworden. Der oft statt findenden gefährlichen Ergießung des Bluts in die Luftröhre geschieht keine Erwähnung Rec.). Wunden des Oesophagus. (Möglichste Enthaltung aller Nahrung durch den Mund in den ersten Paar Tagen ist zweckmäßiger, als das Einbringen derselben durch elastische Röhren. Rec.). Wunden des Oberleibes. — (Statt aller andern Mittel

zur Stillung der Blutung aus der verletzten art. intercostalis ist ohne Zweifel das Tamponiren mittelst eines eingeschobenen Schwamms oder dicker an Faden gebundener Wicken das zweckmäßigste. (Rec.). Die Operation des Empyems soll auf der durch die Symptome angezeigten oder an der niedrigsten Stelle der Brusthöhle gemacht (zu unbestimmt angegeben! Rec.), und die Wunde nach Ausfluß des Eiters sogleich geschlossen werden (in der Regel ist es besser, nach Boyer, Pelletan u. s. w. ein Bändchen einzulegen, Rec.). Wunden des Unterleibes. — S. 295. Lesenswerth ist, was der Verf. von dem spontanen Bersten der Eingeweide nach Quetschungen sagt und auf eigenen Beobachtungen solcher Fälle zu beruhen scheint. (Rec.). — Wunden der Geschlechtssheile. — Wunden der Extremitäten, insonderheit der Gelenke. — Dieser Gegenstand ist auf $1\frac{1}{2}$ Seiten abgefertigt. Bey Gelenken soll allgemeines und örtliches Blutlassen wenig helfen (!!). E. Von den Abscessen und Geschwüren insbesondere. S. 308. Beide werden hier gemeinschaftlich, promiscue, abgehandelt, weil sie nicht wesentlich verschieden sind (!!). Die Eintheilung der Ulcera von ihrem äußern Aussehen entnommen, in schwammichte, callose, schmerzhaft u. s. w. wird vom Verf. verworfen, weil diese nur Symptome sind, die von ganz verschiedenen Ursachen herrühren können, und dem gemäß behandelt werden müssen. (Allein oft ist die Ursache unbekannt oder kann nicht entfernt werden, oft erfordert gerade das äußere Aussehn, die Ursache möge seyn welche sie wolle; (z. B. bey callosen Geschwüren) eine eigenthümliche Behandlung, und leitet selbst erst auf die Ursache, und daher ist diese Eintheilung keineswegs nutzlos; auch kann sie neben der Eintheilung des Verf., in allgemeine und örtliche Geschwüre, bestehen. Als örtliches Heilmittel bey Geschwüren findet man fast nur die Subli-

mat-Solution erwähnt und gerühmt. So wirksam dieses Mittel auch in sehr vielen Fällen ist, so gibt es doch auch noch andere, die wohl eine Erwähnung verdient hätten. Auffallend ist es hier auch den Carunkel abgehandelt zu finden. Daß er so oft nach Blasenpflastern im Nacken, zumal bey Personen, die an Kopfgicht leiden, sich entwickelt, ist nicht erwähnt. Der lapis causticus wird besonders im Carunkel empfohlen, Einschnitte sollen unzweckmäßig seyn (!!). Das Ol. terebinth., welches oft so wirksam ist, das acid. oxygenatum werden unter den Mitteln mit Stillschweigen übergangen. Gegen scrophulose lymphatische Abscesse wird eine Injection des liquor. hydrarg. nitrici besonders empfohlen. Ein bloß örtliches syphilitisches Geschwür gibt es nach dem Verf. nicht (?). Das Tripper- und Chancre-Contagium sind identisch. (Jedoch wohl nicht jeder selbst contagiose Tripper, syphilitischen Ursprungs. Rec.). Der Sublimat wird bey syphilitischen Geschwüren empfohlen, der Speichelfluß ist zu verhüten (??) (warum sagt der Verf. in seinem Werke so häufig dieses oder jenes Uebel werde in "3mal 9, in 3mal 7 Tagen geheilt", da es doch wohl weniger geziert und zweckmäßiger wäre zu sagen "in 27, in 21 Tagen." Eben so unpassend ist der von Ritter angenommene Ausdruck "Thierschlacke", da die Excretionsstoffe des thierischen Körpers eben so wenig mit der Schlacke, als der thierische Organismus mit einer Schmelzpfanne verglichen werden kann. Rec.). Auch die verschiedenen Formen vom Scirrhus und Krebs und endlich noch die Entzündungen und Abscesse besonderer Theile, so wie die Hohl- und Fistelgeschwüre werden in diesem Abschnitte abgehandelt. Hätte der Verf. eine andere zweckmäßigere Eintheilung befolgt, so würde er hier nicht wieder auf Entzündungen und Abscesse einzelner Theile haben zurückkommen müssen. In Hinsicht

berer an der Stirn, den Wangen, in der Nasen- und Mundhöhle, in den Ohren und im Psoas wird auf den Abschnitt von der Entzündung des Faserhautsystems verwiesen, und dagegen hier nur die Lehre von den Entzündungen und Abscessen der Leber, Nieren, Urinblase, des Uterus und der Finger näher erörtert. Man sieht wie der Verf. aus Vorliebe zu seinem einmal angenommenen Systeme die einzelnen Materien, die der Natur der Sache nach hätten vereinigt bleiben sollen, zerreißen und zerstückeln mußte. Wäre denn nun nicht naturgemäßer gewesen, Wundungen, Entzündung und Eiterung der Leber u. s. w., die so häufig auf einander folgen, in einer Reihe und vereinigt abzuhandeln, als sie so schonungslos von einander zu trennen? — S. 350. Beym dritten Grade des Panaritium werden besonders fortgeschte kalte Fomentationen und Unguent. mercuriale mit Opium, und innerlich Calomel gerühmt, dagegen warme Umschläge und Blutegei verworfen (?). Im zweyten Stadio wird erst, wenn das Eiter deutlich vorhanden ist, ein kleiner Einstich empfohlen, dagegen werden alle Erweiterungen verworfen (immer? Rec.). Bey Harnfisteln der Urethra soll man 20-40 Gran lapis causticus in ʒj Wasser aufgelöst einspritzen und dessen Hineinfließen in die Harnröhre durch das Einlegen eines dicken Catheter verhindern. Am Ende der Cur der Koblfristel brinat man die äußere Deffnung am besten durch Zerstorung der Schleimhaut mittelst des lapis causticus zum Schließen. Hierauf Vom Brande insbesondere. S. 365. (Typhus ist, nach des Rec. in den Niederlanden nach der Schlacht von Waterloo gemachten und nach anderer Erfahrung, beym wahren contagiosen Hospitalbrande nicht wesentlich, vielmehr zufällig). — Zweyter Abschnitt. Von den Formen der Entzündung des Nervensystems, ihren Producten und Folgen. S. 378.

Das Ueberlassen soll bey der Hirnentzündung S. 380. nur mäßig geschehn, auch bey der nach Erschütterung im zweyten Stadio der belebende Heilplan, jedoch nicht zu zeitig, angewendet werden. Der Verf. glaubt dadurch den gefährlichen Nachwehen und einer chronischen Entzündung vorzubeugen. (Allein letztere ist in der Regel nur Folge einer nicht hinlänglich und kräftig genug beseitigten acuten Hirnentzündung. Reizmittel führen oft von neuem Entzündung zurück und statt des mäßigen Ueberlassens in der acuten Hirnentzündung empfiehlt Rec. ohne Bedenken ein kräftiges, wiederholttes Ueberlassen.) — Außer den hier bey der spätern Hirnentzündung angegebenen Symptomen beobachtete Rec. noch besonders folgende: Frost, oft wiederholtten, große Muskelschwäche, schlechte Eiterung der vorhandenen Kopfwunde, rosenartige Entzündung der Kopfbedeckungen, Ablösung des misfarbigen Pericranium, Lichtscheu, Stiche durch den Kopf, flüchtige Schmerzen in den Präcordien mit Erbrechen, frühzeitige Delirien. Die reizende Methode, welche hier statt der antiphlogistischen Methode empfohlen wird, ist gewiß höchst verderblich und widerspricht des Rec. und vieler Anderer Erfahrung. — Bey der Entzündung des Rückenmarks beobachtete Rec. noch die größte Empfindlichkeit des Körpers gegen die leiseste Berührung, Bewegung und Erschütterung, welche sogleich Zuckungen einzelner Muskeln der Extremitäten verursachte. — Was endlich über die Entzündung einzelner Nerven gesagt wird, beruht gewiß nicht auf sichern Thatsachen. — Dritter Abschnitt. Von den Formen der Entzündung des Blutgefäßsystems, ihren Producten und Folgen. S. 387. — (Die allgemeine Entzündung der Arterien, die hier abgehandelt wird, gehört nicht in die Chirurgie. Das Ueberlassen soll dabey mehr nachtheilig als nützlich seyn (!!)). Die Pulsaderge-

schwülste, deren Lehre hier erörtert wird, sind nicht immer Folge von Entzündung, sondern häufig Folgen mechanischer Verletzungen. Von vielen Schriftstellern und so auch von dem unsrigen wird die wahre Pulsadergeschwulst als eine abnorme einfache Erweiterung der Schlagader geschildert. Allein eine einfache Erweiterung der Arterie bildet no kein Aneurysma, denn sonst müßten die erweiterten Arterien des Kropfs und vieler anderer abnormer Geschwülste stets eben so viele Aneurysmen bilden. Eine unerläßliche Bedingung des wahren Aneurysma ist, außer der Erweiterung, zugleich eine Degeneration, Ulceration, Zerstörung der innern Arterienhäute. Scarpa's frühere Lehre muß in so weit modificirt werden, daß allerdings krankhafte Erweiterung und Degeneration des ganzen Umfangs der Arterie bey der Pulsadergeschwulst vorhanden seyn könne. Rec.). — Unter den Operationsmethoden des Aneurysma wird die ältere mit Deffnung des Sacks und Unterbindung der Arterie oberhalb und unterhalb, die doch noch jetzt, zumal bey falschen Aneurysmen und am Arm zu weilen indicirt ist, von dem Verf. gar nicht erwähnt. Das Aneurysma per anastomosin entfernt der Vf. mit pulv. cosmicus. (Dem Rec. gelang es auch mit lapis causticus). Ferner werden erläutert der Varix, die Hämorrhoidalknoten, die Varicocele und der Blutbruch, die hier, mit noch geringerm Rechte, zu den Folgen der Entzündung gerechnet werden. (Die Ursache der Varicocele gibt der Verf. als unbekannt an; Onanie und die üble Gewohnheit des Uberschlagens eines Beins über das Knie des andern, veranlassen sie gewiß nicht selten. Daß sie häufiger an der linken Seite erscheint, leitet Scarpa vom Druck der oft übermäßig ausgedehnten flexura sigmoidea auf die Samenvenen, Bichat von der größern Länge der Samenvenen linker Seite her, Rec.). — Vierter Ab-

schnitt. Von den Formen der Entzündung des Lymphsystems, ihren Producten und Folgen. S. 401. Die varicosen Lymphgefäße (ebenfalls gewiß nicht Folgen von Entzündung. Rec.) beobachtete der Verf. am häufigsten an den untern Extremitäten und hinter der Eichel der männlichen Ruthe.

Fünfter Abschnitt. Von den Formen der Entzündung des Drüsensystems, ihren Producten etc. S. 403. Unter den Symptomen der traumatischen Hodenentzündung vermißt Rec.: den Rückenschmerz, Colik und Erbrechen. Bey der hernia humoralis soll man sich vor Blutegeln und kalten Umschlägen hüten (?). — Die Angina tonsillaris ist nach dem Verf. bisher allgemein verkannt und gewöhnlich falsch behandelt; (!) sie hat ihren Sitz in den benachbarten fibrosen Membranen und ist daher nur sympathisch. (Die Beweise ist der Verf. schuldig geblieben. Rec.). Die Behandlung des Hrn. D. hat nur das eigenthümliche, daß er dabey alle Blutentziehungen und Gurgelmittel verwirft. — Vom Kropfe. — Entzündung der Frauenbrüste. — (Gewiß mit Unrecht werden alle Cataplasmen, mit Recht dagegen der Gebrauch der Wicken verworfen. Rec.). — Sechster Abschnitt. Von den Formen der Entzündung des Muscularsystems, ihren Producten etc. S. 423. — Siebenier Abschn. Von den Formen der Entzünd. des Hautsystems, ihren Producten etc. S. 425. Von einer Rose, die sich auf einmal über die Haut des ganzen Körpers verbreitet, hat Rec. niemals gehört. S. 429. werden gegen die Rose Brechmittel mit Opium emp.ohlen (!). Alles Aufsießen bey der rosenartigen Vereiterung des Zelloewebes wird verworfen (?). Wenn eine Rose zurücktritt und innere Organe entzündet, soll man die Rose zurückführen durch Brechmittel mit Opium, Campher, Ammonium, Moschus mit Opium u. (!).

(Niemals Blutentziehungen? Rec.). Das Hünereye ist eine durch Druck erzeugte entzündliche Reizung und Wucherung der Faserhäute (?). — Achter Abschnitt. Von den Formen der Entzünd. der Schleimhäute, ihren Producten etc. S. 437. Beym Tripper werden mit Recht alle Injectionen getadelt. Wichtig ist des Verf. Bemerkung, daß bey Nasen-Schleim-Polypen die Ausdehnung der Nasenbeine nicht durch mechanischen Druck, sondern durch eine krankhafte Umstimmung des Periosteum (daß hier gewissermaßen die Schleimhaut selbst bildet, Rec.) bedingt wird. Herr D. schneidet diese Polypen ab und verhütet ihre Recidive durch den örtlichen Gebrauch des Essigs — Weinholds Methode bey Polypen des antri Highmori wird verworfen. — Neunter Abschnitt. Von den Formen der Entzünd. der serösen Häute, ihren Producten etc S. 464. Arachnitis. — Spina bifida. — Pleuritis. — Pericarditis. — Peritonitis. — (Mehreres hiervon gehört nicht in die Chirurgie. Die Spina bifida ist keine Folge von Entzündung. Rec.). Hydrocele. Auch der Verf. zieht, wie die meisten deutschen Wundärzte den Schnitt bey der Hydrocele der Injection vor, obgleich letztere in den gewöhnlichen reinen Fällen, gehörig vorgenommen, fast ohne Ausnahme gelingt, und die meisten Kranken kaum ein Paar Tage von ihren gewöhnlichen Geschäften abhält. In einem Falle machte Rec. die Injection bey einer Hydrocele mit so günstigem Erfolge, daß der Patient, ein Buchdrucker, nach drey Stunden wieder an seine Arbeit ging und niemand im Hause merkte, daß er operirt sey. Auch erfolgte kein Recidiv. Die theilweise Excision der Scheidehaut, welche hier als unnöthig verworfen wird, ist dennoch öfters bey Verdickung der Scheidehaut nothwendig, um eine sichere Heilung zu erzielen. Zehnter Ab-

schnitt. Von der Entzünd. der Synovialhäute, ihren Producten etc. S. 477. Hydrops articuli. — Gelenkmäuse. — Lupiae. — Fünftes Abschnitt. Von der Entzünd. und entzündlicher Reizung des fibrosen Systems, ihren Producten etc. S. 482. Die Entzündung der Faserhäute erheischt — wegen ihrer Gefäßarmuth — kein Blutlassen. (Hiernach würden die Entzündungen seroser Häute noch weniger Blutentziehungen erfordern, Rec.). Mit Verwunderung findet man auch hier den Rheumatismus und die Gicht abgehandelt. Die skorische entzündliche Reizung = Rheumatismus, und Entzündung = Arthritis, ist eine durch zurückge'retene Hautschlacke verursachte entzündliche Störung der Faserhäute. Jene hat ihren Sitz auf der Oberfläche, diese ist bis in die Substanz gedrungen. Dies allein ist der Unterschied zwischen Rheumatismus und Gicht! (das kann man auf keine Weise dem Verf. zugeben. Gicht hat einen viel tiefern Grund und ist meistens mit chronischen und großen Störungen in der Function der Digestionsorgane verbunden, Rec.). Selbst im hitzigen Rheumatismus wird das Blutlassen widerrathen (?). Entzündung der harten Hirnhaut. — Entzündung der fibrosen Scheide des Rückenmarks. — Entzünd. der Nervenscheiden, Dolor Fothergilli, Ischias, — Das eigenthümliche des Fothergill'schen Gesichtschmerzes, daß er große Intermissionen macht und durch die geringste Bewegung der Muskeln, durch Berührung zurückgeführt wird, ist nicht bemerkt. Daß er wie das Hüftweh auf einer Entzündung des Neurolemma's beruhe, ist nichts weniger als ausgemacht. Rec.). — Pericarditis. — (Auch hier wieder das Blutlassen getadelt!). — Enterites. — Cystitis. — Nephritis. — Metritis fibrosa. — Entzündung der Muskelscheiden, Nicht un-

wahrscheinlich ist des Verfasser Meinung, daß der phlegmasia alba dolens eine Entzündung der fascia lata mit secundärem entzündlichem Leiden der Venen zum Grunde liege. — Entzündung der Gelenkkapseln und Gelenkbänder. — Auch bey Verstauchungen der Gelenke werden Blutegel widerrathen (!). Die Ursache der Goralgie liegt nicht in Entzündung des Gelenkkopfs, sondern in solcher der Gelenkbänder (immer?). Scropheln sollen nicht Ursache seyn, denn sie findet eben so häufig bey ganz gesunden statt (gibt das wohl einen hinreichenden Grund ab, Scropheln als Ursache der Goralgie in allen Fällen zu verwerfen? Rec.). Die fliegenden Blasenpflaster werden besonders empfohlen. Daß Glüheisen ist nie. (?) nothwendig. — Entzünd. der Flechsen und Sehnen. — Entzünd. und entzündliche Reizung der Beinhaut. — Bey der Otitis werden Blutegel verworfen (!). (die Entzündung kann sich selbst auf die Häute des Gehirns verbreiten. Rec.). Auch die Ursache des Mumps sucht der Verf. in einer Entzündung der Beinhaut der Kinnladen (und gewiß mit Unrecht — die Krankheit würde mehr Schmerz erregen; eher möchte das Zellgewebe anzuklagen seyn. Eiterung ist doch wirklich seltener, als hier angenommen zu werden scheint. Rec.). Bey der Psoitis wird mit Unrecht behauptet, daß nur das Beugen, nicht das Strecken des Schenkels schmerzhaft sey. Auch hier werden Blutentziehungen verworfen. — Zu den Producten der chronischen fibrosen Entzündungen rechnet der Verf. auch die Balggeschwülste, die Ganglien, die Fettgeschwülste, den fungus medullaris. Die S. 527. aufgeführten Gründe für eine solche Annahme "sie sitzen alle auf Faserhäuten auf, sind mit ihnen größtentheils verbunden; bisweilen von gar keinem andern Organ z. B. Zellgewebe, aus dem sie entstehen könnten, um-

„geben u. s. w.“ sind sehr dürftig, nichts beweisend und zum Theil falsch. Selbst vom fungus durae matris ist es noch keineswegs erwiesen, daß er immer wirklich von der harten Hirnhaut entspringe (v. Walthcr). Die Ueberbeine sollen auf oder neben den Sehnenscheiden aus der Knochenhaut entstehen — (woher dann ihr lymphatischer Inhalt? durch eine Absenderung der Faserhaut? Rec.). — Zwölfter Abschnitt. Von der Entzündung des Knorpel- und Faserknorpelsystems, ihren Producten etc. S. 536. Dreyzehnter Abschnitt. Von den Formen der Entzündung des Knochensystems, ihren Producten etc. S. 538. — Die Necrosis, Caries, und die Knochenkrankheiten im Allgemeinen sind kurz aber gut abgehandelt. Auch beym Zahnschmerz eifert der Verf. gegen Blutegel. — Zweyte Abtheilung. Krampfhaftc Krankheiten. S. 560. Krampf ist eine widernatürliche Contraction der Muskeln, durch Störung des regelmäßigen Nerveneinflusses auf dieselben bedingt. (Eine kurze, klare und gute Definition. Rec.). Dritte Abtheilung. Von den Lähmungen. S. 564.

III. Specielle Chirurgie. Zweyte Klasse. Mechanische Störungen. S. 571. Erste Abtheilung. Ortsveränderungen, Dislocationen. Erster Abschnitt. Von den Knochenbrüchen. Die Knochenbrüche sind im Allgemeinen kurz aber gut abgehandelt. Aus Furcht vor dem Brande soll man bey Knochenbrüchen niemals amputiren, sondern erst dann, wenn er bereits vorhanden ist und durch zweckmäßige Mittel nicht beseitigt werden kann (mit Ausnahme des Falls, wo man vorher sieht, daß die Extremität nicht erhalten werden kann. Rec.). — Der Schenkelhalsbruch heilt bey einem zweckmäßigen Verbande jedesmal. (Das ist viel versprochen; indessen läßt sich die große Zweck-

mäßigkeit der von dem Verf. empfohlenen Maschine nicht läugnen. Rec.). Zweyter Abschnitt Von den Verrenkungen. S. 594. Ebenfalls kurz, aber gut. Dritter Abschnitt. Von den Brüchen. S. 609 Die größere Häufigkeit des Schenkelbruchs bey Frauen ist nicht angeführt. Exirmitel bey Einklemmungen werden im Allgemeinen mit Recht verworfen, dagegen wird das Opium in sehr großen Gaben, sogar bis zu 32 Gran pro Dosi (!) empfohlen. (Gewiß kann Opium in großen Dosen in sehr vielen Fällen sehr wirksam seyn, allein in solchen Gaben würde es Rec. nie zu verordnen wagen). Die Operation wird nur kurz berührt, und dabey auf die noch zu erwartende operative Chirurgie des Verfs verwiesen. Vierter Abschnitt. Von den Vorfällen. S. 629. Prolapsus et inversio uteri. — (Zu den Unterscheidungszeichen vom Polypen gehört auch noch die größere Empfindlichkeit des vorgefallenen Uterus beim Druck mit dem Finger. Rec.). Oslander's adstringirende Säfte werden nicht erwähnt. — Situs obliquus uteri. — Prolapsus Vaginae. — Prol. intestini recti. — Zweyte Abtheilung. Richtungsveränderung, Verkrümmung. S. 637. Unpassend ist es, die einfachen Verkrümmungen der Wirbelsäule hier in einem und demselben Abschnitte mit denen von Caries der Wirbelbeine abzuhandeln — beide in ihrem Wesen und ihrer Behandlung ganz verschiedene Uebel. Dritte Abtheilung. Widernatürliche Annäherung der Theile. S. 645. Atresiae. — Vierte Abtheil. Widernatürliche Trennungen S. 649. Hasenscharten. — Fünfte Abtheil. Widernatürlicher Ueberfluß und Massenanhäufung. S. 651. Naevi. — Angiektasie. Sie soll ansteckungsfähig seyn (?). Heilmittel helfen nichts, wohl aber pulvis cosmicus, das kein Heilmittel ist (!). —

Sechste Abtheil. Widernatürlicher Mangel an Masse. S. 653. — Defectus.

W.

U l t o n a.

Bey J. F. Hammerich: Briefe an deutsche Freunde, von einer Reise durch Italien über Sachsen, Böhmen und Oesterreich 1820 — 1821 geschrieben, und, als Skizze zum Gemählde unserer Zeit herausgegeben von Dr. Wilhelm Christian Müller, sechs und vierzigjährigem Erzieher und Lehrer in der Hansestadt Bremen. 2 Bände, mit einigen Freindrücken. I. XVI. 490 S. — II. X. 671. 1824. in 8.

Es ist ein seltenes Glück und setzt eben so viel Munterkeit des Geistes, als körperliche Rüstigkeit voraus, wenn ein alter Schulmann in seinem 60ten Lebensjahre es wagt und glücklich ausführt, in einem offnen Halsteiner Einspänner, ohne alle Bedienung, mit einer fränklichen Tochter eine Reise aus dem Norden von Deutschland nach Italien bis nach Sorrente zu machen. Der Verfasser dieser Briefe hat dieses Wagstück bestanden, und noch dazu in einer Zeit, wo wegen des neapolitanischen Krieges eine Reise dahin eben so gefährlich erscheinen mußte, als sie österreichischer Seits erschwert wurde. Die Briefe sind an Freunde in und außer Bremen, und tragen nicht nur durch die Persönlichkeit des Schreibers einen eignen Charakter, sondern namentlich auch dadurch, daß er jedem seiner Freunde gerade das schreibt, was ihn am meisten zufolge seiner persönlichen Richtung und Verhältnisse ansprechen konnte. Einige unvorsichtige Ausdrücke und Mittheilungen, die man sich allenfalls in vertrauten Briefen erlauben darf, wären besser bey der Ueberarbeitung der Briefe für den Druck weggeblieben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 24. Januar 1825.

P a r i s.

Bey Ponthieu: Mémoires de Condorcet sur la révolution française, extraits de sa correspondance et de celle de ses amis. 1824. Tome Ier 352 und Tome II. 390 Seiten in 8.

Die Speculationen der Buchhändler und Schriftsteller — da, wo es in der gelehrten Republik auf Gelderwerb vorzugsweise angesehen ist, gehört ersteren der Vorrang, — sind gar mancherley Art. Nicht ungewöhnlich ist es, nach dem Ableben berühmter Gelehrten Mémoires unter ihrem Namen ans Licht treten zu lassen, die untergeschoben sind. Unser Pariser Buchhändler geht diesmal einen andern Weg. Ein Greis von 80 Jahren, der mit den französischen Gelehrten, die als Vorläufer und Apostel der französischen Revolution angesehen werden, in genauer Verbindung gestanden, sich aber seit 1815 in die Einsamkeit zurückgezogen haben will, theilt unter dem Titel: Memoiren von Condorcet die Ansichten dieses Gelehrten mit, die dieser über die Männer, die seit dem Antritte der Regierung Ludwigs XVI. am Ruder standen, oder

N (1)

nach dem Ausbruche der Revolution Rollen spielten, so wie über die Schritte der Regierung Frankreichs und anderer Staaten in dieser Periode, geäußert hat, oder geäußert haben soll. — Dürftig wie eine solche Darstellung auf Condorcet beschränkt ausgefallen seyn möchte, hat er auch die Ansichten von Condorcets Freunden mit aufgenommen, und da, wo Lücken entstehen, bringt er das Ganze durch eingeschaltete Raisonsnements aus eigener Fabrik, in einigen historischen Zusammenhang. Der Leser muß nicht zu genau nach den Quellen fragen. Unser Greis will sorgfältig viele Briefe aufbewahrt haben, die jene Gelehrte theils unter sich, theils mit ihm gewechselt haben sollen. Zu Zeiten kommen auch Auszüge aus längst vergessenen Flugschriften vor. Es war einst eine Zeit, in welcher der Name: Condorcet, Suard, d'Alembert, Morellet, La Harpe, Diderot u. s. f. einen Zauberwitz hatten, und jede auf diese Männer Bezug habende Anekdote gleichsam verschlungen ward. Die jetzige Generation, — im Ganzen der Philosophie nicht hold, — ist geneigt viele Verirrungen der französischen Revolution, wenn nicht diese ganze schreckliche Begebenheit selbst, auf Rechnung dieser philosophischen Secte zu setzen. Der Nimbus, der diese Männer umgab, hat sich zertheilt, und mit ihnen ist das Interesse, das diese Mémoires dreißig Jahre früher erregt haben würden, verschwunden. Der Herausgeber hat sich bemüht das Interesse durch Einstreuung von vielen litterarischen, politischen und Hof-Anekdoten zu erregen. Einige Characterzeichnungen sind nicht übel gelungen.

Der erste Theil sänget mit dem Regierungs-Antritte Ludwigs XVI. an, und schließt mit dem Ausbruche der Revolution. Den Hauptinhalt machen Auszüge aus Condorcets und Suards Schriften. Beide, obwohl genau verbundene Freunde, bildeten vermöge der Verschiedenheit ihres Characters einen

auffallenden Contrast. "Suard", sagt der Verf., "war mehr ein Weiser, als ein Gelehrter. Er hatte zur Fahne der Philosophie geschworen, ohne das Mißfallen ihrer Gegner auf sich gezogen zu haben. Buffon war sein Gönner; Freund von Holbach, theilte er nicht dessen irreligiöse Gesinnungen; er gehörte zu den wenigen Gelehrten, welche die Revolution nicht zu ihrem Privatvortheile benutzten. — "Suard hat einen großen Namen gehabt, ohne Werke von Bedeutung geliefert zu haben." Das alte Sprichwort: es lebe die Mittelmäßigkeit! scheint sich auch hier zu bestätigen. — Was Condorcet als Schriftsteller geleistet hat, ist bekannt. Er war ganz der Revolution ergeben; nicht so sehr durch Ansichten auf eine bessere Zukunft, als durch Haß gegen das vorher Bestandene beseelt. Bitterkeit und auffahrendes Wesen blicken aus allen seinen Aeußerungen hervor. Für sich selbst war er uneigennützig, bettelte aber immer um Gunstbezeugungen für seine Freunde, selbst bey Necke, den er tödlich haßte. — Ueber Necke finden sich der Urtheile und Anekdoten sehr viele. Das Gemälde, das Condorcet von ihm entwarf, ist nicht geschmeichelt, obwohl es uns in den Hauptzügen richtig gezeichnet zu seyn scheint. Hier nur ein Zug: "Le fond de son caractère était un amour propre, qui excédait la mesurere ordinaire de la vanité humaine. Ce sentiment, élément en lui de tous les autres, perçait dans ses discours, dans ses écrits, dans ses entreprises, dans ses actions, et semblait s'échapper par tous ses pores. Dans les plus grandes affaires il ne voyait que lui même, et ne présentait que l'auteur, quand il auroit du ne présenter que l'ouvrage. — Seine Tochter, Frau von Etzel, hat das Andenken ihres Vaters gerochen. Sie schrieb: "un homme, diversement célèbre, M. de Condorcet, avait précisément le caractère de l'esprit de parti. Ses amis assurent

qu'il aurait écrit contre son opinion, qu'il l'aurait desavouée et combattue ouvertement sans confier à personne le secret de ses efforts, s'il avait cru que ce moyen put servir à faire triompher la cause de cette opinion même."

— Wir finden hier Friedrich II. von Preußen, als den Erfinder des Systems der heiligen Allianz, — der der Verf. sehr abgeneigt ist, — aufgestellt. Der Beweis wird aus einer Rede hergeleitet, die Friedrich im J. 1777, in der Academie der Wissenschaften vorlesen ließ. Unter den Mittheilungen von noch ungedruckten Abhandlungen einiger andern Gelehrten, legt der Herausgeber einen vorzüglichen Werth, auf das Tagebuch der Fuß-Reise von J. J. Rousseau im Pays de Vaud, im J. 1754, wovon in seinen Confessionen die Rede ist. Dieß enthält einzelne hingeworfene Gedanken, die nicht zum Druck bestimmt gewesen zu seyn scheinen. Man sieht aus den vielen ausgestrichenen und verbesserten Wörtern und Phrasen, mit welcher Sorgfalt Rousseau seinen Styl zu verbessern suchte, daß nicht, wie man hat behaupten wollen, die Natur allein ihm die Feder in die Hand legte. — Was Calonne war, bezeichnen zwey Anekdoten. Er faßte das Project, die Notables zusammenzurufen, ohne vorher zu untersuchen, welche Rechte sie hätten. Er bestimmt den Tag ihrer Zusammenkunft, muß ihn aber mehrmals verschieben, weil Spiel und Liebe ihm die Zeit nicht verstaten. Der Tag der ersten Sitzung kommt endlich, Calonne schiebt eine Krankheit vor. Endlich muß er erscheinen. Stundenlang läßt er die versammelten Notables auf sich warten. Drey mal wird nach seinem Hôtel geschickt, den Minister zu suchen. Er tritt ein. Alle Notables erwarten mit Ungebuld, Calonne werde ihnen seinen großen Verbesserungsplan vorlegen. Da erklärt er mit großer Unverschämtheit, er habe seinen Plan, den er erst am

Abend zuvor vollendete, vier Schreibern zum Copieren gegeben; diese an einem Tische schreibend, wären eingeschlafen, das Licht sey umgefallen, und habe die Flamme das Original und die Copie verzehrt. Folglich kein Plan, kein Antrag. — Bey der ersten Verheirathung Calonne's, gab einer seiner Verwandten den Hochzeits = Schmaus. Nach Tische ward gespielt, woran Calonne einen so lebhaften Theil nahm, daß er die Winke seiner Schwiegermutter, es sey Zeit nach Hause zu fahren, nicht bemerkte. Endlich sagte man ihm dieses bestimmt: er bat um Frist; man verstattete sie. Noch eine Stunde, und um neue Frist gebeten. Nun ward die Schwiegermutter dringend. Calonne, der sich nicht mehr zu vertheidigen weiß, bittet sie, mit der jungen Frau in den Wagen zu steigen, gleich werde er da seyn. Aber bald vergift er alles. Endlich sind die Verwandten gezwungen, ihn mit Gewalt zu seiner weinenden Neuvermählten in den Wagen zu bringen. Darf man sich nach diesem wundern, daß Calonne, nachdem er zehn Monathe Controleurgeneral gewesen war, noch nicht den Betrag der Ausgabe wußte?

Der zweyte Theil begreift den Zeitpunkt vor dem Ausbruche der Revolution an, bis zum Tode Condorcets. Wir finden hier wieder viele Anekdotes, über Necke, Mirabeau, Maury, Orleans und vorzüglich über La Fayette. Dieser letzte, sagt der Herausgeber, lebt zwar noch, gehört aber der Vergangenheit an. Von Mirabeau heißt es: "il y a eu peu d'hommes vicieux aussi precoces: Il a commencé sa reputation par le scandale, et l'a achevée par la reputation. — Im Allgemeinen findet man in allen diesen Schilderungen nicht viel Neues. — Von La Fayette heißt es unter andern sehr wahr: — "Tous ses efforts tendirent à une monarchie démocratique, ce qui impliquait contradiction dans les termes, com-

me dans l'idée: aussi fût ce la première dont les démagogues s'emparèrent pour arriver à une désorganisation universelle, et tout écraser enfin sous la tyrannie populaire." — So sehr der Begriff von einer demokratischen Monarchie, den bis dahin allgemein angenommenen Grundsätzen unserer gemäßigten monarchischen Verfassungen entgegen streitet, um so mehr, muß es Befremden erregen, nicht nur daß der erstere in Frankreich herrschend war, sondern auch, ohnerachtet aller widrigen Erfahrungen im übrigen Europa, Wurzeln faßte. Daß exaltierte oder eigennützige Köpfe aus dem Tiers-état zwischen dem Monarchen und dem Volke keinen Mittelstand wollten, liegt in der Natur der Sache; auch einzelne vom Adel mochten in einer gänzlichen Umwandlung des Bestehenden für ihre Person Vortheile zu erlangen hoffen; daß aber die Fürsten selbst in der Unterdrückung eines solchen Mittelstandes größere Sicherheit für ihren Thron zu erlangen wähten, — worüber es nicht an Beyspielen mangelt, — gehört in der That zu den außerordentlichen Erscheinungen unserer Zeit. Die Resultate des Kampfes zwischen der Oberherrschaft und den Volke, d. h. die Folgen einer demokratischen Monarchie liegen in beiden Extremen, in dem Beyspiele von Frankreich und der Turkey vor Augen. Ludwigs des XVI. und der türkischen Kaiser Schicksale, stellen sich nicht beneidenswerth dar; eben so wenig das Loos ihrer Unterthanen. Selchow sagte einst, (in seinem Grundriß einer pragmatischen Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg, 1767): die durchlauchtigen Regenten der hiesigen Lande haben sich beständig des Rathes ihrer getreuen Landschaft bedient, sie haben beständig den Grundsatz beybehalten, daß eine gemäßigte Landes-Regierung, wobey die Rechte der Unterthanen, selbst in Collision mit dem Landesherrn, auf das heiligste beschützt werden, die Stütze und das

vornehmste Kleinod des geheiligten Guelfischen Hauses sey" — Wenige aber gehaltreiche Worte, die keines Commentars bedürfen. — Bennahe die Hälfte des zweyten Theils enthält: Anecdotes sur les principaux personnages de la révolution française. Nach dem Vorberichte sind solche von Condorcet und seinen Freunden aufgesetzt. Der Herausgeber hat aber viele zu leidenschaftliche Aeußerungen ausgelassen, und Anekdoten der spätern Zeit hinzugesetzt. Vermuthlich sind sie ganz sein Werk. Einige Schilderungen sind mit Bitterkeit aufgesetzt, unter mehreren andern, die von dem gegenwärtigen russischen Minister in Paris, Pozzodi-Borgo. Als Deputirter von Corsica in der Assemblée législative war er einer der eifrigsten Anhänger der Revolution, und äußerte Grundsätze, die freylich mit der Rolle, die er jetzt spielt, einen großen Widerspruch bilden. Aber welcher Mensch blieb sich selbst immer getreu? Und gaben die Ereignisse der französischen Revolution nicht hinlängliche Daten an die Hand, auch den größten Freyheits-Schwärmer von dem Freyheits-Fieber zu heilen? —

Wenn diese erste Speculation gelingt, so wird unser Pariser Buchhändler, sie bald weiter ausdehnen. Am Schlusse der Vorrede heißt es von seinem Greise: "Mais ce n'est pas le dernier hommage qu'il espere offrir à l'esprit de son siècle. Les nombreux ouvrages inédits qu'il possède des premiers écrivains des deux derniers siècles, ne resteront plus cachés dans son portefeuille; et il compte vivre encore assez long temps, sain d'esprit et de corps, pour pouvoir illustrer sa vieillesse, en se rendant plus utile que personne ne l'a jamais été à la gloire de sa patrie." Statt der auf utile folgenden Worte möchten wir sehen: nützlich dem Vortheile des Herrn Buchhändlers, wenn er anders viele Käufer findet.

K o p e n h a g e n.

Wey Gylvendal: Ausführliche Prüfung des neuen Entwurfs zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Bayern, erschienen in München 1822. Von Dr. A. S. Dersted, Etatsrath und Deputirter des Königl. Dänischen Canzleycollegii, Ritter u. s. w. 1823. X. u. 434 S. in Octav.

Auch als zweiter Band der Abhandlungen des Verf. aus dem Gebiete der Moral- und Gesetzgebungsphilosophie (der erste erschien 1818, unter dem Titel: über die Grundregeln der Strafgesetzgebung), ausgegeben. Der Verf. hat sich bereits durch mehrere Schriften über das Criminalrecht auf eine so rühmliche Weise bekannt gemacht, daß seine Stimme die größte Berücksichtigung verdient. Auch die vorliegende Arbeit gibt einen neuen Beweis seines Scharfsinns und seiner Umsicht ab, und ist nicht allein denjenigen, welche zu den Beratungen über den neuen Entwurf in Baiern berufen sind, sondern auch allen denjenigen zu empfehlen, welche ähnliche Entwürfe zu bearbeiten haben. Sie enthält eine strenge — jedoch hin und wieder ungerechte und leicht zu beseitigende Critik jenes neuen Entwurfs, der hier dem Herrn von Gönnner ganz zugeschrieben wird, da es jedoch bekannt ist, daß der zweyte, unstreitig schwächer ausgefallene Theil des Entwurfs, nicht von Hn. v. Gönnner, sondern vom Hrn. v. Stürmer ausgearbeitet worden ist. Eine gewisse animose Stimmung des Verf. gegen erstern scheint der Unbefangenheit seines Urtheils hin und wieder nachtheilig gewesen zu seyn, wie denn auch derselbe häufig getadelt hat, ohne die Gründe seines Tadelns anzuführen, und noch weniger bessere Vorschläge an die Stelle der verworfenen zu setzen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. 17. Stück.

Den 27. Januar 1825.

O r f o r d.

E typographico Clarendoniano: Joannis Stobaei florilegium ad Mss. fidem emendavit et supplevit Thomas Gaisford. 1822 4 Bände Octav. B. 1. S. LXXIX und 444. B. 2. S. 503. B. 3. S. 510. B. 4. S. 399. in 8.

Während wir von den Eklogen des Stobäus eine treffliche critische Ausgabe besitzen, war für sein anderes nicht weniger wichtiges aber auch nicht viel weniger verderbtes und entstelltes Werk, für die Anthologie, seit zweyhundert Jahren fast nichts geschehen. Schow's critischer Apparat wurde 1794 ein Raub des Feuers, und in dem wider seinen Willen herausgegebenen Bande war nur wenig brauchbar, vieles ganz unverständlich. So blieben die Ausgaben des sechzehnten Jahrhunderts, vom Trincavella, drey von dem trefflichen Conrad Gesner, nebst den zwey Nachdrücken, die einzigen; für den Critiker eigentlich bloß Trincavell und die zweyte Gesnersche (in Basel) nebst dem Spicilegium von Lesarten aus Grotius und Schow. Daß Gesner nicht immer genau den Handschriften gefolgt

D (1)

war, er manche Abschnitte zugefekt hatte, daß man insbesondere auf die Ueberschriften bey ihm sich nicht verlassen darf, war keinem Zweifel unterworfen, daher manche auch überall mißtrauten, wo nicht Trincavells Ausgabe, oder Grotius bestätigte, oder Gesner selbst sich ausdrücklich auf seine Handschrift be ruht. Viele Stellen wurden indeß durch Conjectur, einige auch aus Handschriften verbessert, theils in besondern Schriften, theils gelegentlich zu andern Schriftstellern; doch entging wohl keinem, daß eine vollständige Vergleichung der besten von den noch vorhandenen Handschriften nothwendig sey, um dem Texte eine bessere Gestalt und Zuverläßigkeit zu geben, und viele verdorbene Stellen zu verbessern, bey welchen alle auch noch so scheinbare Conjecturen verloren waren, wie einige Lesarten bey Schow auffallend gezeigt hatten. Diesem längst gefühlten und oft geäußerten Bedürfnisse hat Hr. Prof. Gaisford, ein zweyter Conrad Gesner für den Stobäus, in dieser Ausgabe abgeholfen. Er benutzte dabey drey Pariser Handschriften, (welche auch Grotius theilweise verglichen hatte) eine Leydensch, eine Florentinische, eine Moskauer und drey Orfordrer Handschriften, welche er ganz oder zum Theil verglich, nebst mehreren handschriftlichen Bemerkungen ausgezeichneter Critiker, und allen früheren Ausgaben. Vorzüglich wichtig war die eine Pariser Handschrift (A), der auch sonst schon bekannte cod. Reginensis, nach Hrn. G. aus dem 14ten, nach andern aus dem 13ten Jahrhun dert, unter allen bisher bekannt gewordenen die beste, und nach Hrn. Gs. Urtheil auch Schow's gerühmtem Wiener Codex nicht nachzusetzen. Es ist kein Abschnitt ohne bedeutende Verbesserungen aus dieser Handschrift geblieben, welche übrigens, wie sich überall bemerken läßt, auch viel schlechtes hat, und viele Glossen enthält, aber zu einer andren Klasse von Handschriften gehört und daher für

den bisherigen Text so wichtig ist. Viele treffliche Sentenzen fehlen auch hier und würden ohne die Trincavellische Ausgabe und die mit ihr verwandten Handschriften gänzlich verloren seyn. Die echten Zusätze, die der Stobäus aus dieser Handschrift erhalten hat, sind bedeutend; mehrere darunter sind aus verlorenen Schriftstellern wie tit. V 67. wo der verstümmelte Abschnitt aus dem Theophrast ergänzt ist, und ein Paar Aeußerungen des Socrates über die Xanthippe vorkommen, die sich sonst nirgends finden. Diese Handschrift wurde von Hrn. G. selbst vollständig verglichen, obgleich er eine von Grotius am Rande des Genfer Stobäus gemachte Collation davon aus der Leidner Bibliothek bekommen hatte. Er fand darin viel zu berichtigen und zuzusehen. Weniger wichtig war der andere Pariser Codex (B), welchen früher Brunck benutzte, und anführt. Er ist nach Hrn. G. wahrscheinlich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts nach der Trincavellischen Ausgabe oder einer ähnlichen Handschrift, aber mit Benutzung einer Handschrift von der anderen Klasse geschrieben, auch nahm der Schreiber manches aus den excerpirten Schriftstellern selbst z. B. aus dem Xenophon, und änderte vieles willkürlich. Gewöhnlich stimmt indeß die Lesart mit der Handschrift A. überein, aus welcher sie doch nicht geflossen ist. Ganz unbedeutend ist die dritte Pariser Handschrift, von welcher Hr. G. eine von Grotius gemachte Collation benutzte. — Viele Verbesserungen, besonders in den poetischen Stücken und Berichtigungen der Ueberschriften verdanken wir auch der Leydenschen Handschrift, welche Hr. G. auch vollständig verglichen hat. Walckenaer hat in der Diatribe S. 198 ff. auf diese Handschrift aufmerksam gemacht und mehrere Stellen auch anderswo mit ihrer Hülfe verbessert. Die Bodlejanischen Handschriften sind spät und unbedeutend, der Herausgeber sah sie nur an schwierigen Ste-

ten nach, und sie liefern nichts erhebliches, bestätigen aber öfters in auffallenden Abweichungen von Trincavell die Lesart der besten Handschriften. Wenig wichtig in Ansehung der Varianten, aber um so mehr wegen der neuen nun endlich bekannt gemachten Zusätze zum Stobäus war der Florentinische Codex des Johannes Damascenus, welcher einen Anhang aus einem vollständigeren Stobäus enthält. Unsere philologischen Leser erinnern sich aus der *vita Ruhnkenii*, daß Ruhnken mit Hülfe des Bändinischen Katalogs diesen Schatz entdeckte (*luculentam capturam subodoratus* sagt Wytttenbach S. 185.) und mit großen Kosten sich eine Abschrift verschaffte. Seitdem wurde die Herausgabe oft gewünscht, noch neulich von Meineke. Wytttenbach schrieb für Hrn. G. die ungedruckten Stücke, und zu den andern die Varianten aus Ruhnkenius Exemplare ab. Später erhielt der Herausgeber durch Hrn. Bake auch von den schon bekannten Stücken die Ueberschriften und den Anfang der Sätze, woraus man die Anordnung der Fragmente, in dieser Handschrift sehen kann. Diese nebst den neuen Stücken, welche größtentheils zu den physischen und ethischen Eclogen gehören, liefert Hr. G. am Ende des vierten Bandes auf 80 Seiten. Eine der wichtigsten Bereicherungen der Griechischen Pitteratur. Zu den Abschnitten aus Musonius ist Wytttenbach's Commentar aus *Philomath. lib. I. II.* beygefügt. Jetzt ist auch Peerlkamp's gelehrte Abhandlung über den Musonius zu vergleichen. — Endlich benutzte der Herausgeber Excerpte aus einer Moskauer Handschrift von des Erzbischofs Arsenius Tonion. Auch diese verdankt er Wytttenbach, und sie liefern an einigen Stellen gute Lesarten. Die Prolegomenen, die lateinische Uebersetzung und die Noten von Grotius sind nach desselben handschriftlichen Bemerkungen am Rande seiner Ausgabe in der Bibliothek zu Leyden, berichtigt und vermehrt.

Auch Gatackers Noten in einem Exemplar derselben Ausgabe bekam der Herausgeber eben daher, doch ist die Ausbeute geringer als man nach den Nachrichten bey Fabricius (B. G. B. IX. S. 598.) erwarten durfte. Walckenaer's handschriftliche Bemerkungen zum Stobäus erhielt der Herausgeber durch P. C. Luzac. Das meiste war von ihm selbst schon zum Euripides und anderswo bekannt gemacht, doch erscheinen hier mehrere neue und treffliche Verbesserungen und Erklärungen, ferner auch einige Bemerkungen von Tyrwhit, Wakefield, und (in den corrigendis) von Salmasius ic welche das Britische Museum darbot. — Dies waren die Hülfsmittel des Herausgebers zur Berichtigung des Textes. Er machte es sich zum Gesetz, um dem Buche so viel als möglich die Gestalt wieder zu geben, welche ihm Stobäus gegeben hatte, überall den Handschriften des Stobäus selbst, nicht dem Texte der excerpirten Schriftsteller zu folgen. Die in den Handschriften fehlenden Abschnitte sind größtentheils weggelassen, weil sie dem Stobäus nicht angehören, sondern von Gesner aus den Schriftstellern selbst, nicht aus der Handschrift zugesetzt sind. — Daß übrigens die Handschrift des Mendoza, welche Gesner gebrauchte, einerley Text mit dem oben erwähnten Pariser Codex A. gehabt haben, und die eine aus der andern abgeschrieben sey, (wie S. XII. gesagt wird) läßt sich mit nichts beweisen, und erscheint höchst unwahrscheinlich, wenn man die Stellen betrachtet, wo der fleißige Gesner sich vergeblich mit Vermuthungen abmüht, oder Stellen für unheilbar erklärt, wo ein Blick in die Handschrift ihm gleich das richtige gezeiget haben würde. — Dieser ausgefallenen Stellen sind viele, von den späteren Simplicius, Gregor dem Theologen, Paulus Silentarius, Aaathius, des Macedonius Epigramm, Agapetus, fast alles was Tyrwhit (Orph. de lapid. praef. p. 7.) für eingeschoben hielt, die Hymnen des Proclus,

und mehrere orphische Fragmente S. 389 ff. und S. 100. Einiges ist stehen geblieben aber durch Klammern ausgezeichnet, wie S. 38. u. 99. Loch hat sich auch mehreres dieser Art, z. B. vom Pseudo-Phocylides in den Handschriften gefunden. — Dagegen sind mehrere Stellen welche Gesner ausließ, weil sie anderswo gelesen werden konnten, von Hrn G. nach den Handschriften des Stobäus aufgenommen z. B. S. 69. Bedeutend sind die Verbesserungen und Eränzungen der Ueberschriften, die wir jetzt aus Handschriften erhalten. Denn die Angabe des Verfassers und der Schrift ist bey diesen Bruchstücken besonders wichtig, und nur durch Handschriften war es möglich, die bey Trincavell fehlenden oder von Gesner viel zu wenig beachteten Lemmata zu ergänzen und zu berichtigen. Noch ist dieses nicht überall möglich gewesen, obgleich auch Citate, welche anderswo vorkommen sehr sorgfältig benutzt sind, doch ist mit Recht Vermuthungen kein Spielraum gegeben, die auch wohl nirgends mißlicher und ungewisser seyn können. Zwar soll Ruhnkenius auch von den kleinsten Bruchstücken mit Gewißheit den Verfasser erkannt haben, aber unsere Landsleute haben es nicht glauben wollen, und als Uebertreibung seines Biographen belächelt. (Wöch. trag. Gr. pr. S. 122.) Mehrere Namen weniger bekannter Schriftsteller sind durch die Handschrift berichtigt z. B. VII. 63. Agatharchides Persica statt Agathyrside. Auch in der Anordnung und den Ueberschriften der Titel ist manches nach den Handschriften richtiger gesetzt und stimmt nun mit Photius Verzeichniß überein. Der 78ste indeß bis zum 80sten, welche Photius nicht hat und Schottus für eingeschoben hielt, sind durch die Handschriften bestätigt. Desters ist die rechte Ordnung der Bruchstücke wieder hergestellt, z. B. tit. 1. 64. wo das Fragment des Metopus eine Fortsetzung erhalten hat, in dem Fragment nach S. 70. welches fälschlich dem Thea-

geß beygelegt war. Desters sind Dichterstellen entdeckt und ausgezeichnet. Mit großer Genauigkeit sind überall die Stellen der noch vorhandenen Schriftsteller welche Stobäus excerpirt hat nachgewiesen, nicht nur in den Anmerkungen, sondern auch in dem vortrefflichen index lemmatum, dessen Vollständigkeit und Genauigkeit Rec. erprobt hat. Die wichtigeren Abweichungen, so wie die Auslassungen, welche man bey den Schriftstellern selbst nachlesen kann, sind in den Anmerkungen angezeigt. Auch findet man in diesen einiges zur Erklärung, aus Casaubonus, Walckenaer und einigen andern entlehnt. Wo die Handschriften nicht ausbelfen, sind theils eigene Verbesserungen von dem Herausgeber beygebracht, wenige und sichere, theils auch die Verbesserungen anderer Critiker, besonders Wyttenbach, Walckenaer, Brunck, Schweighäuser, Jacobs, sorgfältig bemerkt, öfters auch in den Text aufgenommen. Nur ist zu bedauern, daß sehr viele treffliche Bemerkungen älterer und neuerer Gelehrten von dem Herausgeber nicht beachtet sind, denn diese Masse von Bruchstücken verdiente und erforderte mehr als irgend ein anderes Werk den gemeinschaftlichen Fleiß vieler Gelehrten, welche auch von ihrem verschiedenen Standpuncte in der Sprach- und Sachforschung viele und zum Theil sehr treffliche Beyträge geliefert haben, während es für einen Einzelnen unmöglich ist mit allen jenen Schriftstellern so verschiedener Zeitalter eine gleich vertraute Bekanntschaft zu haben. In jedem Titel würde durch eine vollständige Benützung dieser Bemerkungen der Text sehr gewonnen haben, und sinnlose Lesarten berichtigt seyn. So sind z. B. die einzelnen Ausgaben von Nicolaus Damascenus (des Stobäus) mit Clavier's, Corai's und Drelli's Bemerkungen nicht benützt. Anderes ist nur unvollständig benützt, wie Rittershufius (in Harles opuscul. S. 181 ff.) wie die fragmenta

Pythagoreor. bey Galeus, woraus im Fragmente des Theages S. 9. tit. 68. ἐντός statt ἐκτός τᾶς ὑπερβολᾶς und gleich nachher δυνατόν statt δύναται nachzutragen ist, und sogar die Observationes in Stobaeum von Jacobs sind nur theilweise benutzt, und sehr wichtige und sichere Verbesserungen z. B. S. 239. 269. 249 250. u. s. w. nicht erwähnt, andere unvollständig S. 247. (der Obss.), Rec. enthält sich mehrere treffliche Verbesserungen aus ältern und neuern Schriften und Commentaren, die er in der vorliegenden Ausgabe vergebens gesucht hat, von dem Stande seiner Handausgabe hierher zu setzen. Sie werden einem künftigen deutschen Herausgeber, der sehr zu wünschen ist, nicht entgehen; wir erwähnen nur noch die wenig beachtete Ausgabe der politischen Fragmente des Hippodamus, Archytas, Diotogenes u. a. von J. de Sponde übersetzt und berichtigt hinter Zwinger's Ausgabe der Aristotelischen Politik Basel 1582. S. 603 = 623. welche einige treffliche Verbesserungen schwieriger Stellen enthält. Auch Schow's Varianten sind von Hrn G. nicht gehörig benützt. Das Bruchstück XV. 5. S. 153. gehört nach vier Handschriften dem Philemon, er läßt es dem Menander bloß nach dem Trincavell, der aber gleich nachher nur an einer unrichten Stelle das richtige Lemma Philemon hat; XXII. 7. 8. waren mehrere Ueberschriften von Schow nach den Handschriften vollständiger gegeben. V. S. 69. (Th. 1. S. 157.) haben zwey Handschriften φύστην. Desters konnten Conjecturen durch Schow's Handschriften bestätigt werden, z. B. Th. 1. S. 292. φειδόμενος wie drey Handschriften haben, und S. 340. wo in zweyen das Wort μὴ fehlt. Wo Schow sich nicht bestimmt auf Handschriften berufen hatte, war allerdings nicht zu trauen. An vielen Stellen verfuhr er sehr willkürlich, oder man kann nicht wissen, worauf er sich stützt. So sind z. B. mehrere

Ergänzungen mit Recht nicht berücksichtigt Th. 1. S. 108. 136. und anderswo sind mehrere Handschriften von Schow mit Recht zurückgesetzt, über deren Werth man nicht urtheilen kann. — Die Zahlen der Titel sind an mehreren Stellen nach den Handschriften geändert, doch ist dieß über den Seiten bemerkt, und die besondere Zählung der Fragmente, wie auch die beygesetzte Seitenzahl der Genfer Ausgabe erleichtern das Citiren sehr, worin bisher eine besondere Verwirrung herrschte, indem auch bey genauerem Citiren oft diese Ausgabe von den Gesnerschen und der Wehelschen gar nicht unterschieden ward. In der Vorrede ist aus Fabricius Bibliothek von dem Abschnitt über Stobäus ein Auszug gegeben. Dann folgen Trincavels und Gesner's und Grotius Vorreden, Grotius Prolegomena mit seinen handschriftlichen Bemerkungen vermehrt, diese letzteren leider lückenhaft, weil nicht alles lesbar war; dann das den Stobäus betreffende aus Schow's charta papyracea in den Zusätzen, und aus dem Briefe an Heyne, Rom 1790, endlich der Artikel aus Photius Bibliothek. Der vierte Theil enthält Grotius Uebersetzung der Dichterstellen, und die sehr schätzbaren Indices. Das Schriftsteller-Verzeichniß, viel vollständiger und richtiger als bey Gesner und Fabricius enthält auch mehrere treffliche litterarische Bemerkungen über die Verfasser und die Schriften. Dann folgen einige Uebersichten über die verschiedene Anordnung der Abschnitte in einigen älteren Ausgaben. Den Beschluß machen die neuen Fragmente appendix e Ms. Florentino worin noch vieles zu berichtigen ist, da der Herausgeber meistens der ziemlich fehlerhaften Handschrift genau gefolgt ist. Einiges ist in den Noten trefflich verbessert. Besonders wichtig sind außer den Dichterfragmenten und dem Musonius auch mehrere

physische Fragmente aus den alten Philosophen und einige pythagoreische.

K ö n i g s b e r g.

Auf Kosten des Verfassers, und in Commission bey A. W. Unger: Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. Erster, synthetischer Theil. 1824. XV u. 390 S. gr. 8. (2 Thaler).

Was hier der Verf. dem philosophischen Publicum übergibt, ist die mühsame Frucht eines vollen Vierteljahrhunderts, währendessen er, zwar oft und lange unterbrochen, doch ohne je den Faden zu verlieren, mit der Ausführung dieses Werkes beschäftigt war. Den Keim dazu fand er in Fichte's immer von Neuem angeknüpften, und doch stets vergeblichen, Bemühungen, die Bedingungen des Selbstbewußtseyns aufzufinden: durch welche ihm klar wurde, daß hier eine eben so reiche, als tiefe Fundgrube verborgen liegen müsse, die aber nur den größten Anstrengungen sich öffnen kann. An diesen nun ließ er es nicht fehlen, auch wohl an öffentlichen Aufforderungen, durch rege Theilnahme sein Unternehmen zu fördern. Allgemeine Entwicklungen seiner Methode enthalten seine "Hauptpunkte der Metaphysik", welche 1806 zuerst für einen engeren Kreis von Bekannten aufgesetzt, 1808 öffentlich erschienen, sein "Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" (zuerst 1812, und in einer sehr vermehrten Ausgabe 1821) und sein "Lehrbuch zur Psychologie" (1816); einzelne Ausführungen legte er dem Publicum in dem Königsberger Archiv (1811 u. 12), und neuerlich in der Abhandlung de attentionis mensura causisque primariis (1822) vor. Alle diese Aufforde-

derungen zur Theilnahme wurden im Allgemeinen mit großer Kälte aufgenommen. Aber der Verf., — von warmer Begeisterung für sein Unternehmen erfüllt, ließ sich durch dieses Mißlingen nicht irre machen; und nachdem er in der 1822 mit Unmerkungen erschienenen Rede: "Ueber die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden", angekündigt, daß er von Neuem mit diesem Werke, und zwar mit dem ernstlichen Entschlusse beschäftigt sey, nicht eher abzulassen, bis er seine Vorarbeiten geübteren Mathematikern zur Fortsetzung darbieten könne, legt er hier die erste Hälfte seiner Bemühungen zur öffentlichen Beurtheilung und zum öffentlichen Gebrauche vor. Was er damit beabsichtigt, ist erstens, eine wahrhaft wissenschaftliche, das innere Wesen der Seele erfassende, und ihm gemäß ihre Entwickelungen construirende psychologische Theorie aufzustellen, und die Grundlage der mathematischen Berechnungen zu geben, deren dieselbe fähig seyn muß, in wie fern allem innerlich Wahrgenommenen eine bestimmte Größe zukommt. Zweitens aber soll diese Theorie (S. 388 f.) zugleich die tiefsten Aufschlüsse über die Natur und die Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens geben. Daß der Kantischen Kritik, welche in vielen Beziehungen nur zu unkritisch zu Werke ging, etwas vorgebracht werden müsse, hat man längst allgemein erkannt; aber Reinhold, Fichte und Schelling, in ihren Bemühungen, die Kantischen Untersuchungen besser zu begründen, entfernten sich sehr weit von der eigentlichen Aufgabe; während Fries, Krug und Andere der Darstellung ihres Meisters so nahe blieben, daß eigentlich nur die Form des Vortrags geändert wurde. Was diese alle vergebens erstrebt, kann, nach dem Verf., nur durch die Statik und Mechanik des Geistes geleistet werden. Durch sie ruft er das Zeitalter, welches die Dinge des Wis-

fens und des Glaubens, die Kant sorgfältig geschieden, wieder durch einander gemengt, in welchem der Untersuchungsgeist gelähmt ist, und der Nebel der Mystik sich überall ausgebreitet hat, wieder zur gründlich-wissenschaftlichen Untersuchung der Wahrheit zurück, er will die abgesspannte Philosophie, deren Kräfte sich wohl erschöpfen mußten, weil sie ohne die nothwendigen Hülfsmittel arbeitete, wieder aufrichten, indem er dem Untersuchungsgeiste neue Nahrung darbietet, und sie in den Besitz jener Hülfsmittel setzt. Die Nothwendigkeit, sich ihrer zu bedienen, mit der äußersten Anspannung aller Geisteskräfte, wenn man nicht auf alles wahre Wissen verzichten wolle; den vielfachen, unermesslichen Gewinn, welcher aus der Vervollkommnung seiner Wissenschaft, nicht nur für die übrigen Zweige des menschlichen Wissens, sondern auch für das Leben in allen seinen Richtungen hervorgehen werde, hebt er überall mit den lebendigsten Farben hervor; aber durch seine früheren, niederschlagenden Erfahrungen ist er mißtrauisch geworden, und daher tritt in den, für die Ausführung seines Unternehmens begeisterten Anpreisungen, zugleich immer eine gewisse Resignation hervor, daß er bey dem gegenwärtigen Zeitalter sich keines Gelingens werde zu erfreuen haben. Er fürchtet mit einem Geschlecht zu thun zu haben, welches "nicht nachdenken will"; und sucht daher seinen Trost darin, daß "alsdann einer späteren Zeit vorbehalten sey, sich das Licht", welches man hatte ausgehen lassen, noch einmal anzuzünden." "Was geschehen kann, das geschieht irgend einmal gewiß. Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen; darum wird er sie erkennen; alsdann werden die Wege des Lebens sich erhalten; der Mensch wird wissen, was er thut, er wird seine Kräfte nutzen, und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören." —

Rec. ist von der innigsten Hochachtung für diese warme Begeisterung, für dieses aufopfernde Betragen bey der Ausbildung des als wahr Erkannten durchdrungen; er ehrt zugleich des Verfs ausgezeichneten Scharfsinn und selbstständigen Forschungstrieb; und (was vielleicht noch mehr sagen will für dasjenige Verhältniß, in welches er jetzt zum Verf zu treten im Begriff steht) seine Ansichten über dasjenige, was der Philosophie Noth thut, kommen in dem, was er für die Hauptsache hält, denen des Verfs so nahe, wie vielleicht die Ansichten keines anderen philosophischen Forschers; ob schon er von einem ganz anderen Standpunkte aus, und auf einem ganz anderen Wege, zu demselben gelangt ist. Er ist dabey den Bemühungen des Verfs, Schritt für Schritt, mit der sorgsamsten Prüfung gefolgt, und glaubt also nicht zu denjenigen gerechnet werden zu dürfen, welche, über das vom Verf Vorgelegte, nicht nachdenken wollen. Aber doch muß er sich zu der Klasse derer bekennen, welche des Verfs glänzende Erwartungen von seinem Unternehmen mit zweifelndem Unglauben aufnehmen; und so gern er es auch anerkennt, daß derselbe in Vielem tiefer und richtiger sieht, als die meisten seiner Zeitgenossen, und daß seine psychologische Methode der bisherigen in manchen bedeutenden Punkten vorzuziehen ist, so glaubt er doch die Kälte und Theilnahmlosigkeit des Publicums gegen sie, wenn auch nicht rechtfertigen, doch entschuldigen, und den Verf. keineswegs von aller Schuld daran frey sprechen zu können. Zuerst nämlich erscheint ihm die metaphysische Grundlage auf welcher des Verfs ganze psychologische Theorie ruht, völlig unhaltbar, indem sie, wenn auch mit großem Scharfsinne, und nach seiner Methode folgerichtig, doch aus einem nur eingebildeten, nicht in dem Wesen der menschlichen Vernunft begründeten, speculativen Interesse abgeleitet ist. Der Verf.

glaubt auch zwar darohne (S. X f.) seine Ansicht halten zu können: denn "er stehe nicht auf der einzigen Spitze des Ich, sondern seine Basis sey so breit, wie die gesammte Erfahrung", so wie er denn überhaupt nur darauf ausgehe, "die Erfahrung mit sich selbst zu versöhnen." Aber diese Behauptung möchte sich schwerlich rechtfertigen lassen. Allerdings fehlt es nicht an Erfahrungen, welche mit des Verf's Hauptsätzen übereinstimmen: dafür ist schon durch die unabänderliche Natur der menschlichen Vernunft gesorgt, vermöge deren sich überhaupt nichts a priori construieren läßt ("aus nichts wird nichts" gilt auch für den erkennenden Geist), und also alles, was a priori construirt gegeben wird, durch eine Art von Selbsttäuschung aus der Erfahrung geschöpft seyn muß. Aber dessen dürfen und wollen die Wertheidiger des Apriori sich nicht bewußt werden; daher blinzeln sie nur verstohlen und von der Seite nach der Erfahrung hin; und so müssen denn wohl meistentheils ihre Beobachtungen an Einseitigkeit und Mangel an Umsicht leiden. Dies ist denn auch dem Verf. begegnet; und deshalb stehen seine Hauptsätze mit eben so vielen, ja mit noch mehreren, Erfahrungen in Widerspruch, als in Uebereinstimmung; so daß demungeachtet mit seiner speculativen Grundlegung seine ganze Theorie fällt. Wie sich dies nun aber auch verhalten mag, so ist doch zweytenß darin dem Verf. eine gewiß nicht geringe Schuld an der Kälte des Publicums gegen sein Unternehmen bezuzumessen, daß er diese speculative Grundlage, welche doch die eigentliche Seele seiner Ansicht ausmacht, in dem ganzen Vierteljahrhundert nirgend ausführlich darzustellen und gerechtfertiget hat. Daß es dessen bedurste, hat man ihm, dächten wir, deutlich genug zu verstehen gegeben; und wie sehr er auch von der Wahrheit seiner metaphysischen Behauptungen überzeugt war, so hätte ihn

doch der allgemeine Widerspruch dagegen dazu wenigstens bewegen sollen, daß er, ehe er wiederholt (und, wie sich erwarten ließ, vergebens) die Theilnahme des Publicums an seinen Untersuchungen in Anspruch nahm, eine Verständigung über ihre Grundlage, durch eine deutlicheren Entwicklung derselben herbeizuführen suchte. War dies früher nicht geschehen, so war unstreitig jetzt die höchste Zeit dazu, da er in einem ausführlicheren Werke seine Bemühungen im Zusammenhange darzulegen, und durch die mühsamsten Berechnungen eine psychologische Theorie der Anwendung auf die Wirklichkeit wenigstens näher zu führen beabsichtigte. Aber auch hier finden wir dazu nicht einmal einen Versuch gemacht; sondern in Bezug auf die tiefere metaphysische Grundlegung wird immer wieder auf die, nur wenige Bogen füllenden, "Hauptpunkte der Metaphysik" verwiesen; und weil diese (wie der Verf selbst S. 119 Note sagt) "äußerst gedrängt" sind, auf das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" welches doch, seinem Zwecke nach nur in encyclopädischer Uebersicht die Probleme der Metaphysik und ihre Lösung darstellen konnte, und also auf keine Weise geeignet ist, für sie rechtfertigend aufzutreten. Es scheint also beynah, als wohnte dem Verf., wenn auch unbewußt, eine gewisse Scheu ein, die Grundlagen seines Gebäudes, dessen Aufrichtung ihm so viel Zeit und Mühe gekostet, und so viel versprochen, mit sorgfamer Prüfung noch einmal zu untersuchen, ob sie auch wohl haltbar sind; und als suche er, in die Ausschmückung desselben durch die Zierden mathematischer Berechnungen sich vertiefend, des Gedankens an die Nothwendigkeit dieser Prüfung sich zu entschlagen. Aber eben deswegen möge er es denn auch nicht verargen, wenn niemand anderes Lust hat, ihm in diese mathematischen Berechnungen zu folgen, sondern vielmehr jeder aufmerk-

sam Hinzutretende sich berufen fühlt, die Prüfung, welche der Verf. von sich gewiesen, mit desto größerer Strenge zu vollziehen. Rec. wenigstens findet sich in diesem Falle; und er kann sich, alles so eben Gesagte zusammengenommen, bey dem Anblicke eines Werkes, dem einer der scharfsinnigsten Köpfe unserer Zeit während eines vollen Vierteljahrhunderts seine besten Kräfte gewidmet, unmöglich einer Art von Behmuth enthalten, indem er nur zu sehr zu der Befürchtung sich berechtigt glaubt, es möge die Frucht alles dieses so angespannten philosophischen Nachdenkens, aller dieser so mühevollen mathematischen Berechnungen, nicht nur für das gegenwärtige Zeitalter, (wie der Verf. selbst ahnt), sondern auch für das zukünftige, verloren seyn, weil sie — für die Wissenschaft überhaupt unbrauchbar seyen. Schon haben wir Fichte, schon so viele andere, mit den ausgezeichnetsten Talenten ausgerüstete Männer durch die Irr- und Nebellichter speculativer Einbildungen für die Wissenschaft verloren; möchte der Verf. ihr Schicksal, jetzt, da sein Geist noch in voller Kraft lebt und wirkt, sich zur Warnung dienen lassen: um noch einmal, aller Vorurtheile sich entschlagend, über seine speculative Grundlage, sich und dem philosophischen Publicum, ernste Rechenschaft abzulegen! —

D r u c k f e h l e r.

- S. 49. 3. 13. st. Vorlesungen I. Abhandlungen
 — 51. 3. 7. v. u. st. das I. daß
 — 52. 3. 17. st. Nuance I. Nuance
 — 54. 3. 1. st. willkürlich I. willkürliche
 — — 3. 5. v. u. st. vergleichen I. vergleichende
 — 62. 3. 6. v. u. st. lebendiger I. lebendig
 — — 3. 17. v. u. st. οὗτοι I. οὗτοι

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i ſ c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 29. Januar 1825.

K ö n i g s b e r g.

Beschluß der Anzeige von F. F. Herbart's Psychologie als Wissenschaft.

Von den sieben Abschnitten der Einleitung (S. 1=82.) theilt der sechste (S. 44=76.) "Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit Des-Cartes mit; die übrigen sind bestimmt, des Verfs Methode als nothwendig darzustellen, und vorläufig zu erläutern. Die Erkenntnißprincipien der Psychologie sind (S. 7.) diejenigen Thatsachen des Bewußtseyns, aus welchen die Gesetze dessen, was in uns geschieht, erkannt werden können. Aber diese werden in der Auffassung der gewöhnlichen Psychologen mannigfach verfälscht: eine Anklage, in welcher der Verfasser hier, wo es doch vorzüglich auf scharfe und bestimmte Darlegung derselben ankam, überall, wo er sie zu entwickeln unternimmt (S. 10 ff.), noch weit unklarer ist, als in seinen früheren Schriften. Um die Thatsachen des Bewußtseyns wahrhaft zu Principien der Psychologie zu benutzen, werden (S. 26.) "ganz andere Operationen des Denkens erfordert, als die bloße

Classification, Induction, Analogie, oder welche andere Zusammenstellung eines Vorrathes von Kenntnissen da angebracht seyn würde, wo das Material mit Bestimmtheit gegeben wäre, und wo die Abstractionen stufenweise von unten auf mit aller Besonnenheit und beliebiger Verweilung auf jeder Stufe würden vollzogen werden können." Es bedarf der Ergänzung auf speculativem Wege. — Eine Nothwendigkeit, von welcher Rec. sich auf keine Weise überzeugen kann. Das Unrichtige in der bisherigen psychologischen Methode, welche freylich einer bedeutenden Reform bedarf, möchte sich am schärfsten und kürzesten vielleicht so bezeichnen lassen, daß sie fälschlich bloße Eigenschaften substantiirt habe. Es gehört freylich zu den Eigenschaften gewisser Seelenthätigkeiten, daß sie ein Verstehen, ein Vorstellen, ein Fühlen, ein Begehren u. ausdrücken; aber diese Seelenthätigkeiten bilden keineswegs deshalb unter sich ein ununterbrochenes Continuum, oder gar Ein Sein, so daß alle Seelenthätigkeiten einer solchen Gattung wirksam, oder ruhend, seyn müßten, wenn es eine ist; sondern sie sind auf das Mannigfaltigste mit anderen Thätigkeiten verknüpft, denen andere Eigenschaften zukommen, und welche die gleichartigen von einander trennen. Wenn nun aber die gewöhnliche Psychologie von Verstand, Vorstellungsvermögen, Gefühlvermögen, Begehrungsvermögen u. spricht, und durch diese Abstracta ihre Beobachtungen ausdrückt, so verkennt sie die zuletzt genannte Verknüpfung, und führt dagegen die an diesen abstracten Eigenschaften Theil nehmenden Thätigkeiten als gesonderte, und in sich Eines ausmachende, Substanzen auf; und indem sie so verbindet, was in der Wirklichkeit getrennt ist, und trennt, was in der Wirklichkeit verbunden ist, geht ihr alle wissenschaftliche Wahrheit und Genauigkeit verloren. Dieser Feh-

ler also muß allerdings verbessert werden, wenn die Psychologie es den übrigen Naturwissenschaften (deren Fortschritt früher durch denselben Fehler aufgehalten wurde, so lange sie das Phlogiston, und das Salzwesen, und Sauerwesen ic. als Substanzen aufführten) gleich thun soll; aber dazu ist es keineswegs nothwendig, die allgemeine wissenschaftliche Methode und den Weg der Erfahrung zu verlassen, sondern, im Gegentheil, auf dem letzteren mit umsichtiger Treue fortzuschreiten, und der Anforderungen der allgemein wissenschaftlichen Methode sich so klar als möglich bewußt zu werden.

Der Verf. theilt seine Psychologie in zwey Theile, von welchen der erste, hier gegebene, synthetische, den Anfang machend von der Untersuchung über das Ich, als über denjenigen Erkenntnißgrund, welcher am nächsten und bestimmtesten zu psychologischen Realprincipien hinleite, von diesen aus, so weit es sich thun lassen will, zu realen Folgen fortschreiten; der zweyte aber, der analytische, die wichtigsten der noch übrigen Phaenomene des Bewußtseyns auf die in dem ersten Theile gewonnene Kenntniß von den Gesetzen des Geistes zurückführen soll.

Der erste Abschnitt des synthetischen Theiles ist demgemäß "Untersuchung über das Ich in seinen nächsten Beziehungen" überschrieben (S. 85-157). Der Verf. stellt hier zwey Ansichten von dem "Ich" einander gegenüber, von welchen die eine die Vorstellung von ihm an die Bedingungen einer bestimmten Persönlichkeit und an die Wahrnehmung knüpft, als welche Jeden lehren könne, wer er sey, und ihn dieses auch, mit Hülfe der Erinnerung aus dem früheren Leben, bestimmt genug lehre; die andern dagegen, den Begriff des Ich von allen solchen zeitlichen und individuellen Bestimmungen, als ihm zufällig und

unwesentlich, ablösend, denselben bloß durch die Identität des vorgestellten Objectes und des vorstellenden Subjectes faßt. Von diesen beiden Ansichten, sagt der Verf., würde unstrittig die erstere, als die bey Weitem faßlichere, den Sieg erhalten, wenn es möglich wäre, sie in sich selbst zu vollenden; dies aber ist unmöglich: sie enthält vielmehr ein Gewebe von Widersprüchen, welche der Verf. (S. 9 ff.) in sechs Punkten entwickelt. Aber man sieht in dieser Entwicklung nur zu deutlich, wie sehr er, schon von Anfang an, in den Vorurtheilen der Fichteschen Schule befangen ist. "Die philosophische Bestimmung des Ich (sagt er S. 91), als Identität des Objectes und Subjectes, scheint sich dadurch vom Gegebenen zu entfernen, daß sie die zeitliche Wahrnehmung von sich zurückstößt. Aber hiedurch vollendet sie nur das, und spricht rein aus, was wir im gemeinen Bewußtseyn unbestimmt begonnen. Nämlich wir sehen in jedem Augenblicke uns als bekannt voraus, und betrachten die neuen Bestimmungen, welche der Augenblick bringt, als zufällig, so daß wir vollkommen dieselben geblieben wären, wenn schon ganz andere Begegnisse uns widerfahren seyn möchten." — Bey einer solchen Voraussetzung muß dann freylich das allgemein-menschliche Bewußtseyn als sich widersprechend erscheinen; aber alle diese Widersprüche hat erst der Verf. in dasselbe hineingetragen. Als bekannt freylich sehen wir uns voraus, wenn wir von uns selber reden, aber nur als dem größten Theile nach bekannt, während wir uns gern bescheiden, Unzähliges in dem inneren Seyn unserer Seele nicht zu kennen; wir glauben dieselben zu bleiben in der zeitlichen Entwicklung, aber wieder nur dem größten Theile nach, indem wir wohl wissen, daß wir von äußeren Einflüssen in jedem Augenblicke verändert werden, und also keineswegs, nach einem längeren Zeitraume

vollkommen dieselben geblieben wären, wenn uns ganz andere Begegnisse getroffen hätten; und die berühmte Fichtesche Identität des vorgestellten Objectes und des vorstellenden Subjectes, welche der Verf. der allgemeinen Menschenvernunft zuschreiben will, ist dieser durchaus fremd, und beruht nur auf der Zweydeutigkeit des Wortes "Identität." Denn nicht als dasselbe, oder als das gleiche, faßt das allgemein-menschliche Bewußtseyn das vorstellende und das vorgestellte Ich, sondern als in demselben, oder in dem Einem, zu Einem Seyn verbunden; der Verschiedenheit (also Nicht-Gleichheit) dieses Verbundenen sind wir uns recht wohl bewußt: in dem Maße, daß es sich keinem klar Denkenden verbergen wird, in dem vorgestellten Ich sey das vorstellende Ich noch nicht einmal, als mit ihm zu Einem Seyn verknüpft, enthalten; sondern, um dieser Verknüpfung sich bewußt zu werden, erst eine neue Vorstellung nöthig, welche jene beiden, als zwey zu Einem Realen gehörige, wenn schon von einander verschiedene, auffasse; indem das Vorstellen des Ich das Neue sey, welches eben in diesem Augenblicke, zu dem Seyn des Ich hinzukomme, und also unmöglich in der Vorstellung, welche das bisherige Ich umfasse, ihrer Materie nach, sich schon vorfinden könne. Auf diese Weise ist der, im allgemein-menschlichen Bewußtseyn gegebene Begriff des Ich, als eines zeitlich Veränderlichen, durchaus mit sich einstimmig; und nur ein eingebildetes speculatives Bedürfniß kann uns, von ihm abzugehen, antreiben.

Der Verf. aber hält dies allerdings für nöthig, und will lieber seine psychologische Theorie auf die Erklärung des Ich als Identität des Objectes und Subjectes gründen, obgleich er darüber (S. 94) selbst den Ausspruch fällt, "es fehle diesem Begriff, sowohl am Objecte, als am Sub-

jecte, mithin an aller Materie, und die vorgegebene Identität des Object's und Subject's widerstreite dem unvermeidlichen Gegensatze zwischen beiden, mithin sey dieser Begriff der Form nach ungeräumt." Es versteht sich, daß diesem kleinen Uebelstande durch dialektische Bewegungen abgeholfen wird, durch welche dann der Begriff, wie er soll, verändert wird, und doch derselbe bleibt. Die dem Verf. in dieser Hinsicht eigenthümliche Methode, welche er "Methode der Beziehungen" genannt hat, ist aus seinen früheren Schriften bekannt, und braucht daher, da sie hier ganz auf dieselbe Weise angewandt wird, nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Das Resultat ist (wie ebenfalls von früher her bekannt), daß die Seele eine einfache Substanz ist, die, als solche, durchaus keine Mannigfaltigkeit enthalten und durchaus nichts von Außen in sich aufnehmen, und überhaupt nicht verändert werden kann. Die Vorstellungen sind Selbsterhaltungen der Seele, welche sie auf Veranlassung der ihr entgegenstehenden Störungen erzeugt, und welche sich, in Bezug auf Qualität und Quantität, nach diesen Störungen richten. Sie sind ursprünglich keine Kräfte, sondern werden zu solchen erst zufällig, wenn in derselben Seele entgegengesetzte Selbsterhaltungen zusammentreffen, und, vermöge dieses Gegensatzes, einander widerstehen, hemmen, verdunkeln, oder in ein bloßes "Streben vorzustellen" verwandeln. — Ein Begriff, welcher dem Rec. so viele der augenscheinlichsten Widersprüche zu enthalten scheint, daß er nicht begreift, wie dieselben dem sonst so scharfsinnigen Verf. sich verbergen können. Wir haben hier ein Absolut = Einfaches, welches auf das Mannigfachste, und zwar aus qualitativ vielfach = Verschiedenen, zusammengesetzt ist; ein Stets = gleichbleibendes, zu dessen Wesen es gehört, in jedem Augenblicke

verändert zu werden (denn als Veränderungen haben wir doch wohl die steten Entstehungen, und Verdunkelungen, und Wiedererhellungen der Vorstellungen zu betrachten); ein Wesen, welches nichts von Aussen in sich aufnehmen kann, und doch unaufhörlich, in seiner Qualität, von außen bestimmt wird! — und auf diese Weise ließen sich, wenn wir in die speciellen Bestimmungen des Verfs eingehen wollten, der Widersprüche noch mehrere aufweisen, welche er sämmtlich, in dem Bestreben, den gemeinen Begriff von der menschlichen Seele von Widersprüchen zu befreien, in denselben hineingetragen hat.

Seiner psychologischen Theorie legt nun der Verf. den Satz zum Grunde, daß entgegengesetzte Vorstellungen, oder Selbsterhaltungen, und zwar eben um ihres Gegensatzes willen, einander hemmen. Auf ihn sind alle folgenden Erörterungen psychologischer Verhältnisse, auf ihn alle mathematischen Berechnungen gegründet; und in Bezug auf ihn eben sagt der Verf. in der Einleitung, man brauche nicht zu fürchten, daß seine ganze Theorie auf seinen speculativen Untersuchungen über das Ich ruhe, sondern er hätte ihn eben so wohl, als in der Erfahrung gegeben, ausführen können. Aber dies kann Rec. keineswegs zugeben; vielmehr ist, nach dem Zeugnisse der Erfahrung, der Gegensatz zweyer Vorstellungen durchaus kein Grund, daß sie zum Unbewußtseyn einander verdunkeln. Entgegengesetzte Farben, Töne, Gerüche &c. können wir recht wohl neben einander haben, entgegengesetzte Gefühle neben einander fühlen &c.; wenn sie nur nicht auf eines und dasselbe in einem und demselben Seyn sich beziehen; und selbst in diesem Falle werden sie zwar im Bewußtseyn, aber keineswegs zum Unbewußtseyn, einander verdunkeln: welches beides man sehr wohl von einander unterscheiden muß. Das letztere tritt viel-

mehr nur ein, wenn in einem der Entgegengesetzten, oder in beiden, ein Bestreben gegeben ist, daß ganze Bewußtseyn einzunehmen: dann aber findet sich die Verdunkelung zum Unbewußtseyn nicht weniger, ja in noch höherem Maße (wie sich aus der unmittelbaren Erfahrung und aus der Theorie gleichmäßig nachweisen läßt), unter, dem größeren Theile nach, übereinstimmigen Vorstellungen, so daß also auch hier einleuchtet, wie wenig in dem Gegensatze, als solchem, der Grund für diese Verdunkelung zu suchen ist. Vielmehr liegt dieser Grund in der, anderweitig vermittelten, Entziehung des Bestandtheiles, durch welchen sich das vollkommeneren, bewußte Seelenseyn, von dem unvollkommeneren, unbewußten unterscheidet; so wie auch die Seelenthätigkeiten keineswegs von selbst, und ohne innere Veränderung, sondern nur durch die Mittheilung und Aneignung dieses Bestandtheiles, wieder bewußt werden. Auch befinden sich durchaus nicht alle Vorstellungen, sondern nur der kleinere Theil derselben, und unter besonderen Umständen, in einem "Streben vorzustellen", wenn sie aus dem Bewußtseyn verdrängt werden; und es ist daher falsch, dieses "Streben vorzustellen" allgemein als das Wesen der unbewußten Seelenthätigkeiten aufzuführen. — Behauptungen, in welchen Rec. keineswegs eine trügerische Speculation der anderen gegenübergestellt, sondern welche sich streng aus der Erfahrung darthun lassen; auch die letzteren über das unbewußte Seelenseyn, obgleich dieses nicht unmittelbar in die Erfahrung fällt, indem es ja doch von dem bewußten Seelenseyn nur dem Grade nach sich unterscheidet, und sich also auch in dem letztern alle die Steigerungen und Herabstimmungen, nur eben in geringerem Grade, finden, durch welche eine unbewußte Seelenthätigkeit zur bewußten, und diese zu jener, wird.

Hiemit fällt also die ganze Theorie des Verfs, hiemit die Gültigkeit aller seiner mathematischen Formeln. Rec. wenigstens kann nicht geneigt seyn, in das Specielle der Berechnungen ihn zu begleiten, bis zu deren Anfang er ihm nicht einmal mit seiner Ueberzeugung zu folgen vermag; und er muß sich daher begnügen, aus der weiteren Theorie des Verfs die am meisten charakteristischen Züge hervorzuheben.

Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, von welchen der erstere, die "Statik des Geistes", die Frage zu beantworten hat, wie groß, bey gegebener Stärke und gegebenem Gegenseize mehrerer Vorstellungen, die Verdunkelung einer jeden seyn werde"; der zweyte die, sey es gleichbleibende, sey es veränderliche, Geschwindigkeit dieser Verdunkelung, und die Zeit, welche während derselben verfließt, in Betracht zieht, und daher, in Analogie mit der gleichnamigen Wissenschaft vom Körperlichen, "Mechanik des Geistes" genannt wird. — Die drey ersten Capitel der Statik (S. 158–197) stellen die Hemmung der Vorstellungen durch einander im Allgemeinen dar. Zuerst wird dieselbe (die einfachste Annahme) bey vollem Gegenseize berechnet. Die Vorstellungen wirken im Verhältnisse ihrer Stärke, und leiden im Verhältnisse derselben; die Hemmungsumme ist, weil der natürliche Zustand der Vorstellungen der ungehemmte ist, und sie sich diesem, indem sie sämmtlich zu ihm zurückstreben, so sehr nähern, als sie irgend können, in jedem Falle der schwächeren Vorstellung gleich. Die Grenze zwischen Bewußtseyn und Unbewußtseyn nennt der Verf. die "statische Schwelle des Bewußtseyns", welche sie demnach überschreiten, indem sie aus dem völlig gehemmten Zustande zu irgend einem Grade des wirklichen Vorstellens übergehen; und unter welcher sie sich mehr oder weniger weit befinden, je nachdem ihnen mehr

oder weniger Stärke fehlt, und zugesetzt werden müßte, um bewußt zu werden. Zuletzt werden die Abänderungen gezeigt, welche für das Vorige bey minderm Gegensatze eintreten. — Die drey folgenden Capitel (S. 197 = 243) handeln von den Complicationen und Verschmelzungen der Vorstellungen. Da die Vorstellungen Selbsterhaltungen eines und desselben Seyns sind, so muß alles wirkliche Vorstellen zu Einem intensiven Thun sich vereinigen, so bald dieß nicht durch die Hemmung gehindert wird. Dadurch entstehen zwischen denjenigen Vorstellungen, welche, als Ein Continuum bildend, mehr oder weniger entgegengesetzt sind (wie alle Farben, Gestalten, Töne, Gerüche ic.) Complicationen; zwischen den Vorstellungen aus verschiedenen Continuen aber gänzliche Vereinigungen, oder Verschmelzungen: Verbindungen, welche indeß durch manche Umstände, z. B. durch die verschiedene Stärke, in welcher ihre Elemente gehemmt werden, lockerer gemacht werden können. Für alle diese Verhältnisse gibt der Verf., unter mehr oder weniger speciell bestimmten Annahmen, die Berechnungen; und bahnt sich den Uebergang zur Mechanik des Geistes durch die Bemerkung, daß weder Verschmelzung des Gleichen, noch Hemmung des Entgegengesetzten plötzlich, sondern vielmehr beide allmählig geschehen, und also während deß eine Zeit verfließt, in welcher das Verschmelzungs- und das Hemmungsverhältniß in jedem Augenblicke verrückt werden; so daß also die Rechnung nicht richtig geführt werden kann, ohne daß man dieses Verhältniß, und die durch jenen allmählichen Uebergang bedingte, veränderliche Geschwindigkeit in Betracht zieht.

Jedem Gleichgewichte, heißt es in der Mechanik des Geistes, geht in der Wirklichkeit eine Bewegung voran, veranlaßt durch den Gegensatz der zugleich vorhandenen, ungehemmten Vorstellungen.

In dieser Bewegung sinkt die Hemmungssumme, und hat in jedem Augenblick eine bestimmte Geschwindigkeit, und in der bis dahin abgelaufenen Zeit ist ein bestimmtes Quantum gesunken. Diese Momente bestimmt und berechnet das erste Capitel im Allgemeinen. Kommt zu einem Paar im Gleichgewichte befindlicher Vorstellungen eine dritte plötzlich hinzu, so muß sich zwischen ihnen eine Hemmungssumme bilden, und die früher vorhandenen, bey dem, dadurch vermittelten Sinken, unter ihren statischen Punkt hinabsinken, bald aber wieder zu demselben hinaufsteigen. Hiebey können sie auf eine Zeitlang auf die Schwelle des Bewußtseyns getrieben werden: ein Verhältniß, welches der Verf. mit dem Namen der "mechanischen Schwelle" bezeichnet, und dessen genauere Entwicklung und Berechnung den Inhalt des zweyten Capitel ausmacht. — Das dritte und vierte handeln von der Wiedererweckung der Vorstellungen, jenes von der unmittelbaren, dieses von der mittelbaren. Die unmittelbare entsteht dadurch, daß, wenn, durch die Einwirkung einer neuen Vorstellung, eine oder mehrere andere, welche sich mit einer oder mehreren anderen so im Gleichgewichte befanden, daß sie diese auf die statische Schwelle gedrängt hatten, unter ihren Gleichgewichtspunkt herabsinken, nun diese so weit sich erheben werden, als jene zusammengenommen verlieren. Dagegen die mittelbare Wiedererweckung darin besteht, daß jede Vorstellung, welche von der mechanischen Schwelle sich von selbst erhebt, oder welcher die Freyheit verschafft wird, von der statischen emporzukommen, dasjenige mitzubringen trachtet, was mit ihr durch irgend welche Verschmelzungen und Complicationen verbunden ist. — Das fünfte Capitel erläutert das zeitliche Entstehen der Vorstellungen; das sechste die Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit;

und das siebente und letzte endlich, indem es die Vorstellungen niederer u. höherer Ordnungen, ihre Verwebung und Wechselwirkung darstellt, und bey der Entwicklung dieser zusammengesetzteren und specielleren Verhältnisse zugleich auf die Probleme des analytischen Theiles hinweist, ist, diesen zweyten Theil mit dem nun vollendeten ersten in Verbindung zu setzen, bestimmt.

Von diesen Untersuchungen müssen wir die des fünften und sechsten Capitels, als für die Theorie des Verfs besonders wichtig, etwas genauer betrachten. Selbsterhaltungen der Seele und Vorstellungen (erinnert er) sind völlig eins und dasselbe, nur in verschiedenen Beziehungen, ungesähr so wie Logarithmen und Potenzenpotenzen; indem durch den Ausdruck "Selbsterhaltung der Seele" nur derjenige reale Actus bezeichnet wird, welcher dem Vorstellen, als dem Geschehen, dem Phänomene, zum Grunde liegt. Die Selbsterhaltungen aber rühren von Störungen, oder von dem "Zusammen" der Wesen her; und man muß annehmen, daß dem vollkommenen Zusammen die vollkommene Störung und die vollkommene Selbsterhaltung entspricht, welche letztere hier eine Vorstellung im Maximum der Stärke seyn würde, dergleichen sich in der Erfahrung freylich nicht nachweisen läßt. Gleichwohl, indem die Grade des Zusammen auf Grade der Störung und auf Grade der Selbsterhaltung hinweisen, muß das Maximum der Stärke, die eine Vorstellung erhalten könnte, als die ideale Einheit angesehen werden, wovon jedes wirkliche Vorstellen ein Bruch ist. Nun aber bleibt jede einmal gebildete Vorstellung unvermindert in der Seele; und so muß also die Möglichkeit, eine gewisse Vorstellung zu erzeugen, oder die Empfänglichkeit für sie, eben so viel abnehmen, als wieviel das Quantum des schon erzeugten Vorstellens der nämlichen

Art beträgt (S. 317). Ein Gesetz, welches sich nicht nur auf völlig gleichartige, sondern auch auf zum Theil ungleichartige Vorstellungen erstreckt. Denn eine Selbsterhaltung, so fern sie schon vollzogen ist, und fortdauernd geschieht, kann nicht noch einmal geschehen; und wie weit Vorstellungen gleichartig sind, so weit geschieht in beiden nur Eine Selbsterhaltung, folglich muß, wenn eine Selbsterhaltung oder Vorstellung der anderen zum Theil gleichartig ist, durch die erste auch die Empfänglichkeit der anderen zum Theil erschöpft werden (S. 337 f.). Eine Erneuerung dieser Empfänglichkeit ist allerdings möglich; aber nicht durch die bloße Hemmung einer Vorstellung: denn so lange eine Vorstellung nur zum Theil gehemmt ist, wirkt sie ja noch im Bewußtseyn auf die Zustände der übrigen Vorstellungen. Wohl aber findet diese Erneuerung dadurch Statt, daß eine Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben wird: denn in diesem Falle ist die Seele in dem Streben, diese Vorstellung wieder herzustellen, völlig gebunden, und dieses Streben eine isolirte Modification der Seele, indem es die Zustände des Bewußtseyns nicht im mindesten abzuändern vermag (S. 346). Ein Verhältniß, welches freylich nicht dauernd gedacht werden kann. Denn indem eine neue Wahrnehmung eintritt, beginnt ja auch jede frühere gleichartige Vorstellung (ja selbst die nur zum Theil gleichartigen) sich zu erheben, weil die hemmenden Kräfte zurückweichen; und da so die Bedingung verschwindet, unter der allein eine vollständig erneuerte Empfänglichkeit vorhanden seyn konnte, so muß diese sogleich abnehmen; um so mehr, da (S. 348.) in den meisten Fällen nicht eine, sondern viele gleichartige Vorstellungen in der Seele ruhen werden, welche sich sämmtlich, durch eigene Kraft, und zum Theil verstärkt durch ihre Verbindungen unter einander, erheben. — Eine Entwicklung,

welche in so fern beachtenswerth ist, als sie eines der Hauptprobleme der Psychologie berührt: die Erklärung der Art und Weise nämlich, wie sich der Seele neues Vermögen anbildet, und demgemäß ein stetes Anwachsen der Seelenbildungen möglich wird. Des Verfs Theorie aber scheint Rec. nicht nur dieses Problem nicht zu lösen, sondern auch mit den allgemeinsten Erfahrungen in augenscheinlichen Widerspruch zu treten. Der Begriff der vollkommenen Selbsterhaltung ist ein teleologischer, mit welchem sich für die Naturtheorie deshalb nichts anfangen läßt, weil der Verf. ihr Verhältniß zu den wirklichen Selbsterhaltungen ganz unbestimmt läßt. Ein "Bruch", ein "Differential", wie er die letzteren in Vergleich mit der vollkommenen Selbsterhaltung nennt, sind Bezeichnungen, welche nicht zur Grundlage der Wissenschaft dienen können. Aber so viel wenigstens geht aus der Theorie des Verfs deutlich hervor, daß nach ihr eine stetige Verminderung der Empfänglichkeit Statt finden müßte, je größer die Anzahl der von einer bestimmten Gattung erzeugten gleichartigen Thätigkeiten wird. Dagegen nach dem Zeugnisse der Erfahrung, durch das Aufnehmen eines bestimmten Sinnenreizes zwar wohl für den Augenblick eine Verminderung der Empfänglichkeit für ihn herbeigeführt wird; jeder aber, je mehr er Sinnenreize einer gewissen Gattung in sich aufgenommen, eine um so größere Fülle derselben, ohne Ueberdruß und Ekel, späterhin aufzunehmen im Stande ist; im Allgemeinen also durch die größere Anzahl gleichartiger Thätigkeiten die Empfänglichkeit für ihre neue Erzeugung nicht stetig vermindert, sondern vielmehr stetig vermehrt wird. Eine Erscheinung, welche die auf Erfahrung gegründete Psychologie recht wohl zu erklären vermag: theils durch die überwiegende Richtung der Anbildung des neuen Seelenvermögens nach derjenigen Gattung von Thätigkeiten, welche am häufigsten erzeugt werden;

theils dadurch, daß von dem aufgenommenen Reize ein Theil wieder entschwindet, und also auch in den schon gebildeten Seelenthätigkeiten freyes, oder von Neuem der Reizerfüllung fähiges, Vermögen sich erzeugt; dagegen die Theorie des Verfs freulich, welche letztere leugnet, und für welche es unabhängig von den Störungen, überhaupt keine Bildung des Seelenvermögens giebt, nothwendig mit diesen Erfahrungen in Widerspruch treten mußte.

Aber hier muß Rec., den Gränzen dieser Blätter gemäß, die Beurtheilung dieses Werkes abbrechen, welche er an einem andern Orte weiter auszuführen und zu begründen gedenkt.

F. E. B.

Paris.

Bey Dondrey = Dupré: Méng Tseu vel Mencium inter Sinenses philosophos ingenio, doctrina, nominisque claritate Confucio proximum edidit, latina interpretatione, ad interpretationem tartaricam utramque recensita, instruxit, et perpetuo commentario, e Sinicis deprompto, illustravit Stanislaus Julien. Pars prior. 1824. 8. XXXI. u. 132. S. nebst 64 S. Original Steindruck.

Meng = tseu, den die Sinesen für den zweyten Confucius halten, lebte um wenige Jahrzehende später als Sokrates, dem er sonst unter den Sinesen durch die Begründung und Ausbildung einer reinen Moralphilosophie ähnlich erscheint. Wie Sokrates sucht auch er überall zu lehren: doch wendet er sich nach den Bedürfnissen des damals durch innere Kriege und Habsucht der Großen bedrückten Reichs vorzüglich an die Fürsten, denen er Enthaltbarkeit predigt und die Beispiele der alten friedlichen Fürsten vorhält. Eine aus sieben Ca-

piteln bestehende Sammlung moralisch = philosophischer Gespräche und Vorschriften, welche man seinem Namen zuschreibt, wird den drey Werken des Confucius ähnlichen Inhalts immer zugesellt: beide bilden das See = Chu (τετρατευχος,) der Sinesen. Von diesem Werke gibt H. Julien, ein Schüler des in der sinesischen Literatur bewanderten Abel = Remusat, das erste aus drey Cap. bestehende Buch im Oriainal und einer lateinischen Uebersetzung. Die Moralphilosophie dieser Cap. bewegt sich nicht in tiefen Untersuchungen, oder spitzigen Erörterungen, sondern in leichten Gesprächen und Gleichnissen aus der Natur; aber alles bezieht sich auf die Kunst eines Fürsten sein Volk weise zu beherrschen: allgemeines Interesse geht aus keinem der vielen Gespräche hervor. Meng = tseu besucht Fürsten und es beginnen dann belehrende Gespräche mit dem unenthalt samen Herrscher; oder ein Fürst sucht in schwierigen Fällen den Rath des weisen Mannes, welcher dann den Sinn des Fürsten zum Bessern wendet: das ist kurz der Inhalt aller Gespräche. Alles aber steht in fragmentarischer Gestalt; oft trifft man auch auffallende Wiederholungen. Als Probe sinesischer Weisheit und Dialectik ist das Buch willkommen: aber die Uebersetzung, welche H. Julien ganz genau an die von allen uns bekannten Sprachen so weit abstehende sinesische Sprachweise anschließen wollte, ist so zweydeutig und dunkel, daß man in manchen Stellen den Sinn nur mit Mühe durch die Hülfe der aus acht sinesischen Ausgaben gezogenen Scholien entziffern kann. Gewiß würde der Vf. seinem Autor mehr Freunde erwerben, wenn er bey den folgenden Theilen neben der dem Sprachkenner sehr nützlichen treuen und unlateinischen Uebersetzung eine freyere und für sich verständliche geben wollte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 31. Januar 1825.

M ü n c h e n.

Auf Königliche Kosten 1825: *Regesta sive re-
rum Boicarum autographa ad annum usque
MCCC e regni scriniis fideliter in summas con-
tracta juxtaque genuinam terrae stirpisque di-
versitatem in Bavarica, Alemanica (Alamanni-
ca) et Franconica synchronistice disposita cura
Caroli Henrici de Lang, sacrae coronae
Bavaricae equitis aurati. Volumen II. S. VIII.
u. 441. in 4.*

Die Fortsetzung dieses Werks, dessen erster Band
in diesen Blättern von anderer Hand angezeigt
ward, muß allen Freunden der vaterländischen Ge-
schichte ein höchst erwünschtes Geschenk der König-
lich Baierschen Regierung seyn. Nachdem diese
einst in dem Verfasser den Mann erkannt hatte,
welcher mit der gründlichsten Kenntniß der Diplo-
matik die Thätigkeit und den Blick für Menschen
und Sachen vereinigte, ohne die niemand große
Massen irgend einer Art mit Erfolg behandeln wird,
übertrug sie ihm die Oberaufsicht sämtlicher Ars-
hive, und als ersten Schritt zu ihrer Benutzung

für die Geschichte, die Bekanntmachung des wesentlichen Inhalts sämmtlicher vorhandener Urkunden, fürs erste bis zum Jahr 1300 Die Sammlung des Materials dazu war vollendet, als der Verfasser sich nach Ansbach zurückzog, wo ihm die Mühe blieb, sie zu ordnen, und dem Druck zu übergeben. (Praef. p. III. IV.). In der Vorrede begegnet er kurz und bündig den ihm von mehrern Seiten, besonders in den Wiener Jahrbüchern, gemachten Vorwürfe der Unvollständigkeit, hinsichtlich der Rhein-Baierschen, Monseeischen und der ehemals in Baierschen Archiven vorhanden gewesenen Urkunden und der Forderung eines andern Formats, diplomatischer Anmerkungen und Erläuterungen. Die äußere Einrichtung des Bandes ist bey dem zunehmenden Reichthum der Fränkischen Urkunden gegen den ersten dahin verändert, daß sie die ungeraden Seiten ganz, die Baierschen, die Alamannischen hingegen die geraden gemeinschaftlich einnehmen. Der Band umfaßt die erste Hälfte des 13ten Jahrhunderts, und die Anzeige einer großen Zahl ungedruckter und zum Theil bisher ganz unbekannter Urkunden, deren Kenntniß dem Geschichtschreiber von Baiern und von Deutschland von hoher Wichtigkeit ist. Ihre chronologische Anordnung macht es leicht die im 13ten Jahrhundert von Jahrzehend zu Jahrzehend steigende Ausdehnung des schriftlichen Verkehrs mit einem Blicke zu übersehen: die Urkunden der fünf Jahrzehende endigen Seite 46, 114, 194, 312 und 440.

Von einzelnen Urkunden sind uns folgende aufgefallen: 1206 K. Philipp gibt Bischof Heinrich von Würzburg die Macht durch sein ganzes Bisthum und Herzogthum *utendi servitiis proprietatum hominum quos vulgus appellat liberos*. 1218 Friedrich II. macht den Ausspruch der Großen des Reichs bekannt, daß vom Kaiser verliehene Jahr- und Wochenmärkte den Ort von der gräßlichen Gerichtbarkeit befreyen. 1231, 1232. Heinrichs

und Friedrich II. bekannte Circulare gegen die Städte, wovon sich auch in andern Theilen Deutschlands Originale finden. 1252. Februar 22. *indictione quinta Ravennae* die Kebergesehe, welche gewöhnlich, aber mit andern Daten unvereinbar, Padue unterschrieben werden. — 1207 gerichtlicher Beweis über Besitz zweyer Hörigen *per testes idoneos et librum qui Saibuch vulgariter appellatur* 1209 über Hut- und Weiderecht *per septem testes sacra tangentes* (1231 *pascua in omni Gemeinemark*). — 1228 Heinrich von Thalhofen verkauft dem Kloster Steingaden Lehngüter *et, per manum Bertoldi de Dirichburch imperialis aulae iudicis, ius proprietatis iure Suevorum transmittit.* — 1223 Illiza femina, von beiden Eltern nobilis, übergibt sich und ihre Tochter Irmingard dem Altar S. Humberti zu Ansbach. 1231 Otto Graf von Dittenberg übergibt den Canonici zu Würzburg seine Frau zur Ministerialinn. — 1233 Abt Perthold zu St. Emmeram gibt ein Toch Land *Heinrico agnomine stromaier* auf Lebenszeit. 1233 ein Regensburger Bürger H. Dvarius (Auer). 1206 in Würzburg Hausbesitzer *qui faciunt corium quod dicitur Corduan.* 1236 erhält ein sculptor Dito drey Mansus vom Abt von St. Emmeram. — 1239 April 22. Verbindung des Abts von St. Emmeram mit dem Kapitel der Kathedrale gegen Besteuerung der Klöster durch die Stadt — gleiche Erscheinungen damals in Italien. — 1246 eine Straße zu Regensburg *inter clipearios.* 1249 *strata tonso- rum.* — 1243 gibt Ritter Conrad Sweigerar dem Bischof Hermann von Würzburg 150 Mark Silber für Aufhebung der Accise in Würzburg *“ad communem utilitatem omnium qui ad forum civitatis Herbipolensis res venales deferre consueverunt, forenses denarios qui Marchpfenninge dicuntur ad telonium magnum episcopi*

spectantes . . abrogari procurat. — 1243 Erzbischof Eberhard von Salzburg schenkt dem Kloster Maitenhaslach redditus duarum librarum ex curte apud fluvium Lamere, Zer-Lamere dicta, et tertiae librae in Appenowe, qui vulgo dicuntur Piudelgelt. — 1227 Graf Conrad von Wasserburg und seine Frau übergeben dem Stift Passau per manus salamanni Rapotonis comitis palatini Bavariae, castrum Vichtenstein et bona uxoris quae sale dicuntur. 1234 derselbe einem Kloster salhubam in Weresperge, quatuor vaccaritas, . . Swaben, cum omni quod vulgo dicitur hovemark. — 1231 und 1244 kommt das ius protimiseos, worüber Friedrich I ein Gesetz gegeben hatte, vor; 1228 feodum directum in Passau. — Für die Geschichte unseres Königlichen Hauses: Kaiser Otto IV. 1209 pro remedio animae Liutheri dilecti quondam fratris sui, in civitate Augusta defuncti, ibique in ecclesia maiori sepulti, praeposito et canonicis tradit omne ius advocatiae in universo praedio eorum Aitingae (Utingen). — 1242 erscheint der nachher besonders unter Conrad IV. Innocenz IV. und Manfred so einflussreiche, aber characterlose Markgraf Berthold von Hohenburg, 1244 Margarethe von Oesterreich, König Heinrich VII. Wittwe. — 1246 May 23. in castris apud Hocheim, 1247 Januar 2. in castris apud Nürenberg, mense Januario Nurenberg Febr. 5. apud Chulingisheim (und apud Zulingisheim) in castris Urkunden Heinrichs Raspe von Thüringen, 1249 August 30. Hermann's dux Austriae et Illyriae et marchio de Baden. Dat. Chremse — 1212 Schilderung eines Geistlichen, der viermal wegen Diebstahl und Brand aus dem Kloster Ensdorf geworfen, histrio denique factus in solennitatibus principum corporis sui faciat spectaculum, vestibus militibus indutus per universas provincias de-

ambulet, incendiariis quoque et praedonibus sese immisceat, und den der Erzbischof von Salzburg dennoch einigen Aebten wieder aufdringen will; die Rabulisterey war damals aber unter Geistlichen schon so arg, daß man, um über die Wahrheit jener Thatsachen zu urtheilen, nothwendig den Bericht des Erzbischofs dazu haben mußte 1225 der Erzbischof von Salzburg erlaubt dem Kloster Waldsassen zwanzig cruce signatos von ihrem Gelübde zu befreien, und eben so viel Brandstifter zu dispensiren, wenn sie dafür dem Kloster ihre Güter überlassen — 1220 Judennamen: Süßkind, Schönemann, Liebermann.

Unter den Druckfehlern, deren sich doch manche eingeschlichen haben, ist 1209 in einer Bulle Innocenz III., Dat. per manum Johannis S. Mariae in Confundia Diae. Card. gewiß zu lesen: in Cosmidin 1210 Innocenz III. fordert den Bischof von Regensburg gegen Kaiser Friedrich auf — ohne Zweifel gegen Kaiser Otto IV. — 1212 Februar 16. Friedrichs II. Urkunde zu Regensburg gehört auf denselben Tag des Jahres 1213, indem hier der Jahresanfang auf Ostern fällt, im Februar 1212 befand sich Friedrich in Messina. 1221 November 25. Friedrichs II. Urkunde für Wessobrunn anno imperii 1^o gehört ins Jahr 1220, daher der annus imperii nicht zu verändern ist, 1221 im November befand sich der Kaiser in Neapel oder Sicilien. S. 166 und 174 sind zwey Urkunden Heinrichs VII. eine für Füssen, die andere für Wessobrunn, beide Dat. apud Augustam 6^o Id. Oct. indict. 1. in verschiedene Jahre gesetzt, beide gehören ins Jahr 1227. S. 254. 1236. October 25. Indict. 9. Auguste gehört ins Jahr 1235 gleich der für Füssen S. 246. und einigen andern aus dem October und November dieses Jahres in Augsburg ausgestellten, die man sonst kennt; im Herbst 1236 war der Kaiser in Italien. 1238 ein Lehnbrief des Abts Conrad von Fulda über red-

ditus Friderico quondam imperatori in feudum porrectos indict. 12. Oct. 31. gehört, wenn nicht etwa von Friedrich I. die Rede seyn soll, ins Jahr 1239, da Friedrich II. erst im März 1239 gebannt ward. Von den beiden 1245 S. 358 und 359 aufgeführten Bullen Innocenz IV., anno 2^o, die eine Lugduni Jun. 5., die andere apud civitatem Castellana Jun. 20., ist die letztere im Jahr 1244, wo sich der Pabst im Kirchenstaat in Unterhandlungen mit Friedrich befand, die andere aber im Jahr 1245 nach der Flucht ausgestellt; Innocenz rechnet die Jahre seiner Regierung, wie sich aus seinen Regesten im Vaticanischen Archiv ergibt, vom 28. 29. und 30sten Junius oder dem 1sten Julius des Jahrs 1243 an, (unter diesen vier Tagen entscheidet man sich am natürlichsten für den 29. Junius 1243 als den Krönungstag des Pabstes nach Matthäus Paris: die Apostolorum Petri et Pauli confirmatus et consecratus est); er befand sich nach den dreißig letzten Bullen des ersten Jahrs seiner Regesten am 22sten April, 19ten, 27sten Mai, 2ten, 6ten, 18ten Junius (letzteres, 14. kal. Julii, ist vielleicht ein Schreibfehler, statt Junii, also am 19ten Mai?) im Lateran, am 9. 10. 11. 15. 17. 18. 19. 21. 22sten Junius zu Civita = Castellana, die ersten Urkunden des 2ten Jahrs und einige tausend folgende sind vom 8ten Decem-ber 1244 an in Lyon ausgestellt; in jener Urkunde von Civita Castellana vom 20sten Junius steht also entweder wirklich anno I., oder anno II. ist ein Schreibfehler; sie gehört nothwendig ins Jahr 1244. — Besondere Bezeichnungen der Zeit sind unter andern 1213. Acta indictione 1. mense Julio, Bertholdo puero de Henhinberc urbis praefecto vom Abt des St. Stephansklosters zu Würzburg 1213 Act indict. 2. epacta 7. electionis Friderici regis anno 1^o. 1218 eine in Würzburg in Gegenwart des Bischofs ausgestellte Urkunde Act. sub Honorio papa III. pontificatus sui an-

no 2. episcopatus Ottonis anno 12^o; 1220 hingegen Dat. sub imperatore Friderico episcopatus Ottonis anno 13^o, und Bischof Siegfried von Augsburg rechnet auch 1220 anno regis Friderici 8^o. 1245 Urkunde aus der Gegend von Augsburg Acta decem novenalis cicli 11. indict. 3. Herzog Otto von Meran Act. in vigilia S. Johannis baptistae verbi incarnati 1247 indict. 5. 1246 Actum in castris apud Hocheim 10. Kal. Junii indict. 4. electionis regis Henrici die secunda, wodurch also der Tag von Heinrich Kaspe's Königswahl entschieden wird, es war der 22ste May. Daß Heinrich das Jahr von Ostern anfangen ergeben zwey, S. 383 ausgezogene Urkunden, Non. Februarii anno 1246. Die älteste deutsche Urkunde des Baierschen Archivs ist ein Urtheil König Konrads zwischen Falcmar von Kemnathen und der Stadt Kaufbeuern, vom 25sten Julius 1240.

Ueber die Anordnung der übrigen Urkunden Friedrichs II. ließe sich vielleicht noch einiges erinnern, wenn deren Zeitrechnung überhaupt hinreichend aufgeklärt wäre. Die Untersuchung darüber wird wahrscheinlich mehr durch die Unzuverlässigkeit so vieler Urkundenabdrücke und durch Versehen der Urkundenschreiber oder Unbestimmtheit der Anfangspuncte ihrer Berechnungen erschwert; es würde dabey, da der Tag der Kaiserkrönung (1220 Nov. 8.) bekannt ist, auf Bestimmung des Jahresanfangs (welcher vielleicht nach Friedrichs Erwählung zum Römischen König von dem Sicilianischen abweicht), des Anfangs der Indiction (Sept. 1.), und der Tage, von welchen er seine Selangung zum König von Sicilien, von Rom, und von Jerusalem berechnet, ankommen — eine Untersuchung, welcher sich ihrer Folgen wegen ein tüchtiger Geschichtschreiber Friedrichs nicht entziehen, die aber auch an sich als eine sehr passende akademische Probearbeit empfohlen werden kann.

Mit den besten Wünschen für die baldige Voll-

endung eines so ruhmvollen Werkes als das vorliegende, erlauben wir uns nur den Herrn Verfasser auf den Vortheil für schnellere Uebersicht aufmerksam zu machen, welcher durch vollständigere Bezeichnung der Daten in der Randcolumnne gewonnen werden könnte, besonders da in den folgenden Bänden eine noch ungleich größere Zahl Urkunden als bisher auf jedes Jahr fällt: der Monatstag würde mit leicht verständlicher Abkürzung, z. B. Janu. 4. Febr. 17 Aug. 20. u. s. w., immer unter der Jahreszahl stehen können, und also keine Erweiterung der Jahrscolumne nöthig machen.

P.

P r a g.

In der Calveschen Buchhandlung ist von F. G. Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, — oder wie sich dieser Titel selbst erklärt, zur Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länderkunde — der dritte Jahrgang mit 5 Kupfertafeln für das Jahr 1825 auf 428 S. in 8. erschienen. Die Hauptreisen, aus welchen dieses Taschenbuch gezogen ist, werden unsre Blätter nach und nach anzeigen, wenn es nicht, wie von einigen, bereits geschehen ist; sie nehmen aber doch Antheil an dieser Uebersicht, weil bey der Menge dessen, was sie zu umfassen haben, nicht alle merkwürdige Reisebeschreibungen selbst so schnell an die Reihe kommen können, und es erwünscht ist, wenn das lesende Publikum von den Geist- und Geschmacklosen Blättern, mit denen Deutschland leider! überschwemmt ist, ab- zu behrenden Schriften geführt wird. Wir geben daher bloß den Inhalt dieser Sammlung an: 1. Stockholm, 2. Arago's Spazierfahrt um die Welt, 3. Ghima und seine Bewohner, 4. die Länder am Mississippi, 5. Ueberreste der altamerikanischen Stadt Huehuellapallan 6. über das Erdeessen einiger wilden Völker, 7. die Pyrenäen, 8. Savoyen, 9. Rio de Janeiro, 10. die Irländer, 11. Ehrenrettung des Montblanc gegen den Monte Rosa.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1825.

L o n d o n .

Practical Observations on the Symptoms, discrimination and treatment of some of the most important Diseases of the Lower Intestines, and Anus particularly including stricture, ulcerations, intus-susception, and tumour within the cavity of the Rectum; and piles, prolapsus, fistulae, and excrescences, formed at its external opening: illustrated by numerous cases. To which are added, some suggestions upon a new and successful mode of correcting habitual confinement in the bowels, etc by John Howship, member of the R. College of surgeons, in London; etc the third edition, with numerous additions. 1824. 282 Seiten in 8.

Entsteht eine durch Entzündung sich bildende Stricture des Mastdarms von scharfen Materien, so ist ihr Umfang gewöhnlich größer, als wenn sie durch die Gegenwart eines fremden Körpers sich bildet. Stricture des Mastdarms ist wohl keine Folge der Lustseuche, obgleich sie sich freylich zu ihr gesellen könne. Des Verf. Meinung ist, daß ge-

hörig am Mastdarme verrichtete chirurgische Operation gegen Hämorrhoidal-Knoten, oder Fisteln niemals Stricturen veranlassen. Die einzig wirklich fürchterliche Form dieser Krankheit sey die scirrhose, krebsiae Stricture. Die mancherley Ursachen der Stricturen des Dickdarmes werden nach wirklich vorgekommenen Fällen angegeben. Die wirksamste Behandlung zur Entfernung der übermäßigen Reizbarkeit und Neigung zum Krampfe in den unteren Därmen, bestehen erstens, in ruhiger aber wirksamer Reinigung der Därme und zunächst in der Anwendung stärkender Arzeneien, besonders der Stahlpräparate, doch müsse man der Leibesverstopfung, während ihres Gebrauches zu begegnen wissen. In drey Fällen hartnäckiger Leibesverstopfung, wo Blutwegnahme, warmes Bad und andere Mittel ohne Erfolg blieben, half Tabackrauch-Klystier, weil es, nach des Verf. Meinung, den Krampf des Darmes hob. Er sah bedenkliche Zufälle von ein wenig Wallrath (spermaceti) in dem Darmcanal, welche Ricinusöl nicht wegzuschaffen vermochte, sondern der ein kräftigeres Abführungsmittel erforderte. Zur Wegschaffung der Stricture im Mastdarm schien ihm doch eine Bougie vortheilhafter, als Default's Leinwandstreifen. Die drey und dreyßig Fälle, aus welchen das vorhergehende abstrahirt war, werden umständlich erzählt.

Ch. II. On Ulceration of the internal Surface of the Intestines. Da er in verschiedenen Fällen, gar wenig Spuren einer entzündlichen Wirkung rings um die Stellen, welche eine frische Eiterung in den Därmen zeigten, antraf, so mußte er zweifeln, ob unter solchen Umständen ein Reiz in den Därmen, einen zur Erzeugung einer Schwärung hinreichenden Grad von Aufregung (excitement) ohne eine deutliche Erscheinung einer inflammatorischen Action hervorbringen könne, (dem Verf. der häufig Geschwüre in Darm-Kanäle beob-

achtete, schienen die bemerklichen Spuren von Entzündung zu solcher Eiterung hinreichend; nur der Vf scheint von so dünnhäutigen Theilen, ihnen unangemessene, oder so zu sagen zu auffallende Spuren zu verlangen). Bisweilen sey es bey den Krankheiten der Därme äußerst schwer, zwischen Ursache und Wirkung zu unterscheiden, besonders in Fällen, wo gerinnbare Lymphe oder Eynweißstoff sich in die Höle des Darmes abgesetzt. Die 34ste bis 52ste Krankengeschichte enthalten Belege dieser Sätze. Ch. III. On the Growth of Tumours within the Bowel. Geschwülste innerhalb des Mastdarms, kommen nicht häufig vor, auch lassen sie sich nur selten wegschaffen. Desault irre, wenn er sie von unvollkommen geheilten venerischen Uebeln herleitet, um so mehr als der Verf. selbst in zwey Fällen, sie lediglich durch Compression weggebracht. Er sah eine scirrrose Geschwulst von der Größe eines kleinen Apfels zwischen den Häuten des Dünndarmes eine tödtliche Leibesverstopfung bewirken. Einige solcher Geschwülste band er glücklich ab, nur ist er nicht Desaults Meinung, sie sogleich durch feste Zusammenziehung der Ligatur abzuschneiden, weil die durchs liegen lassen der Ligatur entstehende Eiterung, die endliche Wegschaffung sehr erleichtert. Ch. IV. On Prolapsus ani. Der Verf. sah mehreremale, das vorgefallene Stück des Mastdarmes in alten Leuten, wenn es lang der Luft ausgesetzt war, sehr verdickt, fest und trocken, und in der That einem mit starken Bedeckungen versehenen Theile gleichen. Er fand häufig in Leichen Einkriechungen des Dünndarmes in Erwachsenen, welche im Leben keine Unbehaglichkeit, geschweige eine Gefahr, verursacht hatten, so lebensgefährlich solche Darmeinkriechungen in jungen Kindern auch zu seyn pflegen; die beste Behandlung des vorgefallenen Mastdarmes sey mit warmen milden Bähungen und Blutegeln oder Schröpfköpfen in der Nähe. Was die Operation betrifft,

sey Herr Heavifide mit der Ligatur eben so glücklich als Herr Hey mit der Excision gewesen. Doch zöge er die Ligatur vor. Entsteht dabey heftige Reizung, so geht nichts übers Opium. Es gelang dem Verf. die Intussusception durch Reiben des Unterleibes und Tabackbrauch = Clystiere zu heben. Ein junger Mann, der elf Tage lang am Fleus heftig gelitten hatte, ward gerettet, nachdem das gegen dreyßig Zoll lange eingekrochen gewesene Stück des Dünndarmes durch den Stuhlgang abgegangen war. Vierzehn Fälle, in welchen meistens die Ligatur half, werden als Belege umständlich erzählt. Ch. V. Hämorrhoidal = Geschwülste. Wo eine Disposition zum Krampfe in dem Schließmuskel des Afters mit hoher Reizbarkeit des Darmes verbunden sich findet, kennt der Verf. kein besser Mittel als das Einbringen eines metallenen Bougies in den Mastdarm. Auch findet er das Unterbinden der Hämorrhoidalknoten, vorzüglicher als ihr Wegschneiden, wie unter 21 Krankengeschichten die meisten derselben beweisen. Im 91sten Falle untersuchte der Verf. in einer Leiche aufs genaueste auch mittelst des Vergrößerungsglases, die eigentliche Beschaffenheit der hämorrhoidalisch angeschwollenen Blutgefäße des Mastdarmes und fand, daß sie eine Wegsaugung der Häute des Darmes verriethen. Ch. V. On Fistula in Ano. Der Verf. sah Fälle von Mastdarmfisteln mit angefressenen Beckenknochen complicirt. Im Ganzen folgt er in der Behandlung Pott. In Fällen, wo wegen ungesunder Leibesconstitution selbst die Operation nichts half, sah er Luftveränderung eine Verbesserung hervorbringen, welche Arzeneyen nicht zu bewirken vermochten. Ch. VII. On the Haemorrhoidal Excrescence. Bell irre, wenn er diese Auswüchse bloß von der Oberhaut gebildet glaube, eben so wenig könne er Delpech bestimmen, daß sie allemal zum Fungus haematodes gehörten. Sind sie bloß local, so ließen sie sich leicht, fast in allen Fäl-

ten, durch Unterbindung oder das Messer wegbringen. Ch. VIII. On the means best calculated to establish a regular state and action of the bowels, as essentially conducive to the prevention of most of the above diseases. Gute Betrachtungen nach Abernethy unter andern auch darüber, daß chronische Leibesverstopfungen nicht immer durch abführende, sondern durch stärkende Mittel radical gehoben werden. Ein Paar Schriften unseres Verf. über verwandte Gegenstände haben wir bereits 1818 S. 177 u. 561. ausführlich angezeigt.

D o r p a t.

Das dortige Programm zur Ankündigung der vorjährigen Vorlesungen vom StaatsR. R. von Morgenstern müssen wir anzeigen, weil es sich auf die große goldene Münze bezieht, von der in unsern Blättern 1822. St. 204. eine vorläufige kurze Nachricht gegeben worden. Der Titel ist: Comment. de numismate Basilii Tschernigoviae nuper effosso. Pars I. II. XXX S. groß Fol. Bey der Ausführlichkeit, womit der gelehrte Verf. den Gegenstand behandelt, können wir nur die Resultate anführen, ohne auf einzelne Punkte einzugehen. Auf der Hauptseite liest der B. $\pi\lambda\iota\rho\iota\varsigma$ ($\pi\lambda\eta\rho\eta\varsigma$) δ $\sigma\upsilon\upsilon\upsilon\alpha\nu\omicron\varsigma$ κ. η γη. und so muß man wohl lesen; nur ist der Sinn mangelhaft, daher Rec. das $\sigma\upsilon\upsilon$ erklärend hineinsetzte. Auch ist in dem Abdruck, den Rec. vor sich hat, das letzte ι in $\pi\lambda\iota\rho\iota\varsigma$ ein bloßes Punct. In der dieser Abhandl. vorgesehten, nicht sehr getreuen Abbildung ist es verlängert. (Daß der Vf. in den Randverzierungen Engelköpfe, als Anspielung auf die Cherubim Jes. 6. findet, beruht bloß auf dem Kupferstich; es sind Lilien und Laubwerk). Der Name Basilius bezeichne Bladimir I., der diesen Namen erhielt, weil er unter dem Griech. Kaiser Basil. II. Christ wurde. Auf der Münze werde durch den Michael auf der einen und das schlangenförmige Ungeheuer (den Drachen, nach Apocal. 12, 7.) auf der andern Seite, der Sieg des Christenthums über

den Götzendienst in Rußland unter Bladimir I. dargestellt. Das *ἀγιος*, *ἅγιος* — erläutert der Vf. sehr treffend aus der Erzählung eines ungenannten bey Wanduri (imper. Or. II. 62.) daß die Gesandten Bladimirs in der Sophienkirche in Constantinopel Engelgestalten sahen, die das *ἅγιος* u. s. f. sangen, und die Vorstellung Michaels als Siegers, aus der Nachricht der Chronik von Zerstörung der Götzen, besonders des Perun, der, nach einer Volksfage, zu Kiow durch Michael vom Felsen herabgestürzt sey. Uebrigens müsse man in den 10 Schlangenköpfen nicht 10 Idole der Slaven suchen, da sie nur 6 hatten. (Dieser Punct scheint zu kurz angedeutet zu seyn). Die äußere, räthselhafte Umschrift, in der der Vf. mit Rec. griechische Wörter findet, bleibt dunkel, sie müsse aus Apocal. 12, 7. erklärt werden und der Vf. findet darin das Wort *Δρακον*. Eine Gemme mit ähnlicher Figur und Inschrift, die zuerst ein H. Katschnowsky aus Ghislet und Montfauconant expl. angeführt habe, erläutere hier nichts, da sie selbst dunkel sey. Die Erfindung der Bilder auf der Münze lasse sich in jenem Zeitalter nicht von einem Russen erwarten, sondern da die Manier ganz byzantinisch ist, so könne sie nur einem gelehrten Mönch in Constantinopel oder Cherson, vielleicht dem Metropolit von Cherson, der den Czar taufte, beygelegt werden. Ob sie aber zu Cherson, oder Kiow, oder in Constantinopel verfertigt worden, lasse sich nicht ausmachen. Daß sie gegossen, und mit dem Eisen nachgearbeitet sey, darin stimmt der Vf. mit Rec. überein. Unstreitig gebührt dem Vf. das Verdienst, die richtige Ansicht dieses merkwürdigen Denkmals aufgestellt zu haben. Nur zweifelt Rec., daß man das Ungeheuer der Rehrseite geradezu für das Bild des Satans nehmen dürfe, da es offenbar weiblich ist. Es scheint vielmehr die personificirte Abgötterey, und die Drachenköpfe die verschiedenen Slavischen Götzen, deren man mehr als 6 erwähnt findet, zu bezeichnen. Auch kann Rec. in der Handschrift nicht, mit

dem Wf. *Δρακον* lesen, da ihm das erste Zeichen ein bloßes Theilungszeichen zu seyn scheint, dem + am Anfange der Umschrift gegenüber stehend. So scheint auch das dritte Zeichen auf dem Abdruck kein A sondern I zu seyn. Doch darüber läßt sich nichts behaupten, so lange die Inschrift selbst unerklärt ist. In einem vorangefetzten epimetrum über Halsketten und Grivnen bemerkt der Wf., letzteres sey in der Bedeutung von Ehrenmünze zweifelhaft; daß man aber Goldmünzen an Ketten oder Schnüren als Ehrenzeichen oder Zierrath trug, zeigen die römischen Kaiser Münzen mit Ringen, dergleichen das hiesige Königl. Museum fünf aufbewahrt.

Rec. hatte diese Anzeige schon geschrieben, als ihm noch eine Schrift über diesen Gegenstand, der in Rußland viele Federn beschäftigt hat, zukam, nämlich: Die Goldmünze des Basilius in St. Petersburg erläutert von Joh. Val. Francke, aus dem 1. Hefte des N. Museums der deutschen Provinzen Rußlands besonders abgedruckt. 1824. 46 S. 8. deren interessanten Inhalt Rec. den Lesern dieser Blätter nicht vorenthalten darf. Hr. Hfr. und Prof. Fr. bewährt hier aufs neue seine Gewandheit in der Erklärung alter Inschriften. Auf der angeführten Gemme bey Chiflet und Montfaucon liest er: *Ἐστέρει μελαν, ἢ μαινομενος ὁ ὄφης ἠδὴ εἶση, καὶ ὡς λέων βρυχησῆ, καὶ ὡς ἀρνίον κυλλόν.* „Gib dich verloren, Schwarzer, oder du wirst jetzt die in den Staub geworfene Schlange seyn, und wie ein Löwe brüllen, und beuge dich wie ein Lamm“. Der Dnyx ist also ein Amulet gegen die Anfechtungen des Satans, der durch den Kopf, aus welchem 7 Schlangen hervorkommen (Apoc. 12, 4) angedeutet ist. Die Münze von Basilius betrachtet er mit Herr von Morgenstern als Denkmünze auf die Einführung des Christenthums in Rußland unter Bladimir I. aber die Inschriften, verbunden mit der oben erwähnten Erzählung des ungenannten Byzanz-

ners bey Banduri, geben der Deutung der Bilder eine etwas verschiedene Wendung. Die äußere Handschrift lautet nach dem Vf. *ἱερα ἢ ἔδρα εν ἡ ελανδη εν τω σηματι, εως ραχδη ουρανος ὡς ἡ γη, κ. εως παρη Ἰησους κυριος ἡμιν υἱοις χριστου.* "Heilig ist der Platz, auf welchem dieß bey dem Wunderzeichen ausgesprochen ward, bis der Himmel einstürzt und Jesus der Herr uns, den Kindern Christi erscheint." Michael ist also hier als Repräsentant der Engel, die jenes *ἅγιος* fangen, und als Begründer der griech. christl. Religion und Ueberwinder des Heidenthums in Rußland, durch diese Erscheinung, dargestellt. Die 10 Schlangenköpfe symbolisiren die Slavischen Götzen, deren auch Karamsin so viele angibt. Die gelehrte Beweisführung mit welcher der Vf. seine Erklärung der Inschriften paläographisch rechtfertigt, muß man in der Abhandlung selbst nachlesen. Durch diese beyden Schriften scheint nun die Münze, so weit es ohne Vergleichung des Originals geschehen kann, genügend aufgeklärt zu seyn. Freylich könnte man noch gegen die Deutung der einen Inschrift einwenden daß *σημα* für Wunderzeichen, *σημειον*, genommen, daß in *ελανδη* ein *λ*, im *αρη* ein *π* ergänzt, daß IO (Rec. kann sich nur auf den Gypsabdruck berufen) für IC das darauf folgende Π für H, KV für *κυριος*, T_i für *υἱοις*, genommen wird ic wenn man nicht wüßte, wie fehlerhaft oft dergleichen späte Inschriften geschrieben sind, wo die schlecht stilisirte und orthographe Vorchrift von dem unkundigen Graveur noch mehr entstellt ward. Uebrigens wäre zu wünschen, daß die Erklärung des Vf. von einem kundigen Gelehrten nach dem Original verificirt würde. Dem Kupfer, daß sich bey den Abhandlungen findet, fehlt es an Genauigkeit, und in den Abdrücken haben die Züge der Buchstaben durch die eingeschnittenen Querslinien hin und wieder eine Undeutlichkeit erhalten, wovon selbst das Original nicht frey seyn mag.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1825.

L o n d o n.

Journal of a voyage for the discovery of a North-West Passage from the Atlantic to the Pacific Ocean; performed in the Years 1819-20 in His Majesty's ships Hecla and Griper under the orders of William Edward Parry, R. N. F. R. S. and Commander of the expedition; with an appendix containing the scientific and other observations, published by authority of the Lords Commissioners of the Admiralty; the second edition. 1821. auf XXIX 310 und CLXXXIX Seiten.

Journal of a second voyage for the discovery of a North-West passage from the Atlantic to the Pacific; performed in the years 1821. 22. 23. in His Majesty's Ships Fury and Hecla, under the orders of Captain W. E. Parry R. N. F. R. S. illustrated by numerous plates, 1824. 4to. XXII und 569 Seiten.

The private journal of Captain G. F. Lyon, during the recent voyage of discovery under

S (1)

Captain Parry; with a Map and Plates. 1824. 8. VII und 466 Seiten.

A journal of a voyage of Discovery to the Arctic regions in H. M. Ships Hecla and Griper, in the year 1819. 20. by Al. Fisher, Surgeon R. N. fourth edition corrected. 1824. 8. XI u. 30 Seiten.

Narration of a journey to the shores of the Polar Sea in the years 1819-1822. by J. Franklin, Capt. R. N. 1824. 8. Vol. I. XX u. 570 S. Vol. II. 399 S.

Wenn es nach der Bestimmung unserer Blätter gleich nicht der Zweck seyn kann, Entdeckungszüge als Neuigkeiten anzuzeigen, welches wir für diese Fächer bestimmten eigenen Zeitschriften überlassen müssen, so dürfen doch die wichtigern von ihnen nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Der feste Gesichtspunct aber, den wir bey dieser Anzeige im Auge behalten, darf nur der seyn, bemerklich zu machen, was die Wissenschaften, und zwar zunächst die Länder- und Völkerkunde, dadurch für Erweiterungen erhalten haben. Von dieser Seite werden daher die Leser auch die nachfolgende Anzeige ansehen. Wir müssen aber, ehe wir von diesen Reisen sprechen, etwas über ihren Zweck vorausschicken.

Als durch die Portugiesen der Weg um Afrika herum nach Ostindien gefunden war, und andere Nationen auch an den Ostindischen Handel Antheil zu nehmen wünschten, entstand die Idee diesen im Norden aufzusuchen; entweder östlich um Nordasien, oder westlich um Nordamerika herum; also eine Nordöstliche oder Nordwestliche Durchfarth. Man kannte weder den Umfang des Nordöstlichen Asiens; noch viel weniger den des Nördlichen Americas. Die Versuche nach Osten mußten aufgegeben werden; da das Eis bey Nova Zembla den Weg versperrte; viel länger lebte die Hoffnung einer Nord-

westlichen Durchfarth. Es war besonders während der Regierung der Königin Elisabeth, und Königs Jacobs des ersten, wo diese Unternehmungen von England aus, nicht auf Kosten der Regierung, sondern durch Gesellschaften von Privatleuten mit großem Eifer getrieben wurden. Die Nahmen eines Frobisher, eines Davis, eines Hudson, die jeder drey Reisen machten, sind in der Geschichte der Erdkunde unvergeßlich geworden. Seitdem durch den letzten das nach ihm genannte Binnenmeer entdeckt war, knüpfte man daran am längsten die Hoffnung einen Durchweg aus demselben nach Westen zu finden; welche selbst noch, belebt durch die große, vom Parlament darauf gesetzte, Prämie im Jahr 1746 die Reise von Ellis veranlaßte. Unterdeß war im Jahr 1616 durch die von Davis entdeckte Straße durch Robert Bylot und seinen Steuermann Baffin ein zweytes nördlicheres Binnenmeer, das nach dem letztern die Baffins-Bay genannt wurde, entdeckt und untersucht. Und da auch hier kein Durchweg gefunden war, so schien die Sache für immer entschieden zu seyn. Indesß ist es in den dortigen Meeren wegen der vielen Nebel, und andrer Hindernisse, welche die Natur in den Weg stellt, kaum möglich, durch eine einzige Reise die Sache zur völligen Entscheidung zu bringen; wozu noch kommt, daß von der Reise von Baffin nur ein kurzer, sehr unzureichender, Bericht ins Publicum gekommen ist; den man in Purchase Pilgrimages findet; aber ohne die von ihm entworfenen Charten. Man konnte also die Baffinsbay noch keineswegs für hinreichend erforscht halten; und als im Jahre 1818 die doppelte Nordpol-Expedition ausgerüstet ward, erhielt die eine derselben unter dem Capitain Ross und dem Lieutenant Parry den Auftrag die Baffinsbay zu untersuchen, um zu bestimmen, ob hier ein Durchweg zu finden sey. Diese Reise ward allerdings für die Geographie und Eth-

nographie sehr belehrend; da das Innere der Baffinsbay genauer erforscht, der Lauf der Küste, so wohl der Westküste von Grönland, als der Nordküste die den Nahmen der Arctic Highland erhielt, berichtet; und an letzterer eine Völkerschaft der Eskimauz entdeckt ward, die von der übrigen Welt und ihren Bewohnern nichts wußten. Die Reisebeschreibung, welche 1819 erschien, ist in unsern Blättern zu gehöriger Zeit angezeigt worden. (Gött. gel. Anz. 1820 St. 148.). Der Zweck eine Durchfarth zu finden, war indeß nicht erreicht. Die Hoffnung ward aber deshalb nicht aufgegeben. Denn bey dem schon von Baffin entdeckten Lancaster-Sund hatte Capt. Ross einen Einlaß gesehen, von dem man supponirte, daß es eine Durchfarth seyn könne. Dem Capitain Ross wurden Vorwürfe darüber gemacht, denselben nicht untersucht zu haben; und dieß veranlaßte eine zweyte Unternehmung unter den Befehlen des zum Capitain ernannten Parry. Diese ist es von der wir hier zuerst Rechenschaft zu geben haben.

Die Expedition bestand aus den beiden Königl. Schiffen Hecla und Griper; letzteres unter dem Befehl des Lieut. Eiddon. Die dem Capit. Parry von der Admiralität gegebene Instruction lautete ausdrücklich dahin, daß er durch die Davisstraße in die Baffinsbay gehen, und zuerst durch Lancaster-Sund suchen sollte eine N. W. Durchfarth aufzufinden; nur im Fall dieß unausführbar sey, sollten auch die übrigen Einlässe untersucht werden; welches Letztere demnächst durch das Vordringen in Lancaster-Sund von selbst wegsiel. Die Expedition ging unter Segel den 12. May. Am 18. Junius sah man das erste Eisfeld, und sofort mehrere Eisberge. Am 1sten August erreichte man den Eingang vom Lancaster Sund, unter $74^{\circ} 30'$ N. B. Sie nahmen nun ihren Lauf westlich; die neue aufgefundenene, in dieser Richtung fortgehende

Straße erhielt den Namen *Barrows Straße*. Sie scheint an der Nordseite von Inseln eingeschlossen zu seyn. An der Südseite ward eine Einfarth entdeckt, welche den Namen *Prince Regent's-Bay* erhielt. Sie ward in südlicher Richtung bis $71^{\circ} 30'$ bis zum *Cap Kater* unterfucht; wo das Eis die weitere Fahrt unmöglich machte. Man kehrte also nördlich nach der *Barrows-Straße* zurück, und setzte in derselben den Lauf westlich immer zwischen 74 und 75° N. B. fort. Das Land an der Nordseite, das man fast immer im Gesicht behielt, zeigte sich bald nicht als festes Land, sondern als eine Reihe größerer und kleinerer Inseln, welche jede, so wie auch die vorspringenden Vorgebirge auf denselben mit Namen belegt wurden. Die *Cornwallis-Insel*, *Bathurst-Insel*, *Byam-Martins-Insel* und *Melville-Insel* bilden diese Kette; nebst einigen dazwischen liegenden kleineren. An der Südseite zog sich das feste Land von *America* zurück, man sah nur zuweilen einzelne Punkte; dann wieder nur unermessliche Eisfelder. Da wo der *Melville-Insel* gegenüber sich wieder eine Küste zeigte, ward sie *Banks-Land* genannt. So ward unter beständigen Gefahren, welche die Eisfelder und Eisberge, und nicht weniger der immer wiederkehrende dichte Nebel verursachten, wozu noch zuletzt die gänzliche Unbrauchbarkeit des Compasses, wegen den ganz unregelmäßigen Bewegungen der Magnetnadel kam, die Fahrt fortgesetzt. Am 1. September erblickten sie zuerst die Ostküste von *Melvils Insel*; und indem sie längst der Südküste derselben ihren Lauf westlich fortsetzten, passirten sie am 10. September den Meridian 110° W. L. von *Greenwich*; worauf die erste Prämie von dem Parlament gesetzt war, das der Schiffsmannschaft förmlich angekündigt ward. Dadurch ermuntert drang man weiter westlich fort; und erreichte am 17. September $112^{\circ} 51'$ W. L.

unter $74^{\circ} 22'$ N. B. wo die unermesslichen Eiszfelder in der so weit vorgerückten Jahreszeit das weitere Vordringen unmöglich machten. Man beschloß also umzukehren; und auf der Melvils-Insel, deren westliches Ende man noch nicht erreicht hatte, sich einen Platz zum Ueberwintern auszusuchen. Man fand diesen unter $74^{\circ} 45'$ N. B. Nur mit der äußersten Anstrengung, indem man durch Eislagen sich einen Canal öffnete, konnte man dahin gelangen. Am 26. September gingen die beiden Schiffe in dem Winterhafen, (so wurde er genannt) auf Melvils Insel vor Anker. Man mußte darauf rechnen, hier acht bis neun Monathe zuzubringen; während dreien derselben die Sonne nicht zu sehen. Dieser Zeitpunkt trat ein den 4. November, und dauerte bis zum 8. Februar. Die getroffenen Anstalten, indem man nicht am Ufer (wiewohl dort ein Haus für die Instrumente gebaut ward, sondern in den Schiffen überwinterte, um das Schiffsvolk nicht nur gesund, sondern auch bey guter Laune zu erhalten, wozu selbst ein Theater, und eine Zeitung dienen mußten, erreichten so vollkommen ihren Zweck, daß die Mannschaft nur einen Einzigen durch den Tod verlor. Die stärkste Kälte 49° trat ein am 7ten Januar; doch konnte die Mannschaft am Ufer spazieren. Die Erfahrung lehrte überhaupt, daß es nicht die absolute Kälte, sondern der bey derselben eintretende Wind war, der sie unerträglich machte. Von den Wirkungen der Kälte führen wir nur die hier an, daß sie keineswegs bloß auf die körperlichen, sondern auch auf die geistigen Kräfte wirkte; indem sie ein Delirium hervorbrachte. Hr Parry sah einigemal einige seiner Leute in einen Zustand, den man für Betrunktheit gehalten haben würde. Der furchtbare Russische Feldzug hat diese Bemerkung wohl schon hinreichend bestätigt. Bey unsern Reisenden war der Zustand nur vorüberge-

hend; weil man zu rechter Zeit die gehörigen Mittel anwenden konnte. So bald die Jahreszeit es gestatete, ward eine Erforschung der großen Melville-Insel, auf der man überwintert hatte, vorgenommen. Man beschloß bis an den Norden der Insel vorzudringen; und auf einem andern Wege zurückzukehren als dem Hinweg. Die Gesellschaft bestand, Capt. Parry mit eingeschlossen, aus 12 Personen. Man brach am 1. Junius auf, wo die Sonne schon fortwährend über dem Horizont blieb. Der Weg ging über große beschreite Ebenen; die hin und wieder von Schluchten unterbrochen waren. Am 6. Junius war die Nordküste unter $75^{\circ} 34' 47''$ der Breite, und $110^{\circ} 36' 52''$ der Länge von Greenwich erreicht. Der Rückweg ward westlich und dann südlich genommen, über eine Eisfläche, die sich bald als ein Meerbusen zeigte, Lidons Sund genannt. Man fand keine Einwohner, aber Ueberreste von Hütten von Eskimos; von vierfüßigen Thieren einen Musch-Ochsen und mehrere Rennthiere. Am 15. Junius kam man zu den Schiffen zurück. Man mußte nun den Zeitpunkt erwarten, wo das Eis in Bewegung gerieth, und das Auslaufen möglich machte. Dies war nicht eher ausführbar, als den 1. August; nachdem man zehn Monathe in dem Winterhafen zugebracht hatte. Der Lauf wurde nun westlich fortgesetzt, in der Hoffnung, zu einem westlichen Ausgange zu gelangen. Die Fahrt ging längs der Melville-Insel im Norden; im Süden entdeckte man jetzt die Küste die, wie oben bemerkt, den Nahmen Banks-Land erhielt; und welche man bis 117° W. L. fortlaufen sah. Aber der Schiffsfarth setzten bald unbewegliche Eisfelder eine Grenze, nämlich unter $113^{\circ} 46' 33''$; der westlichste Punct, der bisher in dem Polarmeer erreicht ist; unter $74^{\circ} 27' 50''$ N. B. und zwar am 16. August 1820. Man war also zum Umkehren genöthigt.

allein die noch übrige Jahreszeit ward dazu benutzt die Küste, südlich von Lancaster = Sund zu erforschen bis unter $68^{\circ} 15'$ die Eisfelder wieder eine Grenze setzten; und nichts anders übrig blieb, als östliche Richtung zu nehmen, und durch die Davisstraße nach Hause zu gehen; wo beide Schiffe am 29. October in den Hafen von Leith einliefen.

Die Geographischen Entdeckungen dieser Reise umfassen also die Barrowsstraße und die sie umgebenden Inseln und Küsten, bis zu dem bemerkten westlichsten Punct. Zugleich aber gab sie auch die Ueberzeugung, daß durch die Barrowsstraße keine Durchfarth ausführbar sey. Ethnographische Entdeckungen konnten nicht gemacht werden, da die besuchten Länder unbewohnt waren; erst auf der Rückkehr sah man einige Eskimaux. Von vierfüßigen Thieren sah man den Musk = Ochsen; das Rennthier, den weissen Bär; und den Hasen. Ein neunfacher Anhang enthält die Astronomischen, Magnetischen und andere wissenschaftliche Bemerkungen. Daß weder die nöthigen Charten noch Kupfer fehlen, werden die Leser ohne unser Erinnern erwarten.

Wir kommen jetzt auf die zweite, unter dem Oberbefehl des Captain Parry in den Jahren 1821 = 1823 ausgeführte Reise. Die erste hatte gezeigt, daß innerhalb der Baffinsbay, und in so hohen Breitengraden, die Durchfarth unausführbar sey; gleich viel, ob ewige Eisfelder, oder festes Land im Wege stehen. Aber die Hoffnung war deshalb noch nicht aufgegeben sie in südlicheren Breiten auszuführen. Zwar wußte man auch hinreichend, daß die Hudsonsbay wirklich eine Bay sey. Aber das Land das sie, und besonders den Eingang zu ihr, die Hudsonsstraße, nördlich umschließt, war noch wenig untersucht.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 5. Februar 1825.

L o n d o n

Beschluß der Anzeige von Parry's, Franklin's, Lyon's und Fisher's Reisen nach dem Nordpol.

Man wußte nicht in wie fern es festes Land, in wie fern es auch vielleicht aus Inseln bestehe, und also eine Durchfahrt erlaube. Man kannte den Nordrand des Continents von America erst an ein Paar einzelnen Stellen, wo Hearne und Mackenzie, etwa unter 70° N. B. bis zu demselben durchgedrungen waren. Die Aufgabe dieser zweyten Reise war also nach den Instructionen der Admiralität zwar noch, wo möglich, eine Durchfahrt zu finden; vor allem aber doch, so weit es angehe, den Nordrand des Continents von America zu erforschen; woraus dann, wenn es ganz hätte ausgeführt werden können, sich ergeben würde, ob die sämtlichen Länder nördlich von der Hudsonsbay festes Land, oder aber Inseln und Halbinseln seyen? Dieß waren die zu lösenden Aufgaben. Die Expedition ward in zwey Schiffen, Fury und wiederum Hecla ausgeführt. Das Commando des zweyten Schiffes ward dem Capitain Lyon, demselben

E (1)

der auch die Wüsten von Africa bereiset hat, übertragen. Die Besatzung bestand fast ganz aus denselben, welche die vorige Reise gemacht hatten. Wie konnte man auch eine zweckmäßigere Einrichtung treffen? Die beiden Schiffe wurden mit höchster Liberalität auf drey Jahre verproviantirt, und bis zur Grenze der Eisfelder ward ihnen noch ein Proviantschiff der Nautilus mitgegeben, das hier zurückgehen mußte. War die vorige Entdeckungsreise zwischen 74 bis 75° N. B. ausgeführt, so ward es die jetzige zwischen 62° bis 68° d. B. Die Fahrt ging zuerst in die Hudsonstraße. Aus dieser aber nicht in die Hudsonsbay, sondern nördlich, um die dortigen Buchten und Bayen zu untersuchen. Diese wurden in den Schiffen, zum Theil aber auch in Bötten durchforscht, die erste war die Repulse-Bay, von der man geglaubt hatte, sie gewähre einen Durchweg. Nunmehr aber ist es ausgemacht, daß sie eine eingeschlossene Bay ist. Die Reihe traf nun die andern größern und kleinern Einlässe und Bayen; die man auf den Charten verzeichnet findet. Zugleich aber ward eine Winterstation ausgesucht, da die schon vorgerückte Jahreszeit dieß nöthig machte. Man bestimmte dazu eine kleine Insel, die man deshalb die Winter-Insel nannte unter $66^{\circ} 11'$ B. und 83° W. L. Da man schon durch Erfahrung gelernt hatte, welche Maaßregeln hier zu nehmen seyn, so wurden dieselben wie bey der vorigen Schifffarth angewandt. Die Kälte stieg zwar auch hier einmal, am 20. Januar auf 48° aber man litt doch weniger davon, da man auch noch mehr Hülfsmittel dagegen hatte. Erst am 1. Februar entdeckte man, daß die Insel bewohnt sey. Eine Colonie Eskimaur, über 60 Köpfe stark, hatten ihre Winterwohnungen nur ein Paar Engl. Meilen von den Schiffen genommen. Es mag auffallend scheinen, daß man diese nicht eher gese-

hen hatte. Aber diese Wohnungen sind aus bloßem gefrorenen Schnee und Eis gebaut, und daher von dem übrigen Erdboden nicht zu unterscheiden. Seit dieser Zeit entspann sich ein fortdauernder Verkehr mit diesen Menschen. Man besuchte sich wechselseitig; und bey der genauern Bekanntschaft lernte man dieß Volk so viel genauer kennen, daß die Völkerkunde dadurch allerdings bedeutend gewonnen hat. Die hier wohnenden Eskimaur hatten noch in keiner Verbindung mit Europäern gestanden, und eben dieß machte sie so interessant. Sie zeigten sich als ein sehr gutmüthiges, verständiges, und frohgesinntes Volk. Das Wenige, was die Natur ihnen darbietet, wissen sie zu benutzen. Zum Erstaunen ist es freylich, womit der Mensch, der so vieles braucht, wenn er es hat, sich auch behilft, wenn es seyn muß. Allerdings zeigte sich, auch unter der beschränkten Anzahl, eine bedeutende Verschiedenheit der Geisteskräfte. Am meisten zeichnete sich eine junge Frau aus, Namens Igliakan; wiewohl auch der Uebermuth bey ihr nicht ausblieb, so bald sie es selber merkte. In ihren Eishütten herrschte anfangs viel Reinlichkeit. Freylich war es nicht möglich diese fortdauernd zu erhalten. Die Oeffnung ist so niedrig, daß man in sie hineinkriecht. Die Nahrung besteht fast ausschließlich aus Seehunden; aus deren Häuten auch die Kleidung meist bereitet wird. Eine Reihe Abbildungen stellt die Eskimaur fast in allen ihren häuslichen Geschäften, so wie in ihren Tänzen und Lustbarkeiten, dar. Eine bedeutende Geschicklichkeit zeigten sie im Landchartenzeichnen, so bald man ihnen die nöthigen Materialien dazu gab. Mehrere Proben davon sind gegeben. — Am 2. Julius 1822 verließ man die Winterinsel; und setzte den Lauf nördlich fort; bis man zu der, nach den beiden Schiffen genannten, Fury- und Heclastraße, zwischen der Halbinsel Melville (wir hät-

ten ihr, um sie nicht mit der Melville-Insel zu verwechseln einen andern Namen gewünscht) im Süden, und Cockburninsel im Norden kam. In jener Straße ward die Fahrt bis zu einer kleinen Insel fortgesetzt, die den Namen Lord Amherst-Insel erhalten hat, unter $69^{\circ} 45'$ d. B. und 84° W. L. von Greenwich; wo unbewegliche Eisfelder, welche die Straße verstopften, das weitere Vordringen unmöglich machten. — Man beschloß also umzukehren, und zum zweytenmal zu überwintern; mit der Absicht im künftigen Sommer das eine Schiff nach Hause zu schicken; und mit dem andern, nachdem man den überflüssigen Proviant des erstern eingenommen, die Reise fortzusetzen. Man überwinterte auf der Insel Igluit $69^{\circ} 20'$ N. B. Jenen Plan jedoch auszuführen, verhinderten die Umstände, da man bis in den August durch das Eis verhindert werden aufzubrechen; und so gingen beide Schiffe nach England zurück; wo sie am 16. October 1823 ankamen.

Ist nun gleich durch diese zweyte Expedition unter Parry die Hoffnung einen Durchweg nach der Behringsstraße zu finden nicht in Erfüllung gegangen, so ist sie doch sowohl für die Geographie als Ethnographie von wesentlichem Nutzen gewesen. Für die erste, indem ein Theil der Nordküste von America, die bisher unbekannt war, nebst den gegenüber liegenden Inseln, bis zu der L. Amherst Insel, untersucht ist. Freylich ist dieß immer nur ein geringer Theil, in Verhältniß des, was bis zu der Behringsstraße noch zu untersuchen ist. Allein das Untersuchte ist auch genau untersucht in geographischer sowohl als nautischer Rücksicht; und dieser Gewinn ist größer als eine ausgedehntere aber oberflächlichere Untersuchung. Auch ist die Hoffnung einen Durchweg zu finden keinesweges aufgegeben; und bekanntlich in dem Jahre 1824 eine dritte Fahrt unter Capitain Parry unternommen. Der

Gewinn für die Ethnographie betrifft die so viel genauere Kenntniß von dem Volk der Eskimaur; die man bisher fast nur bloß von Grönland her kannte. Auf den Reichthum von Zeichnungen und Charten, womit auch dieser Band ausgestattet ist, haben wir nach dem Obigen nicht erst nöthig die Leser aufmerksam zu machen. Aber ungerrecht wäre es, dem Capitain Parry sein Lob zu entziehen, das ihm nicht bloß als Seemann, sondern auch als Mensch gebührt. In Allem, sowohl in der Schilderung der Naturscenen, als in seinem Benehmen gegen seine Reisegefährten und gegen die Eskimaur, drückt sich jenes zarte Gefühl aus, das Nichts, was menschlich ist, sich fremd glaubt; und welches in dem sonst gewöhnlich rauhern Seemann doppelt ehrenvoll und anziehend ist.

Beygefügt ist noch unter eigenem Titel, jedoch mit fortlaufender Seitenzahl CLXXXIII bis CCCX A Supplement to the appendix of Capt. P. Voyages etc. containing an account of the Subjects of natural history. 1824. in acht Abschnitten. Die vier ersten über die Säuathiere, Vögel, Fische, und Seethiere ohne Wirbelknochen vom Capt. Sabine; über die gleichen Landthiere von W. Kirby; über die Muscheln von J. Edw. Gray; über die Pflanzen von Rob. Brown; und über die Mineralien von Ch. König; deren Werth schon die berühmten Namen verbürgen. Auch sind, wo es nöthig war, die Abbildungen beygefügt.

Das Privat-Journal des Capt. Lyon war, der Vorrede zu Folge, nicht für den Druck bestimmt; und erschien nur auf den Wunsch einiger Freunde, vor allen des Hrn. Barrow. Es ist sehr interessant denselben Mann, der die Wüsten Africa bereisete, auch über die Polarländer sprechen zu hören. Welche Schönheit auch hier die Natur hat; wie ein Sonnenuntergang an Grönlands Küsten

schöner ist als an denen Italiens, findet man hier beschrieben. Am lehrreichsten ist indeß dieß Journal für die Ethnographie; wegen des vielen Verkehrs, den der Verf. mit den Eskimaux hatte. Man vergleiche besonders das neunte Capitel; wo sie von allen Seiten geschildert sind. Ihre natürliche Hautfarbe ist nicht dunkler als die der Europäer; nur ist sie vor Schmutz nicht leicht zu erkennen. Die Kleidung beider Geschlechter ist nur in der Form verschieden. Die Nachricht, daß die Frauen in Europa keine Hosen trügen, ward mit dem allgemeinen Ausruf beantwortet: "wie müssen sie frieren!" Und daß sie sich nicht tattouirten, gab von ihrem Geschmack einen schlechten Begriff. Die Bereitung der Kleider ist ganz das Geschäft der Weiber. Die Eskimaux sind von niederer Statur. Die Männer selten viel über fünf Fuß hoch. Aber ihr Gang und ihr Blick haben den Ausdruck von Muth und Selbstvertrauen. Sie scheinen keine Nachsicht zu kennen. Weiber und Kinder werden gut behandelt. Sie haben wenig Begriffe von Keuschheit; dennoch hört oder sieht man im Umgange nichts Unanständiges. Sie sind gegen Fremde sehr gastfrey. Aber gegen Kranke, auch ihre nächsten Verwandte, sehr gefühllos. Der Psycholog wird in diesen Nachrichten manchen Stoff zu Bemerkungen finden.

Das Journal des Schiffchirurgus M. Fisher von der Reise 1819 und 1820; wovon im Jahr 1820 schon die vierte Auflage erschienen war, kann doch nur als ein Supplement zu dem größern Werke betrachtet werden. Es bezieht sich hauptsächlich auf Naturmerkwürdigkeiten; und ist gleichfalls mit einer Charte und mehreren Abbildungen, so wie das des Capitain Lyon, versehen.

In eben diesen Jahren 1819 und 1820, wo die erste Expedition unter Capitain Parry ausgesandt wurde, ward auch eine andere zu Lande von

der Admiralität ausgeschildt, deren Zweck war, von der Hudsonsbay aus durch den Continent bis zu dem Nordrande von America vorzudringen diesen so viel möglich zu untersuchen, und endlich mit dem Capitain Parry hier zusammen zu treffen. Aus der Geschichte der geographischen Entdeckungen ist bekannt, daß bereits im verfloßenen Jahrhundert zweymal eine solche Unternehmung ist ausgeführt worden; zuerst durch H. Hearne, den ersten Europäer, der auf diesem Wege den Nordrand von America erreichte, im Jahre 1771; und demnächst von dem jetzt vorstorbenen Alex. Mackenzie im Jahre 1789; die beide, fast unter einer gleichen Breite von fast 70°, aber unter verschiedenen Längengraden, Hearne bey der Mündung des Kupferminenflusses, Mackenzie bey der Mündung des nach ihm genannten Flusses das Polarmeer erreichten; aber doch nur auf ein Paar einzelnen Puncten. Zu der Ausführung der neuen Unternehmung ward der Capitain Franklin bestimmt, ihn begleiten von England aus die Midshipmen Bock und Hood, nebst den Schiffsarzt D. Richardson, zu denen noch in America der Missionär D. Wenzel, eine Anzahl Canadier, demnächst mehrere Indianer, und ein Paar Eskimaux-Dolmetscher kamen. Die ungeheuren Schwierigkeiten einer solchen Reise sind schon aus den früheren Versuchen bekannt. Wie groß auch die Gefahren und Mühseligkeiten einer Schifffreise in den Polarmeeren sind, so können sie doch mit denen einer Landreise in diesen Regionen nicht auf das entfernteste in Vergleichung gesetzt werden; wo man im steten Kampfe mit Hunger und Kälte sich befindet, ohne wie in einem wohl ausgerüsteten Schiffe die Mittel dagegen zu besitzen. Die Leiden des Capit. Franklin und seiner Begleiter sind von der Art, daß sie nicht bloß Mitleiden und Theilnahme, sondern Grausen und Entsetzen erregen, da es endlich dahin kam, daß

die eigene Erhaltung das Opfer eines der Indianer erforderte, der schon einen der Europäer gemordet hatte. Schon die Seereise von England nach dem Fort York in der Hudsonsbay war mit großen Gefahren verbunden. Von dem erwähnten Fort oder Faktorey gerade unter 57° d. B. begann am 19. September 1819 die Reise auf Canots den Hill Fluß hinauf nach dem Winipeg See; über diesen und Cumberland-House auf vielen einzelnen Flüssen und Trageplätzen nach dem Fort Chippeway am Athabacon-See $58^{\circ} 42'$ und von diesem auf gleiche Weise zum Fort Providence am großen Claven-See; und von da bis zu dem von Hearne entdeckten Kupferminen-Fluß; neben dem ein Haus zum Ueberwintern erbaut ward, man nannte es Enterprize-Fort, das am 7. October 1820 bezogen ward. Hier weilte man den langen Winter hindurch über acht Monathe; denn erst am 14. Junius 1821 konnte man die weitere Farth auf dem Kupferminenfluß nach dem Meere anfangen. Man erreichte die Mündung desselben und die Küste des Polarmeeres am 19. Julius unter $67^{\circ} 47' 50''$ S. B. und $115^{\circ} 36' 49''$ W. Länge von Greenwich, so daß die Bestimmungen von Hearne bedeutende Berichtigungen bedürfen. Nun ward beschlossen in den Canots den Lauf der Küste östlich von der Mündung zu untersuchen. Man wagte sich also mit diesen zerbrechlichen Fahrzeugen auf das Polarmeer, indem man stets allen Biegungen der Küste folgte, und setzte diese Fahrt 550 Engl. Meilen weit fort, bis zum 16. August. Der östlichste Punct, den man erreichte, ward Cape Turnagain genannt; unter $68^{\circ} 18' 50''$ d. B. und $109^{\circ} 25'$ W. L. Nun ward beschlossen, die Rückkehr zu Lande auf dem geradesten Wege nach Fort Entreprize zu machen. Und auf dieser Reise war es, wo die Entbehrungen und Leiden anfangen, die alle menschlichen Kräfte zu übersteigen schienen.

Der Weg ging unter stetem Schneegestöber durch Wildnisse, die schon mit Eis und Schnee bedeckt waren. Die Canots zerbrachen, die Lebensmittel gingen gänzlich aus, die Jagd gab keinen Ertrag, weil man keine Kräfte mehr dazu hatte. Zuletzt theilte sich die Gesellschaft. Franklin mit drey andern ging voraus um vom Fort Entreprize, wo man Vorrath zu finden hoffte, Hülfe zu schicken; und fand, als man dort ankam, das Fort verlassen, und durchaus Nichts; als einige Knochen und Rennthierhäute, die man abnagte, um den wüthenden Hunger zu stillen. Unterdeß ereignete sich bey der zurückgebliebenen Partey jene schauerhafte Scene; der Trokese Mitchel hatte den H. Hood erschossen; (wahrscheinlich um ihn zu verzehren), und die beiden andern D. Richardson und Hebburn sahen zu eigner Rettung kein ander Mittel als zuvorzukommen, indem sie den Mitchel erschossen. So erreichten sie Fort Entreprize, wo sie ihre Leidensgefährten Gespenstern ähnlich erblickten. Man nährte sich von einigen Kräutern und von Schuhleder und etwas noch übrigen Thee; bis endlich einige Indianer vom Fort Providence mit Lebensmitteln ankamen. So sah man sich im Stande den Rückweg dorthin anzutreten; der dann, nachdem man sich erholt hatte, weiter nach Fort York fortgesetzt ward. Ihre ganze Reise durch America schätzen sie auf 5550 Engl. Meilen. Die Früchte dieser Reise sind in geographischer Rücksicht die genauere Erforschung des Kupferminenflusses vom Fort Providence bis zu seiner Mündung; die genaue Bestimmung von dieser; die genauere Erforschung der Nordküste von America von dieser Mündung bis Cap Turnagain, durch 6½ Längengraden; und endlich das Innere des Landes bis zum Kupferminenfluß zurück. In ethnographischer Rücksicht die genauere Kenntniß der Indianer, besonders der Kupferindianer, und der Eskimaur;

deren feindliches Verhältniß mit den Indianern, als man ihr Territorium betrat, erst durch eine förmliche Unterhandlung beseitigt werden mußte. Die Ausbeute für die Naturgeschichte konnte in so armen Ländern nicht groß seyn. Das Rennthier und der Wisam = Dohse lebt heerdenweise. Die Wölfe greifen diese kunstmäßig an; indem sie einen Halbkreis bilden, und sie so gegen einen Abhang treiben, von dem sie sich hinunterstürzen müssen.

Frägt man nach den allgemeinen geographischen Resultaten dieser Entdeckungstreisen, so kommen sie auf folgendes hinaus. Der Nordrand des Continents von America scheint zwischen 67 bis 70° N. B. sich herzuziehen. Wir kennen aber erst wenige Punkte und Striche desselben; die Mündungen des Mackenzie = und des Kupferminen = Flusses, und den Lauf der Küste von da bis zum Cap Turnagain. Von da bis zu dem Punkte wohin Capt. Parry vordrang, der Insel Amherst sind noch 20 Längengrade, und von dem Mackenziefluß bis zu der Behringstraße über 50 Längengrade ununtersucht. Läuft die Küste des Continents unter der erwähnten Breite 60 bis 70° fort; und sind alle nördlicher liegenden Länder im Verhältniß gegen America Inseln, so ist allerdings eine Durchfahrt hier, bloß an sich betrachtet, möglich; ob sie aber wegen des Eises ausführbar ist, ist eine andere noch keinesweges zu beantwortende Frage; gewiß aber, daß auch wenn sie in einzelnen Fällen ausführbar wäre, es darum doch keine regelmäßige Schifffahrtsstraße werden kann; und ihre Erforschung also nur in geographischer, nicht aber in mercantilischer Rücksicht, (es möchte denn für den Wallfischfang seyn) von Erheblichkeit seyn würde. Dn.

U l m.

In der Stettinischen Buchhandlung: Kritische Prüfung und Berichtigung der bisherigen Electri-

citätslehre durchgängig auf Experimente gegründet, als Vorbereitung zu einer künftig aufzustellenden richtigen Theorie vom Galvanismus, ausgearbeitet von Christian Lebbrecht Köhling, Dr. der Philos. u. Prof. der Mathematik u. Physik am Königl. Würtemb. Gymnasium in Ulm — — 316 Octavf. 1 Kupfert. 1823.

Bekanntlich hat man bis jetzt noch immer Verehrer des Franklinischen Systems, wenn gleich schon oft genug gezeigt worden ist, wie weit einfacher und naturgemäßer sich manche electricische Erscheinungen nach dem System des Dualismus darstellen lassen, und zu was für Hülfssfictionen man in dem ersten System seine Zuflucht nehmen muß, wenn sich insbesondere die chemischen Erscheinungen in dem Conflict der Voltaschen Säule sollen begreifen lassen. Manche zweifeln sogar an der Existenz besonderer Materien selbst, welche man in jenen Systemen zum Behuf der Erklärungen herbeyruft, und wollen alles nur für besondere Kraftäußerungen angesehen wissen. Es kann also nicht schaden, von Zeit zu Zeit, wenn neue Phänomene sich darbieten, nicht allein alle bereits bekannten Einwürfe gegen das Franklinische System, und gegen dasjenige, welches bey den Erklärungen gar nichts Materielles zum Grunde legen will, von neuem hervorzuheben, sondern auch selbst manche Erklärungsarten nach dem Dualistischen System einer nähern Critik zu unterwerfen, und das bey ihnen noch Mangelhafte ins Licht zu setzen, weswegen die Franklinianer oder Unitarier bisher sich noch nicht entschließen konnten, dem Dualistischen System zu huldigen. Auch ist es in jedem Betrachte nützlich, alles was für oder gegen die bisherigen Electricitätssysteme bisher einzeln erinnert worden ist, in einer vollständigen Uebersicht zusammenzustellen. Dies hat denn der Verf. in dieser Schrift zu leisten gesucht, und wenn wir ihm gleich nicht in allen Darstellungen

und Entwicklungen unsern vollständigen Beyfall ertheilen können, so können wir ihm doch scharfsinnige Erörterungen, selbst von Schwierigkeiten, die man bisher in dem Fränklinischen System noch übersehen hatte, so wie auch in Rücksicht des Mangelhaften was manche Erklärungsarten nach dem Dualistischen System noch mit sich führen, keineswegs absprechen, und dürfen daher diese Schrift immer als einen nützlichen Beytrag zur weitem Forschung empfehlen. Die etwas weitläufige Entwicklung mancher Schwierigkeiten, bringt theils die Sache selbst mit sich, theils entschuldigt sie der Verf. dadurch, daß diese Schrift eigentlich aus einer Reihe einzelner Abhandlungen zusammengesetzt worden sey, von welchen jede als ein für sich bestehendes Ganze ausgearbeitet wurde, und die er noch besonders zu einem systematischen Ganzen zusammenzuarbeiten keine Zeit habe entübrigen können. Daher in den spätern Abhandlungen die öftern Wiederholungen der bereits in den frühern Kapiteln dargestellten Untersuchungen. Die einzelnen Aufsätze sind ihrem Inhalte nach folgende 1. Kapitel Vom Daseyn electricischer Materie, in so fern wir auf solche nach der Art und Weise, wie sich die electricischen Erscheinungen allen unsern Sinnen darstellen, mit Recht zu schließen berechtigt seyen. Auf die Einsprüche der Dynamiker, die das Wesen der Materie nur in einen Conflict von Kräften sehen, kann bey Erklärung der electricischen Phänomene um so weniger Rücksicht genommen werden, als alles was nach diesem Systeme sich über jene Phänomene würde sagen lassen, auf eine zahllose Menge von Fiktionen hinaus laufen würde, womit keinem Physiker etwas gedient seyn kann, auch hat es noch kein Dynamiker versucht, nach seinem Systeme die Erscheinungen der Electricität auf eine Art zu construiren, die uns nöthigte die materiellen Ansichten bey diesen Erklärungen

zu verlassen. Kap. II. Von der Falschheit der auf die Annahme einer einzigen electricischen Materie gegründeten Franklinischen Electricitätstheorie, und der Nothwendigkeit des dieser Theorie entgegengesetzten Dualismus. Insbesondere das Mangelhafte der Franklinischen Lehre bey der Erklärung der Electricitäts-erregung durch die sogenannte Vertheilung, wobey allerdings der Verf. auf manche Schwierigkeiten hindeutet, die bisher nicht so scharf aufgefasst worden sind, wovon aber hier in einem Auszuge nichts mitgetheilt werden kann. Der Franklinianer wird wünschen daß ihm der Verf. S. 21 den Beweis nach dem Dualistischen Systeme möchte mitgetheilt haben, warum der Metallcylinder C nach geschehener Entfernung des K sich — E haltig zeigen muß. Der Verf. erwähnt nur in Parenthesei daß der C sich nach dem Dualismus so zeigen müsse. Bey dieser Gelegenheit erörtert der Verf. auch einige hieher gehörige Versuche von Wilke, deren Erklärung nach dem Franklinischen Systeme gleichfalls mangelhaft befunden wird, wenn man die Sache nicht nur oberflächlich behandelt. Auf gleiche Weise finden sich noch manche Schwierigkeiten nach diesem System, sowohl in der Lehre von der Mittheilung der Electricität, als auch in derjenigen von den Strahlenbüscheln und Funken, den Lichtenbergischen Figuren, dem ganzen Ladungsproceße, und den dabey sich zeigenden Erscheinungen, welche der Verf. sämmtlich ausführlicher als es bisher geschehen, ins Licht zu setzen sucht. Kap. III. Von der Unrichtigkeit der nach dem Unitismus versuchten Erklärungen der Erscheinungen der Berührungselectricität, der Voltaischen Säule, und der durch sie bewürkten chemischen Proceße, woben denn, wie es uns scheint, der Verfasser sehr richtig bemerkt, daß sowohl die allmähliche Anhäufung des E von einem Plattenpaar zum anderen, als auch

die von einigen behauptete Circulationsbewegung (Strömung) des E in der geschlossenen Säule von einem Pol zum andern, und von diesem durch die Säule nach jenen wieder zurück, nach dem Unitismus unerklärt bleibe, wenn man nicht noch eine gewisse Ziehkraft zu Hülfe rufe, wodurch die E aus jeder Kupferplatte zur Zinkplatte wirklich hinübergelührt, und so weiter von einem Element der Säule zum folgenden sich zu bewegen genöthigt würden, welche Darstellungsart selbst auch bey den Erklärungen nach dem Dualismus angenommen werden müsse. Jedoch bleibe auch bey der Annahme einer solchen Ziehkraft nach dem Unitismus doch noch immer der eigentliche chemische Proceß z. B. die Wasserzersetzung zwischen beiden Polen unbegreiflich, wenn man sich nicht zwey dergleichen Ströme von unterschiedenen realen E (nemlich einen Strom von $+E$ und einen von $-E$) gedanke, indem sich nicht einsehen lasse, wie durch die Bewegung bloß von einer Materie (dem Fränklinischen $+E$) je nachdem sie in das Wasser einfährt, oder aus diesem herausgeht, sich zwey gänzlich verschiedene Lustarten aus dem Wasser entwickeln können, wie es überhaupt in einem solchen einzigen Ströme, bloß durch die Bewegung seiner Theile, zu einer Entmischung der von ihnen durchwanderten Wasserschichten kommen könne u. s. w. Kap. IV. Von dem was die Dualisten bis jetzt im Erklären der Erscheinungen der Berührungselectricität geleistet haben. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, daß manche Darstellungen auch nach diesem Systeme noch unvollständig sind, wenn man nicht noch zu einer solchen besondern Ziehkraft, wie oben, seine Zuflucht nimmt, welches er jedoch vollständig erst in einem besondern Werke über den Galvanismus ausführen werde. Kap. V. Von den mancherley Ur-

theilen der Franklinianer über den Dualismus, vorzüglich über die Einwürfe welche v. Mons gegen den Dualismus erhoben hat. Kap. VI. Von einigen Versuchen die electricischen Erscheinungen auf eine von der Franklinischen Theorie abweichende Weise, auch nur durch eine electricische Materie zu erklären. Die von den Hrn. Deluc u. Kastner aufgestellten Ansichten. Beyde zur Erklärung der Phänomene, theils unzureichend, theils zu viel willkürliche Voraussetzungen enthaltend. Kap. VII. Von den nach dem Dualismus erklärten Erscheinungen der electricischen Anziehung und Abstoßung. Kap. VIII. Von den während des Ganges einer Electricitätsmaschine statt habenden Richtungen der electricischen Materien, und andern Erscheinungen, welche bis jetzt noch nicht gehörig nach dualistischen Grundsätzen erklärt worden sind. Kap. IX. Von dem nach richtigen dualistischen Grundsätzen nothwendigen Wärmestoffgehalte der freyen electricischen Materien, und den hieran sich anschließenden Folgen. Kap. X. Von den verschiedenen Erscheinungen, und den aus ihnen sich ergebenden Folgerungen, welche dafür zeugen, daß das Licht welches die freyen electricischen Materien unter gewissen Umständen zeigen, kein zum Wesen dieser Materien gehörender Bestandtheil derselben sey. — Wir müssen uns wegen des beschränkten Raumes unserer Blätter begnügen, hier bloß den Inhalt dieser Kapitel angezeigt zu haben. Die darin vorkommenden Erörterungen zeigen daß der Verf. über diese Gegenstände sehr viel nachgedacht hat, und daher für die mühsam durchgeführten Untersuchungen immer auf Dank Anspruch machen darf, wenn man sich gleich nicht entschließen kann, ihm in allen Darstellungen vollkommen beizupflichten, welches hier zu zeigen ein eben so ausführliches Detail erfordern würde.

H a n n o v e r.

Bev Hahn: Dr. Theodor Hagemann's Königl. Großbr. Hannover. Directors der Justizcancley zu Celle, Ritter des Guelphenordens, practische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheilssprüchen des Belleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt. Siebenter Band. 1824. XVI u 416 S. in 4.

Der hohe Werth, den diese Sammlung für practische Rechtsgelehrsamkeit im allgemeinen und für die Landespraxis im besondern hat, ist zu bekannt, als daß es noch einer besondern Erwähnung desselben bedürfte; schon seit geraumer Zeit behauptet sie, und mit Recht, in den vaterländischen Gerichten den ersten Rang vor allen denjenigen Werken, welche von der Anwendung des Rechts in denselben handeln, und dasjenige enthalten, was die Franzosen unter dem Namen der Jurisprudence begreifen, und wofür unsere Sprache noch keinen entsprechenden Ausdruck hat. Der sechste Band derselben erschien im Jahre 1818, und gewiß ist kein Geschäftsmann in unserm Lande gewesen, welcher nicht erwartungsvoll der Fortsetzung entgegen gesehen hätte. Um so dankenswerther ist es, daß der würdige und hochverdiente Verf. dieselbe in einem kürzern Zeitraume, als derjenige war, der zwischen dem fünften und sechsten Bande lag, hat besorgen wollen. Aus dem Schatze seiner reichen Erfahrung sind in dem vorliegenden 130 Gegenstände des Rechts behandelt, die unstreitig zu den interessantesten und für die Anwendung wichtigsten zu zählen sind. Möge auch mit diesem Bande die Sammlung noch nicht geschlossen werden, sondern der Verf. Kraft und Muße gewinnen, um uns bald mit einem achten Bande zu beschenken!

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 7. Februar 1825.

P a r i s.

Bey Bachelier: Tables de la lune, formées par la seule théorie de l'attraction, et suivant la division de la circonférence en 400 degrés. par le Baron de Damoiseau, Lieutenant Colonel etc. 1824. 90 S. in 4.

So groß die Vollkommenheit ist, welche die Mondstafeln durch die Arbeiten von Tobias Mayer, Bürg und Burckhardt erhalten haben, so blieb ihr empirischer Ursprung doch gewissermaßen ein Vorwurf für die theoretische Astronomie. Die Genauigkeit, mit welcher man die Ungleichheiten der Mondsbewegung aus dem Princip der allgemeinen Schwere bisher ableiten konnte, blieb noch bedeutend hinter derjenigen zurück, welche man auf empirischem Wege erreicht hatte. Es war hier durch geschicktes Angreifen sehr verwickelter analytischer Rechnungen, und durch sorgfältiges unermüdetes Durchführen derselben noch ein ehrenvoller Kranz zu erringen. Die Pariser Akademie munterte dazu auf, indem sie diese Rechnungen zum Gegenstand einer Preisauf-

gabe machte, und veranlaßte dadurch die erfolgreichen Arbeiten von Damoiseau, Carlini und Plana. Hoffentlich werden wir bald die theoretischen Untersuchungen dieser verdienten Astronomen erhalten. Zuerst haben wir hier vor uns die auf Damoiseaus Entwicklungen gegründete Tafeln, die schon deren glücklichen Erfolg bekrunden.

Die Einrichtung dieser Tafeln weicht von der bisher gebrauchten darin ab, daß für die Länge des Mondes in der Ekliptik und für die Horizontal-Parallaxe sämtliche Argumente der Zeit proportional sich ändern, während für die Breite die durch die Ungleichheiten schon verbesserte Länge zum Grunde liegt. Durch jene Einrichtung wird zwar die Convergenz bedeutend vermindert, und eine größere Anzahl von Gleichungen erforderlich (sie sind für die Länge in 46 Tafeln gebracht, mit Einfluß zweyer für die Störungen durch die Venus und den Jupiter), allein durch den ganz gleichförmigen Gang, welchen jetzt alle Rechnungen haben, wird dieses wohl ziemlich compensirt, obwohl das Zusammenfassen vieler kleiner Gleichungen in Tafeln mit doppelten Eingängen beim Gebrauch doch immer etwas unbequemes hat. Hätten die Tafeln mit doppelten Eingängen ganz vermieden werden sollen, so würde bey der Länge die Anzahl aller Tafeln auf 67 gestiegen seyn. Die Benutzung der von Carlini in seinen Sonnentafeln gewählten Einrichtungen, die tägliche Aenderung der gleichförmig wachsenden Argumente zu ihrer Einheit anzunehmen, würde wohl den Gebrauch der Tafeln um vieles erleichtern.

Um die Genauigkeit, welche durch Damoiseaus Mondstheorie erreicht ist, beurtheilen und mit der der frühern Tafeln vergleichen zu können, ist am Schluß des Werks die Vergleichung von 50 Beobachtungen, die während eines anderthalbjährigen Zeitraums 1802 und 1803 auf der Greenwicher

Sternwarte angestellt sind, mit den Bürgschen, Burkhardschen und Damoiseauschen Tafeln bezugsügt. Der bloße Anblick zeigt schon, daß die letzten die Beobachtungen nicht schlechter darstellen, als die erstern. Um indessen ein bestimmteres Urtheil fällen zu können, hat Def. sich die Mühe gegeben, daraus den sogenannten mittlern Fehler abzuleiten, welcher sich

bey den Tafeln von	in der Länge	in der Breite
Burg	5''80	9''18
Burkhardt	5,37	7''82
Damoiseau	5,20	7,12

ergeben hat. So viel sich also aus dieser verhältnißmäßig noch kleinen Anzahl von Vergleichen schließen läßt hat jetzt wirklich die Theorie dem Empirismus den Rang abgewonnen. Ein nicht ganz unbeträchtlicher Theil der Abweichungen mag übrigens wohl den Beobachtungen selbst zuzuschreiben seyn; allein nachdem die Bahn einmahl so weit gebrochen ist, scheint die Hoffnung nicht eitel zu seyn, daß durch unermüdetes Fortschreiten auf demselben Wege die Vollkommenheit der Tafeln noch immer mehr vergrößert und die Darstellung der Mondsbewegung fast mit derselben Schärfe, deren die verfeinerte Beobachtungskunst fähig ist, erreicht werden wird.

H a l l e.

Kengersche Verlags-Buchhandlung: Kirchenhistorisches Archiv von C. F. Etäudlin, H. G. Tzschirner und J. S. Vater für 1824. Heft II. 127 III. 130 Seiten in 8.

I. "Characteristik von Personen in Frankreich, die sich in der Geschichte der Reformation und des

Protestantismus ausgezeichnet haben." Seit dem Jahre 1821 erscheint zu Paris ein "Museum berühmter Protestanten oder Gemälde und biographische und literarische Nachrichten von den in der Geschichte der Reformation und des Protestantismus ausgezeichnetsten Personen" welches wir auch in diesen Blättern schon angezeigt haben. Eine Gesellschaft von Gelehrten hat sich zu diesem Werke vereinigt. Als Herausgeber nennt sich G. L. Do in Das Ganze ist auf 6 bis 7 Bände berechnet, wovon aber jeder in zwey Theilen bestehen soll. Bis jetzt sind drey Bände und von dem vierten der erste Theil 1823 erschienen. Druck und Papier sind vorzüglich und jeder Band ist mit mehreren schönen Abbildungen geziert. Das Werk umfaßt auch die Ausländer, die sich in den auf dem Titel angegebenen Rücksichten ausgezeichnet haben. Für die Ausländer selbst enthalten diejenigen Artikel am meisten Neues und Anziehendes, die sich auf Personen aus der Französischen Nation beziehen, weil die Verfasser hier die Quellen und Hülfsmittel näher bey der Hand hatten und manche Schriften benutzten, die im Auslande wenig oder nicht bekannt sind. Daher liefert einer von den Herausgebern des des Archivs, Stäudlin, diese Artikel in einer freyen Uebersetzung. In dem zweyten Hefte kommen vor; Ludwig von Berquin, Jacob Lefevre von Etaples, Wilhelm Farel, Peter Biret. II. "Geschichte der Irrlehren und des Sectenwesens in der Griechisch-Russischen Kirche. Aus Russischen Quellen entwickelt von D. Strahl, Professor in Bonn." Die Geschichte ist in zwey Perioden eingetheilt. Die erste geht von der Einführung der christlichen Religion bis auf die Verbesserung der Kirchenbücher oder vom 10. bis zum 17. Jahrhundert, die zweyte von da bis auf die heutige Zeit. Bis jetzt ist nur die erste geliefert. Man findet hier eine Menge bisher unter

uns wenig oder gar nicht bekannte Nachrichten. Unter Anderem wird gezeigt, daß es falsch ist, wenn wie man bisher in deutschen Schriften behauptete, der Patriarch Nikon als erster und einziger Verbesserer der Kirchenbücher angesehen wird, und schon lange und vielfach vor ihm Russische Regenten und Oberhäupter der Kirche sich damit beschäftigten. III. "Beitrag zur Geschichte des Dogma von den Dämonen aus den apokryphischen Acten des Thomas von Prof. Thilo zu Halle." Beschluß der im 4ten Hefte des vorhergehenden Bandes von dem Archive begonnenen Abhandlung. IV. "Uebersicht der kirchenhistorischen Bücher vom Jahre 1823 von Vater."

Drittes Hest. I. "Fortsetzung der im vorigen Hefte abgebrochenen Charakteristik ic, von Stäudlin." Es kommen hier Margaretha von Valois und Clement Marot vor. II. "Reformationsgeschichte von Ostfriesland im Ueberblicke von D. F. C. H. Gittermann." Die Geschichte der Reformation einzelner deutscher Länder hat noch manches Dunkle und für auswärtige Forscher ihre besondere Schwierigkeiten. Der Verfasser dieser Geschichte hat größtentheils aus einheimischen, zum Theil seltenen Schriften geschöpft, welche theils von Lutheranern, theils von Reformirten herrühren. Er führt nicht Alles an, was er hätte sagen können, aber er liefert eine sehr fruchtbare und gedrängte Uebersicht, deren Beschluß im nächsten Hefte folgen wird. III. "Ueber des Socinus Aufenthalt in Wittenberg. Von Prof. Weesenmeyer." Dieser Aufsatz ist durch *Agens Vita Laelii Socini Lips. 1814* veranlaßt. Der Verf. legt dieser Schrift das ihr gebührende Lob bey. Er fand nur wenige Berichtigungen und Zusätze zu derselben zu machen. Ueber die Zeit, zu welcher Socinus zu Wittenberg war, erregt er Schwierigkeiten aus der Vergleichung aller Stellen in den Briefen Melanctons,

welche sich darauf beziehen und sich zum Theil widersprechen, und sucht sie aufzulösen. IV. "Sind die Beschwerden der deutschen Reichsstände gegen den Römischen Stuhl auf dem Reichstage zu Nürnberg 1523 dem päpstlichen Legaten selbst übergeben oder ihm nur nachgeschickt worden. Von Ebendemselben." Es wird zuerst gezeigt, daß die Untersuchung dieser Frage nicht bloße Mikrologie sey, und dann, daß die Beschwerden dem Legaten wirklich übergeben, von ihm angenommen und dann noch besonders unmittelbar an den Papst geschickt worden sind. V. "Nachricht über die Amerikanischen Baptisten aus Berichten von Washington vom Jahre 1823 von Vater." VI. "Kurze Nachricht von der Entstehung der Mission der Amerikanischen Baptisten im Burmanischen Reiche von dem Prediger Hefekiel zu Halle" Geschöpft aus dem Account of the American Baptist-Mission to the Burman Empire, dessen Verfasserin die Ehegattin des Amerikanischen Baptistenmissionars Judson ist, der im J. 1813 die Mission in jenem Reiche unter großen Schwierigkeiten gründete; sie theilte mit ihm die Beschwerden seines Berufs, bis ihre geschwächte Gesundheit sie dahin brachte, zur Wiederherstellung derselben in ihr Nordamerikanisches Vaterland zu reisen, wo sie diese sehr anziehende Schrift abfaßte. VII. "Ein Wort über Missionsthätigkeit und Missionssagen besonders in Ostindien. Von ebendems." Von einem ehemaligen katholischen Missionare zu Mysore, J. A. Du Bois, ist kürzlich eine Schrift erschienen: Letters on the State of Christianity in India, in which the conversion of the Hindoos is considered as impracticable. Dr. Hefekiel, selbst ein Mitarbeiter an der Ostindischen Missionsverwaltung zu Halle, zieht nicht in Abrede, daß das Bekehrungswerk in Ostindien äußerst schwierig, langsam fortschreitend und noch nicht sehr weit gediehen sey, bestreitet

aber die Behauptung, daß die Bekehrung der Hindus unmöglich sey und am allerwenigsten durch die Thätigkeit evangelischer Missionare und die Uebersetzung der heil. Schrift in die Landessprachen erreicht werden könne. Er, der schon seit mehreren Jahren mit allen Materialien der zu Halle erscheinenden Missionsberichte bekannt ist, liefert Stellen aus Briefen, aus welchen erhellt, daß die dortige evangelische Missionare mit den Schwierigkeiten ihres Amtes wohl bekannt sind, daß sie den oft geringen Erfolg ihrer Bemühungen und die Ursachen davon nicht verhehlen, daß sie nichtdestoweniger fortarbeiten und begründete Hoffnungen eines immer glücklicheren Gelingens nähren. Eben deswegen schreibt er ihrem Zeugnisse mehr Gewicht zu, als dem des katholischen Berichterstatters. Vater hat diesem Aufsätze eine Nachschrift beygefügt, welche sich besonders auf den Tadel der von Protestanten abgefaßten Bibelübersetzungen in die Indische Landessprachen von Seiten katholischer Missionare bezieht. VIII. "Ueber Einzelheiten der Kirchengeschichte." IX. "Wenig bekannt gewordene kirchenhistorische Bücher" beide von Vater.

L o n d o n .

Natural theology or evidences of the existence and attributes of the Deity, collected from the appearances of nature. By William Paley, D. D. late Archdeacon of Carlisle. The sixteenth edition. 1819. 485 pp. gr. 8.

Die Schrift, von welcher hier die sechszehnte Ausgabe erscheint, ist zum erstenmale im J. 1802 herausgekommen, auch schon in das Französische und aus diesem in das Deutsche übersetzt worden. In zwey früheren Werken hatte der würdige Verfasser die Beweise für die Wahrheit der geoffenbarten Religion, und die Pflichten der Menschen und Chri-

sten ausgeführt; mit dem vorliegenden beschließt er den Cyclus seiner die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit betreffenden Arbeiten. Es ist das, was wir Physikotheologie zu nennen pflegen, einfach, populär, edel und sehr ins Einzelne gehend ausgeführt. Er hat freylich nicht auf Alles, was man wider die Kraft dieses Beweises, namentlich in Deutschland, eingewandt hat, Rücksicht genommen, aber aus dem, was er wider die Gegner vorbringt, sieht man, daß er auch diese Einwürfe hätte überwinden können. Wir haben immer diesen Beweis für unüberwindlich gehalten, er setzt auch unaufhörlich, unter allen Angriffen des Unglaubens, des offenen oder verköppten Atheismus und der falschen Speculation, seinen Einfluß auf die Menschen fort.

B r e s l a u.

De Prudentio et Theologia Prudentiana Commentatio I. auct. Henr. Middeldorpf. 40 Seiten in 4.

Zuerst beantwortet der Verf. die Frage: ob und wie fern christliche Gedichte Hülfsmittel zur Dogmengeschichte seyn können. Darauf handelt er von dem Leben und den Schriften des Prudentius und stellt seine Ansichten der heil. Schrift und seine Lehren von Gott, der Trinität, den guten und bösen Engeln dar. Er beweiset dabey nicht nur ein tiefes Studium der Schriften dieses christlichen Dichters, sondern auch eine genaue Kenntniß aller nur möglichen zur Sache gehörigen literarischen Hülfsmittel. Bey der Fortsetzung wünschten wir, daß er noch mehr, als schon geschehen ist, auf gewisse Eigenthümlichkeiten der Lehre des Prudentius, und seines Sprachgebrauchs Rücksicht nehmen möchte.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. 25. Stück.

Den 10. Februar 1825.

P a r i s.

Nova Genera et Species Plantarum, quas in peregrinatione ad plagam aequinoctialem orbis novi collegerunt, descripserunt, partim adumbraverunt Amatus Bonpland et Alexander de Humboldt. Ex schedis autographicis Am. Bonplandi in ordinem digessit Carolus Sigism. Kunth. T. I. 1816. LVIII u. 377 S. cum Tab. 1-96. T. II. 1817. 404 S. Tab. 97-192. T. III. 1818. 456 S. Tab. 193-300. T. IV. 1820. 305 S. Tab. 301-412. T. V. 1821. 432 S. Tab. 413-512. T. VI. 1823. Fasc. I-V. (Text u Kupfer in gr. 4).

Werke, wie das vorliegende, verdienen um so mehr unsre Aufmerksamkeit, je seltener Erscheinungen der Art in der Litteratur zu seyn pflegen. Nicht das schöne Aeußere allein, der innere wissenschaftliche Gehalt ist es besonders, durch welchen wir uns angezogen fühlen. Schon aus früheren Berichten weiß man, daß Herr v. Humboldt auf

seiner denkwürdigen Reise das tropische Amerika von 12° S. B. bis zum 23° N. B. untersuchte, wo er an 5000 Pflanzen fand, unter denen über die Hälfte unbekannt sind. Von diesem großen Vorrathe war durch die *Plantae Equinoxiales* und die *Monographies de Melastoma* der Herren von H. und Bonpland und die *Monographien* anderer Botaniker nur ein kleiner Theil bekannt geworden; die übrigen Entdeckungen blieben für eine neue Ausgabe der Willdenowschen *Species plant.* aufgespart. Da diese aber durch Willdenow's Todt unterblieb, so entschied sich Herr von Humboldt für eine besondere Herausgabe des Ganzen, die Herr Prof. Kuntz übernahm, und die jetzt vollendet in den Händen des Publicums ist. Ein so großes Unternehmen von einem damals noch sehr jungen Botaniker begonnen und in so wenigen Jahren ausgeführt, erregt Bewunderung und vermehrt die Achtung, die wir längst gegen den verdienstvollen Verfasser hegen.

Was nun die Einrichtung des Werkes selbst anlangt, so sind die Pflanzen nach den natürlichen Familien geordnet, und dabey die neuern Untersuchungen Richard's (dessen belehrenden Rath und Beyhülfe Herr K. sich besonders zu erfreuen hatte), Brown's, Decandolle's u. a. besonders berücksichtigt. Die Gattungen sind durchgehends mit Beziehung aller wesentlichen Theile genau und musterhaft charakterisirt. Eben so viel Scharfsinn verrathen die speciellen Charaktere. Den sehr genauen Beschreibungen der Arten sind die Landesnamen (wenn solche überhaupt aufzufinden waren), und die etwanige arzneylliche und ökonomische Anwendung beygefügt. Sorgfältiger bemerken wir, als es in ähnlichen Werken zu seyn pflegt, auch den Standort angegeben. Wo sich Lücken finden, reichten die dem Verf. zu Gebot stehenden

Exemplare und Bonpland's Papiere nicht aus. So ist der Plan im Allgemeinen bey allen Familien, denen gewöhnlich noch lehrreiche Bemerkungen über die Verbreitung der Gewächse, vorzüglich bey den ersteren Bänden, von Herrn v. Humboldt angehängt sind. Eine besondere Zierde geben dem Werke die Kupfertafeln, wozu Turpin, als Pflanzenmaler rühmlichst bekannt, die Hauptvorstellungen, Hr. K. größtentheils die sehr instructiven Analysen der Blüthen und Fruchtheile gezeichnet hat. — Wir erlauben uns nun, so viel es der Raum unserer Blätter gestattet, eine kurze Uebersicht der einzelnen Bände.

Dem ersten Bande geht sehr zweckmäßig eine treffliche Einleitung über die Geographie der Pflanzen von dem Herrn v. Humboldt voran, welche auch durch einen besondern Abdruck bekannt geworden ist. Den Anfang macht die erste große Gewächs-Klasse, die Agamae, sonst Acotyledones genannt, wovon hier die Filices, Lycopodiaceae Sw., Equisetaceae Dec., Marsiliaceae Br. (Mirb.) und die Characeae Mich. abgehandelt werden. Bey den Farnkräutern deren Zahl, in Verhältniß zu der großen neuerlich in Brasilien gemachten Ausbeute, nicht sehr beträchtlich ist) hat Herr K. größtentheils Brown's Prodr Flor. Nov. Holl berücksichtigt, was wir wenigstens in Hinsicht der Verbindung der Mertensien mit den Gleichenien, aus mehrern Gründen (Gött. gel. Anz. 1824 S. 862.), nicht billigen können. Die neuen von Humboldt und Bonpland entdeckten Arten dieser Familie sind meistens schon aus Willdenow's Spec. Plant. bekannt, denen hier noch einige beygefügt werden. Andere haben eine genauere Bestimmung erhalten. So macht unter andern Polypodium lycopodioides eine von dem gleichna-

migen Linnéischen verschiedene Art aus (*P. rosmarinifolium* Synops.). *Polypodium taeniosum* und *fasciale* fallen zusammen, und *Polyp caducum* und *rostratum* gehören zu *Aspidium*. Ueber *Pleopaltis* H. et B. hat Rec. bey einer andern Gelegenheit (Gött. gel. A. a. a. D. S. 861) seine Meinung geäußert. Unter den *Lycopodiaceen* werden *Lycop rigidum*, *squarrosum* und *bifidum* vereinigt. Von *Marsilia* ist *quadrifolia* erwähnt, welche bey Santa Fe de Bogota in einer Höhe von 1360 Fuß vorkömmt. *Salvinia natans*, ganz der europäischen ähnlich, findet sich bey Havana und Guanavaca auf der Insel Cuba. Beide Gattungen würden, statt des ihnen nach Willdenow zugeschriebenen *Indusii*, besser wie bey *Azolla*, durch ein *Sporangium membranaceum* charakterisirt seyn, da das Schlierchen, neuern Untersuchungen zufolge, als ein nur den Farntkräutern eigenthümliches Organ zu betrachten ist.

Es folgen die *Monocotyledonen*, welche 28 Familien in sich begreifen, deren mehrere von Richard (*Juncagineae*, *Podostemae*, *Butomeae*, *Alismaceae*, *Pontedereae*) und R. Brown (*Restiaceae*, *Commelineae*, *Dioscorinae*, *Amaryllideae* etc.) unterschieden sind. Der Verf. fängt mit den *Piperaceen* an, die Decandolle, wegen der unvollkommenen Blumen und des abweichenden Aeußern, sehr zweckmäßig von den *Urticeen* sonderte, geht von diesen zu den *Euphinen* (womit *Pandaneae* Brown. nicht gut vereinigt scheinen) über, welchen dann die übrigen Familien, nach dem Grade ihrer Ausbildung, sich anschließen. Mehrere jener Familien sind, wie sich erwarten läßt, nur schwach besetzt; auch ist die Zahl der Palmen nicht sehr groß, wovon Herr R. die Ursache angibt. Reichhaltiger sind die *Piperaceen*, die der Verf. mit Ruiz und Pavon in

Piper und Peperomia theilt, da ihr generischer Unterschied, nach Richard's beygefügter Analyse der Fructificationstheile, sich hinlänglich bewährt. Zu den reichhaltigsten, und wir möchten hinzufügen — mit besondrer Vorliebe bearbeiteten, Familien dieses Bandes gehören die Gramineen, Cyperaceen und Orchideen. Letztere sind reich an ungemeyn schönen Formen. Auch kommen unter den Gräsern, die der Verf. in zehn sehr natürliche Gruppen vertheilt, viele ausgezeichnete Gattungen vor, welche beide indeß, als hinlänglich bekannt, hier keiner näheren Auseinandersetzung bedürfen.

Mit dem zweyten Bande fangen die Dicotyledonen an. Daß Herr R. den Eykadeen, bisher zu den Monocotyledonen gerechnet, hier eine Stelle anweist, ist hinsichtlich ihrer Verwandtschaft zu den Zapfenbäumen, wie auch des Verhaltens der Plumula (vergl. Brown. Prodr. p. 347.) um so weniger zu mißbilligen, als in der Natur überhaupt selten scharfe Grenzlinien bemerkt werden, und auch der Idee eines natürlichen Pflanzensystems nicht ganz entsprechen. Die Coniferae bilden drey sehr natürliche Gruppen: Monocarpae (Taxinae Rich.), Globuliferae (Cupressinae Rich.) und Strobuliferae (Abietinae Rich.). Was bisher unter den Amentaceen zusammengedrängt war, finden wir, nach Richard, unter vier besondere Familien (Cupuliferae, Myriceae, Betulinae und Saliceae) vertheilt, und mehrere der übrigen Gattungen, wie Celtis (wovon die neue Gattung Mertensia nicht hinlänglich verschieden), Morus, Broussonetia etc zweckmäßiger den Urticeen einverleibt. Die Euphorbiaceen sind sehr zahlreich, besonders die Gattung Croton, welche 50 meistens unbekannte Arten enthält. Jatropha tritt wieder in ihre vorige Gattungsrechte; Xylophylla wird hingegen, worin wir ganz beypflich-

ten, mit *Phyllanthus* verbunden. Diesen folgen die *Cucurbitaceae*; *Passifloreae*, in *Passiflora* und *Tasconia* getheilt; die *Asarinae* oder *Jussieu's Aristolochiae*; die *Thymelaeae*; die *Protaceae*, wovon nur wenige Arten vorkommen; *Myristiceae* Brown., nur mit *M. Otoa*. Unter den Laurinen die *Persea* des jüngern Gaertner; doch, wie auch der Verf. meint, kaum von *Ocotea* zu trennen. Fester begründete Gattungen dieser Familie sind ohne Zweifel *Cryptocarpa* Brown. und *Litsaea* (*Tetranthera* Juss.). Angehängt finden sich noch einige zweifelhafte Laurinen, und von Humboldt allgemeine Bemerkungen über die Verbreitung dieser Gewächse.

Die *Chenopodeen* und *Ameranthaceen* bleiben auch hier getrennt. Unter den letzteren wird *Lestibudesia* sehr zweckmäßig mit *Colosia* verbunden, und *Achyranthes altissima* als eigene Gattung (wozu eine bisher unbekannte Art kommt), unter dem Namen *Chamissoa* aufgestellt. Bey *Gomphrena* ist, in Gegensatz von *Philoxerus*, die Regelmäßigkeit des Kelchs sehr gut als Gattungscharakter benutzt; irrig aber wird jener (mit Gaertner) eine in die Quere sich öffnende Fruchthülle zugeschrieben, da diese, wie bey *Philoxerus*, stets ungleich zerreißt. *Alternanthera* und *Iresine* enthalten mehrere, Herrn K. selbst noch zweifelhafte Arten. Wie denn überhaupt die ganze Familie eine neue Bearbeitung gar sehr verdiente. Die *Nyctagineen*, denen als Fruchthülle eine Nuß, ein Nüßchen, eine geschlossene Kapsel, auch wohl ein bloßer Saamen zugeschrieben wurde, haben nach dem Verf. durchgehends ein *Achenium*, das von dem stehenbleibenden Kelche mehr oder weniger eingeschlossen ist, und dadurch bey einigen zu einem *corticatum* wird. Zu den *Acanthaceen* werden sehr richtig mit Brown, *Nelsonia*

und *Elytraria* gerechnet, da bey der Uebereinstimmung der übrigen Fructificationstheile, Mangel der Saamenhäfchen, keine Veranlassung seyn kann, diese Gattungen, wie einige Neuere wollen, den Personaten zuzuzählen. Die nun folgenden *Verbenaceae*, *Labiatae*, *Rhinantheae*, *Scrophularinae* und *Gesnereae* gehören zu den wichtigsten Familien dieses Bandes, nicht so wohl des bedeutenden Zuwachses, als der genaueren Bestimmung der Gattungen wegen. Unter den vielen Bemerkungen und Berichtigungen zu den *Verbenaceen* hier nur einiges: *Hosta*, von *Willdenow* und andern, mit *Cornutia* verbunden, macht, womit auch *R. Brown* einverstanden, eine besondere Gattung; *Blairia mexicana* *Gaert.* gehört zu *Priva*, *Zappania* und *Abysia* fallen mit *Lippia* zusammen. Auch werden *Petitia*, *Aegiphila*, *Mattuschkea* und *Stachytarpheta*, welche bisher unter den *Rubiaceen* und andern Familien zerstreut waren, mit vollem Rechte, zu den *Verbenaceen* gezählt. Neue ausgezeichnete Gattungen sind hier: *Buchia* (*Verbenaceen*), *Perilomia* (*Labiaten*) und *Lamourouxia* (*Rhinanthaceen*).

Dritter Band. Hier zuerst die *Solaneen*, mit zwey neuen Gattungen: *Nectouxia*, ausgezeichnet durch den gekrönten Schlund, und *Dunalia*, welche im Außern der *Witheringia*, der Blumenkrone nach mehr *Cestrum* ähnlich ist. Von *Solanum* und den verwandten Gattungen sind die zahlreichen, von *Humboldt* und *Bonpland* entdeckten, Arten aus *Dunal's* Monographie bekannt. *Physalis* erscheint hier in einer abweichenden Form, welche nach dem Verf. vielleicht abgesondert zu werden verdient. *Lycium* zerfällt in drey Abtheilungen, die sich auf den Kelch, die Blumenkrone und die Länge der Staubfäden zu der Röhre der Blumenkrone gründen. Zu der er-

sten dieser Abtheilungen gehören, außer *europaeum*, *barbarum* und einigen neuen Arten, *Cestrum campanulatum* Lam und *Atropa arborescens* Jacq. Die Boragineen stehen hier noch ganz wie bey *Jussieu*, was bey der häufigen Theilung anderer *Jussieuschen* Familien, die oft weniger verschiedene Gewächse in sich begreifen, um so mehr auffällt. Auch können wir Herrn *R.* nicht benpflichten, daß er die Frucht von *Myosotis*, *Anchusa* etc. — als den eigentlichen Boragineen — welche, wie *Rec.* an einem andern Orte bewiesen zu haben glaubt, ganz mit denen der Labiaten übereinstimmt, hier *Drupae exsuccae*, dort *Achenia* nennt. Unter den Gattungen dieser Familie ist besonders *Cordia* (mit welcher nach *Brown* *Varronia* und *Cerdana* *R. et P.* vereinigt werden) sehr reich an Arten, welche in vier Gruppen zerfallen: *Sebestenae* (*C. Sebestena*, wovon *C. speciosa* *Willd. Hb. R. et Schult.* nicht verschieden), *Cordiae verae*, *Varroniae* und *Dasycephalae* (*Varr. dasycephala* *Desv.*, *globosa* und einige neue). Mit *Tournefortia* wird *Messerschmidia* verbunden und in zwey Abtheilungen geschieden: *Messerschmidiae* und *Pittoniae*, welche fast an 20 Arten enthalten. Auch ist *Heliotropium* ziemlich besetzt. — Von den *Convolvulaceen* werden die *Hydroloceen* und *Polemonaceen* abgefondert. Eine, zu jenen gehörige neue Gattung ist *Dufourea*, bey welcher, wenn sie sich als verschieden bewährt, doch wohl der Name geändert werden muß, da derselbe schon früher auf eine andere (auch in der *Synopsis* aufgenommene) Gattung der *Lichenen* angewandt ist. Die verwandten Gattungen *Convolvulus* (welche ungemein reichhaltig ist) und *Ipomoea* sind besonders nach dem Verhältniß der Staubfäden unterschieden, die dort in der Röhre stecken, hier hervorragen. Da die Zahl der *Ipo-*

moeen, diesen Charakteren zufolge, sich merklich verringert, so scheint es, bey dem Mangel anderer sicherer Merkmale, vielleicht gerathener, beide Gattungen zu vereinigen.

Die *Bignoniaceen* (wozu *Pedalinae* Brown gerechnet werden) bilden zwey Hauptabtheilungen. 1. *verae*, mit geflügelten Saamen; *Bignonia* (sehr reich an neuen Arten), *Tecoma* Luss., *Jacaranda*, *Spathodea*, *Amphilophium* (eine neue Gattung, die sich besonders durch doppelten Saum des Kelchs bemerklich macht), *Eccremocarpus*, *Cobaea*, und *Platycarpum* als zweifelhafte Gattung. 2. *Sesameae*, mit ungeslügelten Saamen; *Martynia*, *Craniolaria* und *Sesamum*. Zunächst verwandte Gattungen sind *Aragoa*, (neu und von ungewöhnlicher Bildung) und *Crescentia*. Unter den *Gentianeen* haben vorzüglich *Gentiana* und *Swertia* großen Zuwachs erhalten; doch scheinen dem Verf. die zur letzteren Gattung gerechneten noch zweifelhaft: das Verhalten der Frucht und eine genauere Untersuchung der übrigen Fructificationstheile wird demnächst hierüber am besten entscheiden. Dasselbe möchte auch bey einigen Arten der *Gentiana* nicht überflüssig seyn, da Beschreibung und Abbildung von der gewöhnlichen Bildung etwas abweichen. Die *Apocynae* zerfallen in zwey Gruppen: 1. *Asclepideae* R. Br., und 2. *Apocynae verae*, welche nach Brown's trefflicher Bearbeitung dieser beiden Familien billigerweise hätten getrennt bleiben sollen. Die Fructificationstheile dieser Gewächse sind übrigens sehr genau beschrieben, und besonders von den vier hinzugekommenen Gattungen (*Philibertia*, *Lachnostoma*, *Macroscepis* und *Thenardia*) durch genaue Bergliederungen anschaulich gemacht. — Diesen folgen die *Jasminae*, wozu die *Oleinae* Lk. kommen; *Sapotae* Juss., worunter *Nycterisition* R.

et Pav. eine Mittelgattung von *Chrysophyllum* und *Bumelia* ausmacht, und *Lucuma* mit dem jüng. Gaertner von *Achras* getrennt wird Unter den *Myrsineen* sind, nach Brown, mit *Myrsine* vereinigt *Manglilla*, *Caballeria*, *Athyrophyllum*, *Roemeria* Th., *Rapania* Aubl. und *Badula* Juss., und dadurch die bisherigen Verwirrungen gehoben. Von den *Ebenaceen* werden, nach Richard, die *Styracinae* als eigene Familie gesondert, welche anderseits durch *Styrax* den Uebergang zu den *Meliaceen* zu machen scheinen, doch ist *Striglia*, wie Decandolle (*Prodr.* p. 622.) schon bemerkt hat, nicht mit *Styrax* zu vereinigen. Die *Ericaceae* sind sehr reichhaltig. Mit *Vaccinium*, dessen Charakter sehr erweitert ist, ließe sich vielleicht die neue, nur durch die mehr walzenförmige Blumenkrone unterschiedene Gattung *Thibaudia* verbinden, da *Th. cordifolia*, in Hinsicht der Form, in der Mitte beider Gattungen steht. Eine andere neue Gattung dieser Familie ist *Gaylussacia*, welche von der ihr dem Aeußern nach nicht unähnlichen *Thibaudia* besonders durch die Frucht abweicht. *Arctostaphylos* Adans. (wohin wir aber *Uva ursi* nicht rechnen können) ist von *Arbutus* besonders durch die einsaamigen Fächer der Frucht (die eine trockne Beere, keine wahre Steinfrucht zu seyn scheint) verschieden. Noch werden *Gualtheria* und *Andromeda* genauer bestimmt. — Mit den *Campanulaceen* vereinigt der Verf. die *Lobeliaceae*, *Stylideae* und die *Goodeoviae*. Wenn sich auch die nahe Verwandtschaft dieser Familien nicht verkennen läßt, so können wir doch in Hinsicht der *Stylideen* nicht beypflichten, da ihr eigenthümlicher Bau sie hinlänglich zu einer besondern Familie charakterisirt. Unter den angeführten Gattungen ist *Lobelia* sehr bereichert, und *Lysipomia* (wobin einige *Lobeliae* Hb. Willd. und Schult. Syst. gehören) als neue Gattung aufgestellt,

deren einfährige Kapsel sich mit einem Deckel öffnet. Von den hier noch vorkommenden Familien glauben wir vor allen auf die Rubiaceen aufmerksam machen zu müssen, welche die meisten Vermehrungen und Verichtigungen erhalten haben, wie *Psychotria*, *Coffea* u. a. beweisen.

Der vierte Band ist ausschließlich den Compositis gewidmet. Auf die neuern Untersuchungen Cassini's u. a. hat der Verf. bey der Bearbeitung dieser Familie besonders Rücksicht genommen, auch in der Synopsis einige, ihm später bekanntgewordene, Synonyme nachgetragen. Er theilt diese Gewächse in sechs Sectionen: Cichoraceae, Carduaceae, Eupatoraeae, Jacobeae, Heliantheae und Anthemideae, welche zum Theil wieder in besondere, die verwandten Gattungen vereinigende, Gruppen zerfallen. Eine der Natur ganz entsprechende, Vertheilung läßt sich, wie auch Herr K. meint, wohl nur dann erst erwarten, wenn alle zweifelhafte und nicht hinreichend bekannte Gewächse dieser Familie genauer geprüft seyn werden. Daß die Labiatifloren hier keine besondere Section ausmachen, ist sehr zu billigen, da mehrere der mit zweylippigen Blümchen versehenen Compositae in den übrigen Fructificationstheilen zu sehr von einander abweichen, um eine natürliche Gruppe bilden zu können: auch ist diese Bildung keinesweges wie man gewöhnlich anzunehmen pflegt, dem südlichen Amerika allein eigen, wie *Cryptostemma hypochondriacum*, *Oedera aliena* Jacq. und e. a. gleichfalls hierher zu rechnende, aber nur im südlichen Afrika vorkommende, Gewächse hinlänglich darthun.

Den eigenthümlichen Bau dieser Gewächse hat der Verf. richtig aufgefaßt, wenn er den sogenannten zusammengesetzten Kelch oder das Anthodium, so wie den besondern Kelch (*Perianthium pro-*

prium) der Linnéischen Segregaten, als Hülle (Involucrum) betrachtet. Der wahre Kelch steht in der Regel — (denn wir möchten dieß mit Cassini nicht so allgemein behaupten) — auf dem Fruchtknoten, wo er nach den bekannten Formen genau beschrieben, und nur dann Pappus genannt wird, wenn er als wirkliche Haarkrone erscheint. Richtiger heißt auch die Frucht, nach Richard, Achenium, nicht Karyopse, wie einige Neuere (doch nur aus Unkunde) annehmen zu können glaubten. Die große Zahl der aufgeführten, größtentheils neuen Arten (534) darf weniger befremden, wenn man bedenkt, daß nach Humboldt's Berechnung, daß tropische Amerika vorzüglich reich an diesen Gewächsen ist, indem fast $\frac{1}{5}$ seiner phanegoramischen Vegetation auf Rechnung derselben zu setzen ist. (Am reichsten ist doch aber unter allen Ländern das südliche Afrika an Compositis, wie auch Brown in den Observ. on the Herbar. of the Congo p. 6-27 wahrscheinlich zu machen sucht). — Wenn die Hälfte der erwähnten Arten sind Eupatoreen und Carduaceen, wovon Eupatorium allein 64 und Baccharis 54 Arten zählen; welche letztere überhaupt nur Amerika angehören, und in der alten Welt durch die Conyzen ersetzt werden. Unter den vielen neuen, hier vorkommenden Gattungen zeichnen sich besonders aus: Trychospora (eine einzige Art, vom Ansehen einer Münze), Spiracantha, Odontoloma (der Turpina verwandt), Tragozeros, Pilostephium etc. Auch die Wernerien, welche mit den Culcitien nur auf den höchsten Anden bemerkt werden, haben, wenn sie gleich den wesentlichen Characteren nach den Cinerarien nicht unähnlich sind, viel eigenthümliches. Mehrere der bekannten Gattungen, wie Galinsoxia, Wiborgia, Leria, Boehera erhalten eine genauere Bestimmung. Coelestina Cass. scheint

dem Verf. nicht wesentlich von *Ageratum* verschieden; eben so *Andromachia* Humb. et B. (womit *Starkea* Willd. zusammenfällt) von *Solidago*, doch dem abweichenden Aeußern nach nicht wohl zu verbinden. *Homanthus* Kunth. vereinigt die Gattungen *Homanthus* Bonpl., *Isanthus* Decand. und *Haetheranthera* der *Plant. Aequinoct.* Von den zahlreichen Bemerkungen und Berichtigungen über einzelne Arten bemerken wir nur noch die Verbindung der *Georgina coccinea* mit der *variabilis*, welche auch durch neuere Beobachtungen gerechtfertigt wird.

Fünfter Band. Die im vorigen Bande unterordnete natürliche Folge wird hier mit den *Uralaceen* wieder angeknüpft. *Aralia* selbst zerfällt in zwey Abtheilungen, die sich auf den Blüthenstand und die Beschaffenheit der Frucht gründen: nämlich 1. *Floribus capitatis, capitulis racemoso-paniculatis, fructibus laevibus, pyrenis membranaceis* (*A. Mutisiana, avicennaefolia, capitata u. m. a.*) 2. *Floribus umbellatis; umbellulis saepius paniculatis, fructibus costatis, pyrenis chartaceis.* Diese sind die *Araliae verae*, wohn, außer einer hier als neu beschriebenen Art, *quindimensis*, noch gehören: *arborea* Linn., *hispida* Vent.; *racemosa* Linn., *nudicaulis* Linn. u. m. a. Zu *Actinophyllum* R. et Pav. kommt, als nicht wesentlich verschieden, *Sciodaphyllum* Br.; wovon nur *A. angulatum* angeführt wird. Dieser Familien schließen sich die nicht sehr zahlreichen *Umbelliferae* an, welche fast alle auf hohen kalten Gebirgen vorkommen. Die *Eryngia* und die *Hydrocotyle*-Arten sind schon aus früheren Monographien bekannt; doch nehmen wir mit Dank des Verf. genauere und vollständigere Beschreibungen an. *Ottoa* und *Pectophyllum* erscheinen als neue Gattungen dieser Familie, wovon jene der

Oenanthe, diese der Fragosa und dem Bolax zunächst verwandt ist, beide sich aber durch einen ganzrandigen Kelch auszeichnen. Bey den nun folgenden Ranunculaceen, Dilleniaceen, Magnoliaceen, Anoniaceen, Menispermeeen, Berberideen, Papaveraceen und Cruciferen, welche gleichfalls nur schwach besetzt sind, konnte Herr K. bereits Decandolle's Systema plant. natur. benutzen, dem er auch im Allgemeinen folgt, wenn nicht eigene Beobachtungen ihn vom Gegentheil überzeugen. So ist Berberis pinnata nicht als besondere Gattung (Mahonia) aufgeführt, da die derselben zugeschriebenen Charaktere sich nicht bewähren, was auch neuere Beobachtungen (Curt. Mag. 50. t. 2396.) bestätigen. — Unter den Capparideen ist Capparis reich an Arten, welche nach der Theilung des Kelchs in zwey Unterabtheilungen zerfallen: 1. Calix profunde 4-partitus, laciniis duabus oppositis (exterioribus) saepe minoribus Capparis Tournef.). Hierher gehören *C. linearis* Linn., *amplissima* Linn., *verrucosa* Jacq. u. m. neue; 2. Calix 4-fidus, aequalis (*Breynia* Plum.), wohin *frondosa* Linn., *amygdalina* Lamk., *Breynia* Sw. und viele bisher unbekannte Arten gerechnet werden. Die Sapindaceae bilden drey sehr natürliche Gruppen: *Paulineaceae*, *Sapindaceae*, und *Dodonaeeae*, unter welcher letztern *Dodonaea*, mit einigen verwandten, unter andern Familien zerstreuten, Gattungen vereinigt werden. Auch wird *Koelreuteria*, bisher den *Meliaceen* angehörig, zu dieser Abtheilung gerechnet, worin Decandolle (Prodrom.) ganz bestimmt; doch bedarf der Charakter dieser Gattung (wie Rec. bey einer andern Gelegenheit darthun wird) einer wesentlichen Berichtigung. Die zweyte, Persoon'sche Art, *K. triphylla*, gehört nach Herrn K.

Untersuchung nicht hierher, sondern zu der Gruppe der Paulliniaceen, wo sie sich als eine eigene Gattung charakterisirt, die den Namen *Urvillea* bekommt. Zu der noch zweifelhaften Familie der Hippocrateaceen ist *Anthodon* R. et P. (*Anthodus* Mart) gerechnet, die, wie der Verf. jetzt (Synopsis) glaubt, von *Tonsella* nicht hinreichend verschieden scheint, welcher Meinung auch wir ganz beypflichten, wenn gleich beide Gattungen bey *Decandolle* noch unterschieden werden. Von *Lacepedia*, einer neuen, auch hierher gehörigen Gattung, ist, nach spätern Beobachtungen (Synopsis), *Triceraja* Willd. Herb. R. et Schult. Synonym. Bey den *Malpighiaceen* hat Herr R. Richard's genauere Bestimmung dieser Familie besonders berücksichtigt. Die Gattungen sind *Malpighia*, *Byrsonima*, *Bunchosia*, *Banisteria* Linn. Die hier noch zweifelhafte *Gaudichaudia* erhält neuerlich durch Aug. St. Hilaire Bestätigung. Eine andere Gattung, *Heteropteris*, von einigen *Banisterien* gebildet, deren geflügelte Frucht der des *Uhorn* nicht unähnlich ist; auch mußte in der Reihe dieser Gattungen *Tetrapteris* von *Cavanilles* wieder hergestellt werden.

Die *Erythroxyleae*, eine von dem Verf. zu erst aufgestellte Familie, wohin *Erythroxylum* und *Sethia* (*Erythr. monogynum* Roxbg.) gehören, unterscheiden sich von den zunächst verwandten *Malpighiaceen* durch die an der innern Basis mit Schuppen versehenen Blumenblätter, durch den Eiweißkörper der Saamen und durch meistens einfächrige Ovarien. An diese Familie reihen sich die *Hypericeae*, *Guttiferae*, *Aurantia*, *Ternstroemiaceae* (mit *Laplacea*, einer neuen Gattung) *Meliaceae* und *Cedreleae* R. Br., welche letztere, als zweifelhaft, vielleicht besser mit der

vorigen vereinigt bleibt. Unter Ampelideae sind *Suffieu's* *Vinifera* oder *Vitis*, wie er sie sonst nannte, begriffen. Die dahin gehörigen Gattungen (von welchen hier nur *Cissus* und *Vitis* vorkommen) bedürfen indeß, besonders was die Lage des Fruchtknotens und die Beschaffenheit der Frucht anlangt, einer genauen Prüfung; wenigstens entspricht der Charakter von *Ampelopsis* in *Decandolle's* *Prodrom.* nicht allen dahin gerechneten Arten. Die *Geranaceen* (mit *Erodium*, *Geranium* und diesen zunächst verwandten Gattungen *Rhynchotheca*, *Oxalis* und *Tropaeolum*) machen den Uebergang zu der großen Familie der *Malvaceen*, von welchen hier *Bombax*, *Helicteres*, *Cheirostemon* u. m. ä. sehr zweckmäßig als eine besondere Familie, unter dem Namen *Bombaceae*, abge sondert werden, deren wesentlicher Charakter darauf beruhet, daß die Röhre der verwachsenen Staubfäden sich nach oben in fünf und mehrere Bündel theilt. Mit diesen beiden Familien sind sehr nahe verwandt die *Büttneriaceen*, von welchen der Verfasser in einer besondern Abhandlung sehr umständlich gehandelt hat. Unter den übrigen, hier noch erwähnten Familien, zeichnen wir besonders aus: *Bixineae* des Verf., *Samydeae* Vent., mit genauer Angabe der dahin gehörigen Gattungen und Arten. *Violeae* Vent. und *Polygaleae* Juss., welche alle durch treffliche Abbildungen und Zergliederungen der Fructificationstheile anschaulich gemacht sind.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 12. Februar 1825.

P a r i s.

Nova Genera et Species Plantarum, quas in peregrinatione orbis novi collegerunt etc. A. Bonpland et Alex. de Humboldt. Ex schedis A. Bonplandii digessit C. S. Kunth. (Schluß der im vorigen Stück abgebrochenen Anzeige).

Im sechsten Bande trifft die Reihe unter den übrigen Familien zuerst die Diosmaceen, von welchen mehrere Gattungen genauer charakterisirt, andere (*Zanthoxylum* und *Fagara*) vereinigt werden, auch eine mit *Zanthoxylum* verwandte Gattung, *Choisya*, als neu aufgestellt wird. An diese schließen sich die *Zygophylleae*, *Ochnaceae* und *Simarubeae*, welche letztere (wie es bereits mit den Diosmaceen in Decandolle's Prodröm. der Fall ist) besser als Gruppe der Rutaceen zu betrachten wären. Die Frucht der Simarubeen, von Decandolle im Allgemeinen als *Carpella* bezeichnet, nennt der Verf. richtiger *Cocca drupacea pruniformia* bey *Simaruba*, *Cocca coriacea* hingegen bey *Simaba*. Von beiden unterscheidet sich die hier nur beyläufig erwähnte

Quassia, außer andern Merkmalen, durch beerenartige, im vollkommenen Zustande auffpringende Kapseln *). Unter den Caryophyllen, welche mit Ausschluß der nur als Zierblumen cultivirten *Agrostemma Coronaria* und *Dianthus plumarius*, zu Decandolle's Gruppe der *Alsineae* gehören, lernen wir die bisher noch zweifelhafte *Drymaria* Willd. als eine wohl begründete Gattung kennen, zu der, außer den beschriebenen und zum Theil abgebildeten Arten, auch *Stellaria rotundifolia* Poir. gerechnet werden muß. Von den *Arenarien* und *Stellarien* u. sind die meisten freylich durch Schlechten Dahl bereits bekannt; doch erscheinen sie hier berichtet und genauer beschrieben. Die *Paronychieae* von St. Hilaire erhalten durch *Guilleminia* einen interessanten Beitrag. Von *Poronychia* Juss, mit der diese Gattung zunächst verwandt, unterscheidet sie sich durch fünf Staubfäden, welche alle fruchtbar, durch einfährige Staubbeutel und durch einen ungetheilten Griffel; nur eine Art ist bekannt (*ilicebroides*), wozu *Ilcebrum densum* Willd. Hb. et Schult. Syst. 5. p. 517. als Synonym gehört. Unter den *Crafulaceen* beschreibt Herr K. einige bisher unbekannte *Seda* und eine *Tillaea* (*rufescens*), vielleicht mit *connata* R. et Pav. einerley. Mit den *Saxifrageen* werden Brown's *Cunoniaceae*, als zweyte Section, wieder vereinigt,

*) Ueber *Quassia* und *Simaruba* verdienen noch besonders die lehrreichen Beschreibung in Hayne's *Arzneypflanzen* 9. B. t. 14-16. verallgemeinert zu werden, wo zugleich einer neuen, von Humboldt entdeckten und in der Willdenow'schen Sammlung befindlichen, *Quassia* Erwähnung geschieht, auch außerdem dargethan wird, daß Wright's vermeintliche *Quassia Simaruba* von der gleichnamigen Aubletschen Pflanze (*Simaruba officinalis* Dec. Prodr.) verschieden ist.

von welchen die hier erwähnte Weinmannia mit mehreren unbekanntem Arten bereichert wird, deren Blüthen und Fruchtheile die beygefügtten Abbildungen sehr deutlich und schön darstellen. Beyläufig noch die Bemerkung, daß Weinmann. paniculata Cav. als eigene Gattung abgesondert zu werden verdient. — Von den Opuntiaceis Kunth. oder den Nopaleis Juss. hier nur die Gattung Cactus, welche reich an neuen Arten ist, unter denen Cact. Bonplandii (Tuna Linn.?), nach Humboldt, eine gute Cochenille liefert. Zu den Portulaceen kommen, außer Calandrina (Cosmia Domb. Juss.), zwey neue, aber noch zweifelhafte Gattungen: Fouquieria und Bronnia. Es überrascht auch die zu dieser Familie gehörige Montia fontana hier zu finden, da Humboldt das Vorkommen dicotyledonischer Phanerogamen aus der alten Welt in dem tropischen Amerika läugnet. Claytonia stimmt nach dem Verf. in den wesentlichen Charakteren mit Montia überein und unterscheidet sich nur im Aeußern; doch scheint ihm Clayton. nemorosa Willd. Hb. R. et Schult. 5. p. 436. zu einer andern, doch wegen des zu unvollkommenen Exemplars nicht wohl zu bestimmenden, Gattung zu gehören. Von den Hygrobiis Rich. oder Jusseu's Cercodiaceis hier nur Myriophyllum quitense, welches spicatum zunächst verwandt ist. Unter den Onagris interessiren besonders die Jusseuen mit den herrlichen Analysen der Frucht, woraus wesentliche Verschiedenheiten hervorgehen, als man dieser Gattung, in Verhältniß zu Oenothera, bisher zuschreiben pflegte. Im Ganzen sind 11 Arten aufgeführt, bey denen besonders Plumier berücksichtigt ist. Von den Denotheren ist nur rosea (rubra Cav.) bekannt; beyläufig noch einige Bemerkungen über die abweichende Bildung der O. dentata Lindl. (O. Chamissonis Link. Enum.) Der Charakter der Lopezia wird berichtet, und Lopez-

thymifolia Willd. Hb. R. et Schult zu *Fuchsia* gezogen, welche außerdem sehr vermehrt ist. Von den *Combretaceen* (*Myrobalaneae* Juss.) hat *Combretum* die meisten Zusätze und Berichtigungen erhalten. Die *Voasceen* zerfallen in zwey Gruppen: 1. in die *verae*, wo die Zahl der Staubfäden unbestimmt, und das Ovarium mit dem Kelche verwachsen ist *Loasa*, *Menzelia* und eine neue, in der Mitte dieser beiden stehenden Gattung, *Klaprothia* genannt Und 2 in die *Turneraceae*, mit einer unbestimmten Zahl Staubfäden und freyem Ovario, wohin, außer *Turnera*, die sonst zu den Giften gerechnete *Piriqueta* Aubl. (*Burcardia* Scop. Schreb) gehört. Auch die *Myrtaceen* (wo auf des Verf., uns nicht bekannt gewordene *Notices sur les genres Myrtus et Eugenia* des auteurs verwiesen wird) theilen sich in zwey Gruppen, die sich auf den Blüthenstand und dem Verhalten der Blätter gründen. Mit *Myrtus*, als Hauptgattung der ersten Abtheilung, hier vorzüglich reich ausgestattet, fallen, nach Herrn K., außer *Caryophyllus*, *Eugenia* L., *Jambolifera* L., *Greggia* und *Syzygium* Gaertn., als nicht wesentlich verschieden, zusammen. *Compomanesia* R. et Pav. bleibt getrennt und nähert sich mehr *Forster's* *Decaspermum*; von *Psidium* nur *pyriferum*, eine andere noch beschriebene und abgebildete Art, scheint, wie Hr. K. selbst glaubt, eher zu *Myrtus* zu gehören. Zu der zweyten Abtheilung der *Myrtaceen*, welche *Richard* *Lecythideae* nennt, werden gerechnet: *Lecythis* Linn., *Bertholletia* Humb. et Bonpl., und *Pirigara* Aubl. (*Gustavia* Linn. fil.). Die *Melastomeen* beschränken sich, wie in der bekannten von *Humboldt* und *Bonpland* herausgegebenen *Monographie* dieser Familie, auf *Melastoma* und *Rhexia*, welche beide genauer charakterisirt und in zweckmäßige Abtheilungen gebracht sind (*Dav. Donn's*

Abhandlung von den Melastomeen, deren in dem Edind. Philos. Journ. n. 12. 1823 Erwähnung geschieht, hatte der Verf. noch nicht Gelegenheit zu vergleichen). Unter den Salicarien wird *Nesaea* Comm. als eigene Gattung bestätigt, *Adenaria* Humb. et Bonpl. sehr gut von *Grislea* unterschieden und *Cuphea* mit vielen, bisher unbekanntem Arten bereichert.

Den Rosaceen liegt im Allgemeinen *Fu-fieu's* Eintheilung zum Grunde. Die Pomaceen, welche die erste Gruppe dieser großen Pflanzenfamilie bilden, enthalten nach *Lindley's* Bearbeitung: *Osteomeles*, *Mespilus* und *Cotoneaster*. 2. *Potentillaceen*, mit *Potentilla*, aus *Nestler's* Monographie bekannt; *Fragaria*, und zwar *vesca*, ganz mit der europäischen übereinkommend; und einigen *Rubis*, unter denen *floribundus* viel Ähnlichkeit mit *fruticosus* hat. 3. Die eigentlichen Rosen begreifen nur die einzige, von *Redouté* bereits bekannt gemachte, *Rosa Montezumae* in sich, welche auf den Mexikanischen Anden, in Eichenwäldern, in einer Höhe von 1460 Fuß vorkommt. 4. *Sanguisorbeen*. Höchst merkwürdig ist hier *Alchemilla nivalis*, fast vom Ansehen einer *Hippuris*! Außerdem gehören zu dieser Abtheilung: *Polylepis* R. et Pav., nach *Hr. K.* nicht hinlänglich von *Margyricarpus* verschieden; *Ancistrum* und *Acaena*, bisher vereinigt, aber nach den angegebenen Merkmalen recht wohl zu unterscheiden; und *Cercocarpus*, als neue, etwas abweichende Gattung, welche der Frucht nach sehr nahe an *Dryas* grenzt. 5. *Spiraeaceen*, mit *Spiraea* (einer neuen Art, nebst Bemerkungen über die etwas abweichende Bildung der Fructificationstheile mehrerer europäischer Arten), der noch wenig bekannten *Kageneckia* R. et Pav., *Vauquelinia* Humb. et Bonpl. und *Lindleya*, einer neuen, sehr ausgezeichneten Gattung (*Suriana* soll,

wie beyläufig bemerkt wird, den Geraniaceen näher verwandt seyn). Endlich 6. Amygdaleae, unter welchen *Prunus salicifolia* und *Amygdalus microphylla* als neu beschrieben und abgebildet sind. Die von Jusieu zu dieser letztern Gruppe gerechnete Gattung *Chrysobalanus*, nebst der den Procten bisher zugezählten *Hirtella*, hat der Verf., nach Brown (*Observat. on the Herbar. of the Cong.* p. 14.), als eine besondere Familie unter dem Namen *Chrysobalaneae* aufgeführt, ob ihm gleich diese Absonderung nicht sehr nothwendig deucht; doch scheinen dem R. die, nicht nur diesen sondern auch den übrigen hierher gehörigen Gattungen, eigenthümliche Anheftung des Griffels und die aufrechte Stellung der Ovula und des Embryo, welchen sich meistens unregelmäßige Blumen oder doch wenigstens ein abweichendes Aeußere hinzugesellen, keine so ganz zu übersehende Merkmale zu seyn. — Wir bedauern, von den noch folgenden Leguminosae, wegen Mangel des letzten, dieser Familie vorzüglich gewidmeten, Heftes unsern Lesern keine Rechenschaft geben zu können.

Als eine willkommene, sehr schätzbare Zugabe betrachten wir:

Synopsis Plantarum, quas in itinere ad plagam aequinoctialem Orbis novi, collegerunt Al. de Humboldt et Am. Bonpland. Auctore Carolo Sigism. Kunth, Prof. Regio; Acad. Berol., Instit. Gall., Societ. Philom. et Hist. nat. Paris. Parisiis, T. I. 1822. IV und 491. T. II. 1823. 526 S. T. III. 1824. 496 S. in 8. — nicht so wohl, weil durch sie nun auch minder Begüterten die Benutzung der *Nova Genera* erleichtert ist, als auch besonders wegen der in ihr enthaltenen Zusätze und Berichtigungen zu jenem Werke. Gleich der erste Theil gibt hiervon einen Beweis durch die den *Agamis* hinzugesetzten, in den *Nov. Generib.* fehlenden

Algae, Fungi, Lichenes, Hepaticae und Musci. Von diesen Familien hat Agardt die Algen; Hooker die übrigen bearbeitet; doch sind auch hier, wie in dem ganzen Werke, nur die generellen und speciellen Charaktere, die Synonyme, nebst dem Standorte ausgehoben, und nur beyläufig einige Bemerkungen angehängt. Unter den nicht sehr zahlreichen, nach Persoon's Synopsis aufgezählten, Fungis finden sich gleichwohl einige neue Arten, besonders aus der Gattung Boletus; ebenso unter den Lichenen, welchen Acharius's Lichenographia universal. zum Grunde liegt. Desto reichhaltiger erscheinen die Musci, von denen, so wie von dem Hepaticis, der frühern von Humboldt getroffenen Einrichtung zufolge, bereits in Hooker's "Muscis Exoticis" viele der neuen umständlich beschrieben und abgebildet sind. Mehrere der hier vorkommenden Kryptogamen, besonders der letztgenannten Familie, bestätigen die Behauptung Humboldt's, daß die Verbreitung dieser Gewächse nicht von denselben Gesetzen abhängig ist, denen die Phanerogamen, vorzüglich die dicotyledonischen, unterworfen sind. — Auch unter den Mono- und Dicotyledonen haben mehrere Familien eine genauere Bestimmung erhalten, wie z. B. die Piperaceen, Aroideen und die Gruppe der Bambuseen unter den Gräsern. Bey Cinchona und vielen andern ist die Synonymie berichtigt, oder es sind, was besonders von den ersten Theilen der Nova Genera gilt, die dem Verfasser später bekannt gewordenen Synonyme aus Roem. et Schult. Syst. Veget. u. a. nachgetragen. Eine besondere Erwähnung verdient noch, die Versetzung einiger Familien. So stehen die Fluviales, welche in den Nov. Gener. nach den Orchideen folgen, hier ohne Zweifel besser bey den Euphinen; die Cyperaceen passender vor den Gräsern, eben so die Simarubeen vor den Scleraceen.

Die Compositae sind besser zwischen die Campanulaceen und Valerianeen gesetzt. Außerdem ist die in den Nov. Gener. und dem 2ten Thl. der Synopsis den Ericaceen zugezählte Escallonia, im 3ten Thl. der Synops., nach Brown, als eine besondere Familie (Escalloneae), neben den Saxifrageen aufgeführt.

Der dritte Theil dieser Synopsis, welcher mit den Chrysobalaneen endigt, hat, wie die beiden ersten, ein besonderes Register über die in denselben vorkommenden Familien und Gattungen. Mit dem vierten, noch zu erwartenden, Theile erhalten wir ohne Zweifel ein allgemeines Register über beide Werke, welches den Gebrauch derselben sehr erleichtern würde. Schrd.

Neustadt a. d. S.

Von J. K. G. Wagner 1824: Preußen und Baiern im Concordate mit Rom, im Lichte des 16ten Artikels der deutschen Bundesacte, und nach den Grundsätzen der heiligen Allianz dargestellt von Alexander Müller, Großh. Sächs. Weimarischem Regierungsrathe. 346 S. in 8.

Mit dem 16ten Artikel der D. B. U. beginnt in der Geschichte des Deutschen Kirchenstaatsrechtes eine neue Periode; indem durch denselben nicht bloß Gleichstellung der christlichen Religionsparteien im Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründet, sondern auch in Gemäßheit desselben der Begriff einer herrschenden und bloß geduldeten Kirche aufgehoben worden ist. (S. z. B. die K. Hannövr. Interpret. d. 16. Art. d. B. U. vom vorigen Jahre.) An denselben schließt sich die Acte der heiligen Allianz an, da durch diese der Confessionsunterschied im Europäischen Völkerrecht so aufgehoben werden sollte, wie durch den Art. 16. im D. Staatsrecht. Wenn

nun aber in Deutschland, namentlich die katholische Kirche in protestantischen Staaten, gleiche Rechte mit der protestantischen Kirche genießen soll, so wird doch keiner behaupten wollen, daß sie jetzt in demselben Verhältniß zum Regenten stehe, wie diese; da ihm nur über diese zugleich ein *jus dioecesanum* zusteht, hingegen über die katholische Kirche bloß das *jus majestaticum circa sacra*. Wäre dieses nicht der Fall, so hätte die katholische Kirche nicht Freyheit, sondern Knechtschaft erlangt, und auch die Rechte verloren, die ihr durch den Westphälischen Frieden und die Bestimmungen über das Normaljahr zugesichert waren. Dieß haben auch unsere ersten Deutschen Regierungen bereitwillig anerkannt, und selbst mit großen Anstrengungen und Aufopferungen ihren katholischen Unterthanen eine Kirchenverfassung zu verschaffen gesucht, wie sie der Religionsglaube derselben verlangt, und der 16te Artikel der B. U. stillschweigend verhiess. — Mit allem diesem sind nun aber diejenigen natürlich nicht zufrieden, die jeder Kirchengewalt, besonders aber der katholischen, ohne weiteres feind sind. Einige haben auch, wie sie meinen, einen höchst glücklichen Ausweg gefunden, auf dem die Regierungen, trotz des 16ten Art. der B. U. und selbst aller bereits abgeschlossener Concordate mit Rom, zu einer Gewalt über die katholische Kirche in ihren Staaten gelangen können, wie sie selbst das alte *jus dioecesanum* den protestantischen Landesherrn über die protestantische Kirche nicht einräumt. Höchst kug und listig gehen sie von der Anpreisung der unendlich hohen und göttlichen Bedeutung jeder Staatsgewalt aus, verweisen auf die Erklärungen der heiligen Allianz, nach denen die Fürsten Abgeordnete Christi seyn, und wollen hieraus nun darthun, daß nur der Fürst das rechtmäßige Haupt jeder Kirche seines Landes sey, nur Er die Gewissensfreyheit zu

beschränken, und die geistige Leitung seiner Katholischen und protestantischen Unterthanen zu besorgen habe. Wie gefährlich solche Männer mit solchen Theorien für jeden rechtlichen Fürsten, und für jeden wahren Protestanten und Katholiken sind, fällt in die Augen. — Eine kurze Darlegung des wesentlichen Inhaltes der vorliegenden Schrift wird nun zur Genüge zeigen, daß der Hr. W. leider vor allen zu diesen Leuten gehört, und füglich als Repräsentant derselben gelten kann. Außerdem hat derselbe noch ein besonderes Interesse in dieser Angelegenheit dadurch, daß er Katholik seyn will, und nach S. 15 eine Mitwirkung bey der Oberaufsicht über die katholische Kirche im Weimarschen zu haben, und in dem bekannten Streite der Weimarischen Regierung mit der kathol. Geistlichkeit und dem Generalvicariate zu Fulda (dessen Hauptacten in der allg. Kirchenzeit., 1824. N. 139. 140) theilhaftig zu seyn scheint. —

Der W. legt nun zuvörderst darauf großes Gewicht, daß er selbst Katholik sey, unstreitig in der Voraussetzung, daß, wenn Er, ein Katholik, von seiner Kirche solche Ansichten zu hegen und auszusprechen wage, eine protestantische Regierung noch vielmehr zur Hegung und Durchführung derselben befugt sey. Allein er vergißt, daß die Deutschen Mächte, die den Katholiken obige Rechte zusicherten, den bekannten Begriff von Katholicismus und katholischer Kirchenverfassung vor Augen hatten, und sich nicht das Recht einer willkürlichen Begriffsbestimmung vorbehielten. Wie wenig aber dieß Glaubensbekenntniß des W., abgesehen von seiner sonstigen Richtigkeit oder Unrichtigkeit, katholisch genannt werden kann, zeigen folgende Hauptsätze: Auch die katholische Kirche muß die Gewissensfreiheit ihrer einzelnen Mitglieder anerkennen, darf nicht Glauben an das Symbol for-

bern, muß jedem Einzelnen Selbstdeutung des Bekenntnisses nach seiner Ansicht erlauben, d. i. nach dem ihm scheinenden Lichte der Vernunft. (S. VI. S. 14). Das Traditionsprincip, das, sich beschränkend auf ein in abergläubischen und unwissenden Zeiten begründetes und abgeschlossenes System, jede andere davon abweichende Ansicht als etwas Ketzerisches und Verdammliches darstellt, das wie die Macht der Unterwelt sich immer gleich bleibt, ist durchaus verdammlich. (S. VI. VII.) (Der Bibel geschieht nirgends Erwähnung). Ein Primat des Papstes (selbst von den Episcopalen nie geläugnet) ist nirgends begründet, da nicht einmal Petrus einen Vorrang von Jesus erhielt (S. 20). — Nach dieser Beurkundung seines Katholicismus legt nun der P. das Bekenntniß ab: "Der Fürst, wie er das politische Oberhaupt ist, ist auch nothwendig das geistliche und religiöse Oberhaupt des Staates" (S. 25). Statt alles Beweises der Satz: "Wer ihn dafür nicht anerkennen will, der verkennt, daß die Autorität des Fürsten ein Ausfluß der primitiven Offenbarung ist, daß der Fürst zufolge des Princip's seiner Einsetzung der Ordner und das Haupt aller Offenbarung ist, um sie dem Grundprincipe aller Gesellschaften unterzuordnen. Der Fürst vereinigt sich in dem Innern seiner Autorität, und beschützt selbst den religiösen Irrthum, weil Gott ihn nicht verdammt!" (S. 25). Glaubt man nicht einen Persischen Lobredner seines Schachs, oder einen Römischen Anbeter seines Augustus zu hören, und doch, wie weit übertrifft dieser Deutsche alle seine Vorgänger! Nur Schade, daß unsere Fürsten einen solchen Sänger nicht zu würdigen wissen! — Die neue geistliche und religiöse Herrschaft un-

ferer Fürsten soll aber auch kein leerer Name seyn. Denn gar sehr protestirt der B. gegen Verwechslung seiner mit jenen Halbkatholiken, den Verfechtern einer fanatischen Geistesfreyheit. Das Recht sich keine fremde Meinung als Autorität aufdringen zu lassen (S. 14), nimmt der B. nur gegen die katholische Kirchengewalt in Anspruch; denn übrigens ist er überzeugt (S. 21): "daß die Menschen im Geistigen, wie im Weltlichen nie aller höhern Autorität weder entbehren, noch entweichen können, daß eine Art von geistiger Leistung wünschenswerth, und nothwendig sogar sey". Daher heißt es auch (S. 133) von Baiern: "die Staatsgewalt hätte eben so wenig dem protestantischen Consistorium, als der katholischen Hierarchie nachgeben, vielmehr den Zügel für beide mit starker Faust festhalten sollen". An dieser neuen geistigen Leistung wird denn natürlich auch der Verf. als Staatsbeamter, als Hauptvertheidiger dieses s. g. volkkirchlichen Systems (S. VIII.), und als Besizer der so nöthigen starken und geübten Faust seinen bescheidenen Antheil erwarten dürfen, und getroffen wirft er daher (S. 15) die Frage auf: "Ob demjenigen, der so denkt und fühlt, in einem protestantischen Staate ein Vorwurf gemacht werden könne; ob er deswegen von der Mitwirkung bey der Oberaufsicht über das katholische Kirchenwesen in ebendemselben Staate entfernt werden müsse." — Im vollen Vertrauen auf die Anerkennung seines Systems und seiner Person geht nun der Verf. zur Beurtheilung der beiden ihm im Wege stehenden Concordate Baierns und Preußens über, in der Voraussetzung, daß die anderweitig versuchten Concordate nicht zu Stande kommen würden. Daß er sich darin täuschte, hat die Erfahrung gelehrt. Sein Hauptgrundsatz in dieser Materie ist: alle Concordate mit Rom sind ungültig

und wichtig, und zwar 1. weil dem Pabste die Legitimation zur Sache fehlt, da sein Primat ein Unding ist; 2. weil selbst die heilige Allianz auch den Laien ein unveräußerliches Recht der Freyheit gegen die vormundtschaftliche Hierarchie einräumt, und deshalb kein Concordat in Glaubenssachen (!) ohne Zustimmung der Laien etwas verfügen kann. Hätte es dem B. doch gefallen, letztern Satz aus den Urkunden der heiligen Allianz zu deduciren, und weiter nachzuweisen, wie die heilige Allianz zunächst gegen die katholische Kirche gerichtet sey, und diese bereits völkerrechtlich für aufgehoben erklärt habe! — Nur gegen umfassende Versprechungen des Pabstes, z. B. daß er nie mehr von der Einheit der katholischen Kirche reden wolle (!), gestattet der B. Concordate als Nothbehelf Schade, daß der hochselige Kaiser Napoleon sich dieses Rathgebers nicht bedient hat! — Daß nun nach dem Verf. das Bairische Concordat ganz und gar verfehlt sey, bedarf wohl keiner Erinnerung. Nur die grellsten Fehler will er rügen, z. B. daß dem Pabste das Bestätigungsrecht der ernannten Erzbischöfe und Bischöfe überlassen sey, daß der König nicht auf die Besetzung sämmtlicher Pfarren gedrungen habe, daß den Bischöfen die freye Verwaltung der Dotationsgüter überlassen werden solle, daß die Kirche neue Besitzungen erwerben dürfe, daß der Verkehr mit dem heiligen Stuhle in geistlichen und kirchlichen Angelegenheiten frey gegeben sey. — Was aber Preußen betrifft, so vernehmen wir hier auffallend weniger Tadel, ungeachtet hier ein freyer evangelischer Fürst handelt, und ungeachtet die gegenwärtige von den katholischen Behörden selbst gepriesene Lage der katholischen Kirche im Preußischen dem Anscheine nach den Verfasser mit Unmuth erfüllen mußte. Getadelt wird nur das päpstliche Bestätigungs-Recht nebst vorbehaltener Untersuchung der Tüchtigkeit, die Wiederbe-

lebung der Domcapitel, die Möglichkeit einer künftigen Ausstattung der Weislichkeit in liegenden Gründen, die Verabredung über Annaten und Palliengelder. — Im Anhang findet sich außer anderem ein Abdruck der Acte der heiligen Allianz und der Wächner Declaration. — Schließlich erinnert Recens., daß noch den Stürmen der Vergangenheit Sicherung des Rechtszustandes noch immer vor allem Noth thut, und daß es den Juristen obliegt, im Einverständnis mit den Bestrebungen unsrer weisen und väterlichen Regierungen, jedem ernst zu begegnen, der mit Verachtung alles bestehenden Rechtes neuen philosophischen oder politischen Ideen Eingang zu verschaffen, und, unter dem Scheine des Rechts, der Willkühr eine neue verderbliche Herrschaft zu bereiten sucht. Möchten die katholischen und protestantischen Juristen Deutschlands nicht nur die Lage der entgegenstehenden Confessionsverwandten gerecht beurtheilen, sondern auch, in treuer Liebe, für Recht und Gerechtigkeit, und für Fürsten und Vaterland fest vereinigt, die Staats- und Rechtsumwälzer in jeder Verkappung erkennen und entlarven, und ihre Bemühungen zu Schanden machen! —

Ⓔ — 3.

St. Petersburg.

Aus der Kaiserl. Buchdruckerey: Supplément à l'histoire générale des Huns, des Turks et des Mogols, contenant un abrégé de l'histoire de la domination des Uzbèks dans la Grande Bukharie, depuis leur établissement dans ce pays jusqu'à l'an 1709, et une continuation de l'histoire de Kharézm, depuis la mort d'Abulghazi - khan jusqu'à la même époque; par M. Joseph Senkowsky, professeur ordinaire de langues et de littératures Orientales etc. 1824. 4. 152 S. und 24 S. persischer Text.

Die große Bucharey, ein Reich nicht geringen Umfangs, dessen Herrscher sich den Titel Chalifen geben und die Rechtmäßigkeit der osmanischen Sultane nicht anerkennen, welches früher das Vaterland einer Menge berühmter Gelehrten war, und noch jetzt alle Theile der islamischen Gelehrsamkeit schützt und pflegt, ist den Europäern seit langer Zeit nicht so bekannt geworden, als sie es verdiente. Welche Schicksale dieses Land seit der Vertreibung der Timuriden und dem Anfange der durch Scheibani begründeten Usbekenherrschaft erfahren habe, konnte man nur unvollkommen und zum Theil auch unrichtig aus einigen Nachrichten bey D'Herbelot, in Deguignes Geschichte der Hunnen und den Erzählungen des Abul-ghazi errathen; auch die vielfachen Berührungen dieses Reichs mit dem benachbarten Persien und unter Aurengzeb mit dem Reiche des Großmogul warfen einiges Licht auf jene Geschichte: aber an einer besondern Geschichte desselben nach inländischen Quellen fehlte es bisher ganz. Man wird daher die Arbeit des Verf., welche diesem Mangel abzuhelfen begonnen hat, willkommen heißen; sie berichtigt und ergänzt die frühern Nachrichten aus einer guten Quelle und leitet die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher auch auf jenen Theil von Asien. Zum Grunde liegt ein durch den jetzigen Herrscher der Bucharey Emir (Mir) Haider an Hrn. v Meyendorff gekommenes und von diesem Reisenden nach Rußland gebrachtes Manuscript, welches in persischer Sprache die Geschichte des Reichs bis auf den Anfang des letzten Jahrhunderts herabführt. Dem Verfasser dieses Werkes Muhammed Tuffuf gestattete das Amt eines fürstlichen Secretair (Munshi) die freye Benützung der Archive. In der Ordnung und dem Umfange seines Buchs erkennt man die gewohnte Weise der Historiker des Orients: die Zeit, welche ihm am nächsten liegt, beschreibt er un-

gleichmäßig weitläufig und ohne viel Ausbeute für die Geschichte; doch gebührt ihm das Lob der Treue und Genauigkeit. Nachdem er den Leser in einer Vorrede durch die Genealogie des Dschinkischan und seiner Nachfolger auf das Folgende vorbereitet hat, fängt er im ersten Buche die Geschichte des Reichs von dem Stifter einer neuen Dynastie Scheibani an. Seine Nachfolger regierten von 1505 bis 1599; die Chane sind Dbeidallah I., Abdulaziz I., Schach-Burhan, Iskenderchan, Abdullahchan, Abdulmumen. Alle werden kurz erwähnt; nur von dem berühmtesten dieser Familie Abdullahchan findet man ausführliche Berichte. Weit größeren Umfangs ist der zweyte Theil, welcher die Schicksale der Dynastie der Batu-chaniden von Din-mammed 1600 bis auf den zur Zeit des Vf. herrschenden Dbeidallah II. erzählt. Bisweilen sind hier auch Actenstücke mitgetheilt, obgleich das Schreiben von Ahmed Cäsar von Rom (osmanischen Sultan nach der Benennung jener Völker) entweder von dem Abschreiber oder von dem Vf. verfälscht zu seyn scheint. Ueberall nimmt der Vf. mehr Rücksicht auf Belkh, seine Vaterstadt, als auf Bochara. Der dritte Theil setzt dem jungen Mukimchan, dem Atalek oder Statthalter von Belkh, an dessen Hofe der Vf. lebte, ein Ehrendenkmal; an historischen Daten ist aber dieser Theil der ärmste. Das ganze Werk, vorzüglich die beiden ersten Theile, hat H. Senkowsky im Auszuge übersetzt S. 1—72; der dritte panegyrische Theil ist im persischen Original hinzugefügt. Einige Anmerkungen S. 73—121. schlichten manchen chronologischen Streit, oder führen das in dem Auszuge kurz Angedeutete weiter aus. Die geographischen Namen, welche in dem Werke vorkommen, werden in einem besondern Anhang S. 122—127. erläutert; zuletzt noch S. 127—132. Nachträge aus dem bis jetzt ungedruckten Reisebericht des H. von Meyendorff.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

27. Stück.

Den 14. Februar 1825.

B e r l i n.

Impensis Georg. Andr. Reimeri: Gaji Institutionum Commentarii IV. E codice rescripto Bibliothecae Capitularis Veronensis a Frid. Bluhmio iterum collato secundum edidit Io. Frid. Lud. Goeschen. Accedit Fragmentum veteris Jurisconsulti de Iure Fisci ex aliis ejusdem Bibliothecae membranis transcriptum. 1824. LXXX, vier unbezeichnete, und 524 Seiten gr. Octav.

Die von dem Herausgeber im Auftrage der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin veranstaltete erste Ausgabe der Institutionen des Gajus vom J. 1820 (s. diese Blätter J. 1821. S. 2009) war kaum erschienen, als sie auch schon vergriffen war. So dringend indessen alsbald eine neue Ausgabe gewünscht wurde, so glaubte der Herausgeber doch, die Resultate der damals von Herrn Professor Bluhme nur erst beabsichtigten abermahligen Vergleichung des Codex Veronensis abwarten zu müssen. Herr Professor Bluhme hat

seitdem sein Vorhaben ausgeführt, und zwar auf eine Weise, wie es von einem so ausgezeichneten Manne zu erwarten stand. Im Frühjahr 1823 gelangte der Herausgeber zu dem vollständigen Besitze der die Bluhmische Vergleichung enthaltenden Papiere. Allein, obwohl er sich nun sofort zu deren Benützung anschickte, so ward er doch durch anderweitige unaufschiebbare Geschäfte in der Ausarbeitung der neuen Ausgabe vielfältig unterbrochen. Die große Schwierigkeit des ganz nach Art der ersten Ausgabe eingerichteten Druckes kam dazu. So ist es geschehen, daß die Beendigung der neuen Ausgabe sich bis vor Kurzem verzögert hat. Daß sie mit Recht eine vermehrte und verbesserte Ausgabe genannt werden könne, wird schon eine flüchtige Ansicht derselben zeigen. Die wichtigsten Bereicherungen und Berichtigungen verdankt sie den Bemühungen des Herrn Prof. Bluhme. Aber auch die kritischen Bemerkungen anderer Gelehrten sind ihr, wie der Herausgeber dankbar anerkennt, zu Statten gekommen. Was er selbst dabey geleistet, ist dasjenige, womit er am Wenigsten Ursache hat zufrieden zu seyn. Vielleicht gelingt es ihm in der Folge, bey freyerer Muße, Andern und sich selbst mehr zu genügen. Das Fragmentum de Iure Fisci ist abermahlß mit abgedruckt. Dagegen sind die Proben aus der Veronesischen Handschrift des Justinianischen Codex weggelassen, da zu hoffen steht, daß wir mit dieser Handschrift auf anderm Wege vollständig werden bekannt gemacht werden. Die Indices siglarum, welche in der ersten Ausgabe dem Texte vorangingen, finden sich in der gegenwärtigen am Ende des Werkes. Den Abdrücken auf besserem Papiere sind auch dieß Mal, wie bey der ersten Ausgabe, die aus dieser bekannten Kupfertafeln beygefügt.

G ö s c h e n.

G ö t t i n g e n.

Historische Werke von A. H. E. Heeren, Hofrath und Prof. der Geschichte. Th. X; XVI u. 520 S. Th. XI. 422 S. Th. XII. XVI u. 414 S. 1824. Auch unter dem Titel: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt; Erster Theil; erste Abtheilung: Einleitung. Perser. Zweyte Abtheilung: Phönicier, Babylonier, Scythen; Dritte Abtheilung: Inder. Vierte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Wir haben von dieser Sammlung der historischen Schriften des Verf. (wozu sich die Röwersche und Ruprechtsche Buchhandlung bekanntlich vereinigt haben,) schon nach Vollendung der ersten Hälfte in neun Theilen Nachricht gegeben. (S. gel. A. 1823. St. 66.). Die Leser werden sich daraus erinnern, daß jene ersten neun Theile die sämmtlichen übrigen historischen Schriften des Verf. durchgehends verbessert und vermehrt, enthalten. Für die zweyte Hälfte der Sammlung blieb dieß größere Werk bestimmt; (das unter dem obigen speciellen Titel auch besonders verkauft wird;) von welchem hier in den drey ersten Bänden die Asiatischen Völker enthalten sind. Die äußere Einrichtung ist dieselbe geblieben; außer daß die Inder jetzt eine eigene Abtheilung oder Band ausmachen; und die kleinere Schrift es möglich gemacht hat, daß ungeachtet der vielen Zusätze, die mehr als ein Viertel des Ganzen ausmachen, die Bogenzahl doch fast dieselbe geblieben ist. Seit den zehn Jahren, wo die dritte Auflage erschien, ist durch die Reisen so vieler kühnen Entdecker über Asien, und fast noch mehr über Africa, ein so viel helleres Licht verbreitet worden, daß der Verf. schon

darin, und nicht weniger in den Forschungen so mancher würdigen Gelehrten, unter denen er nur einen Rhode, Gesenius und von Hamman nennen will, den reichlichsten Stoff zu einer neuen Ausgabe fand. Und warum sollte er nicht seine Freude darüber ausdrücken dürfen, daß unter den vielen Entdeckungstreifen, vom Ganges bis zum Niger, und vom Nil bis zum Ural nicht leicht Eine gewesen ist, die seine frühern Angaben nicht bestätigt, und das was er oft nur als Wahrscheinlichkeit gegeben hatte, zur Gewißheit gebracht hätte? Von Persien trat durch Kinneir, Dufelen, vor Allen aber den trefflichen Ker Porter das westliche, durch Elphinston und Pottinger das östliche aus seinem Dunkel hervor; deren Nachrichten man fast auf jeder Seite benutzt finden wird. Nach Ker Porter ist die Untersuchung über Persepolis, so wie in dem folgenden Bande die über Babylon, dessen Local durch ihn und Rich uns erst deutlich ward, angestellt; und ihrem Umfange nach verdoppelt worden. In dem zweyten Bande sind bey Phöniciern die Reisen eines Burkard Bankes u. a. bey Babylonien außer den schon angeführten die Untersuchungen eines Grotendorf u. a. benutzt worden. Bey den Scythen haben die Forschungen eines Lehrberg v. Köhler u. a. ein neues Licht angezündet, durch welches der Hauptsitz und der Gang des ältesten Pelzhandels mit Gewißheit, des ältesten Seidenhandels mit Wahrscheinlichkeit, nachgewiesen werden konnte. Außerdem hatte der Verf. für Mittelasien sich noch handschriftlicher Nachrichten zu erfreuen, die ihm aus Rußland gültig mitgetheilt worden. — Die Untersuchung über die Indier, welche jetzt einen ganzen Band ausfüllt, ist bloß auf die Sanskrit-Quellen gegründet. Der Verf. hat in der Vorrede von diesen eine litterarische Uebersicht gegeben; er

glaubt nicht, daß von den bisher in Europa bekannt gewordenen Werken dieser Litteratur ihm Eins von Wichtigkeit entgangen sey. Die von dem großen Kenner des Sanskrit, Hrn. Prof. Wopp in Berlin angefangene Ausgabe der Episoden des Mahabârata konnte er zwar noch nicht benutzen. Indes besaß er das wichtigste Stück, den Malus schon in der frühern Londner Ausgabe desselben Gelehrten. Auch will er hier bemerken, daß das nur aus Citaten Seite 215. angeführte Drama: Prabadh Chandro - Daya, or the moon of Intellect, vom D. Taylor übersetzt, ihm nachher zu Händen gekommen ist; welches allerdings eine eigene Gattung des Indischen Dramas, das Allegorisch - Moralische bildet; indem in demselben nur solche Wesen, wie die Vernunft, die Religion, die Wissenschaft, die Selbstbeherrschung, und ihnen gegen über der Unglaube, die Leidenschaft, die Habsucht, und ähnliche auftreten. Am bestimmtesten hat sich der Verf. darüber erklärt, was er in dem ersten und ausführlichsten Abschnitt dieses Theils: Kritische Ansicht der Indischen Alterthumskunde geben wollte. Nämlich eine Critische Würdigung der Quellen, der Monumente Indiens sowohl - als der Werke der Sanscrit - Litteratur, so weit wir sie bisher kennen; keinesweges aber eine Indische Religionslehre, Philosophie, oder Mythologie; und am wenigsten eine Vergleichung von dieser und der Mythologie anderer Völker. Seine Absicht war also die Vorkenntnisse zu geben, welche außer der Sprache diejenigen, die sich mit Sanscrit - Litteratur, deren wahren Werth der Verf. zu würdigen versucht hat, beschäftigen wollen, nöthig haben; und dadurch eine Lücke auszufüllen, die, so viel er weiß, noch gänzlich unausgefüllt war.

Wenn diese Theile über Asien viele Bereicherungen erhalten haben, so darf der Verf. versichern,

daß die nächsten, bereits unter der Presse befindlichen, über Africa deren nach mehrere erhalten werden. Sein Werk jetzt nach drey und dreyßig Jahren, nachdem es in so oft wiederholten Ausgaben, Nachdrücken und Uebersetzungen in der Welt ist, gegen die leidenschaftlichen Angriffe vertheidigen zu wollen, die es so oft hat erfahren müssen, möchte zu spät seyn. "Kein Stein dürfe hier auf dem andern bleiben" schrieb schon vor zehn Jahren der Eine, dessen eignem Bau es seitdem nicht viel besser geht. "Er hasse alle Ideenmacherey, und traue keinen Ideen, selbst seinen eiganen nicht" hat kürzlich — sehr naif — ein anderer drucken lassen. Sind denn etwa Ideen einerley mit Phantasieen? Sind sie nicht Resultate von Forschungen, und als solche gegeben worden? Doch dieß nur zur Rechtfertigung des Titels, der gewählt ward um der Ummassung auszuweichen, als wolle der Verf. eine allgemeine Geschichte des Handels und der Politik liefern; wogegen er gleich anfangs protestirt hat. Sein Werk muß sich selbst vertheidigen, wenn es überhaupt der Vertheidigung werth ist. Zum Glück hat es jetzt andere Zeugen für sich erhalten, als bloße Citate. Die Monumente stehen da. Sie lassen sich freylich nicht in einem kritischen Paroxysmus weg disputiren.

Da wir die Uebersetzungen des Werks erwähnt haben, so mag eine kurze Notiz von diesen hier Platz finden; so weit der Verf. sie kennt. Eine Französische erschien in Paris schon bald nach der ersten sehr mangelhaften Ausgabe, daß man jetzt an eine neue vollständigere denke, ist dem Verf. gemeldet worden. Eine Holländische, des gesammten Werks nach dieser vierten Ausgabe, ist bereits unter der Presse. Sie ist von demselben Gelehrten, der schon früher die Untersuchung über Carthago, so wie die Handbücher des Verf.,

Über die Geschichte der Staaten des Alterthums, und des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien in dieser Sprache, zum Theil bereits in wiederholten Auflagen, herausgegeben hatte; Hr. D. Dorn-Seiffen in Utrecht. Endlich eine Englische Uebersetzung nach den einzelnen Bänden, von Hr. D. Bancroft in Northampton unweit Boston, hat im abgelaufenen Jahre in America angefangen zu erscheinen.

Paris.

ΠΑΠΠΟΥ ΣΤΝΑΓΩΓΑΙ, Pappi Alexandrini collectiones mathematicae; nunc primum recedit Hermannus Josephus Eisenmann in regia pont. et viar. schola mechan. Professor. Libri quinti pars altera. Bey Didot dem älteren. 1824. 56 S. Fol. mit in den Text gedruckten Figuren.

Von Pappus Werken sind bekanntlich nur einzelne Stücke im Griechischen Texte gedruckt. Seine Lemmata zu Apollonius Schriften, finden sich in den Ausgaben des Apollonius von Haller, in Cammerers Ausgabe der Schrift de tactionibus, und aus dieser in Haumann's Bearbeitung dieser Aufgabe des Apollonius. Ferner in Snellii Apollon Batav., so wie noch einige Lemmata in Meibomii dial. de proportion. Hafn. 1635 Auch von den Collectionibus sind, außer der vollständigen lateinischen Uebersetzung des Commandinus in drey Ausgaben Pisauri 1588, 1602 und Bonon. 1660, ebenfalls nur Fragmente vorhanden und zwar 1. aus dem zweyten Buche (prop. XV-XXVII.) von Wallis aus einer Savilianischen Handschrift erst besonders gr. et lat. cum Not. Oxon. 1688 und dann in seinen Opp. Tom. III. 2. Aus dem vierten Buche prop. XXV-XXXIX, aus einer Batis

conischen Handschrift mit einer sorgfältig gearbeiteten lateinischen Uebersetzung und mit einem bezichtigten Text von Joseph Torelli, in dessen *Geometricis Veron.* 1769. Endlich 3. aus dem dritten Buche der Anfang der Vorrede und die Inhaltsanzeige von Euklids *Datis in praefat. Dav. Gregorii ad Euclidem.* Oxon. 1703. Gegenwärtig kommt also nun das vierte Fragment aus dem fünften Buche und aus einer Handschrift der Pariser Bibliothek dazu, welches *solidarum figurarum comparationes* enthält. Das Ganze ist splendid gedruckt, wie man es aus Didot's Officin erwarten kann, und ist nur eine Probe, wodurch Hr. E. eine vollständige Ausgabe des griechischen Textes der *Collectiones* aus den Handschriften der Pariser Bibliothek ankündigt. Nicht nur die Wissenschaft, sondern vielleicht noch mehr die Geschichte derselben hat von dieser Ausgabe manche Ausbeute zu hoffen. Wie vieles anders im Texte der griechischen Mathematiker erscheinen mag, als in den bisher üblichen lateinischen Uebersetzungen derselben, hat die neue Ausgabe des Proclus von Hrn. Halma erst neulich bewiesen. Herr E. verspricht einen kritisch berichtigten Text und einen Commentar dazu zu liefern. Daß er mit hinlänglichen Vorkenntnissen dazu versehen ist, zeigt sein lateinischer Styl in der Vorrede und der Inhaltsanzeige:

D r u c k f e h l e r.

- S. 162. 3. 15. v. u. ließ "könnne" für "kann"
 — — 3. 14. v. u. ließ "nicht" für "woh!"
 — 164. 3. 4. v. u. l. "erhellen" für "erhalten"
 — 165. 3. 2. v. o. ließ. "Beharren" für "Be-
 tragen"
 — 167. 3. 10. v. u. fehlt nach "so viel" das Wort
 "Ruhm".

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1825.

G e n a .

Der Mysticismus des Mittelalters in seiner Entstehungsart dargestellt von Heinr. Schmid, Doct. der Philosophie, und Baccalaureus der Theologie zu Gena 1824. S. 504. in 8.

Dies Werk scheint uns sowohl um des Gegenstandes, der darin bearbeitet ist, als um seines Verfassers Willen eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen. Der letzte ist ein junger Gelehrter, der sich selbst damit in unser litterarisches Publikum einführt und zwar auf eine Art einführt, welche mehrfach dazu geeignet ist, das Auge der anerkannt würdigsten unter seinen Wortführern, auf ihn zu heften, denn er hat darin einen wissenschaftlichen Forschungsgeist und einen gelehrten Fleiß erprobt, von denen sich in dem historischen Felde der Wissenschaft nicht wenig erwarten läßt, und er hat den einen und den andern bey einem Gegenstand erprobt, der dem Fleiße und dem Scharfsinn gleich viel zu thun gibt, der noch selten gehörig behandelt worden ist, und der gerade jetzt zu

unserer Zeit, wo so viel von Mysticismus gesprochen und über Mysticismus geklagt wird, eine sorgfältige Behandlung am meisten bedarf.

Die sehr verständig angelegte innere Oekonomie des Werkes ist folgende. Zuerst suchte der Verf. in einer Einleitung S. 1-56. einen festen und klaren Begriff von dem Mysticismus überhaupt zu bilden, um von einem sichern Standpunkt aus die historische Masse, die ihm vorlag, mit desto festerer Hand sichten und ordnen zu können. Auf das Suchen dieses Begriffes glaubte er auf dem psychologisch-anthropologischen Wege ausgehen zu müssen, weil weder die etymologische, noch die logische, noch die historische Forschung zu etwas weiteren als zu einer bloßen Worterklärung führen könne, S. 5. und auf diesem von ihm gewählten Wege fand er nun, daß die wahre Quelle des Mysticismus in dem Kampfe liege, der in dem Menschen zwischen Verstand und Gefühl oder zwischen verständiger und idealer Ansicht, zwischen Wissen und Glauben, zwischen Idee und Symbol, oder zwischen Sache und Bild statt finde. Er entdeckte S. 6. daß bey dem Mysticismus immer ein Vorherrschen der Gefühlsreligion, oder nach S. 16 ein Ueberschreiten der inneren Schranken der Vernunft durch das Gefühl — ferner eine Vermischung von Wissen und Glauben und eine Verwechslung von Idee und Symbol, von Sache und Bild eintrete, und nachdem er S. 20. noch dazu entdeckt hatte, daß das Streben des Mysticismus in der Religion immer auf unmittelbare Vereinigung mit Gott, und zwar durch den Weg der Passivität gehe, so schien ihm durch diese Enthüllung seiner Quelle, seines Zieles und seiner Mittel das eigenthümliche und unterscheidende davon hinreichend fixirt zu seyn, und er fand es jetzt S. 25-28. leicht erklärlich, wie auch in der Philosophie, und in der Poesie und selbst in der Geschichte ein Mysticismus statt

finden könne. Davon ging er dann zu den allgemeinen Erscheinungen über S. 29:45. in denen sich der Mysticismus jetzt als theoretischer und jetzt als praktischer, als activer und passiver, als Gefühlsbestimmung, Begeisterung, Aufopferung, Andacht, als mystische Speculation, die so wohl vom Dualismus als vom Pantheismus ausging — in negativer Richtung, als Mönchthum, als Quietismus und als Nihilismus — jetzt contemplativ und jetzt nach außen gerichtet, jetzt mehr oder weniger unrein, und also auch seinem relativen Werthe nach mehrfach verschieden sich darstellte. Nun wird noch eine allgemeine Uebersicht der Geschichte des Mysticismus in der christlichen Kirche S. 46:56. gegeben, und aus dieser kömmt der Verf. in die besondere Geschichte des Mysticismus im Mittelalter hinein, dessen genauere und bestimmtere Darstellung er sich zunächst zum Ziel gesetzt hat. In dieser selbst markirt er aber wieder drey besondere Perioden, die sehr glücklich gewählt sind. Die erste Periode geht von Anfang des neunten Jahrhunderts oder von Johann Scotus Erigena bis in die Mitte des zwölften, also bis zu dem Zeitalter des heiligen Bernhard. Offen legt sich hier der pantheistische Mysticismus von Johann Scotus aber sehr merklich mit Scholasticismus vermischt dar, aber in diese Periode fällt auch der erste offene Angriff, den der Mysticismus gegen den Scholasticismus durch den Heiligen von Clairvaur und seine Anhänger unternahm. Außerhalb der Kirche zeigten sich hingegen darin auch schon die ersten Spuren von den verborgenen Bestrebungen einiger mystischen Secten gegen die kirchliche Hierarchie, die endlich unter dem Namen von Katharern als ihre erklärten Gegner öffentlich heraus traten. Die zweyte Periode füllt den Zeitraum von der Mitte des zwölften bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, oder von dem Anfang der Albigenser und Waldenser bis zu

der Unterdrückung der fanatischen Fratricellen, aus dem Orden des heil. Franziskus aus. Der Charakter dieser Periode ist bestimmteres Auftreten ganzer Parteyen und Gegenden gegen die katholische Kirche, dabey aber auch häufig wilder Fanatismus und schwärmerische Sectenwuth: auch ist dieß zugleich das Zeitalter der Wunder, Visionen, Offenbarungen und Weissagungen. Die dritte und letzte Periode zieht sich endlich von der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts — von dem Zeitalter Joh. Daulers — bis zu der Reformation hin. Sie zeichnet sich durch gemäßigtere, jedoch dabey zugleich planmäßigere und ernstere Versuche des Mysticismus gegen den Scholasticismus und die katholische Kirche aus. Die deutsche, das ist eben die mystische Theologie, erhebt sich darin mit neuer Kraft gegen die romanisch-scholastische, und ist jetzt auch glücklicher in ihrem Kampfe. Der Mysticismus wurde jetzt biblisch, practisch, eifriger im Streben nach Wahrheit, und so wurde es auch möglich, daß er der Reformation vorarbeiten, und sich mit ihr verbinden konnte. Von der Geschichte dieser drey Perioden ist indessen nur die erste in diesem Werke besonders bearbeitet und ausgeführt worden, und in der Vorrede läßt der Verf. nur hoffen, daß er auch auf die zweyte und dritte noch eine ähnliche Arbeit verwenden dürfte.

Auf diesen speciellen Theil der Geschichte möchte Rec. das Lob der scharfsinnigen Forschung und des gelehrten Fleißes zunächst angewandt haben, daß er zuerst im Allgemeinen aussprach. Je wichtiger die auch von dem Verf. S. 114. gemachte Wahrnehmung ist, daß sich der Mysticismus vom neunten und zwölften Jahrhundert in der Theologie noch sehr unbestimmt zeigte, desto verdienstlicher muß man die, durch einen wahrhaft glücklichen Erfolg nicht selten belohnte Bemühung finden, die er darauf verwandte, die Spuren davon aufzusuchen,

und bemerkbar zu machen. Das schwierige davon trat schon in einem hohen Grade bey dem Haupt-Theologen dieser Periode bey Johann Scotus ein, und trat eben deswegen bey ihm ein, weil er seinen Mysticismus wissenschaftlich zu begründen suchte. Scotus schöpfte aus Aristoteles und aus Plato zugleich. Er huldigte selbst den neuen Platonikern des zweyten Jahrhunderts. Er machte sogar den Pantheismus des älteren christlichen Haupt-Mystikers, des falschen Dionys, nach welchem alles Gott und Gott alles seyn sollte, zum Grundprincip seines Systems; aber er wollte zu gleicher Zeit die Vernunft als die einzige Quelle aller wahren Erkenntniß erkannt haben, und so wurde er zunächst nur durch eine verkehrte Anwendungsart von dieser zum Mystiker. S. 117-160. Leichter ließen sich nun die Spuren des noch mit Scholastik gemischten Mysticismus S. 178-184. auffpüren, wie sie sich bis auf die Zeiten des heil. Bernhard herab im Streite der Aristoteliker mit den Platonikern, der Realisten mit den Nominalisten und des Augustinismus mit dem Pelagianismus zeigten; aber weniger leicht war es wieder, den reinen Mysticismus in dem Systeme des heil. Bernhards aufzufassen, weil diesem alle Speculation ganz fremd war, und weil er sich doch auch, da er wirklich keine physische Vereinigung des Menschen mit Gott annehmen wollte, in manche Widersprüche verwickelte. Mit sichtbarer Vorliebe hat sich jedoch Hr. Sch. bey dem Heiligen von Clairvaur, der sie auch wahrhaftig verdient, S. 187-270. aufgehalten, mit gleichem Fleiße ist aber auch dasjenige ausgehoben, wodurch sich zwey andere ebenfalls höchst ehrenwerthe Männer dieses Zeitalters, Hugo und Richard von St. Victor, freylich nicht mehr als reine, sondern als scholastische Mystiker auszeichneten. Wir bedauern, daß ihm dasjenige entgangen zu seyn scheint, was Schlosser in seinem Vincenz von Beau-

vais über den Geist und über die Theologie dieser zwey Männer ausgeführt hat; sehr treffend und sehr glücklich hat er indessen bey Richard bemerkt, daß sich zwey Perioden in seinem wissenschaftlichen Leben wahrnehmen lassen, die eine, wo er von der Mystik zur Scholastik aufzusteigen strebte, und die andere, wo er von der letzten wieder zu der ersten zurückkam. S. 312. Eben so treffend ist auch die Bemerkung, daß die Scholastiker von unsern neueren Rationalisten darin abweichen, daß sie noch eine höhere Offenbarung annahmen, aber darin mit ihnen übereinkamen, daß sie behaupteten, ihre Lehren müßten sich doch auch der Vernunft erkennbar machen lassen, was auch allein, das Ziel ihres Strebens war. Der gelehrte historische Fleiß des Verf. wird hingegen vorzüglich durch dasjenige beurfundet, was er S. 487 = 504. über die mystischen Ketzer dieser Periode zusammengebracht hat.

Nun dürfen wir aber desto weniger verhehlen, daß uns Hr. Schm. bey dem ersten und freylich auch schwierigsten Theile seines Geschäfts weniger befriedigt hat. Wohl mußte vor allen andern der Begriff des Mysticismus genauer bestimmt werden, aber dabey, scheint uns, hätte doch zuerst auf dem Wege der etymologisch-historischen Forschung ausgemittelt werden sollen, was man sich zu jeder Zeit in der Theologie unter dem Mysticismus dachte oder denken wollte, und dann erst war es Zeit, in der psychischen Anthropologie die Erscheinungen aufzusuchen, die mit einem solchen Zustand immer verbunden sind, oder sich doch leicht verbinden können. Dabey würde der Verf. wohl auch darauf gekommen seyn, daß bey dem Mysticismus gewöhnlich ein Vorherrschen der Gefühls-Religion, oder ein Ueberschreiten der innern Schranken der Vernunft durch das Gefühl, eine Vermischung des Wissens mit dem Glauben, jene Verwechslung des

Symbols mit der Idee, und ein Streben nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott auf dem Wege der Passivität statt gefunden habe, wiewohl dieß Letzte unserer Meinung nach nur durch die Geschichte und in der Geschichte gefunden werden kann. Zugleich würde ihm aber das Bedürfniß fühlbarer geworden seyn, noch eine tiefere Forschung darüber anzustellen, ob und wie weit bey den Erscheinungen, welche jenen Zustand ankündigen, noch eine naturgemäße Thätigkeit unseres Geistes statt finde und wo sie naturgemäß und geregelt zu seyn aufhöre. Selbst die Philosophie, von welcher er ausging — die Friesische — hätte ihn, wie uns dünkt, zu diesem Punkt hinführen, und ihm einige Merkmale zur Schätzung des richtigen Maaßes und des Uebermaaßes angeben können, auf dessen sorgsame Bestimmung alles hier ankam; dadurch aber würde seine ganze Untersuchung eine andere, und zugleich leichter zu leitende Richtung bekommen haben, durch die er auch auf andere, psychologisch- und historisch = wahrere Resultate gekommen seyn würde. Er würde sich wenigstens nicht genöthigt gesehen haben, ohne weiteres alles in dem Christenthum, wobey eine Mischung von Wissen und Glauben eintreten muß, also alles historisch = positive, unter die Kategorie des unreinen Mysticismus zu bringen, und so würde er gewiß auch seiner Behauptung S. 47. eine andere Form gegeben haben, daß in dem reinen Ur-Christenthum gar nichts Mystisches war, sondern erst hineingetragen wurde. Doch in der Ansicht des Verf. ist dieß gewiß nicht so bedenklich als es aussieht und wir glauben noch dazu, daß er sich selbst zu einer Aenderung gedrungen fühlen, oder daß sich diese unmerklich bey ihm ändern wird, so bald nur einmal das Ganze der historischen Masse, die zu seiner Geschichte gehört, klar genug vor ihm liegt. Wir wünschen daher auch, daß er sich veranlaßt sehen möchte, die Geschichte des Mysticismus nicht nur noch durch diese Periode hindurch, sondern auch bis auf

unsere Zeit herabzuführen, denn das Sammeln des dazu erforderlichen historischen Stoffes ist doch immer die Vorarbeit, die am meisten kostet, und am nöthigsten gethan werden muß.

Braunschweig.

Bey Meyer: Ueber das Alter des Bauch- und Gebärmutter- Schnittes an Lebenden; ein Beytrag zur Geschichte der Geburtshülfe von Dr. Mansfeld, practischem Arzte und Geburtshelfer zu Braunschweig. 1824. VI u. 24 Seiten in 8.

Der Verf., vorthellhaft bekannt durch seine Abhandlung über die Leukopathie, gibt in dieser Schrift eine aus den ältesten Büchern der Juden geschöpfte Nachweisung, daß der Bauch- und Gebärmutterchnitt, wenn nicht noch früher, doch wenigstens schon im Anfange des 12. Jahrhunderts an Lebenden verrichtet wurde. Es finden sich nämlich im Thalmud weitläufige Abschnitte über die genannte Operation an Lebenden. In dem noch früher (140 Jahre nach E. G. ?) zusammengetragenen Mischnajoth enthält der 8te Abschnitt, wo die Operation unter dem Namen Wändeschnitt erwähnt wird, folgende wichtige Stelle: "Bey einer Zwillinggeburt könne weder das erste Kind, welches durch den Wändeschnitt zur Welt gebracht werde, noch das Nachberkommende, das Recht der Erstgeburt, weder beym Priesteramte noch beym Erben erhalten". Nicht weniger interessant ist die Stelle aus der Midra, einem dem Thalmud wirklich angehörenden Werke: "Nach dem Wändeschnitt braucht die Frau die Tage der Reinigung nicht zu halten." Aus den Worten des Maimonides: "eine Frau, die nicht auf natürlichem Wege gebären kann, wird auf der Seite geöffnet, und so von ihrer Frucht entbunden" schließt der Vf., daß der Schnitt in die sogenannte weiße Linie nicht wohl als die älteste Art, wie Oslander meinte, zu betrachten sey, sondern daß man den Seitenschnitt weit früher kannte. — Sowohl die Stellen aus dem Thalmud und aus der Midra, als auch die wichtigen mehrerer Commentatoren, des Bartenora, Josephus Jom Tom, Maimonides, und Salomo Jarbi, sind in Texte wörtlich übersetzt, und in den Noten in der Umschrift mitgetheilt. Nach der vorliegenden Probe muß man wünschen, daß der Vf. mit gleichem Eifer, und zwar in einem größern Umfange, diese, nur wenigen Ärzten zugänglichen und viel zu wenig beachteten Quellen, zur weiteren Aufhellung und Bereicherung der Geschichte der Medicin, benutzen möge. Einige Beachtung würde dann verdienen B. W. Gintzburger d. de Medicina ex Talmudicis, Gttg. 1743. 4. M . . r.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1825.

P a r i s.

Bey Merlin 1822: Examen et explication du zodiaque de Denderah, comparé au globe céleste antique d'Alexandrie conservé au palais Farnèse à Rome, et de quelques autres zodiaques égyptiens, avec figures, par l'Abbé Halma, Chanoine honoraire de la Métropole de Paris, et membre de l'Académie royale des Sciences de Prusse. Première partie. Zodiaques de Denderah. 117 S. in 8. mit 4 Kupfern. — Deuxième partie. Zodiaques d'Esné. 64 S. 8. mit 2 Kupfern u. 4 S. Résumé. — Troisième partie. Tableau du tombeau des Rois à Thèbes. 32 S. 8. mit 1 Kupfer. Supplément de l'examen et explication du Zodiaque de Denderah. 218 S. 8. mit einer chronologischen Tafel und einem Kupfer.

Als vor ungefähr 25 Jahren die ägyptischen Thierkreise zuerst von den Franzosen aufgefunden wurden, verglich man dieselben mit Dupuis bekannter Hypothese, und glaubte ganz unzweydeutig (d'une manière incontestable) beweisen zu können, que

la chronologie ordinaire, qui ne donne que

six mille ans à notre âge est fautive (Man vergleiche, Extrait de diverses lettres imprimées in Hrn. Paravey's nouvelles considérations sur le planisphère de Denderah. Paris 1822). Es fehlte wenig, daß man sie nicht für Werke der Urwelt erklärte, welche nicht bloß den Verwüstungen von Menschenhänden sondern der Natur selbst trotz geboten hätten. Nur wenige, wie Testa und Visconti stellten Gegen Gründe auf, andere zweifelten, wie Valande, ohne die Sache jedoch genauer zu untersuchen. Man wünschte mit Recht erst eine Gelegenheit zu einer genaueren Beurtheilung zu erhalten. Diese hat sich nun gefunden, und fast allgemein erkennt man das Unstatthafte der früheren Behauptungen, bey denen, wenigstens zum Theil, die Absicht zugleich zum Grunde liegen mochte, die Autorität des Bibel verdächtig zu machen. Auch darin hat die Denkweise eine andere Richtung genommen. Hr. Abbé Halma, der gelehrte Herausgeber des Ptolemäus tritt hier in seinen Untersuchungen, absichtlich, als der Vertheidiger von Moses auf. Die Schrift ist der Anlage und Ausführung nach offenbar für das größere Publicum bestimmt, einfach, deutlich und weitläufiger, als sie für den bloßen Astronomen zu seyn bedurft hätte, es wird erklärt, was die Präcession sey u. dgl., so daß nur die ersten Elemente der Astronomie erfordert werden, um das Buch zu verstehen. Ref. bedauert indessen, daß ein Mann, wie Hr. H., dem Christenthume die Philosophie entgegensezt, welche an dem Zwiespalte keinen Antheil hat. Diese Aeußerung in der Zueignung an die Herzogin von Angoulême muß offenbar keine günstige Meinung von den Wissenschaften hervorbringen und den Gegnern des freyen Forschens nur Waffen in die Hand geben. Die wahre Philosophie wird sich immer nur an die Geschichte halten. Untersuchungen also und Resultaten, wie sie Hr. H. hier dem Publicum

vorlegt, kann sie nie abgeneigt seyn. Hr. H. fängt mit der Bemerkung an, daß die ägyptischen Thierkreise so wenig das Alterthum ihrer Tempel beweisen könnten, als der Thierkreis an der Kathedrale zu Paris das Jahr der Erbauung der letzten. Beide wären bloß als Kalender zu betrachten zum Gebrauche des Publicums. Die Aegyptier wären ein fanatisches, düsteres, sinnliches (charnel) Volk, und der Hauptcharakter dieser Denkmäler zeigte mehr ihren Aberglauben und ihre Immoralität, als den Zustand des Himmels zur Zeit der Erbauung an. Die unverständlichen Hüllen ihrer Kenntnisse zeugten mehr von Unwissenheit, als von Klarheit der Begriffe. Seit dem man sie aus der Geschichte kenne, wären sie stets fremder Notmäßigkeit unterworfen gewesen, und an den Denkmälern, welche man jetzt von Aegypten bekannt mache, finde man l'indécence la plus honteuse réunie à toute l'horreur des sacrifices humains. Die frechen unsaubereren Bilder der alten Stadt Theben hätten wenigstens aus einer Sammlung, welche uns große und günstige Begriffe von der Moralität dieses berühmten Volkes beybringen soll, weggelassen werden müssen. Die Geometrie der Aegyptier habe bloß in Ausmessung der Felder nach den Nilüberschwemmungen bestanden, in der Medicin finde man nichts, als Empirie und Charlatanerie, in der Astronomie nichts als Prophezeungen aus den Aspecten. Nach Herodot sollen sie die Jahresgröße und die Eintheilung in zwölf Monate gefunden haben. Die wahre Länge desselben hätten sie aber nie gekannt. Ptolemäus, der Astronom, habe zwar unter ihnen gelebt, betrachte sie aber bloß als des astrologues menteurs, und führe keine einzige Beobachtung von ihnen an, weil er keine des Aufzeichnens würdige bey ihnen gefunden habe. Dieses wären die jetzt so hochgepriesenen Aegyptier, von welchen alle

menschliche Weisheit ausgegangen seyn sollte. Nach dieser Einleitung sucht nun Hr. H. darzuthun, daß, wenn man auch auf einem dieser Monumente den Solur der Sommer Sonnenwende im Anfange des Löwen finde, nach der Natur und dem Begriffe der Präcession doch daraus kein Zeitalter folge, welches über die Chronologie der Bibel hinausgehe, und daß die lange Lebensdauer der Patriarchen, welche die Bücher Moses annehmen, uns nicht berechtige die Welterschöpfung über unsre gewöhnliche Zeitrechnung hinauszurücken. Es sey also überflüssig und unnütz, daß Dupuis und Valande aus Denkmälern das hohe Alter der Welt (*antiquité illimitée*) beweisen wollten, aus welchen gerade das Gegentheil folge, nämlich aus den Thierkreisen der Chinesen, Indier und Aegypter. Die sichersten Beweise, die Beobachtungen, fehlten, die vorhandenen wären alle von einem viel neueren Datum, und alle von Völkern, welche weder Kenntnisse noch Instrumrnte gehabt hätten, gute Beobachtungen anzustellen. Hier werden die bekannten Angaben von den 480,000 Jahren, in welchen die Chaldäer beobachtet haben sollen, und von den Beobachtungen, welche Kallisthenes aus diesem Zeitraume an Alexander, nach der gewöhnlichen Sage, gesandt hat, aufs neue widerlegt, und es wird mit Delambre's Zeugniß bestätigt, daß Ptolemäus gewiß bey seiner Mondstheorie ältere benutzt haben würde, wenn er dergleichen gefunden hätte. Ein ähnliches Urtheil wird darauf von den Indiern gefällt. Schon Legentil spreche dem indischen Thierkreise das hohe Alterthum ab, und also schon vor den Einwendungen und Zweifeln, welche die Akademie zu Calcutta und Delambre dagegen gemacht hätten. Die Astronomie der Chinesen fanden Legentil und Delambre noch unvollkommener, als die der Indier, und hielten beide für eine Nachbildung der Chaldäischen. So weit die Ein-

leitung, welche mit folgender Bemerkung geschlossen wird: *Toutes ces nations orientales n'ayant eu que des connoissances fort bornées et fort tardives en astronomie, n'ont pu par conséquent avoir un zodiaque bien disposé en aucun temps relativement aux solstices et aux équinoxes, et effectivement on ne leur en connoit aucun avec cette double relation bien juste.* Die Untersuchung selbst fängt indessen doch wieder mit Beurtheilung des Widerspruchs an, in welchem sich eine Nachricht bey Diogenes Laertius mit den Angaben von Strabo und Justin befindet, und nach welcher die Aegypter ihre Weisheit von Vulcan, einem Sohne des Nilus, erhalten hatten, der 4886 Jahre vor Alexander gelebt habe. In dieser Zeit sollten 373 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse gewesen seyn. Hr. H. setzt dieser Behauptung ganz richtig die Versicherung der Geschichte entgegen, daß Ptolemäus für seine Theorie nur sieben chaldäische habe auffinden können, und die Bemerkung, daß die Welterschöpfung für diese Angaben bey Laertius zu neu (*de plus fraîche date*) sey. Dieses Urtheil, so richtig dasselbe auch an sich ist, möchten die Gegner doch leicht für eine *petitio principii* und für einen *Cirkel im Schließen* halten, wenn es durch keine anderen Gründe unterstützt wird. Nach dem aber, was bisher über diesen Gegenstand verhandelt worden ist, hält Ref. eine Wiederholung für überflüssig, und würde nur im Allgemeinen hier zum Gegenstück auf die "*Pair de fraîcheur des monumens*" (S. 79.) mit den französischen Ingenieuren, und auf die nichts weniger, als einstimmigen Aussagen der Schriftsteller vor und nach Christi Geburt verweisen. Wenn man die Abbildungen betrachtet, so wird man bey dem ersten Blick gewahr, daß nirgends eine sorgfältige Anordnung der Sternbilder, noch weniger eine astronomische Bestimmung bemerkbar wird, daß

man also wirklich nach Delambre's Urtheil die Thierkreise erklären kann, wie man will, nach den Voraussetzungen, welche man dabey macht. Dieses bestätigen die bisherigen Versuche hinreichend und auch die gegenwärtigen von Hrn. Halma, welche übrigens alten Beyfall verdienen. Man bemerkt nämlich, daß er sich im Ganzen wohl zu Wiccanti's Meinung hinneigt daß er aber aus Achtung, wie es scheint, gegen anderr Autoritäten, besonders gegen Biot, (in der Astronomie physique) die Zeit der Erbauung der Denkmäler nach dem Vergange einiger andern Gelehrten, innerhalb gewisser Grenzen von einigen Jahrhunderten sucht. Er sucht nämlich zu beweisen; 1. daß die Thierkreise nur die Arbeiten, Feste und Gebräuche in jedem Monate anzeigen, welche durch die Symbole der Thierkreisbilder angedeutet wurden, oder auch nur astrologischen Aberglauben und Magie, daß aber 2. wenn die Thierkreise auch die Epoche der Tempelbauung angeben könnten, dieselbe doch nicht über 2500 Jahre angenommen werden dürfte. Sie falle aber wahrscheinlich nur in das vierte Jahrhundert vor Ehr Geburt. Dieses wird auf folgende Weise dargethan. Die Figur, welche in dem viereckigten Thierkreise zu Denderah im obern Streifen in der Nähe des Krebses steht, und Wasser aus zwey Gefäßen gießt, deutet nach Hrn. H. auf den Austritt des Nils, wenn die Sonne in diesem Zeichen, oder im Löwen steht, so wie die Wiederholung dieser Gruppe im untern Streifen auf die Rückkehr des Flusses in die Ufer. Eben deswegen setzt er hinzu, fange der untere Streifen mit dem Löwen an. Die Wage bedeutet das Ende der Flut, der Scorpion die darauf folgenden schädlichen Ausdünstungen, das Thier mit der Sichel vor dem Schützen die Ernte. Die fünf mit Menschen- und Thiergestalten angefüllten Scheiben, zwischen den Sternbildern ständen in keiner weiteren Beziehung zu den Zeichen des Thierkreis-

fest, und könnten also auch nicht für Aenderungen des Sonnen- und Mondelaufes gelten. Hier bleibt indessen noch Manches unerörtert, z. B. die so ganz ungleichen Zwischenräume zwischen den verschiedenen Sternbildern selbst, welche ebenfalls mit mancherley Gruppen ausgefüllt sind, wahrscheinlich zu astrologischem Zweck wie Hr. H. hinzusetzt, wobei auf den Auf- und Untergang der Sterne vielleicht Rücksicht genommen wäre, worüber sich aber keine genügende Auskunft geben lasse, da schon Plutarch, Strabo, Diodor, Tacitus, Ammianus Marcellinus, Apulejus über die Unmöglichkeit, die Inschriften auf den Obelisken zu enträthseln klagten, und die verschiedene Auslegung, selbst der Priester, bezeugten.

Zu näherer Erörterung folgt nun zugleich die Beschreibung des kreisförmigen Thierkreises eben dieses Tempels, welchen Hr. H. mit dem Farnesianischen Globus und mit dem Bruchstücke, welches sich im Louvre befindet, gewöhnlich Bianchini's Namen führt, von Bailin beschrieben ist, von Hr. H. für griechisch ägyptischen Ursprungs aus Arat's Zeit gehalten wird, und nach Ref. Ueberzeugung ähnliche Vorstellungen nur in besserer mathematischer Ordnung enthält. Der kreisförmige Thierkreis ist nun Hrn. H. ebenfalls ein thème d'astrologie und zwar mit Recht. Man sollte nämlich vermöge der Gestalt desselben hier eine genauere Projection des Himmels erwarten. Aber es findet sich fast keine Spur davon, weder von der Lage der Sterne und ihrer Dexter, selbst nicht von denen erster Größe, noch von den bekanntesten, deutlichsten Bildern, noch weniger von den Kreisen der Sphäre. Hr. H. glaubt daher, daß die unter dem Thierkreise sich befindenden Figuren, welche das Ganze zu halten scheinen, Andeutungen der Koluren seyn könnten, (wofür sie bekanntlich auch schon früherhin von einigen angenommen wurden), ist aber mit Recht auch darüber wieder im Zweifel,

ob er die einfachen aufrecht stehenden, oder die doppelten knieenden mit Sperberköpfen dafür nehmen soll, wo alsdann nach der verschiedenen Voraussetzung auch verschiedene Resultate herauskommen müßten, für die Epoche der Erbauung. Die Thierkreisbilder allein sind es, welche man auf der Projection bemerkt, doch hier, wie auf dem viereckigten, ohne gleichförmige Entfernung und Stellung gegen einander und ohne die Sterne selbst, der Krebs z. B. über dem Kopfe des Löwen, so daß Hr. H. dieselben mit Saint-Martin in einer Spirallinie dargestellt annimmt, wofür sie Ref. nicht einmal gelten lassen möchte. Alles übrige ist mit unverständlichen Hieroglyphen angefüllt, von denen die zwischen den Thierkreisbildern ebenfalls mit den auf dem vorigen Thierkreise abgebildeten übereinkommen. Wie dort sind ferner auch hier denselben theilweise Sterngruppen beigefügt, nicht, wie der Himmel, sondern wie die Phantasie sie angibt. Das einzige sichere Resultat, das sich aus solchen Betrachtungen und Vergleichen ziehen läßt, ist also das von Hrn. H. angegebene, daß alles bloß Andeutungen von Festen, astrologischen Bestimmungen und von der Nilüberschwemmung sind. Die letzte glaubt Hr. H. durch Vergleichung mit dem Farnesianischen Globus auf folgende Art darauf zu finden. Weil unter der Polhöhe von Denderah der Sirius, von dem sich übrigens hier keine Spur findet, mit den ersten Sternen des Krebses und vor den Sternen des Löwen, aufgehen; so müßte man, meint er, das Solstitium im Krebse annehmen können, und zwar würde der sechste Grad desselben das vierte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung für die Zeit der Erbauung geben. Wahrscheinlich falle dieselbe aber später, weil Sirius mit den westlichen Sternen des Krebses aufgehe, doch lasse sich nichts mit Genauigkeit bestimmen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 19. Februar 1825.

P a r i s.

Schluß der Anzeige von Abbé Halma's explication du Zodiaque de Denderah.

Da ferner solche Gebäude gewöhnlich nur nach Verlauf einiger Jahrhunderte vollendet wurden; so könne man wohl für den Anfang der Erbauung 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung und für das Ende das zweynte Jahrhundert nach Ehr. Geb. annehmen. Ref. scheint es also, wie gesagt, als ob Hr. H. zu diesem Schlusse veranlaßt worden sey, um seiner Vorgänger Untersuchungen über das Alter der Thierkreise namentlich Biots, mit denen von Visconti und der von demselben angeführten Inschrift in Uebereinstimmung zu bringen, obgleich ein historischer Grund dazu gänzlich mangelt.

Noch wird hinzugefügt, daß auch die französischen Ingenieure, welche die Untersuchungen in Aegypten gemacht haben, weit entfernt gewesen waren, Dupuis in seinem Systeme (qu'il s'étoit forgé) beyzustimmen, sondern daß sie nur durch das erste Sternbild des viereckigten Thierkreises das

Zeichen angedeutet fänden, in welchem die Sonne nach den Solstitionen bey dem heliakischen Aufgange des Sirius damals gestanden habe, also im Löwen. Hieraus folge also ebenfalls, daß der Thierkreis nur eine Calendarbestimmung für die Feldarbeit enthalte, und nicht über 2000 Jahre vor Chr. G. hinaufreiche. Noch mehr, da Pettius Valens nur das wandelbare Jahr der Aegyptier für das religiöse, das feste von $365\frac{1}{4}$ Tagen aber für das bürgerliche erkenne, wonach die Feldarbeiten bestimmt worden wären, da ferner Herodot nur ein Jahr von 365 Tagen, bey den Aegyptern kenne; so mußten an den Thierkreisen beide Arten von Jahren vermischt seyn, woraus also von neuem folge, daß sich nichts durch dieselben bestimmen lasse. Ref. würde die Sache auf folgende Weise betrachten: da der spätere Pettius Valens bloß durch seinen Ausspruch keine Autorität für die früheren Zeiten seyn kann, und um den Anfang unserer Zeitrechnung, wo der erste Thoth auf die letzten Tage des Augusts fiel, (in einer Periode, von welcher so vieles ausgeht, und so manche Täuschung durch rückwärts gerechnete Perioden bey Chaldaern und Aegyptiern entstanden zu seyn scheint) Sirius und Regulus am Morgenhimmel erschienen; so wäre diese Vermischung beiderley Jahre, wenn man einmal Rücksicht darauf nehmen will, leicht erklärbar, und die ganze Erklärung führte wieder auf Visconti's Behauptung zurück.

In der zweyten Abtheilung untersucht nun Hr. H. die Thierkreise zu Esne, und zwar zuerst den am Porticus des großen Tempels in der Stadt. Hier findet sich mit wenigen Abweichungen dieselbe Ansicht, dieselbe Manier, dieselbe unregelmäßige Vertheilung der Zodiakal-Bilder, folglich überall dieselbe willkürliche Anordnung wie zu Denderah, daß eine weitläufigere Erzählung nur eine Wiederholung seyn würde. Hr. H. schreibt so gar

Manches auf die Unwissenheit des Künstlers, was vielleicht Abſicht gewesen ist. Nach der gewöhnlichen Meinung (dit-on), fährt Hr. H. fort, soll hier durch eine Sphinx angedeutet werden, daß auf diesen Thierkreisen die Epoche der Erbauung in ein Jahr falle, wo der erste Thoth mit dem Anfange des Civiljahrs zusammentreffe, also nach Censorinus entweder in das Jahr 139 nach Chr. Geb. oder in das (zurückgerechnete?) 1321 vor unserer Zeitrechnung. Hr. H. nimmt zwar dieselben Jahre an, glaubt aber, daß die Sphinx bloß auf den heliakischen Aufgang des Sirius in dieser Zeit, also auf die Feldarbeiten und die Feste Bezug habe, welche besonders bey dem Anfange einer solchen Periode gefeiert wurden. Diesen Aufgang des Sirius scheinen ihm auch die Menschen mit den Hundeköpfen, und noch mehr die zwey zusammengekoppelten Hunde auf diesem Thierkreise anzuzeigen. Das Resultat wäre also auch hier wieder, daß der Tempel entweder 1321 vor, oder 139 nach Chr. Geburt erbaut seyn muß. Eben dieses ist der Fall mit einem andern Tempel an der Nordseite von Esne, dessen Thierkreis sich durch eine Janusfigur bey den Fischen bemerklich macht, wodurch man den Anfang des Jahrs angedeutet fand. Die Zeit der Erbauung käme dadurch in das Jahr 338 vor Chr. Geburt. Hr. H. findet aber darin ebenfalls, nur den gleichzeitigen Anfang des wandelbaren und festen Aegyptischen Jahres, also wieder entweder das Jahr 1321 vor oder 139 nach Chr. Geburt. Hierauf folgt nun noch eine Widerlegung von Somard's Behauptung, daß der Dienst des Jupiters Ammon in Aegypten nicht in das Frühlingsäquinocmium, sondern in die Herbstnachtgleiche wegen des höchsten Wasserstandes des Nils gesetzt werden müsse, welches, wenn man das Fest mit dem heliakischen Aufgang des Widders in Verbindung bringen will,

auf ein Alterthum dieses Cultus von 13460 Jahren zurückführt. Hr. H. zeigt, daß zu einer solchen Hypothese kein Grund vorhanden sey, sondern, daß das Fest schicklicher in den Frühling und in die Zeit der Ernte gesetzt werden könne. Zuletzt kömmt er noch einmal auf die Wage zurück, und sucht zu beweisen, daß man wenigstens kein unbestimmt hohes Alter des Thierkreises daraus folgern könne. Wahrscheinlich sey sie in den ägyptischen Thierkreis durch die Perser unter Cambyses, also ungefähr 500 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gekommen, sie sey also vermuthlich chaldäischen Ursprungs. Unter allen Gestalten bezeichne sie aber immer die Gleichheit der Tage und Nächte. (Wenn sie nun aber bey dieser Erklärung nicht ihre Entstehung den Alexandrinern oder den Chaldäern derselben Zeit zu verdanken hat, was würden die Gegner wohl für Schlüsse darauf gründen? — Angehängt ist noch:

Refutation du Mémoire de M. Remi-Raige, sur le Zodiaque nominal et primitif (Monumens d'Egypte, description. Tome I.) des anciens Egyptiens.

In dieser Abhandlung liegt die Vorstellung zum Grunde, daß die Namen und die Gestalt der Sternbilder nur alsdann mit den Erscheinungen zusammentreffen könnten, wenn vorausgesetzt würde, daß bey der Bildung des Thierkreises der Steinbock im Sommersolstitium gestanden hätte, also vor 15000 Jahren, wo folglich Aegypten schon eine gewisse Civilisation gehabt haben müsse. Hr. H. weist nun dem Verf. nach, daß er stillschweigend dabey den ersten Thoth auf den 29. August angenommen, was doch erst im fünften Jahre Augusts geschehen sey, 2. daß wandelbare und feste ägyptische Jahr verwechselt habe, und 3. im Widerspruche mit dem ganzen Alterthume den Monat Thoth für den dritten Monat des Sommers und des Jahres anneh-

me. Die ganze Hypothese beruht auf Etymologie, welche wir hier nicht weiter verfolgen können, und wobey der Verf. selbst zuweilen in Verlegenheit gewesen seyn mag, wie bey der Erklärung des Monats Tybi. Der Name Epiphi soll z. B. hergeleitet werden vom he h e h e h "mot arabe qui signifie selon lui bien des choses différentes, l'aurore, un chevreau, léveil, une apparence d'eau, un mouvement ça et la, un vent qui souffle, commencement, un accouplement, enfin tout ce qu'on voudra" (!!). Der Verf. scheitert also mit seinem Versuche, die Thierkreisbilder zu erklären, an der Klippe, welche alle früheren Hypothesen vernichtete. Er glaubte, wie seine Vorgänger eine Erklärung, welche sich durch Leichtigkeit bey einigen Bildern empfahl, ganz durchzuführen zu können. Das Mißlingen aller dieser Versuche zeigt also mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß diese Bilder selbst nach keinem allgemeinen Plane an den Himmel gesetzt und geordnet worden sind. — Der dritte Theil von Hn. S. Schrift enthält eine Erklärung des Gemählde, welches sich an einem der Grabmäler der Könige von Theben befindet, ist aber nicht zu einem Auszuge geeignet. Der Schluß und das Resultat der Untersuchung ist folgendes: Nach Lucian (auf den sich Ref. so wenig, als auf einen andern Schriftsteller der neueren Zeit berufen möchte, wenn Facta fehlen) waren die Aegypter Abkömmlinge der Aethiopen, und haben von diesen auch ihre Astronomie erhalten. Nach dem Chronikon von Arum aber, welches nach den Büchern Moses die älteste Geschichte seyn soll, war, wie Bruce versichert, Abyssinien nur erst 1808 Jahre vor Chr. Geburt bewohnt, litt 1600 vor Chr. Geb. durch eine Ueberschwemmung, welche die Bewohner nach Aegypten trieb, wohin sie ihre Schriften und ihre Gebräuche mitnahmen. Nach Eratosthenes bey Syncellus, Clemens von Alexandrien,

und dem Regentencanon, in der Syntaxis des Ptolemäus, findet er nun, daß die Geschichte von Aegypten anfangs, gewiß zu werden bey dem Auszuge der Israeliten, welcher hier durch Vergleichung in dem Jahr 1694 vor Ehr. angenommen wird. Die Grabmäler können also nicht früher errichtet worden seyn. Da nun der Erklärer der Antiquités d'Egypte dieses Denkmal mit den astrologischen Andeutungen für älter hält als den Thierkreis zu Penderah, so folgert Hr. H. daraus die Neuheit desselben.

Der letzte Theil endlich *Supplément de l'examen etc.* enthält in einzelnen Abschnitten eine weitere Ausführung der vorhergehenden Untersuchungen, wovon wir noch einiges wenig ausheben müssen, Hrn. H's Ansicht genau darzustellen. Voran geht eine Einleitung mit einer chronologischen Tabelle, in welcher noch einmal dargethan wird, daß die Aegyptier nie Astronomen, sondern nur Astrologen, die Chinesen der alten Welt, und das ganze ägyptische Utopien, nichts als eine *fiction chimérique* gewesen sey. In der Einleitung wird nun mit Beziehung auf die beigefügte Tabelle aus den Angaben Herodots und Syncellus, Jul. Africanus, Eusebius und Eratosthenes dargethan, daß das höchste Alterthum von Aegypten nur bis auf 2800 Jahre vor unsrer Zeitrechnung angenommen werden könne, daß daher die 330 Generationen zwischen Menes und Mosis nur auf 66 oder auf 1300 Jahre gebracht werden müßten, weil wahrscheinlich fünf neben einander bestandene Reihen in einer Reihe gezählt wären. Die 29000 Jahre, welche Eratosthenes für das Alter des Aegyptischen Reichs annimmt, werden außerdem nur für Monate erklärt, nach den Versicherungen von Augustinus, Censorinus, Diodorus und Plinius, wodurch also diese ganze Reihe von Jahren ebenfalls sich auf 2416 zurück bringen läßt. Nach die-

fer Einleitung geht nun Hr. H. zuerst zu Untersuchung eines Räthsels fort, welches die ägyptischen Priester Herodot vorgelegt hatten. Dieses ist die bekannte Sage der Priester, daß ihr Reich schon 11340 Jahre bestehe, und daß während dieser Periode die Sonne zweymal dort aufgegangen sey, wo sie jetzt untergehe u. s. w. Hr. H. zeigt hier zuerst seine Zweifel an der Richtigkeit des Texts, dann den Irrthum in Herodots Zeitrechnung, die er "mensonge" nennt, und fügt zuletzt seine eigene Erklärung, welche er aber selbst nur eine Hypothese nennt, hinzu, die Ref. noch, und zwar der Kürze wegen, bloß mit des Verf. Worten, anführen will: "Avant le deluge, sagt er (S. 13.), l'écliptique n'étant pas différente de l'équateur, les pôles de l'écliptique ne tournoient pas autour de ceux de l'équateur: Il n'y avoit ni precession, ni différences ascensionnelles. Sirius montoit avec les gémeaux sur l'horizon, et faisoit son lever héliaque, quand le soleil dans sa course annuelle quittoit l'extrémité orientale de la constellation d'Orion qui est dans l'équateur, pour traverser la voie lactée qui est à son orient. Mais depuis l'inclinaison du plan de l'écliptique sur celui de l'équateur le colure des solstices qui dès lors s'établirent, passant par la constellation du lion, l'ascension de Sirius plus austral que l'équateur devint oblique, et son lever héliaque, qui d'abord précéda le solstice d'été, le suivit avec le temps et c'est ce que les prêtres ont voulu signifier, quand ils ont dit à Hérodote que le soleil s'étoit levé deux fois où il se couche maintenant, et par conséquent qu'il s'étoit couché ces deux fois où il se lève maintenant. Ce lever est le solstice d'été commençant l'ancienne année égyptienne et ce coucher est le solstice d'hiver. Or, il est certain par le vers

d'Aratus (ph. v. 150), que le solstice d'été étant dès la fin du déluge au lion, est passé ensuite dans le cancer, puis qu' enfin dans les gémeaux, où il se fait actuellement. Die Ausdrücke *καταδραει* und *ανατελλει* hat aber Herodot offenbar nur in der gewöhnlichen sinnlichen Bedeutung des Emporkommens und Verschwindens am Horizonte genommen, und Ref. gesteht, daß er diese Erklärung nicht mit Hr. H. Ansicht von den Kenntnissen der Aegypter vereinigen kann. Noch befremdender war Ref. aber die Auslegung von dem Verse Arats, welche einigemal und auch in der chronologischen Tabelle wiederholt wird. Beym Dichter ist bloß von der jährlichen Bewegung der Sonne durch die Zeichen die Rede, und der Scholiast setzt ausdrücklich hinzu, daß der Monat Epiphi gemeint sey, und zwar den ersten Thoth für den 29. August genommen, also der Julius. Der Raum unsrer Blätter gestattet nicht von den übrigen Untersuchungen ausführliche Nachricht zu geben. Sie enthalten Erklärungen der symbolischen Bilder größtentheils durch Plutarch (de Is. et Osir.) eine Widerlegung von Volney's Chronologie, und die Notizen eine Erklärung der Präcession und literarische Nachweisungen, wohin besonders die Nachricht und das Lob des Jesuiten Gaubil im ersten Theil gehört. Alle diese Erklärungen führen wieder auf das oben angegebene Resultat zurück, nur daß Hr. H. hier weniger schwankend, wie es scheint, sich für die Neuheit der Thierkreise erklärt, worin ihm Ref. gern beypflichtet, nicht aber darin, daß sogar die Sonnen- und Mondfinsterniß vom Jahr Ehr. 36ⁿ, welche Theo berechnet habe, auf dem kreisförmigen Thierkreis von Denderah vorkomme. Das Vieldeutige der Symbole, das Plutarch selbst anerkennt, und auch Hr. H. zugibt, läßt nichts anders, als Hypothesen erwarten. Dieses zeigen auch alle bisherigen Versuche. Da indessen

gegenwärtige Schrift nicht bloß Hrn. H's Ansicht über die Thierkreise darstellen soll, sondern zugleich eine polemisch = apologetische Tendenz gegen Dupuis System hat; so bedurfte es bey Hrn. H's Studien und Kenntniß der griechischen Astronomie nicht einer wiederholten Versicherung und Deduction, um den Aegyptern vor der Alexandrinischen Schule die Kenntniß der Präcession abzusprechen und Dupuis zu widerlegen. Wer Hipparch's Fragmente und Ptolemäus Syntaxis liest, wird sich nicht so leicht durch irgend eine Hypothese irre leiten lassen, sondern die unwandelbare Ueberzeugung erhalten, daß sich die Astronomie bloß bey den Griechen ausbildete und dem Auslande nichts, als einige unvollkommene chaldäische Beobachtungen zu verdanken hat. Daß diese Ansicht jetzt unter den Astronomen allgemeiner wird, ist unstreitig ein Verdienst, welches sich Hr. H. zuschreiben darf, weil er durch seine Bearbeitung des Ptolemäus und Proklus die Schriften beider Männer den Liebhabern der Wissenschaft zugänglicher gemacht hat. Dupuis stützt sich aber bey seinen Untersuchungen auf das hohe Alter der indischen Astronomie, als auf eine Prämissen. Nach Ptolemäus ganz einfacher Versicherung aber wurde Hipparch zufällig auf die Vermuthung der Präcession geführt. Ptolemäus selbst unterwarf nach einem Zeitraume von 300 Jahren die Bemerkung einer neuen sorgfältigen Untersuchung, fand sie gegründet, irrte sich nur in der Größe derselben. Auch nach ihm war man zu Alexandrien noch nicht gewiß, ob diese Bewegung, als fortlaufend durch alle Zeichen, oder nur, als eine Oscillation zu betrachten sey, weil erst die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte zur Entscheidung erfordert wurde. Die Astronomen waren darüber also in ihren Meinungen getheilt. Da aber nun die Indier durch göttliche Eingebung und auf die Erfahrung von mehreren Jahrtausenden

sich stützend, eine bloße Oscillation durch einige Grade bestimmt behaupten; so darf man wohl nicht den Verdacht einer übertriebenen Kritik befürchten, wenn man, ihre Versicherungen für Wahn und Täuschung hält, und es mehr als wahrscheinlich findet, daß die Idee von einer Präcession erst spät mit Ptolemäus ganzem Systeme von den Griechen zu ihnen gekommen sey. Dupuis Hypothese war ein Product der Zeit, und scheint mit jener auch wieder verschwunden zu seyn, oder nie besonderen Eingang gefunden zu haben. Selbst Lalande hielt sie mehr für sinnreich, als wahr. Ernste Resultate für die Geschichte sind daher auch nie darauf gegründet worden, und deswegen ist auch nach Ref. Ueberzeugung das Ansehen der Bibel nicht im mindesten gefährdet. *Opinionum commenta delet dies.* Holbach's und anderer ehemals vieles Aufsehen erregende Versuche kennen wir jetzt nur noch aus der Geschichte. Wenn indessen die Zeitungs-Nachricht gegründet ist, daß in Paris durch einen Beschluß des Policytribunals 4000 Exemplare von Dupuis *Origine d. Cultes* in Beschlag genommen und vernichtet worden sind; so scheint man dort jetzt anderer Ueberzeugung zu seyn.

W a r s c h a u.

In der Druckerey der Mariisten: 1) *Historya Bolesl. III. Króla Polskiego przez Polaka Bezimiennego rytmem Lac. napisana ok. roku 1115 wyt. 1825. 350 S. 8.* 2) *Kronika Wengierska na pocz. wieku XII. Kronika Czeska na pocz. wieku XI etc. Tudziej ziemopismo Bedy wieku VIII, List Popa Jana wieku XIII, Zrenkopismow roznych bibliotek. 1825. 156 Seiten in 8.*

Viele ausländische Geschichtschreiber, welchen die polnische Sprache unbekannt ist, mögen wohl kaum

ahnen, welche Masse von Materialien dem künftigen Forscher der Begebenheiten dieses merkwürdigen Bodens in den letzten Jahren geliefert sind. Seitdem sich, von patriotischem Eifer beseelt, eine Gesellschaft gebildet, deren Hauptzweck darin besteht, die verschiedenen Abtheilungen der polnischen Geschichte nach den Quellen zu bearbeiten, und zugleich seltene Quellen durch den Druck bekannt zu machen, so ist auf diesem bisher so unbebauten Felde des menschlichen Wissens ein ganz neues Licht aufgegangen, dessen Strahlen die Hauptpartien schon ganz anders gestaltet zeigen. Sehr verschieden müssen deshalb in unserm Zeitalter, und bey diesen Umständen, die Forderungen seyn, welche man an einen auswärtigen Geschichtschreiber macht, wenn er die Begebenheiten dieser Nation wahrhaft berichten will. Er muß sie und ihre Sprache, ihre Sitten und Gewohnheiten aus langer Erfahrung kennen, er muß alle die herrlichen Quellen, welche in der Landessprache entdeckt und zum Theil schon bearbeitet sind, gebrauchen und wissenschaftlich benutzen. Hat irgend einer der ausländischen Geschichtschreiber dieses gethan? Wir benutzen diese Gelegenheit, um die Leser vor gewissen Werken zu warnen, deren ganzes Verdienst nur in dem glänzenden Colorit besteht, welches dieselben an sich tragen. So ist z. B. das bekannte Werk von Ferrand über die Theilung Polens eine Compilation, in welcher ganz verschiedenartige Schriftsteller, ohne Ausgleichung ihrer entgegengesetzten Ansichten benutzt sind. Man braucht nur die Vorrede zu lesen, um sich von den Grundsätzen zu überzeugen, welche er bekennt. Als entschiedener Bewunderer der neuen Ordnung der Dinge seit den Jahren 1815 = 1818, findet Herr Ferrand in der heiligen Allianz das Prototyp des Glücks der Nationen und der Weisheit der Regierung; er findet S. 22 ff., daß diese neue Ord-

nung der Dinge endlich die Ideen verwirklicht, welche der Abbé St. Pierre in einem Werke ausgesprochen hat (*inspiré par une belle ame et dicté par un esprit avide du bien*). Er erklärt S. 27., daß die Theilung Polens ein sehr glücklicher Umstand für die Bewohner des Landes war, welche erst seit der Theilung frey geworden sind. Der Styl dieser Vorrede kündigt schon eine etwas verschiedene Feder von derjenigen an, welche das Werk selbst entworfen hat; aber nichts ist verschiedenartiger, als die Grundsätze in der Vorrede, und diejenigen, welche einen großen Theil des zweiten Bandes dictirt zu haben scheinen. Diese Verschiedenheit wäre schwer zu erklären, wenn wir nicht bestimmte Beweise hätten, daß diese Stellen gar nicht von Hrn. Ferrand herrühren. Es scheint, daß das Werk des Grafen M * *, welches derselbe als General = Bevollmächtigter des Kaisers Napoleon in Warschau, auf Befehl desselben über die Theilungen Polens schrieb, und welches im Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten blieb, Hrn. Ferrand zur Disposition gestellt wurde, welcher es für passend hielt, lange Artikel daraus zu liefern, ohne die Quellen zu nennen, und ohne selbst zu prüfen, ob sie mit den Grundsätzen des übrigen Werkes in Uebereinstimmung stehen. Indem er zugleich Rhulière fortsetzen wollte, hat er in Beziehung auf die alte Geschichte Polens, so wie auf den Ursprung der Nation, nur Solignac's oberflächliches und leichtsinniges Werk benutzt, welches seit langer Zeit nach Verdienst in Polen gewürdigt wird. Diejenigen, welche jetzt die Geschichte Polens schreiben, haben ganz andere Forderungen zu befriedigen.

Es schien uns nicht unpassend, die Anzeige der obigen neuen Quellen mit diesen Bemerkungen zu beginnen. In Nr. 1. finden wir eine Chronik vom Jahre 1115 von einem ungenannten Polen

über das Leben Bolesław III. geschrieben. Besonders erhielt durch dieselbe die Legende vom heil. Stanislaus vieles Licht. Man findet den alten treuherzigen Styl der damaligen Zeit. Nr. 2. enthält eine ungrische und böhmische Chronik, die erste aus dem Anfange des 12ten, die zweyte aus dem Anfange des 11ten Jahrhunderts. Zugleich findet sich noch dabey eine Handschrift aus dem 8ten Jahrhundert, so wie ein merkwürdiger Brief aus dem 13ten Jahrhundert. Diese letzteren Abschnitte hat man aus Handschriften verschiedener Bibliotheken mitgetheilt. In einer Vorerinnerung wird bemerkt, daß der durch so viele Verdienste um die polnische Litteratur ausgezeichnete Fürst und Senator Czartoriski, aus dessen Bibliothek die große Handschrift genommen ist, die Kosten des Druckes hergab. Die Ungrische Chronik ist gemischt mit Nachrichten über Polen und mit dem Leben des heil. Stephanus. Sie ist an den König Koloman gerichtet, welcher vom Jahre 1065=1114 in Ungarn herrschte, und gibt über die ältere polnische Geschichte sehr merkwürdige Aufschlüsse. Man kann auf diese Chroniken die Worte des Sarnicki in seinen Annalen 3. B. 8. Cap. anwenden: Quod si majores nostri tales et tam facundos adepti fuissent advocatos, haud dubie res suas illustres, multo illustriores clarioresque reddissent.

P e s t h.

Lexicon mineralogicum enneaglottum. Auctore Michaële Kovats, medicinae doctore, incl. fac. med. Reg. scient. Univ. Hung. Pesth. commembro, practico medico Pesthiense. 1822. in Octav.

Ein schwieriges Unternehmen, welchem der Verfasser wohl nicht ganz gewachsen war; wobey je-

doch sein guter Wille, seinen Landsleuten das Studium der Mineralogie zu erleichtern, nicht zu verkennen. Den Dank dafür, spricht ein an den Verf. gerichtetes Lobgedicht aus, welches dem Werke vorgelegt ist. Die neun Sprachen, welche es berücksichtigt, sind: die Lateinische, Magyarische, Deutsche, Französische, Englische, Italiänische, Russische, Schwedische, Dänische. Zuerst ging die Absicht des Verfassers nur dahin, ein Lateinisch-Magyarisches, Magyarisch-Lateinisches und Deutsch-Lateinisches mineralogisches Lexicon zu liefern; bevor aber der Druck dieses dreyfachen Wörterbuches beendigt war, faßte er den Entschluß, auch noch die anderen, genannten Sprachen zu berücksichtigen, welche Zugabe in dem zweyten, mit einem besonderen Titel versehenen Haupttheile enthalten ist. Das Lateinisch-Magyarische Wörterbuch ist am ausführlichsten bearbeitet. Es sind dabey besonders ältere Werke benutz; von neueren Mineralogischen Schriften scheinen viele dem Verfasser nicht bekannt geworden zu seyn; daher man denn auch gar manche, schon längst allgemein angenommene Nomenclaturen vermißt, z. B. Allanit, Anthracit, Anthraconit, Eudialyt, Glaubert, Haun, Helvin, Picrolith, Pleonast, Polyhalit, Pyrosmalit, Saussurit, Sphärosiderit u. v. A. der weniger allgemein angenommenen nicht zu gedenken. Zuweilen hat der Verfasser die Auctoren genannt, von denen die Nahmen herrühren; zweckmäßig wäre es gewesen, wenn solches häufiger geschehen wäre. Auch finden sich dabey hin und wieder Unrichtigkeiten. So ist z. B. bey Botryolith irrig Haun als Nahmengeber angeführt. Die lateinischen Nahmen sind oft nicht passend und besonders bey Körpern, deren Mischung durch den Nah-

men ausgedrückt wird, nicht der jetzt üblichen Nomenclatur gemäß gewählt; z. B. für kohlensaures Eisen, Ferrum carbonicatum; für Bleynitriol oder schwefelsaures Bleyn, Plumbum vitriolatum. Passend ist es, daß bey den aus anderen Sprachen, zumal aus dem Griechischen entlehnten Nahmen, Herleitung und Bedeutung angegeben worden. Zuweilen stößt man aber auch dabey auf Unrichtigkeiten. So ist der Name Datolith nicht von $\delta α δ ι ο ν$, sondern von $\delta α τ ε ο μ α ι$ und $\lambda ι δ ο ς$ abzuleiten; so ist es irrig, wenn der Verf. neben Pyrophysalites die Erklärung "bullae igneae similis" setzt, da dieser Name vielmehr die Erscheinung andeuten soll, daß bey der Behandlung des Minerals im Feuer, Blasen aus seiner Oberfläche hervortreten. Nicht selten finden sich weitläufige, ganz unpassende Anmerkungen. So gibt u. A. der Verfasser bey dem Nahmen Basaltes pyramidalis, die Erklärung von einer Pyramide, und redet sogar von den Aegyptischen Pyramiden, wobey mehrere alte Schriftsteller citirt werden. So veranlaßt ihn der sogenannte Amazonenstein, zu einer ausführlichen Nachricht vom Amazonenstrom. Bey den Französischen und Englischen Nomenclaturen wird ganz besonders die Benutzung der neueren mineralogischen Litteratur vermist. Hauptwerke, wie die von Haüy, von Jameson, hätten doch wenigstens nachgesehen werden müssen; Statt dessen findet man nur die Nomenclaturen aus den Zeiten von Romé de L'isle und Kirwan.

H a l l e.

Bev Hemmerde und Schwetschke: Die Hölle des Dante Alighieri, übersetzt und erläutert von Carl Streckfuß, 1824. 364 Seiten in Octav.

Uebersetzungen umständlich anzuzeigen, ist in diesen Blättern nicht der Ort. Aber eine Uebersetzung, wie diese, verdient empfohlen zu werden, obgleich sie den Recensenten nicht ganz befriedigt hat. Des Unübersetzbaren in dem Style des großen Dante ist so viel, daß man zufrieden seyn muß, wenn man die Eigenthümlichkeit des Originals auch nur einigermaßen in der Copie wieder erkennt, und die Uebersetzung nicht so steif und gezwungen ausgefallen ist, wie man es jetzt in Deutschland nach einem mißverstandenen Gesetze der Treue zu verlangen scheint. In der ästhetischen Leichtigkeit sich zu üben, hatte der Verfasser dieser Verdeutschung des Dante auch schon bey seiner Uebertragung des Ariost in unsre Sprache Gelegenheit gehabt. Zu tadeln ist auch nicht, daß er nicht die Last auf sich geladen hat, in der Nachbildung der italiänischen Terzinen durchgängig die weiblichen Reime bezubehalten. Der doppelte Reim, der in unserer reimarmen Sprache selten sich natürlich darbietet, hätte sonst wahrscheinlich den Gedanken noch öfter Gewalt angethan. Aber von der unerreichbaren Kraft des Originals hätte doch ohne Mühe Manches beubehalten werden können, das in dieser Uebersetzung verloren gegangen ist, z. B. zu Anfange des dritten Gesanges in der furchtbaren Uebersicht über dem Thore der Hölle: *Per me si va etc.*; wo anstatt des wörtlichen "Durch mich geht's" u. s. w. das mattere: "Ich führe zu" u. s. w. gesetzt ist. Gut ausgearbeitet für Leser, die mit Dante erst Bekanntschaft machen wollen, ist die vorangeschickte historische Einleitung. Die angehängten Anmerkungen liefern wenigstens einige der wichtigsten Notizen, ohne die man den Text nur unvollkommen versteht.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. S t ü c k .

Den 21. Februar 1825.

G ö t t i n g e n .

Typis C. E. Rosenbusch: Enumeratio Euphorbiarum, quae in Germania et Pannonia gignuntur. Auctore Jo. Roeper, M. D. 1824. — VIII und 68 Seiten und 3 Kupfertafeln in Quart.

Die Gattung Euphorbia gehört in vielen Beziehungen zu den merkwürdigsten aber auch schwierigsten des ganzen Pflanzenreichs. Alles scheint hier zu schwanken, die Arten, die Gruppen derselben, die man neuerlich zu Gattungen erhoben, der Stand der ganzen Familie im Kreise der übrigen Familien, besonders aber die höhern Organe, von denen es schwer zu sagen ist, was eigentlich Blume, was ganzer Blüthenstand sey. Eine Monographie dieser Gattung war daher schon längst Bedürfnis, und versprach nicht nur der Pflanzenkunde mannichfachen Gewinn, sondern vor allem der Morphologie die wichtigsten Aufschlüsse, vorausgesetzt, daß die großen Schwierigkeiten des Unternehmens glücklich überwunden würden. Wie

sehr dieß dem Verf. gelungen sey, wird eine An-
deutung nur des Erheblichern aus den wenigen
aber reichhaltigen Blättern leicht darthun. In der
That dürften wenige Monographien, die von ihren
Verfassern als abgeschlossen gegeben worden, an
Reichthum und Genauigkeit der Beobachtungen,
und glücklicher Benutzung derselben zu tiefern Bli-
cken in die Pflanzennatur dieser Probeschrift einer
künftigen Monographie die Wage halten. Denn das
ist sie der Vorrede gemäß. Nur der Wunsch eines
hochverehrten Vaters, dem die Schrift gewidmet,
und der Mangel an hinreichenden Materialien,
dem nun hoffentlich durch eine bereits angetretne
botanische Reise nach Frankreich, so wie durch die
Liberalität anderer Botaniker bald wird abgeholfen
seyn, vermochten den Vf einen Theil seiner bisher-
gen Untersuchungen über die Euphorbien vorläufig
bekannt zu machen.

Die Schrift zerfällt in elf Abtheilungen: I. Nomen; II. Locus systematicus; III. Character; IV. Germinatio; V. Radix, Caudex intermedius, Cotyledones; VI. Caulis, Folia, Rami; VII. Involucrum et Inflorescentia; VIII. Flores masculi et Flos foemineus; IX. Affinitates; X. Divisiones; XI. Species. Die Trennung der Gattung in mehrere mißbilligt der Verf. nicht, behält sie aber mit Recht seiner künftigen vollständigern Arbeit vor. Der Charakter der Gattung in dem Umfange, welchen ihr Linné gegeben, und welche hier noch beybehalten ist, lautet jetzt folgendermaßen: Inflorescentiae hermaphroditae aut abortu masculae involucrum monophyllum. Flores masculi: Calyx nullus; Corolla nulla; Filamentum centrale, columnare, monantherum. Flos foemineus: Calyx nullus aut margo integer l. dentatus; Corollae staminumque rudimenta nulla. Capsula trilocularis trisperma. Daß die Gattung hiernach in die Monoecia

Monandria des Sexualsystems gehöre, versteht sich von selbst. Die Keimung ist mit der größten Sorgfalt, ja man möchte sagen zu umständlich behandelt, wenn man nicht im Verlaufe des Werks bald bemerkte, wie der Verf. die räthselhaften Erscheinungen auf höhern Bildungsstufen stets aus den einfachern Erscheinungen auf frühern Bildungsstufen abzuleiten bemüht ist. Daher scheint ihm nichts an seinem Gegenstande unbedeutend, und dem meisten hat er schon jetzt eine höhere Bedeutsamkeit zu geben gewußt; daher ist es aber auch fast unmöglich, aus diesem und den nächstfolgenden Abschnitten einen genügenden Auszug zu liefern. Die Stengelbildung am Mittelkörper und die Zweigbildung am Stengel schreiten in umgekehrter Ordnung von oben nach unten zu fort. Der Verf. glaubt hierin ein durchgreifendes Bildungsgesetz aller dikotyledonischer Pflanzen mit abgeschlossenem Stengel (*caule determinato*) und einen wichtigen Unterschied von der monokotyledonischen Bildung zu erkennen. Auch Ref. wüßte keine Ausnahme von dieser Regel anzugeben. Bey *Euphorbia exigua*, *heterophylla* und *Lathyrus* beobachtete der Verf. eine höchst merkwürdige Knospenbildung am ersten Gliede oder Internodium unterhalb der Kotelledonen. Nachdem die Pflanzen schon eine bedeutende Höhe der Entwicklung erreicht hatten, brachen hier aus dem blattlosen Organ und ohne irgend eine Ordnung in der Stellung zahlreiche Knospen hervor, die sich von den gewöhnlichen Knospen der Blattwinkel auch dadurch unterscheiden, daß ihre äußersten Blätter oder Blattschuppen nicht nach beiden Seiten, sondern nach oben und unten gerichtet sind. Der erste kreis artiger Organe nebst deren Axillarzweigen erscheint an der wahren Spitze des Stengels unter der Hauptinflorescenz (*flos centralis* nach der gewöhnlichen

Ansicht), und damit die erste bestimmte höhere Zahl; am häufigsten die fünf, seltner niedere und oft minder beständige Zahlen; höhere, wo sie vorkommen, sind ganz unbeständig und scheinen ihren Ursprung einer Zusammendrängung der unterliegenden Blätter und ihrer Zweige mit dem wahren Endkreis zu einer Pseudo-Umbella zu verdanken. Bey den Zweigen derselben, die, wenn sie nicht in einer Art von Blattwucherung sich auflösen, schon nach dem ersten Gliede wieder mit einer Inflorescenz endigen, wie der Stengel selbst, treten niedere Zahlen der Blätter und Zweige auf; und so schreitet die Zweigbildung meistens dichotomisch, seltner trichotomisch fort, bis das Fehlschlagen der Centralorgane der Vegetation Grenzen setzt. Daß hieraus eine Anthesis centrifuga entstehe, ist klar. Nur die Cotyledonarzweige, die überhaupt mehr Aehnlichkeit mit dem Stengel haben, unterscheiden sich auch dadurch von den übrigen Zweigen, daß sie früher blühen, als die Reihe nach der Centrifugal-Ordnung sie treffen würde. Schon dieses abnehmende Zahlenverhältniß bey fortschreitender Verzweigung deutet auf ein gleichsam normales Fehlschlagen einzelner Glieder der kreisförmig geordneten höhern Organe, welches bis in seine kleinsten Erscheinungen zu verfolgen und diese dadurch zu erklären, dem Verf. trefflich gelungen ist. Auch ergibt sich hier ein Gesetz, welches vielleicht für das ganze Pflanzenreich gültig ist, daß, während die Zweigbildung von der Spitze des abgeschlossenen Stengels abwärts fortschreitet, das Fehlschlagen in umgekehrter Richtung von unten nach oben zu fortschreitet. Nur muß man sich hüten, um den Verf. richtig zu verstehen, daß man nicht, wie so häufig geschieht, die wahre relative Höhe der Theile nach ihrer Anheftung am Stengel, mit ihrer größern oder geringern Längenausdehnung verwechsle. So

ist z. B. die Inflorescentia terminalis einer Euphorbie der Anheftung an den Stengel nach der höchsten Theil der ganzen Pflanze, obgleich die unterwärts entspringenden Zweige fast alle weiter hinauftragen als jene. Auf dergleichen Sätze, die freylich zum U. B. C. einer Philosophia botanica gehören, doch aber bey verwickeltern Deductionen nur zu leicht unbeachtet bleiben, hätte der Verf. vielleicht öfter zurückweisen sollen, um die Aufmerksamkeit seiner Leser nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen, und mancherley möglichen Mißverständnissen zuvor zu kommen. Bey *Euphorbia Peplus* beobachtete der Verf. gerade das Gegentheil vom Fehlschlagen der Theile, indem hier zuweilen in dem Winkel eines oder auch mehrerer Blätter des Hauptwirtels zwey Zweige gerade über einander hervorbrachen, eine zur Erklärung der Inflorescenz, wie wir bald sehen werden, höchst wichtige Erscheinung. Einer besondern Ausführung bedurfte die Zweigbildung der mit Asterblättern versehenen Euphorbien, bey denen der Stengel schon am ersten Blattpaar deliquescirt. Ungern enthalten wir uns die wichtigsten hierher gehörigen Beobachtungen und deren sinnreiche, wiewohl noch nicht ganz erschöpfende Erklärung mitzutheilen, um so mehr da sich von hieraus auch über die problematische Bildung vieler andrer Pflanzen ein erwünschtes Licht zu verbreiten scheint.

Inflorescenz der Euphorbien ist dem Verf. mit Richard und Brown das, was Linné als einzelne Blume betrachtete; Involucrum das, was dieser, wiewohl es offenbar aus einem einzigen Blattkreise besteht, in seinen verschiedenen Lappen als Kelch und Korolle unterschied. Bey Beschreibung und Deutung dieses letztern Organs ist der Wertheilung der Nerven besondre Aufmerksamkeit geschenkt, und man bemerkt leicht, daß Browns Arbeit on Com-

positae dem Verf. zum Muster gebient habe. Doch fast noch mehr Licht als der Verlauf der Nerven verbreiten mannichfaltige Mißbildungen über die Natur dieses Organs. Es ist aus einem Kreise von fünf mit den Rändern verwachsenen Blättern gebildet; die Kelchlappen nach der Linnéischen Bezeichnungsart sind die Spizen der fünf Blätter, die mit denselben abwechselnd stehenden Glandeln, Linnés Petala, entsprechen den Glandeln, welche man an der Basis des Blattrandes vieler Euphorbiaceen und exotischer Euphorbien durchgängig findet; bey den deutschen Arten fehlen sie in der Regel, zeigen sich aber doch zuweilen an den Blättern des ersten Wirtels. Je zwey derselben verschmelzen zu einer Glandel des Involucrum, kommen aber bey Mißbildungen nicht selten auch getrennt vor. Die Inflorescenzen der Zweige sind nach demselben Typus gebildet, nur mit dem Unterschiede, daß hier wieder ein normales Fehlschlagen eines Blattes an bestimmten Stellen einzutreten pflegt. Jede Inflorescenz besteht aus einer centralen weiblichen und mehreren peripherischen männlichen Blumen. Letztere stehen in gedrängten Wirteln von je fünf Blumen über einander, und zwar nicht alternirend, sondern reihenweise, in Reihen von 2. bis 8 Blumen. Auch stehen die zu ihnen gehörigen blattartigen Organe (paleae wenn man will) nicht unter sondern neben den Blumen. Denkt man sich die fünf Blätter des Involucrum getrennt, so würde jedesmal eine Blumenreihe einer Blattachsel entsprechen. Den Bau der weiblichen Blume übergehen wir als bekannt, desgleichen um nicht zu weitläufig zu werden eine sehr interessante Parallele zwischen der Inflorescenz und dem ersten Wirtel der Zweige, und den mit eben so viel Bündigkeit als Bescheidenheit gegen Rob. Brown geführten Beweis, daß die Inflorescenz der Euphorbien

nicht als einfach, sondern als zusammengesetzt betrachtet werden müsse. Da es nach dem Typus aller Vegetation unmöglich scheint, daß Ein Filament (als blattartiges Organ) die Pflanze endigen könne, so betrachtet der Vf das filamentum columnare der Euphorbien, obgleich es nur eine Anthere trägt, als zusammengesetzt aus drey Filamenten; und das öftere Hinzutreten eines dritten Antherenfachs zu den beiden gewöhnlichen findet gleichfalls darin seine Erklärung. Wiewohl eine ausführliche Anatomie der Euphorbien der künftigen Monographie aufbehalten ist, so konnten doch bey der Fruchtbildung einige anatomische Momente nicht unberührt bleiben. Es zeigt sich nämlich, daß die Klappen der Frucht außer der Epidermis aus zwey Zellenlagen bestehen, welche den Zellenlagen der Blätter auf das genaueste entsprechen. Die häufig vorkommenden Tuberkeln der Frucht sind gleichfalls schon auf der untern Seite der Blätter durch mikroskopisch kleine Punkte angedeutet. Daß das Mittelsäulchen aus den am Seitennerv eingeschlagenen Rändern der zu Fruchtklappen umgebildeten Blätter bestehe, beweiset vollkommen die Anatomie des Fruchtknotens. Da nun die Placenten offenbar aus den Blatträndern selbst gebildet sind, so glaubt der Verf. in den Glandeln des Randes freyer Blätter die erste Spur der Eyer der Ovarien zu finden; und da jene Glandeln bey dem Involucrum so große Neigung zum Verwachsen zeigen, so sucht der Verf. die Einsamigkeit der Ovarien aller Euphorbiaceen aus einer normalen Verschmelzung je zweyer Glandeln zu einem Ey abzuleiten. Auch ist es ihm gelungen, einige Zwillingssamen zu finden, die bekanntlich bis jetzt fast nur in den Familien der Aurantieen und Myrthineen beobachtet worden. Endlich ist auch bey dem Samen selbst der Versuch gemacht, die verschiedenen Häute desselben auf die

Blattstructur zurückzuführen, und dadurch besonders die Natur des so lange verkannten Arillus, wie Raf. dafür hält, sehr befriedigend aufgeklärt.

Ueber die Verwandtschaft der Euphorbien konnte begreiflicher Weise in dieser Vorarbeit noch nicht viel gesagt werden; und die von neuern Botanikern meist übersehene Verwandtschaft mit den Polygalen wird gebührend herausgehoben. Die Eintheilung der Euphorbien, besonders die Haupteintheilung in stipulatae und exstipulatae, wird jeder, der diese Pflanzen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hat, tief aus der Natur geschöpft finden.

Der specielle Theil dürfte vielleicht bey vielen Botanikern den wenigsten Beyfall finden, da eine gründliche Beobachtung den Verf. überzeugt hat, daß die meisten nach Einné in Deutschland unterschiedene Arten unhaltbar seyen, und da sogar für die 28 Arten, welche nach scharfer Kritik übrig geblieben, oft nicht einmal recht schneidende Charaktere zu finden waren. Die Synonymie ist noch unvollständig, aber gewählt.

Die Kupfertafeln sind mit großer Sauberkeit, Klarheit und Weiche ausgeführt. Sie enthalten über 250 analytische Darstellungen. Die erste ist vornehmlich der Keimung, die zweyte der Blumen- und Fruchtbildung, die dritte den Mißbildungen gewidmet. Dürfen wir schließlich noch das Hauptverdienst des Verfassers mit wenigen Worten auszudrücken wagen, so scheint es uns darin zu bestehen, daß derselbe die Idee der Metamorphose bey wenigen bestimmten Pflanzenarten bis in das Kleinste verfolgt, und dadurch ein Muster gegeben hat, wie der Botaniker jene herrliche Gabe nicht bloß dankbar aufnehmen, sondern benutzen und ins Besondere und Einzelne durchbilden soll.

E. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. 33. Stück.

Den 24. Februar 1825.

B o n n.

Bei Weber: Indische Bibliothek. Eine Zeitschrift von A. W. von Schlegel. Ersten Bandes des 4ten und 2ten Bandes 1stes Heft. 1823. 1824. 98, u. 148 Seiten in Octav.

Wir haben es bis jetzt verschoben unseren Lesern von dem letzten Hefte des ersten Bandes der Indischen Bibliothek Bericht zu erstatten, weil darin eine Abhandlung abgebrochen war, die sich eben so sehr durch philosophischen Scharfblick als durch umfassende Gelehrsamkeit in dem weiten Gebiete der Sprachen höchst vortheilhaft auszeichnet, und deren Schluß in dem ersten Hefte des 2ten Bandes erschienen ist. Ihr Verfasser ist Wilhelm v. Humboldt, und der Gegenstand, eine in der Sanskritasprache bestehende grammatische Form *ivā* oder *ya*, welche Wilkins ein indeclinables participium praeteritum nennt, und Carey ein adverbiales Particip. Alle bis jetzt erschienenen Grammatiken stimmen darin mit einander überein, daß sie diese Form in die Reihe der Participien stellen. Wir

E (2)

haben aber, in einer gebrängten Darlegung der Sanskritischen Conjugation *), uns in Bezug auf die Form auf tvâ oder ya von der Ansicht der englischen Grammatiker entfernen zu müssen geglaubt, indem wir dieselbe, so wohl ihrer Form als Bedeutung nach, als Gerundium erklärten. Der Form nach erkannten wir in tvâ eine Instrumental-Endung, und zwar von einer Grundform auf tu, woraus durch Ansetzung der Endung â die Form tvâ sich entwickelt, wie die des Infinitivs auf tum durch Ansetzung des Accusativzeichens m; denn als Accusativ gibt sich im Sanskrit der Infinitiv, wie im Lateinischen das Supinum auf um, auf eine unzweydeutige Weise durch seinen Ausgang kund. So bald man in tvâ die Instrumental-Endung eines abstrakten Substantivs erkannt hat, so hat man den Schlüssel gefunden, zur gleichförmigen Auflösung der verschiedenartigsten Wortfügungen, in welche man die Formen auf tvâ und ya oft verwickelt findet. Es bleibt aber zu berücksichtigen nothwendig, daß der 3te Casus im Sanskrit nicht nur das Verhältniß durch sondern auch die Verhältnisse nach und mit auszudrücken fähig ist, worauf wir bey Auseinandersetzung unserer Ansicht über die Form auf tvâ, aufmerksam gemacht haben. Hieraus erklärt es sich, daß dieses Gerundium oft süglich durch ein part. praet. übersetzt werden kann, indem z. B. nach S a g u n g, dem Sinne nach vollkommen der Participial-Construction gesagt habend entspricht. Wo aber die Instrumental-Endung des benannten Gerundiums die Verhältnisse mit oder durch bezeichnet, da muß man bey Uebertragung in eine Participial-Construction nicht selten zu dem part.

*) Bopp's Conjugations-System der Sanskrit-Sprache. S. 43, 58.

praes. seine Zuflucht nehmen. Da aber Participia gewöhnlich nur einer Zeitbestimmung angehören, so glaubten wir hierin einen gegen die Participial-Natur der Form auf tvâ streitenden Beweis erkennen zu dürfen. Einen anderen, vielleicht noch sprechenderen, Beweis fanden wir darin, daß Wörter wie alam, kalu, die einen Instrumentalis regieren, und gewöhnlich mit abstrakten Substantiven verbunden sind, auch in Constructionen mit der Form auf tvâ vorkommen. Endlich unterstützten wir unsere Ansicht durch Anführung von Stellen, in welchen der Form auf tvâ oder ya, als Particip betrachtet, passive Bedeutung zugeschrieben werden mußte. Aus Hrn. v. Humboldts geistreichen Untersuchungen geht jedoch hervor, daß man auch bey Stellen dieser Art mit der activen Construction sich behelfen könne, daß aber bisweilen, wenn man der Verbalform passive Bedeutung gibt, die Construction hierdurch leichter und natürlicher wird. (B. 2. S. 110).

Der Verfasser hat aus dem Hitopadesa, dem Nalus und dem Ramayana nicht weniger als 34 Stellen zusammengetragen, deren kritische Beleuchtung ihm zweckmäßig schien, um über die wahre Natur einer grammatischen Form zu entscheiden, die zu den mannigfaltigsten und interessantesten Constructionen Anlaß gibt. Wir bewundern in dieser gehaltvollen Abhandlung die Klarheit der Methode, den folgerechten, strengwissenschaftlichen Gang in der Entwicklung und Feststellung der Begriffe, und den seltenen Scharfblick in der Wahrnehmung der feinsten Unterschiede ähnlich scheinender Wortfügungen. Hr. v. Humboldt theilt die Constructionen, in welchen die Formen auf tvâ und ya erscheinen, in drey Hauptklassen ein, ohne jedoch vorerst zu entscheiden, ob die genannten Verbalformen als Participien oder Gerundien zu betrachten

seyen, wenn gleich eine Hinneigung zur letzteren Ansicht sich zuweilen aus der beygefügtten wörtlichen Uebersetzung folgern läßt. Wir übergehen mit Stillschweigen die beiden ersten Klassen, indem gegen die gründlichen Erörterungen welche S. 438-447. gegeben werden, schwerlich irgend ein erheblicher Widerspruch geltend gemacht werden kann. Die dritte Klasse begreift Constructions, in welchen die Verbalform ein ausdrückliches Subject mit sich führt, welches nicht zugleich auf das Verbum, welches den ganzen Satz bildet, bezogen werden kann. Wir erlauben uns aber in Zweifel zu ziehen, daß es Constructions gebe, wo die Verbalform ein von dem Verbum des Satzes unabhängiges Subject im Nominativ bey sich habe. Aus dem 23sten Beyspiele würde zwar die Möglichkeit einer solchen Wortfügung hervorgehen, allein wir halten, so lange nicht andere Stellen der Art sich auffinden lassen, mit Hrn. v. Schlegel die Lesart für fehlerhaft, um so mehr, da die Lesart der Serampurer Ausgabe mit der durch Hrn. v. Schlegel verglichenen Pariser Handschrift übereinstimmt.

Bey dem folgenden Beyspiele gibt Hr. v. Humboldt selbst sehr richtig die Constructionsweise an, nach welcher man Krtánjali: nicht als Subject von ab'inandya anzusehen braucht, da es mehr, nach Art eines Adverbiums, die Art und Weise der Stellung des nicht ausgedrückten Subjects bezeichnet. Bey einer anderen Gelegenheit haben wir, jedoch zu einem anderen Zwecke, auf eine Stelle der Episode Draupadi-pramâtha aufmerksam gemacht*), welche in so fern eine auffallende Uebereinstimmung mit der angeführten Stelle des Nalus darbietet, als ein Gerundium auf ein nicht ausgedrücktes Subject sich bezieht, welches aber einen

*) Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel S. 109.

Theil des im folgenden Verbum enthaltenen mehrfachen Subjects ausmacht: "Nach Sagung dieses, gingen sie (die Pandawa's) schnell u. s. w." Hier sind es nicht die Pandawa's, welche gesprochen, sondern nur einer von ihnen, nämlich Sudhischthiras, von welchem, damit die Aehnlichkeit mit dem erwähnten Verse des Malus vollkommen wäre, die Art und Weise der Stellung, in welcher er gesprochen, hätte angegeben werden müssen, und zwar durch ein Adjectiv im Nominativ, woben b'ûtivâ zu suppliren gewesen wäre. Merkwürdig bleibt jedoch immer, in Bezug auf die Construction der Adjective, die Stelle des Malus, und wir sind dem gelehrten Verfasser großen Dank schuldig für die Aufklärung, die er darüber gegeben hat. In Bezug auf das 30ste Beispiel möchten wir den Nominativ tau nara vânarapungavau lieber auf das Verbum als auf das Gerundium beziehen, und übersetzen: "Hierauf, nach Schließung des Bündnisses, gingen jene, die zwey Fürsten der Menschen und Affen, Ramas und Sugriwas, die beiden, in die Höle Kisch-Kindhya, damals." — Daß in diesem Sloka das Pronomen tau zweymal vorkommt, einmal in Verbindung mit der Apposition und dann mit dem eigentlichen Subject, darf nicht so sehr befremden, da die Indischen Dichter von diesem Pronomen so gerne Gebrauch machen, daß sie es sogar mit anderen Pronominen der dritten Person, ja selbst mit denen der zweyten und ersten Person in Verbindung setzen *). Allerdings begünstigt in diesem Sloka die Stellung des ersten tau wenig die Annahme, daß samaya' krtvâ als Zwischensatz zu betrachten sey, und wir würden daher, durch eine kleine Umstellung, lieber

*) Sieh Ardschuna's Himmelfahrt S. 110. Man vergleiche auch Hidimba's Tod Sarga I. Sl. 38.

lesen, tau tata:, samaya· krtvâ u. s. w. allein die freye Wortstellung, welche das Sanskrit zuläßt, macht diese Aenderung des Textes kaum nothwendig. In dem folgenden Beyspiele kommt uns die von Hrn. v. Schlegel angerathene scharfsinnige Verbesserung des Textes trefflich zu statten, um dem Gerundium dadurch zu einer ganz natürlichen Construction zu verhelfen, daß man die Ordnung zweyer auf einander folgenden Verse umkehrt.

Daß das Gerundium ein eignes Subject im Instrumentalis bey sich haben könne, hat der Verfasser durch wohlgewählte Beyspiele zur Genüge bewiesen, nur halten wir solche Fälle für unmöglich, wo das bey dem Gerundium im Instrumentalis stehende Subject zum Verbum des Sazes im Nominativ hinzugedacht werden müßte. Das 25ste Beyspiel würde zwar auch die Möglichkeit dieses Falles begründen, allein was hier die Londoner Lesart im höchsten Grade verdächtig macht, ist der Umstand, daß sowohl die Seramporer Ausgabe als die von Schlegel verglichene Pariser Handschrift statt vânarai:, vânarâ: lesen, wodurch die Wortfügung ganz natürlich und in die Reihe der gewöhnlichen Constructionsweisen des Gerundiums versetzt wird. Das folgende Beyspiel (S 451) läßt sich ebenfalls als zur ersten Klasse gehörend ansehen, da apavâhya als Causalf: rm, die sich hier durch den verlängerten Wurzelvocal kund gibt, auf Râvana zu beziehen ist.

In dem ersten Hefte des zweyten Bandes sucht der Verfasser das Wesen des Infinitivs, des Gerundiums und Supinums zu bestimmen, und geht in dieser Beziehung in die gründlichsten und scharfsinnigsten Erörterungen ein. Es ist daher alles was er von S 71 bis 100 sagt von dem höchsten und allgemeinsten Interesse. Obwohl wir der Ansicht nicht beytreten können, daß der Infinitiv

dem Verbum angehöre, sondern ihn, was wir an einem andern Orte zu beweisen versucht haben, in jeder Beziehung und in allen Sprachen als abstractes Substantiv betrachten: so finden wir doch in Hrn. von Humboldts vortrefflicher Abhandlung sehr sinnreich den Unterschied auseinander gesetzt, der zwischen den eigenthümlichen Infinitiv-Constructionen und denjenigen obwaltet, wo der Infinitiv mehr den Charakter eines gewöhnlichen Substantivs annimmt, und in Sprachen, die einen Artikel haben sich mit demselben verbindet; so daß seiner Unfähigkeit declinirt zu werden hierdurch abgeholfen wird. Im Deutschen vertritt oft beym Infinitiv die Präposition 'zu' die Stelle einer Casus-Endung, um die Richtung der im Verbum liegenden Bewegung auf den Infinitiv anzudeuten. Hierbei ist der Umstand merkwürdig, worauf wir schon bey einer andern Gelegenheit aufmerksam gemacht haben *), daß im Alt-Hochdeutschen und Angelsächsischen der Infinitiv nach den Präpositionen welche dem deutschen 'zu' entsprechen, die Dativ-Endung e annimmt. Wer also in Sätzen wie, sie kamen zu beschneiden das Kind, oder, es ist leicht zu sagen, den Infinitiv theoretisch als Verbum anzusehen geneigt ist, der wird wenigstens zugeben müssen, daß er in den beiden genannten Sprachen wenigstens der Form nach dem Nomen angehöre. Hr. v. Humboldt nennt das im Deutschen oft den Infinitiv begleitende zu eine Partikel, ob er aber hiermit die Identität dieser Partikel mit der Präposition zu läugne, wagen wir nicht hieraus zu folgern. Indem nämlich der gelehrte Verf. S. 74. sehr trefflich den engen Zusammenhang zwischen dem regierenden Verbum und dem Infinitiv zeigt, und bemerkt, daß der Be-

*) Conjugationssystem S. 134.

griff des Verbums in solchen Phrasen allemal unvollständig ist, indem der Infinitiv ihn erst ergänzen soll u. s. w.: sagt er in einer Anmerkung: “Im Deutschen und einigen anderen Sprachen wird hier noch einmal und noch feiner unterschieden, da auch der reine Infinitiv bisweilen mit der ihm eigenthümlichen Partikel (ich eile zu essen) bisweilen ohne dieselbe (ich will essen) steht. Dies rührt aber nur daher, daß die Unvollständigkeit der regierenden Verba Grade zuläßt, und jene der Partikel nicht bedürfende Verba gleichsam nur als Hülfswerba gelten.” — In nächstem Zusammenhange mit den Stellen, worauf wir so eben hingewiesen haben, steht dasjenige, was der Verf. über denselben Gegenstand S. 81. bemerkt, und wo er seine Ansicht über die Natur des Infinitivs sehr klar und bestimmt ausspricht. “Der Infinitiv, sagt er, hängt entweder von einem verbum finitum oder einem anderen Redetheil ab. In jenem Falle mangelt dem Verbum allemal etwas von seiner Vollständigkeit, das erst durch den Infinitiv ersetzt wird; die Person bezieht sich dem Sinne nach vollkommen auch auf den Infinitiv: da aber ein anderes Verbum dazwischen tritt, so wird diese Beziehung unterbrochen, und da die Handlungen beider in ein modificirtes Handeln verbunden werden sollen (ich kann und ich esse in ich kann essen) so verknüpft das eine in der untergeordneten Form des Infinitivs das andere mit sich. Völker, in welchen das formale Denken nicht die Stärke erlangt hat, die geeigneten grammatischen Formen hervorzubringen, lassen im Sinn und mit der Bedeutung des Infinitivs, wirklich die beiden Handlungen einzeln auf einander folgen; andere weiter vorgedrungene verknüpfen den Infinitiv und das regierende Wort wirklich in Ein zusammengesetztes” u. s. w. Der Verf. bemerkt in einer Anmerkung,

daß in der Sprache der Yule, einer südamerikanischen Nation, um auszudrücken: ich pflege zu essen man sage caic tu cucc, d. h. ich esse, ich pflege. Eine merkwürdige Uebereinstimmung mit dieser Construction findet sich im Arabischen, wo man z. B. sagt anstatt sie fingen beide an zu streiten, sie fingen beide an, sie stritten

جعلاً يتشاجران. Offenbar sind im Ara-

bischen Constructionen dieser Art durch Auslassung einer Conjunction zu erklären (sie fingen an daß sie stritten). Im Arabischen erlaubt aber auch der Infinitiv, der von den Grammatikern als Nomen angesehen wird, ganz eigenthümliche Wortfügungen, wie die, wo der Infinitiv sein Subject im Nominativ und sein Object im Genitiv bey sich hat, oder, was jedoch viel seltener geschieht, wo das Subject des Infinitivs im Nominativ und das Object im Accusativ steht. Am gewöhnlichsten aber ist es, und am natürlichsten, wenn der Infinitiv ein Subject und ein Object bey sich hat, daß jenes im Genitiv und dieses im Accusativ steht *).

Was die Form des Griechischen Infinitivs anbelangt, so glauben wir, daß das Activ *μεναι* seine ursprüngliche Form sey, und daß diese mit dem Participium auf *μενος* zusammenhänge, oder davon abstamme, auf dieselbe Weise, wie im Lateinischen das Gerundium dem Participium auf *ndus* seinen Ursprung verdankt **).

Nachdem Hr. v. Humboldt die Begriffe von Infinitiv, Gerundium und Supinum theoretisch festgestellt hat, geht er die im letzten Hefte des ersten Bandes zusammengetragenen Beispiele noch ein-

*) Sacy, Grammaire Arabe. B. 2. S. 133 u. 134.

***) Mehreres hierüber in unserem Conjugationssystem der Sanskritsprache, S. 85. 86.

mal prüfend durch, in der Absicht zu untersuchen, wie sich in denselben die Form auf *ivâ* oder *ya* als Participium betrachtet darstelle und wie als Gerundium. Das Ergebniß dieser gründlichen Untersuchung ist, daß sich die erwähnten Formen größtentheils als Activparticipien erklären und übersehen lassen, jedoch in der Voraussetzung, daß sie als indeclinabel sich jedem Casus anzuschließen im Stande sind, oder daß man durch sie auf jede Weise absolute Participial-Constructionen im Nominativ bilden könne. Was das letztere anbelangt, so kommt es hierbey, wie es scheint, noch hauptsächlich darauf an, ob es im Sansk. *it* überhaupt einen Nominativus absolutus gebe. Hr. v. Schlegel bezweifelt dies (B. 1. S. 465), und, wie wir glauben, mit vollem Recht. Wenn in der ersten der von Hrn. von Humboldt citirten beiden Stellen des Ramayana den Endungen am nicht *e* unterzuschreiben, und hierdurch ein Locativus absolutus herzustellen ist: so geben wir die Verbindung der beiden Sätze auf, und übersetzen: "Hierauf wurde von beiden ganz auswändig gelernt (herfagbar gemacht) das heilige Gedicht Ramayana, dann sprach der Einsiedler zu beiden." In der anderen Stelle, worin Nominativus absolutus vorzukommen scheint, muß, wenn die Englische Uebersetzung richtig seyn soll, wahrscheinlich für *gatâ*, *gatam* gelesen werden; wo nicht, so verwerfen wir die Auslegung der Herausgeber und übersetzen: Es ging voran der Glanzvolle, und Ganga folgte ihm, die vom Himmel auf Sankara's Haupt, von da zur Erde gekommen. Es floß das Wasser daselbst mit lautem Getöse." Unsere Vermuthung, daß für *gatâ* *gatam* muß gelesen werden, wird aber durch die Vergleichung dieser Stelle mit dem 29sten Sloka desselben Gesanges begünstigt. Den besten Aufschluß über diese beiden verdächtigen Stellen er-

warten wir von Schlegels kritischer Ausgabe des Râmâyana.

S. 114 und 115 macht der Verf. auf einige Beyspiele aufmerksam wo die Participial-Erklärung zwar möglich ist, aber doch sehr unnatürlich erscheint. Er betrachtet hierauf die gesammelten Beyspiele von dem Standpunkte der Gerundien-Erklärung ausgehend, und rechtfertigt auf das befriedigendste die Behauptung, daß sich dieselben, einige seltene ausgenommen, viel natürlicher als Gerundien auffassen lassen, denn als Participia, und daß selbst, wo das eine gleich natürlich wie das andere seyn sollte, die Construction gewinne, mannichfaltiger und ausdrucksvoller werde, wenn man das erstere annimmt.

Was die Form des Gerundiums anbelangt, so stimmt uns S. 127 der Verf. darin bey, daß tvâ eine Instrumental-Endung von einer Grundform auf tu sey. Das Gerundium auf ya hält der Verf. für eine reine Grundform, ohne Casus-Endung, und macht auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche diese Form mit der eines part. fut. pass. darbietet. Eine Ableitung dieses Gerundiums von dem erwähnten Participium hat allerdings vieles für sich, und besonders den Umstand, daß auch im Lateinischen das Gerundium einem passiven Participium zukünftiger Bedeutung seinen Ursprung verdankt. Auch darin stimmen wir dem Verf. vollkommen bey, daß das sogenannte Wiederholungsparticipium eigentlich ein Substantiv im Accusativ sey; und da wir an ein Gerundium nicht die Forderung machen, daß es der Form nach mit dem Infinitiv zusammenhänge, so tragen wir kein Bedenken, auch die Form auf am als gerundium anzuerkennen. Der Gebrauch dieses Gerundiums ist aber eben so selten als der des Gerundiums auf tvâ oder ya häufig ist, und wir bezweifeln, daß

im ganzen Mahâ-Bhârata das Gerundium in am nur ein einzigesmal vorkomme. Auch hat der gelehrte Verf. keine Beyspiele aus Schriftstellern angegeben, die aber auch nicht nothwendig sind, um seiner Ansicht, die er mit triftigen Gründen unterstützt, wie uns dünkt, allgemeinen Beyfall zu sichern.

Wir sind vielleicht, für manchen unserer Leser zu weit in das Einzelne dieser Abhandlung eingegangen, wie uns scheint aber, und worin uns die Kenner leicht beystimmen werden, noch zu wenig, um sie in ihrer ganzen Wichtigkeit darzustellen. Wir sehen uns jedoch genöthigt, uns über den übrigen Inhalt der beiden vorliegenden Hefte ganz kurz zu fassen, obwohl wir mit großem Vergnügen bey manchen wichtigen Stellen etwas verweilen würden. Denn es fehlt dem verdienstvollen Herausgeber der Indischen Bibliothek niemals an reichhaltigem Stoff, um seine Leser auf eine eben so lehrreiche als anziehende Weise zu beschäftigen.

Der Inhalt des 13ten Theiles der Asiatischen Untersuchungen gibt, in dem vierten Hefte, unserem Verf. Veranlassung zu vielen geistreichen Bemerkungen und gründlichen Erörterungen vom allgemeinsten Interesse, die aber nothwendigerweise in ihrem ganzen Zusammenhange müssen gelesen werden. Wir können nicht umhin, ganz besonders auf das aufmerksam zu machen, was er S. 400 = 425 über die Bevölkerung und Cultur von Java und über die Kawi-Sprache sagt. Zu ernster Berücksichtigung empfiehlt sich dem Geschichts- und Alterthumsforscher was S. 114 u. f. w. über den Buddhismus und sein Verhältniß zum Brahmanismus mit kritischer Vorsicht bemerkt wird.

In dem ersten Hefte des zweiten Bandes gibt Hr. v. Schlegel eine vollständige Uebersicht von dem was seit dem Beginn seiner Zeitschrift im Fache der Indischen Philologie, sowohl in Asien

als in Europa geleistet worden. Was der Verf. S. 10-19 mit überlegener Sprachkenntniß über Yates's Sanskrit-Grammatik sagt wird in denjenigen, welchen dieses Werk noch unbekannt ist, keine hohe Meinung von dem Zuwachs erwecken, welchen durch dasselbe die Indische Litteratur erhalten hat. Anstatt einen Schritt vorwärts zu gehen ist Yates viele Schritte zurückgewichen. Was soll man von einem Sanskrit-Grammatiker halten, welcher h'avat als ein pronomen reciprocum darstellt, und die Conjunction yat, weil, durch some übersetzt? Einen schönen Contrast zu Yates's verfehlter Sanskrit-Grammatik bildet Haughton's wohl durchdachte, klare und vollständige Bengalische Grammatik, welche unser Verf. S. 25 mit gerechter Anerkennung erwähnt.

F. B — p.

Paris.

Essai sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux arts, par Mr. Quatre-mere de Quincy. 1823. XII und 435 Seiten in groß Octav.

Wenn in Deutschland ein Aesthetiker ein so boggenreiches Buch über die Nachahmung in den schönen Künsten herausgeben wollte, würde er vielleicht keinen Verleger finden, während Hand- und Lehrbücher aller Art, wenn sie nur das Ganze einer Wissenschaft umfassen, mögen sie auch nur das Bekannte in einer neuen Ordnung, oder mit einigen Zusätzen, enthalten, von unserem Publicum immer gut aufgenommen worden. Und doch sind es gerade die ausführlichern Bearbeitungen einzelner Theile und Capitel einer Wissenschaft, was dem selbstdenkenden Kopfe eine bestimmtere Veranlassung gibt, sich um die Wissenschaft verdient

zu machen. Ueber die Nachahmung in den schönen Künsten ist noch vieles nachzutragen, wenn dieser Begriff richtig bestimmt und in der Anwendung ohne Mißverständnisse fruchtbar werden soll. Es ist bekannt, wie lange schon der Streit über das wahre Princip der schönen Künste sich um diesen Begriff gedreht hat, und wie man sich in den Schulen der Aesthetik noch immer nicht darüber vereinigen kann, worin diese Nachahmung bestehen soll. Der Verfasser des vor uns liegenden Werks ist so voll von seinem Gegenstande, daß er ihn fast für unerschöpflich zu halten scheint. Nur Einiges von dem Vielen, was sich seiner Meinung nach über diesen Gegenstand sagen ließe, will er durch neue Bemerkungen erläutern. Aber freylich ist er auch in der Ausführung seiner Gedanken so wortreich, daß die Hauptsumme dessen, was er uns lehren will, auf dem dritten Theile der Bogen hätte Platz finden können. Er bedient sich dabey einer streng wissenschaftlich klingenden Kunstsprache um die Begriffe recht scharf zu bestimmen. Er beschränke sich, sagt er, darauf, nur das constitutive Princip der Nachahmung in den schönen Künsten aufzuhellen. Er will nur zeigen, "was diese Nachahmung seyn müsse, um wahre Nachahmung zu seyn." Um das Elementarprincip (*principe élémentaire*) ist es ihm zu thun; was man auch den inneren Character (*caractère intrinsèque*) oder das Wesen der Nachahmung nennen könne. Dieses Princip drückt er so aus: Nachahmen in den schönen Künsten sey, "die Aehnlichkeit einer Sache erzeugen (*produire*), aber in einer andern Sache, die das von jener wird." Gegen diese Definition hat die Logik Erinnerungen zu machen, die wieder Stoff zu einer neuen Abhandlung werden könnten. Die Meinung des Verfassers ist indessen, durch diese Definition

diejenige Art von Nachahmung', die uns ästhetisch anzieht, von der Copie oder Wiederholung zu unterscheiden. Wir müssen die subtilen Gegensätze, durch welche der Begriff klar gemacht werden soll, übergehen. Sie sind auch bey aller Feinheit der Distinctionen so trocken, daß man in ihnen mehr einen Mathematiker, als einen Aesthetiker, zu hören glaubt. Der Recensent hat manche Stelle drey bis vier Mal lesen müssen, ehe er verstand, was der Verfasser eigentlich will, z. B. wo es heißt, eine der vorzüglich zu bestreitenden Mißdeutungen des Begriffs der Nachahmung in den schönen Künsten gehe darauf hinaus, à depouiller chaque art de cette partie fictive et conventionnelle, qui le fait purroitre art, en substituant par une fidélité adultère le caractère de réalité à celui d'apparence, et la similitude par identité à la ressemblance par image. Wie leicht hätte sich diese Andeutung des Unterschieds zwischen gemeiner und idealer Nachahmung mit andern Worten verständlicher ausdrücken lassen! Aber um seiner Definition treu zu bleiben, hat sich der Verfasser noch in eine Menge andrer dialektischen Weitläufigkeiten verwickelt, die einen großen Theil des Buchs einnehmen. Wir müssen deswegen diejenigen unsrer Leser, die sich geneigt fühlen, in diese Weitläufigkeiten einzugehen, auf das Buch selbst verweisen. Auch würde es den Recensenten in einige Verlegenheit setzen, die subtile Kunstsprache des Verfassers treffend zu verdeutschen, z. B. daß der Künstler nicht außerhalb seiner Kunst un surcroit de ressemblance imitative in den Ressources seiner Kunst suchen müsse; daß es in jeder Kunst quelque chose de fictif quant à la vérité, und quelque chose d'incomplet quant à la ressemblance gebe. Mit andern Worten ausgedrückt finden sich ähnliche Grundsätze schon in deutschen Abhandlungen

gen über den Charakter der schönen Künste. Die wichtigere Frage bleibt indessen, ob Nachahmung als Nachahmung der höchste Zweck einer schönen Kunst, oder ob die wahrhaft ästhetische Nachahmung einem andern Zwecke untergeordnet sey. Der Verfasser scheint in dem *plaisir de l'esprit*, das aus der Nachahmung entspringt, das Wesen und die unmittelbare Bestimmung jeder schönen Kunst nachweisen zu wollen, wobey ihm wieder seine Kunstwörter *identité, réalité* und *proximité* zu Statuten kommen. Aber eine bestimmte Erklärung über das Ideal dürfte doch dieser Nachahmungstheorie nicht fehlen. Wir sollen also von dem Verfasser lernen, daß die ideale Nachahmung aus einem generalisirten Studium der Natur entspringe. Bey Gelegenheit sagt er uns, das Wort *ideal* stamme von dem lateinischen *idea*, und dieses von dem griechischen *ειδος* ab. Doch er wollte ja keinen Beweis seiner Sprachkenntnisse in diesem Buche geben. Neue Aufschlüsse werden uns dargeboten über die Entstehung des Idealen in der Kunst bey den Griechen. Die Kunst der Griechen habe sich aus einer mythisch-symbolischen und hieroglyphischen Schrift entwickelt und daher den Charakter des Abstracten angenommen, der ihr immer eigen geblieben. Vielleicht wird mehreren Lesern bey dieser besonderen Notiz eben so zu Muthe wie den Recensenten. Die weitere Ausführung des vom Verfasser aufgestellten Begriffs vom Idealen führt ihn zur Unterscheidung der *action de transposer* von der *action de transformer*; von da zur Allegorie u. s. w. Doch diese ein wenig mühsam, obgleich nur summarische Anzeige einer Kunstlehre, in der man wenigstens den Scharfsinn ihres Urhebers bewundern muß, ist vielleicht schon zu lang geworden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. Stück.

Den 26. Februar 1825.

G ö t t i n g e n.

Die Herren Hofrätbe Stromeyer und Hausmann haben der Königl. Societät der Wissenschaften unter dem 23. v. M. gemeinschaftlich die mineralogische und chemische Untersuchung eines Erzes übergeben, welches dem letzteren von dem um die Kunde der mineralischen Producte des Harzes sehr verdienten Herrn Bergprobirer Bauersachs zu Zellerfeld mit der Bemerkung zugesandt worden war, daß sich darin ein Gehalt von Selenium finde, den das Verhalten im Feuer offenbare. Nicht allein hat sich bey weiteren Versuchen diese Entdeckung bestätigt, sondern bey einer von dem Hrn. Hofr. Stromeyer mit jenem Erze vorgenommenen, vollständigen, unten darzulegenden chemischen Analyse ergeben, daß es seinen Hauptbestandtheilen nach, Selenbley ist, welche Substanz bisher noch nicht im Mineralreiche bekannt war.

Das untersuchte Erz ist vor einer Reihe von Jahren auf der zum untern Burgstädter Zuge gehörigen Grube Lorenz bey Clausthal, in Verbin-

zung mit Braunspath vorgekommen, und damals schon von dem Herrn Bergprobirer Bauersachs beachtet worden. Da es dem Glase eine smaltblaue Farbe ertheilt, so vermuthete derselbe darin einen Kobaltgehalt und belegte es mit dem Namen von Kobaltbleyerz. Als solches wurde es von dem Hrn. Hofr. Hausmann in den norddeutschen Beiträgen zur Berg- und Hüttenkunde III. 120. beschrieben und demnächst im Handbuche der Mineralogie I. 183. aufgeführt.

Außerlich hat das Selenbley die mehrste Aehnlichkeit mit kleinspeisigem Bleyglanz; aber die Farbe zeigt eine bestimmte Verschiedenheit, indem das lichte, frische Bleygrau jenes Erzes mehr noch als bey dem Wasserbley in das Blaue sticht. Obgleich der Körper eine deutliche Anlage zur Krystallisation besitzt, so ist es bis jetzt nicht möglich gewesen, die Beschaffenheit derselben zu bestimmen. Die kleinen, höchstens $\frac{1}{4}$ Linie messenden, bald locker zusammengehäuften, bald eingesprengten, krystallinischen Theile, scheinen hin und wieder quadratische, auch wohl dreyeckige Flächen darzustellen; ob aber die regelmäßige Form mit der des Bleyglanzes übereinstimmt oder nicht, läßt sich vor der Hand nicht entscheiden. Dasselbe gilt vom blättrichen Gefüge. Ein mehrfacher Blätterdurchgang scheint vorhanden zu seyn. Das Erz hat ein krystallinisch-klein- und feinkörniges Absonderungsansehen, mit metallischem Glanze der nicht sehr glatten, unter der Loupe oft gekörnt erscheinenden Absonderungsflächen. Es ist in etwas höherem Grade weich wie Bleyglanz; milde; etwas abfärbend; gestrichene oder geriebene Stellen sind metallisch glänzend. Das eigenthümliche Gewicht ist nach der Bestimmung des Hrn. Hofr. Str. bey $10,5^{\circ}$ C. und $0,740^m$ Barom. = 7,697. Isolirt gerieben wird es, nach den von dem Hrn. Hofr.

Hausmann damit angestellten Versuchen, gleich dem Bleyglanze, negativ elektrisch.

Vor dem Löthrohre auf der Kohle zersezt sich das Selenbley überaus leicht. Es entwickelt einen starken Geruch nach faulen Rüben und bildet schnell einen braunrothen, leicht wieder zu verblasenden Beschlag. Später erzeugt sich ein gelber Bleyoxyd-Beschlag in der näheren Umgebung des sich zugleich reducirenden Bleyes. Indem die Flamme auf das Erz spielt, zeigt sich an diesem ein hell blauer Schein. Boraxglas erhält durch das Erz eine blasse Smaltfarbe.

Wird dasselbe in einer Glasröhre über einer Spirituslampe erhitzt, so sublimirt sich fast augenblicklich aus demselben Selen, welches die Glasröhre mit seinem eigenthümlichen widrigen Geruch erfüllt, und die Wände derselben mit einem leichten braunroth gefärbten Sublimat bekleidet. Führt man mit dem Erhitzen fort bis zum Glühen der Röhre, so kommt das Erz in Fluß, ohne sich aber weiter merkbar dabey zu verändern. Während des stärkern Glühens der Röhre verliert sich indessen allmählich der anfangs abgesezte braunrothe Sublimat. Dafür erscheint aber nun ein weißer in Nadeln krystallisirter Sublimat, der bey fortgesetztem Erhitzen sich nach und nach vermehrt, und erst bey dem Erkalten der Glasröhre zeigt sich wieder ein leichter Anflug des ersten braunrothen Sublimats unterhalb dem weißen. Dieser weiße Sublimat zieht aber nach einiger Zeit Feuchtigkeit an, und fängt an etwas zu zerfließen. Derselbe röthet Lackmuspapier sehr stark, und wird durch Schwefel-Wasserstoffsäure gelb und durch schweflige Säure roth gefärbt. Verhält sich also völlig wie Selenensäure.

So oft das Erz hierauf von neuem wieder erhitzt wird, findet jedesmahl eine abermahlige Ent-

bindung von Selen und Verbrennung desselben zu Selenensäure wieder Statt.

Salpetersäure von der Stärke des gewöhnlichen einfachen Scheidewassers wirkt auf dieses Bleierz schon in der Kälte ein, und dasselbe nimmt, wenn es längere Zeit damit in Berührung erhalten wird, eine dunkel zinnoberrothe Farbe an, indem sich das darin enthaltene Selen, während das Blei sich allmählich auflöst, in Substanz ausscheidet, und die noch unzersehte Miner einhüllt. Mit Unterstützung der Wärme löset die Salpetersäure dieses Erz schnell und vollständig auf, wobey sich anfangs Selen in Gestalt rother Flocken abscheidet, die aber bald ihre rothe Farbe verlieren, bräunlich werden, und nach und nach verschwinden. Beym Auflösen größerer Mengen des Erzes vereinigen sich die ausgeschiedenen Selenflocken auch wohl zu einer Masse, die sich als ein bräunlich gefärbter Schaum auf der Oberfläche der Flüssigkeit ansammelt und dieselbe zuweilen gleich einer Delhaut auf kurze Zeit bedeckt.

Die salpetersaure Auflösung dieses Bleyerzes hat eine blaß röthliche Farbe, welche, wie die mit derselben angestellten Versuche ausweisen, wirklich von einem geringen, schon durch die Löthrohrversuche in demselben wahrgenommenen, Kobaltgehalte herrührt. Außer Kobalt ist aber in der Auflösung des reinen Erzes kein anderes Metall als Blei enthalten. Auch ergab die Prüfung desselben mit salpetersaurem Baryt, daß kein Schwefel in dieser Miner vorkomme. Dagegen gaben schweflige Säure und schwefligsaure Salze, so wie auch Schwefelwasserstoffsäure, phosphatische Säure und salzsaures Zinnorydul einen sehr bedeutenden Selengehalt in derselben zu erkennen, und bestätigten dadurch vollends die schon aus dem zuvor angeführten Verhalten dieses Erzes höchst wahrscheinlich gewordene Meinung, daß dasselbe eine natürliche Verbindung des Selen mit dem Blei sey.

Da das Vorkommen von Kobalt in diesem Erze vermuthen ließ, daß sich dieses Metall vielleicht als Speiskobalt darin befinde, so wurde diese Miner noch besonders auf einen Arsenikgehalt untersucht. Aber weder bey dem Verblasen desselben vor dem Löthrohre, noch bey der Behandlung der vom Bley und Selen befreuten Auflösung derselben mit Schwefel-Wasserstoffgas, konnte irgend eine Spur von Arsenik darin aufgefunden werden.

Zur Bestimmung des quantitativen Verhältnisses der Bestandtheile dieses Bleyerzes wurde dasselbe zuerst, da es unmöglich war den damit verwachsenen Braunspath und Quarz völlig davon zu trennen, mit höchst diluirter Salpetersäure übergossen, und damit so lange in der Kälte in Berührung erhalten, bis aller demselben beygemengte Braunspath aufgenommen worden war, welches leicht aus dem Aufhören der während dem Auflösen des Braunspaths Statt findenden lebhaften Efferveszenz zu erkennen war, worauf das hinterbliebene Erz, nachdem es durch wiederholtes Abspülen von der ersten Auflösung auf das sorgfältigste getrennt worden war, in mäßig starker Salpetersäure mit Unterstützung der Wärme aufgelöst wurde. Nach Absonderung des dabey zurückgebliebenen Quarzes wurde nun aus dieser Auflösung zuerst das Bley mittelst Schwefelsäure gefällt. Damit indessen kein selensaures Bley mit niederfallen konnte, wurde diese Fällung nicht allein in der Wärme vorgenommen, sondern der Niederschlag auch noch eine Zeit lang mit der Flüssigkeit im Kochen erhalten, ehe man denselben auf ein Filter sammelte. Nach Entfernung des Bleys wurde die Auflösung in die Enge gebracht, und das Selen daraus durch schwefligsaures Ammoniak und schweflige Säure gefällt. Nachdem auch dieses vollständig daraus niedergeschlagen und durch Filtration geschieden worden war, wurde zuletzt aus der hin-

terbliebenen Flüssigkeit das Kobalt durch schwefelwasserstoffsaures Ammoniak abgeschieden.

Hierauf wurde nun ebenfalls aus der zuerst erhaltenen salpetersauren Auflösung das von dieser Säure mit aufgenommene Blei durch Schwefelsäure niedergeschlagen, und nachgehends auch zur Ausmittelung der Menge des dem Erze beygemengt gewesenen Braunspath's der aus demselben aufgenommene Gehalt an Kalk, Talkerde, Manganoxyd und Eisenoxyd unter Anwendung der bekannten Verfahrungsarten geschieden und bestimmt.

Auf diese Weise sind aus 1,814 grm. dieses Bleyerzes, denen 0,013 grm. Quarz und 0,161 grm. Braunspath beygemengt waren, und die also nur aus 1,640 grm. reinem Erz bestanden, erhalten worden:

1,702 grm. schwefelsaures Blei

0,459 grm. Selen, und

0,038 grm. Schwefel = Kobalt im Maximo.

In einem andern Versuche lieferten 1,364 grm. dieses Erzes, worin 0,0125 grm. Quarz u. 0,0795 grm. Braunspath enthalten waren:

1,3275 grm. schwefelsaures Blei

0,354 grm. Selen, und

0,019 grm. Schwefel = Kobalt im Maximo.

Bey abermahliger Wiederholung dieser Analyse mit 1,405 grm. Bleyerz, wobey aber die demselben beygemengte Menge Quarz und Braunspath nicht bestimmt, und das Selen dießmahl durch Schwefel = Wasserstoff niedergeschlagen worden ist, wurden erhalten:

1,313 grm. schwefelsaures Blei

0,653 grm. Schwefel = Selen, und

0,018 grm. Schwefel = Kobalt im Maximo.

Nimmt man nun den Gehalt des schwefelsauren Bleys in 100 Theilen zu 68,285 Theilen Blei, den des Schwefel = Kobalts im Maximo zu 48,0 Kobalt und den des Schwefel = Selen's zu

55,3 Selen an, und sieht das bey der letzten Analyse an der Summe des angewandten Erzes Fehlende für Quarz und Braunspath an, so sind diese Untersuchungen zu Folge in 100 Theilen dieses Bleyerzes enthalten:

	Nach Analyse I.	II.	III.
Bley . . .	70,854	— 71,265	— 70,813
Kobalt . . .	1,097	— 0,708	— 0,672
Selen . . .	27,988	— 27,830	— 28,515
	<hr/>	<hr/>	<hr/>
	99,939	99,803	100,000

Oder dasselbe besteht in 100 Theilen, nach einem Mittel aus diesen drey sehr gut mit einander übereinstimmenden Analysen, aus:

Bley	70,98
Kobalt	0,83
Selen	28,11
	<hr/>
	99,92

Die Bestandtheile dieses Erzes sind demnach ganz in dem Verhältnisse ihrer Aequivalente mit einander verbunden, und die Menge des darin vorkommenden Selenis entspricht nicht allein dem Bleygehalte desselben, sondern auch dem des Kobalts, und dieses Metall ist folglich in dieser Miner ebenfalls als ein Selenmetall enthalten. Auch befindet sich das Selen in diesem Erze mit dem Bley in einem ganz ähnlichen Verhältnisse verbunden, wie der Schwefel mit diesem Metall in dem Bleyglanze. Die Mischung dieses natürlichen Selenbleys ist nämlich so beschaffen, daß wenn beide Bestandtheile oxygenirt und in Bleyorhd und Selenensäure umgeändert werden, sie neutrales selensaures Bley geben. Und so wie sich daher zuweilen durch Zersetzung von Bleyglanz Bleyvitriol bildet, so könnte auch wohl auf ähnliche Weise selensaures Bley aus dem Selenbley entstehen. Man wird demnach auf das Vorkommen einer solchen Ver-

bindung an Orten, wo Selenbley sich findet, zu achten haben.

* * *

Wir nehmen diese Gelegenheit wahr, die Anzeige von einer der Königlichen Societät der Wissenschaften in der Versammlung am 3. April vorigen Jahrs von Herrn Hofrath Stromeyer mitgetheilten Notiz über eine neue von ihm in dem Salmiak der Liparischen Insel Vulcano entdeckte natürliche Selen-Verbindung nachzuhohlen, deren Verspätung dadurch veranlaßt worden ist, daß der Hr. Hofr. Str. wünschte auch zugleich von einer andern in diesem Salmiak noch vorkommenden Substanz Nachricht zu ertheilen.

Unter den vulcanischen Producten dieser Insel kommt ein mit sublimirtem Schwefel gemengter Salmiak vor, der schichtweise sich durch eine auffallend bräunlich orangegelbe Farbe auszeichnet, die ihm ganz das Ansehen von eisenhaltigen Salmiakblumen gibt. Da dieser Salmiak indessen keinen eisenhaften Geschmack besitzt, und auch an der Luft nicht merkbar Feuchtigkeit anzieht, so wurde daher die anfangs gehetzte Vermuthung, daß derselbe wirklich eisenhaltig sey, und die eigenthümliche Farbe desselben von beygemengtem salzsauren Eisenoxyd herrühre, zweifelhaft, und veranlaßte denselben einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Schon bey der Behandlung dieses Salmiaks mit Wasser ergab sich die frühere Meinung, daß derselbe natürlicher eisenhaltiger Salmiak sey, nun vollends als irrig. Beym Auflösen desselben in Wasser schied sich nämlich nicht allein der eingemengte Schwefel aus, sondern es hinterblieb auch noch eine andere Substanz, welche dieselbe bräunlich orangegelbe Farbe besaß, durch welche sich der Salmiak in seinem natürlichen Zustande gerade auszeichnete.

Die erhaltene Auflösung war dagegen farbelos, und lieferte auch bey dem Verdunsten ein vollkommen ungefärbtes Salz. Außerdem reagirte diese Auflösung nur sehr schwach säuerlich, wie solches gemeiniglich auch bey dem künstlichen sublimirten Salmiak der Fall ist, und weder Gallapfelauzug noch Blutlaugensalz und schwefelblausaures Kali bewirkten darin eben so wenig als Ammoniak irgend eine Veränderung, aus welcher man auf einen Eisengehalt hätte schließen können. Hingegen verursachte Schwefel-Wasserstoff in derselben einen ziemlich häufigen orangefarbenen Niederschlag, der fast gänzlich aus Auripigment bestand, und von etwas arseniger Säure herrührte, die zugleich in diesem Salmiak mit vorkommt. Auch gab Barytsolution einen geringen Gehalt von Schwefelsäure darin zu erkennen *).

Der bey dem Auflösen des Salmiaks hinterbliebene bräunlich orangegelbe Rückstand kam bey dem Erhitzen in einer Glasröhre über einer Spirituslampe leicht in Fluß, und sublimirte sich hierauf vollständig zu einem orangefarbenen Sublimat. Auf eine glühende Kohle geworfen entzündete sich dieser Körper sogleich, und verbrannte unter Ausstoßung eines sulphurischen zugleich sehr schwachen arsenikalischen Geruchs, der sich hintennach aber in einen starken widrigen Geruch nach faulen Rüben umänderte.

Da dieser eigenthümliche Nachgeruch, welchen dieser Körper bey seinem Verbrennen verbreitete, viel Aehnlichkeit mit dem Geruch hat, welchen Selen bey seinem Verflüchtigen und Verbrennen ausstößt, und der Körper auch in seiner Farbe dem Schwefel-Selen sehr ähnlich ist, so wurde es nicht

*) Es kommen indessen doch einzelne Stücke dieses Salmiaks vor, welche wohl Spuren von salzsaurem Eisenoryd enthalten.

unwahrscheinlich, daß derselbe hauptsächlich aus Schwefel = Selen bestehe.

Um dieses auszumitteln wurden daher einige Decigramm dieser Substanz mit Salpetersäure so lange digerirt, bis der Schwefel, welcher lange eine orangegelbe Farbe behielt, rein gelb gefärbt erschien, und der Auflösung, nachdem der hinterbliebene Schwefel davon getrennt worden war, schwefligsaures Kali zugesetzt, welches für Selen ein eben so sicheres und empfindliches Reagens ist, als das schwefligsaure Ammoniak.

Hierdurch wurde nun die zuvor geäußerte Vermuthung völlig bestätigt. Das schwefligsaure Kali schied aus der salpetersauren Auflösung eine ziemlich bedeutende Menge eines zinnoberroth gefärbten Körpers ab, welcher alle die von Hrn. Berzelius angegebenen charakteristischen Eigenschaften des Selen besaß.

Auch lieferte die salpetersaure Auflösung beim Verdunsten eine in Nadeln krystallisirende Substanz, welche sich völlig wie Selenensäure verhielt. Außer der Selenensäure enthielt diese Auflösung aber noch eine geringe Menge Arseniksäure, wie die Prüfung derselben mit Silberlösung ergab.

Die den Salmiak begleitende und färbende Substanz ist also Schwefel = Selen, das zugleich eine geringe Menge Auripigment aufgelöst enthält, und wir besitzen in derselben mithin eine neue bisher in der Natur noch nicht angetroffene Verbindung dieses höchst merkwürdigen Körpers.

Das Vorkommen des Schwefel = Selen unter den vulkanischen Producten der Liparischen Inseln macht es daher auch sehr wahrscheinlich, daß die eigenthümliche orangefarbene Nuance des auf diesen Inseln sich findenden Schwefels hauptsächlich von bengenemtem Schwefel = Selen herrührt, und nicht von Schwefel = Arsenik, wie bisher angenommen worden ist.

Spätere Versuche haben in diesem Salmiak noch eine andere Selen-Verbindung entdecken lassen. Der durch Schwefel-Wasserstoff in der Auflösung dieses Salmiaks bewirkte Niederschlag hatte für Auripigment eine viel zu dunkle Orangefarbe, und der Hr. Hofr. Str. vermuthete daher auch schon bey der ersten Mittheilung dieser Untersuchung, daß diese eigenthümliche Färbung des erwähnten Niederschlags ebenfalls von Selen herrühre, und auf einen in dem Salmiak vorkommenden Gehalt von etwas Selen Säure schließen lasse. Die damals mit dieser Substanz angestellten Versuche gewährten ihm indessen noch keine volle Ueberzeugung, daher er auch glaubte, diese Vermuthung vor der Hand noch unerwähnt lassen zu müssen. Jetzt aber, wo ihm seine Versuche über das Vorhandenseyn dieser Säure in diesem Salmiak volle Bestätigung gegeben haben, beeilt er sich diese Erfahrung nachzutragen. Ob übrigens die in diesem Salmiak enthaltene Selen Säure ebenfalls mit Ammoniak verbunden ist, oder sich in freyem Zustande darin befindet, erlaubt die geringe Menge, in welcher sie in demselben vorkommt, und die höchstens nur $\frac{1}{10000}$ betragen kann, nicht weiter zu bestimmen.

E d i n b u r g .

Transactions of the Phrenological Society, instituted 22. Febr. 1820. with five Engravings. 1824. 448 Seiten in Octav.

Unter dem angezeigten Datum trat zu Edinburgh eine ansehnliche Gesellschaft von Männern aus allen Ständen förmlich zusammen, um die Schedel- und Hirnlehre der Herren Dr. Gall und Spurzheim zu würdigen. Die Nahmenliste der Mitglieder und das Verzeichniß der erhaltenen Geschenke, an Knochen, Schedeln, Gypsabgüssen von Gesichtern und Schedeln, Kupferstichen und Bü-

chern, eröffnet, diesen ersten Band ihrer Verhandlungen; worauf die gehaltenen Vorlesungen folgen. 1. Preliminary Dissertation. On the Progress and application of Phrenology by M. George Combe. Dieser ganz enthusiastisch für diese Lehre eingenommene Mann erzählt die Lebensumstände des Dr. Gall und Dr. Spurzheim gibt einen Auszug ihrer Schriften, und Lehren, und schildert den Zweck und die Einrichtung der phrenologischen Gesellschaft. 2. Outlines of Phrenology. Beschreibung der sogenannten Organe und ihrer Facultäten. I. A View of Dr. Spurzheim's Lectures as delivered at Edinburgh in the winter of 1816 by Dr. Poole. II. On the Functions of Combativeness, Destructiveness and Secretiveness, by M. Scott. III. Effects of Injuries of the Brain upon the manifestations of the Mind by A. Combe. IV und V. Cases of Deficiency in the Power of perceiving Colours, by Butter. Ein interessanter Aufsatz. VI. Case in which the Patient suddenly forgot the use of spoken and written Languages, by A. Hood. VII. Remarks on the Cerebral Development of King Robert Bruce by W. Scott. In dem aufgefundenen Schedel dieses alten Schottischen Königs, der hier auch von oben, von der Seite und hinten verkleinert abgebildet ist, sollen diejenigen Stellen wirklich sich aufgewölbt zeigen, welche nach Gall die Kennzeichen solcher Leidenschaften und Anlagen verrathen, als der Geschichte zu Folge, an diesem ausgezeichneten, auch durch Walter Scott bekannt gewordenen Helden bemerkt wurden. Wenn auch dieses seine Richtigkeit haben mag, so scheint dennoch der Schluß auf ein sogenanntes cerebral Development damit noch gar nicht bewiesen, Ref. wenigstens kennt noch keine einzige Thatsache, welche bis

jetzt dargethan, oder auch nur wahrscheinlich gemacht hätte, daß die Windungen des Gehirns mit den Anlagen und den Leidenschaften in ursächlicher Verbindung ständen, welche nach Gall ihren Grund oder Sitz in denselben haben sollen. Diese Abhandlung ist übrigens ganz unterhaltend abgefaßt. VIII. Report upon the Cast of Miss Clara Fisher, by G. Combe. Deren schön gestochenes Profil Portrait als Titeltupfer dient. Dieses gegen neun Jahr alte Mädchen wird als eine bis zum Bewundern treffliche Schauspielerin geschildert, die sogar als Richard III., Douglas, Shylock und Falstaff auftritt. Die Größe der Gall'schen charakteristischen Aufwölbungen am Schedel werden in Zoll und Linien angegeben. Alle drey und dreszig dermalen angenommene, von Spurzheim rectificirte Organe werden large oder full bey ihr gefunden, nur bey Nr. 13. Hope steht moderate. IX. Case of J. C. aged ten years by D. Bridge. Sehr detaillirte Geschichte eines bösen Buben. X. On inferring Natural Dispositions and Talents from development of Brain, by G. Combe. Schade nur, daß ein solches Development of Brain durch nichts bewiesen, sondern nur ex hypothesi zu Folge der Aufwölbungen am Schedel angenommen wird; enthält noch insbesondere: 1. Observations on Evidence in favour of Phrenology, afforded by Reports on the Cerebral Development of Executed Criminals, as indicated by their Skulls, by G. Combe. 2. Report on the Development of James Gordon. executed for murder, mit der Abbildung seines Schedel's. 3. Desgleichen Case of J. Bellingham Assassin, by G. St. Mackenzie; auch abgebildet. Der Verf. der den Mörder für verrückt (insane) hält, macht sehr ernste Beobachtungen über die Rechtspflege in solchen Fällen. 4. Cerebral Development,

and Dispositions and Talents of Mary Macinnes (als Mörderin hingerichtet) by G. Combe mit Abbildung ihres Kopfs im Profil und von hinten; desgleichen des Mörders Haggart Kopf im Profil und von hinten, und als Gegensatz zwischen diesen beiden, der Kopf des Reverend Mr. M. eines tugendhaften Predigers. XI. On the mode of studying the Natural Dispositions and Instincts of the Lower Animals by A. Carmichael. XII. Phrenological Analysis of some of the Maxims of La Rochefoucauld, by G. Combe. Hr. C. ist der Meinung, durch die Phrenology könne man das schiefe und halb wahre mancher Sätze von Rochefoucauld berichtigen, und sonach weniger nachtheilig machen. XIII. Observations on Dr. Barclay's Objections to Phrenology, by A. Combe. Der treffliche Dr. Barclay verwirft in seinem Werke, on Life and Organisation, Gall's Phrenologie als visionär und ungegründet, allein was Hr. Combe zur Vertheidigung dagegen vorträgt scheint um so weniger befriedigend als er S. 398 selbst schreibt: I might almost say, that even now, in Gall's hands Phrenology still retains much more the appearance of an interesting collection of observations on the connexion between mind and organization, than that of a system of the philosophy of mind. XIV. On the Phrenology of Hindostan by Dr. G. M. Paterson. Nebst dieser Abhandlung überreichte Hr. Dr. P. der Gesellschaft zwölf Hindoo-Schedel. Im Durchschnitt seyen diese Indische Schedel kleiner als Europäische nach des Vf. in Hindostan selbst angestellten phrenologischen Beobachtungen S. 432. The norma verticalis of Blumenbach furnishes a most advantageous mode of viewing and contrasting crania inasmuch as it commands all the aspects of the skull, and

at one glance offers the most interesting points. Die Beschreibung der an diesen Indischen Schedeln beobachteten Gall'schen Signaturen oder Organe ist sehr genau. S. 445. I have manipulated Hindoos of every province from Cashmere to Cape Comorin, and from the banks of the Indus to the forests of Aracan; and the sum of my inductions from the immense mass of observation I have made, tends to prove, that the brain is superiorly organized in the provinces of Hindostan that have been longest subjected to the invasions of Mahomedans. — From the administration of British justice, and I fervently hope from the light of the Gospel, Hindoos in British India will change in cerebral organization, and consequently in mental manifestation, and will be very different from Hindoos subjected to the caprice of a native power. Eine kurze Nachricht von dem Spital für Wahnsinnige in Calcutta macht den Beschluß dieser Abhandlung. Man finde in selbigen meist nur Blödsinnige, nicht leicht Rasende.

L e i p z i g h.

In Verlag der Dyk'schen Buchhandlung: Handbuch der Naturgeschichte der skeletlosen ungegliederten Thiere von Dr. August Friedrich Schweigger, der Medicin und Botanik ordentlichem Professor auf der Universität Königsberg u. 1820. XVI 776 Seiten in 8.

Mit Behmuth unterzieht sich Referent dem Geschäfte auch in diesen Blättern des letzten ausgezeichneten Werkes des biedern scharfsinnigen Schweiggers spät noch zu gedenken. Wie viel hat die Wissenschaft an einem Manne verloren, der bey so umfassender Gelehrsamkeit; so viel Scharfblick und

Beobachtungsgabe mit so viel Behutsamkeit, freudiger Anerkennung der Verdienste Anderer und Milde im Urtheil verband! — In der Vorrede erklärt der Verfasser, daß dieses Handbuch nur als Vorläufer eines größeren Werkes zu betrachten sey, das er nach seiner Reise zu bearbeiten gedachte, und von welchem die ersten 65 S. die allgemeinen Umriffe geben. Er rechtfertigt hier zugleich seinen Weg, dem zufolge er nicht nach dem Vorgang Cuviers, Carus und Andrer nach den einzelnen Organen, aber durch alle Classen fortschreitend, die Anatomie und Physiologie der thierischen Körper vorträgt, sondern den gesammten Bau der Thiere einer Classe zusammenstellt, durch welche ein vollständigeres Bild dem Leser auf einmal gegeben wird, als es auf jedem anderen Wege möglich ist. Unnöthige Wiederholungen hat er durch gedrängte Kürze und Zurückweisungen glücklich vermieden. — Die Classe der Zoophyten zerfällt in: Infusorien, Schwing- und Räderthiere, Zoophyten mit Fangarmen oder eigentliche Polypen, Corallen mit und ohne Polypen, Seefedern; die Classe der Entozoen in solche, die im Innern thierischer Körper wohnen, und die an andern Thieren angesaugt leben; die Classen der Medusen, Strahlthiere, Anneliden, Cirrhipeden und Mollusken haben keine besondere Unterabtheilung. Eine weitere Darlegung des Inhaltes macht theils die Reichhaltigkeit des Werkes unmöglich, theils ist sie bey der Verbreitung desselben überflüssig. Nur so viel erlaubt sich Ref. noch hinzuzusetzen, daß er aus wenig Schriften gleichen Umfanges mehr Belehrung geschöpft hat, und mit mehr Achtung des Verfassers davon geschieden ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 28. Februar 1825.

B e r l i n.

Bey Dümmler: Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita = Sprache, von Franz Bopp. Erstes Heft, 95 S. 4. (1. Th. 16 gr.).

Der Verf., welcher, in diesen Blättern, von dem Plane, der ihn bey Abfassung des vorliegenden Werkes geleitet, Rechenschaft gibt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, den grammatischen Bau der Sanskrita = Sprache systematisch und mit möglichster Vollständigkeit zu entwickeln, auf eine Weise, daß dieses Lehrgebäude geeignet sey, ohne Beyhülfe mündlicher Anleitung zu einer gründlichen Kenntniß des Sanskrits zu führen. Er hat sich daher bemüht, die Regeln mit dem Grade der Deutlichkeit vorzutragen, den er nur irgend zu erreichen im Stande war, und alles durch Beyspiele genugsam zu erläutern. Die Vorarbeiten, von welchen er mit vorzüglichstem Nutzen Gebrauch gemacht zu haben gerne bekennt, sind die Grammatiken von Wilkins und Forster. Erstere zeichnet sich durch besondere Klarheit, letztere durch eine merkwürdige Vollständigkeit aus. Forsters Essay ist aber von

G (2)

Anfängern nicht wohl zu gebrauchen; denn das ganze Sprachgebäude ist in diesem Werke in Tabellen entworfen, und was aus diesen gefolgert werden kann, wird durch Regeln nicht bestimmt. Für den Grammatiker aber ist dieses Werk von außerordentlichem Nutzen, weil darin die Sprache in ihrem ganzen Form = Reichthum vor seinem Blicke sich entfaltet, doch so, daß es ihm vorbehalten bleibt, daraus die Gesetze der Entwicklung selber zu entnehmen. In manchen Punkten aber überschreitet Forster die Gränzen der Vollständigkeit, und gibt, von dem Beispiele der eingeborenen Grammatiker verleitet, mehr als in der Sprache wirklich vorkommt. So gibt er z. B. S. 390 ein Declinations = Schema von Wörtern an, die mit einem nichtradicalen z enden, da es doch solche Wörter im Sanskrit nicht geben kann, weil es kein mit z schließendes Suffix gibt. Forsters Wörter mit nichtradicalem z entfernen sich von Wurzelwörtern auf z (welche nur allein vorkommen) dadurch, daß sie ihren Endbuchstaben in keinem Falle in k oder g verwandeln. In die Tafeln, welche die Wohlautsveränderungen anschaulich machen, nimmt Forster ebenfalls mehrere nicht = radicale Consonanten auf, die in dem ganzen Wortschatze der Sprache nicht vorkommen. Wilkins hat sich von dieser Uebervollständigkeit entfernt zu halten gewußt. Eher könnte man ihm den Vorwurf machen, daß er manches wirklich vorkommende nicht berührt, oder hinlänglich erschöpft hat. Vergeblich wird man z. B. bey ihm das Wohlautsgesetz suchen, daß die Sanskrita = Sprache keine zwey verbundene Consonanten am Ende eines Wortes duldet, und doch erklären sich aus diesem Gesetze viele grammatische Erscheinungen, die sonst als grundlos gelten müssen, und wovon auch in den früheren Grammatiken der Grund nicht angegeben wird. Es erklärte sich hier =

aus, warum bey Zeitwörtern der 2ten, 3ten und 7ten Klasse, im Falle ihre Wurzel mit einem Consonanten endet, die 2te und 3te Singularperson des ersten Präteritums der Personalkennzeichen enthalten, und warum das Partic. praes. im Singularnominatio masc. an bildet, da doch die Analogie ant erwarten läßt, weil das part. praes. mehrere Casus, unter anderen den Nominativ sing. masc. aus einer älteren Stammform auf ant bildet.

Soll in der Formenlehre, wie bey einer systematischen, wissenschaftlichen Entwicklung eines grammatischen Lehrgebäudes zu erwarten ist, überall auf den letzten Grund zurückgegangen werden, und sollen nicht einzelne Fälle, die sich einem allgemeinen Princip unterordnen lassen, als ungerregelte Entfernungen von dem, was die grammatische Analogie gebildet, und als die Folgen willkürlicher Laune des Sprachgebrauchs erscheinen: so müssen, wie es scheint, die Wohlautsgesetze mit möglichster Sorgfalt und Vollständigkeit entwickelt werden, damit die Formenlehre, ohne beständige Wiederholung, bey jedem Schritte darauf hinweisen könne. Es wird daher keiner Entschuldigung bedürfen, daß in vorliegendem Werke, die Wohlautsregeln mehr als den doppelten Raum einnehmen, welcher ihnen in der Grammatik von Wilkins vergönnt ist.

Es gibt Wohlautsgesetze zu deren Befolgung bey Schriftstellern sich selten eine Veranlassung darbietet, die aber darum nicht weniger allgemein sind, und auch in den Grammatiken keineswegs hintangesetzt werden dürfen. Im Gegentheil sind dieselben gerade darum in das hellste Licht zu stellen, weil derjenige, dessen Aufmerksamkeit sie bey dem Studium der Grammatik entgangen sind, nicht häufig durch das Lesen der Schriftsteller darauf hingewiesen wird. Von dieser Art ist z. B. die Regel, daß unter gewissen Bedingungen, die Aspiration, welche an dem Endbuchstaben eines Wortes verloren

geht, auf den Anfangsbuchstaben einer Wurzel zurücktritt. Wilkins übergeht diese Regel, und sieht es, S. 89, als eine Eigenheit an, daß bud', obwohl im Allgemeinen regelmäßig, sein b in mehreren Casus in b' verändert, da doch die Verwandlung des b in ein aspirirtes b nur da stattfindet, wo das schließende d' seine Aspiration verlieren muß. Hr. Prof. Frank führt diese Regel an (S. 25. seiner Gram.), jedoch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung, auch fehlt er S. 22. gegen dieselbe, indem er tatvabudd'arma mit unaspirirtem b schreibt.

Der Vf. hat sich bemüht die Theorie des Anuswâra, welche in mehreren gedruckten Schriften vielfältig verkehrt worden ist, und die er in keiner der frühern Grammatiken hinlänglich entwickelt fand, in ein helleres Licht zu setzen. Am wenigsten glaubte er das billigen zu können, was Hr. Dharma Frank in seiner Grammatik über das Anuswâra sagt. Er gibt ihm im Allgemeinen die Aussprache eines gutturalen n (die es nur vor Gutturalen hat) und unterscheidet nicht seine Stellung in der Mitte von der am Ende eines Wortes, wo es nur für ein primitives m und dessen euphonische Veränderungen stehen kann. Hr. Frank gebraucht aber auch das Anuswâra statt eines schließenden primitiven dentalen n, vor Labialen, und schreibt in seiner Grammatik S. 207. gatāvâ' b'avet für gatavân b'avet. Auf eine ähnliche Weise fehlt er S. 188. Am nachtheiligsten zeigt sich aber Hrn. Frank's unrichtige Theorie des Anuswâra bey einer Stelle des Bhagavad-gita (sect. II. sl. 12) wo er nâsam durch non existens übersetzt, und nâsan schreibt (Gramm. S. 210). In der Calcutter Ausgabe steht allerdings nâsan, wegen des folgenden Dentallauts, welcher die Verwandlung des m in n veranlaßt, das aber hier mit Anuswâra geschrieben werden kann, wie auch Schle-

gel, der Deutlichkeit wegen, mit Recht gethan hat. Ein *partic. praes.* läßt sich aber in *nâsan* keineswegs erkennen, denn sonst müßte *nasan* mit kurzem *a*, stehen.

In Bezug auf die Wohllautsregeln ist hier noch die Bemerkung nachzutragen, daß sie in profaischen Schriften weniger streng beobachtet werden, wovon man sich aus dem *Hitopadesa* leicht überzeugen kann. Die Regeln über die Verwandlung der Vocale in der Mitte eines Wortes, die in diesem Werke zum erstenmal gegeben werden, dürften noch in einem Anhang, durch den Zusatz zu ergänzen seyn, daß das *y* eines Suffixes auf einen vorbergehenden Diphthong den Einfluß eines Vocals äußert, und zwar auf *ô* und *au* immer, auf *ê* nur zuweilen. — S. 69 des vorliegenden Heftes ist ein Versehen zu berichtigen; in der zweiten Zeile der Regel 103^b soll stehen, "so geht *h* vor *t*, *t'* und *h* in *g* über".

Nach den Wohllautsregeln, welche die S. 28-70 einnehmen, wird S. 71-82 von den Wurzeln und Präfixen gehandelt. Da sowohl *Nomina* als *Verba* von den Grammatikern aus den Wurzeln abgeleitet werden, so schien es dem Verf. zweckmäßig, bevor er zur Declination oder Conjugation überging, den Charakter der Sanskritischen Wurzeln aus einander zu setzen und in dieser Beziehung nicht dem Beispiele seiner Vorgänger zu folgen, in deren Lehrbüchern der Anfänger nicht erfährt, was eigentlich unter einer Wurzel zu verstehen sey und welchen Bedingungen die Sanskritwurzeln entsprechen müssen. Die Präfixe, oder untrennbaren Präpositionen, welche die Wurzeln in allen ihren Ableitungen begleiten, und auf die Modification ihrer Grundbedeutung einen wesentlichen Einfluß haben, konnten süglich sogleich nach den Wurzeln abgehandelt werden, da zum Verständniß dessen, was in ihrer Beziehung zu sagen war, keine weitere grammati-

sche Kenntniß nothwendig ist. Der Verf. gibt diese Präfixe in alphabetischer Ordnung (S. 76 = 81), und hat sich bemüht, denselben nur solche Bedeutungen beyzulegen, die sich aus Schriftstellern erweisen lassen. S. 83 bis zum Schlusse des Heftes folgt die allgemeine Theorie der Casusbildung. Es wird hier von jedem Casus der drey Zahlen im besondern gehandelt, oder auch von mehreren zugleich, im Falle sie eine gemeinschaftliche Endung haben. Die verschiedenen Declinationen zerfließen hier noch in Eine, indem nach einem mehr natürlichen als willkürlichem Systeme von den sämtlichen Casusendungen angegeben wird, auf welche Weise sie sich mit den Grundformen, nach Maßgabe ihres Ausgangs, verknüpfen. Es sind meistens nur wenige Regeln, oft nur eine einzige hinreichend, um die Bildungsweise eines Casus, nach allen Declinationen zu erschöpfen, und durch Beispiele anschaulich zu machen. Die tabellarische Zusammenstellung sämtlicher von Einer Grundform abstammenden Casus, erfolgt im zweyten Hefte, wo die Wörter nach Verschiedenheit ihres Ausgangs in sechs Declinationen eingetheilt werden. — Dieses zweyte Hest, welches in künftigem Sommer erscheint, wird außerdem die ganze Lehre des Verbums enthalten und somit den wesentlichsten und unentbehrlichsten Theil der Grammatik erschöpfen.

F. B — p.

M a i n z.

Bey Florian Kupferberg. Die Lehre von dem Gleichgewicht und der Bewegung fester und flüssiger Körper von Dr. Hermann Umpfenbach, Prof. d. Philosophie an der Universität zu Gießen. 424 Octavf. mit 6 Steintafeln. 1825.

Wir haben in Deutschland eben keinen Ueberfluß an Werken, worin die theoretischen Lehren

der Statik und Dynamik etwas ausführlich und mit Berücksichtigung der neuern Darstellungsart in möglichst allgemeinen analytischen Formen, vorgetragen wären. Zwar hat der Verf. diejenigen Untersuchungen vermieden, welche auf partielle Differenzialgleichungen und deren Integration, so wie auf Variationsrechnung beruhen, weil er glaubte, bey den wenigsten Lesern diese Kenntniß der höhern Analysis voraussetzen zu dürfen, aber das in dieser Schrift behandelte ist doch für die meisten Anwendungen hinreichend, und wenn der Leser nur mit den gewöhnlichen Lehren des Differenzial- und Integralcalculus bekannt ist, so wird er den Inhalt dieser Schrift ohne Mühe verstehen, indem die darin vorkommenden Lehren mit sehr viel Deutlichkeit und Gründlichkeit entwickelt, und selbst einige Gegenstände, die nach jenen höhern Lehren der Analysis von einigen behandelt zu werden pflegen, auf eine andere Art dargestellt sind. Im ersten Abschnitte die Lehren der Statik. Gesetze des Gleichgewichts von Kräften, welche auf einen und denselben Punkt wirken. Gesetze des Gleichgewichtes paralleler Kräfte, welche auf ein System unabänderlich mit einander verbundener Punkte wirken; hieher gehörige Gesetze, wenn die Kräfte in einer Ebene auf ein solches System wirken, oder auch die Richtungen derselben nicht in eine Ebene fallen, oder die Kräfte auch auf Punkte wirken die unabänderlich mit einander und mit einem festen Punkte oder einer festen Axe verbunden sind. Dann von dem Schwerpunkte, und den sogenannten mechanischen Potenzen. Von den Hindernissen der Bewegung. Von dem Cartesianischen Gesetze, und dem Grundsätze der Projectionsgeschwindigkeiten. Im zweyten Abschnitte die Lehren der Hydrostatik. Von dem Drucke elastischer Flüssigkeiten. Von den Pumpen, von dem

Höhenmessen mittelst des Barometers. Im dritten Abschnitte. Dynamik. Allgemeine hieher gehörige Formeln. Von der krummlinigten Bewegung. Von der Bahn der Planeten. Von dem einfachen Pendel, und von der Centrifugalkraft; Maaß der Kräfte, Stoß der Körper, Moment der Trägheit, drehende Bewegung, zusammengesetztes Pendel; von den dynamischen Eigenschaften des Schwerpunktes eines Körpers, oder eines Systems von Körpern. Viertes Abschn. Hydrodynamik. Das allgemeinste von dem Ausflusse des Wassers aus Gefäßen, und von dem Stosse einer Flüssigkeit gegen einen festen Körper. Man wird das in dieser Schrift vorgetragene immer als eine gute Vorbereitung zu dem Studium ausführlicherer Werke benutzen können.

Von eben diesem Verfasser haben wir auch erhalten im Verlage bey Meyer in:

G i e ß e n.

Lehrbuch der Algebra. 503 Octavseiten. 1823.

Ein mit gleicher Gründlichkeit und Deutlichkeit verfasseter Unterricht, welcher die Buchstabenrechnung, die Auflösung der einfachen und quadratischen Gleichungen, die arithmetischen und geometrischen Reihen, verschiedene Lehren der combinatorischen Analysis mit ihrer Anwendung auf die Potenzirung eines Binomiums und das Ausziehen der Wurzeln, die Rechnungen mit imaginären Größen, die Lehre von den Kettenbrüchen, Logarithmen, die Auflösung der höhern Gleichungen und mehrere dahin gehörige allgemeine Lehrsätze umfaßt. Überall sind so viele Beispiele mitgetheilt, daß wir dieses Lehrbuch als eines der vorzüglichsten auch zum Selbststudium empfehlen dürfen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. 37. Stück

Den 3. März 1825.

L o n d o n.

Ben Baldwin, Cradock und Joy 1822: The Study of Medicine, by John Mason Good, M. D. F. R. S. etc. In four Volumes. Vol. I. LV und 599 S. Vol. II. 935 S. Vol. III. 652 S. Vol. IV. 723 S. 8.

Der Zweck, welchen der Verf bey dem vorliegenden Werk hatte, war, die verschiedenen Zweige der Medicin, die bisher von den meisten Schriftstellern besonders abgehandelt wurden, namentlich die Physiologie, Pathologie, Nosologie und Therapie, in ein allgemeines System zu vereinigen, so daß das Ganze unter einem einzigen Gesichtspunkt betrachtet, und unter einem gemeinschaftlichen Studium verfolgt werden könnte.

Rec. verkennt keineswegs den Werth einer solchen Zusammenstellung und nach gewissen Grundsätzen ausgeführten Bearbeitung der medicinischen Doctrinen. Jedoch ist er in Ansehung des ersten Studiums immer noch überzeugt, daß es besser sey, erst die ganze Physiologie durchzugehen, ehe man zu der Pathologie oder gar der Therapie

schreitet. Sodann vermischt er in dem vorliegenden System ganz die so wichtigen allgemeinen physiologischen Grundsätze, desgleichen die der allgemeinen Pathologie und Therapie, welche zusammen doch die eigentliche Philosophie der Medicin ausmachen. Es hat nämlich der Verf. immer nur den einzelnen Classen von Krankheiten, die auf die besonderen Functionen bezogen werden, eine physiologische Einleitung (physiological Proem) vorausgeschickt. Von einem durchgreifenden physiologischen Princip, oder einer auf allgemeinere Sätze gegründeten Bearbeitung der einzelnen Gegenstände, kann also hier nicht die Rede seyn, und wegen des Mangels der physiologischen und therapeutischen Grundlehren steht das Werk den besseren früheren systematischen Bearbeitungen der Medicin sehr nach.

Zur Grundlage der hier befolgten Anordnung hat der Verf. sein im Jahre 1817 herausgegebenes *Physiological System of Nosology* genommen. Ueber dies System hat sich Rec. zwar schon früher an einem andern Ort (*Heidelberger Jahrb. der Litteratur* 1820. Februar S. 129 fg.) ausgelassen. Er muß jedoch darauf auch hier, da es die Grundlage dieses neuen größeren Werkes ausmacht und auch zufälligerweise in unseren gelehrten Anzeigen noch nicht recensirt worden ist, wieder Rücksicht nehmen, und wird zugleich die wichtigsten Veränderungen der neuen Anordnung anzeigen.

Die Einleitung zu dem nosologischen System enthält eine Charakteristik der früheren Systeme (unter denen aber dem Verf. das von *Swedjaur* unbekannt geblieben zu seyn scheint, auch *Kichersands* *Nosographie chirurgicale* nicht beachtet worden), desgleichen eine Beurtheilung der medicinischen Nomenclatur. Er wollte aber sein nosologisches System auf eine physiologische Basis gründen. Die Haupteintheilungen bestimmte er nach

einer physiologischen Ordnung; er wollte die Krankheiten in der Ordnung abhandeln, in welcher der Physiologe gewöhnlich die Organe und ihre Berrichtungen darstelle. Die Classen der Krankheiten wurden nach der allgemeinen Berrichtung, die dabey gestört ist, bestimmt, nicht nach dem besondern Organ, auf welches allein die Unterabtheilungen gegründet werden. Wir theilen hier nur wieder eine kurze Uebersicht seiner Anordnung mit, woraus dies näher erhellen wird.

Class. I. Coeliaca (diseases of the Digestive Function). Ord. I. Enterica (Affecting the alimentary Canal). Gen. I. Odontia. 1. dentitionis. 2. dolorosa (Odontalgia). 3. stuporis. 4. deformis. 5. edentula. 6. incrustans. 7. excrescens. G. II. Ptyalismus. G. III. Dysphagia. G. IV. Dipsosis. G. V. Limosis (Morbid Appetite). Davon werden als Arten nicht bloß Limos. avens (Bulimia), Limos. experts (Anorexia) und Pica, sondern auch Cardialgia, Flatus, Emesis und Dyspepsia angeführt, welches aber unpassend ist, da die franke Eßlust oft vielmehr ein Symptom dieser Arten ist. G. VI. Colica. G. VII. Coprostasis (Obstipatio). (Hier folgte in dem System die Dysenteria, welche jetzt unter die Phlogotica gesetzt worden ist). G. VIII. Diarrhoea. G. IX. Cholera. G. X. Enterolithus. G. XI. Helminthia. G. XII. Proctica. Davon werden als Arten 1. Proct. Simplex, 2. callosa, 3. Tenesmus, 4. Marisca (Haemorrhoids), 5. Exania (Prolapsus ani) angeführt, also zum Theil Krankheiten, von denen vielmehr der Schmerz am After als Symptom anzusehen ist. Ord. II. Splanchnica (Affecting the collatitious Viscera). G. I. Icterus. C. II. Melaena. G. III. Chololithus. G. IV. Parabysma (Emphraxis, Physconia) Class. II. Pneumatica (Diseases of the Respiratory Function). Ord. I. I. Phonica (Affecting

the Vocal Avenues). G. I. Coryza. G. II. Polypus. G. III. Rhoncus. 1. Stertor. 2. Cerchnus (Heiserkeit). G. IV. Aponia. G. V. Dysponia. G. VI Psellismus. Ord. II. Pneumonica. G. I. Bex (Tussis). G. II. Laryngismus (Laryngic Suffocation). Sp. I. L. Stridulus (Asthma Millari). (Wär in dem System nicht angeführt). G. III. Dyspnoea G. IV. Asthma. G. V. Ephialtes. G. VI. Sternalgia. G. VII. Pleuralgia (welche doch mehr als symptomatisch anzusehen ist). Class. III. Haemastica (Diseases of the Sanguineous Function). Ord. I. Pyrectica. G. I. Ephemera. G. II Anetus (Febr. intermitt.). G. III. Epanetus (F. remitt.). 1. mitis, 2. malignus, 3. Hectica. G. IV. Enecia (F. continens). 1. Cauma (F. inflammatoria), 2. Typhus, 3. Synochus. Ord. II. Phlogotica. G. I. Apostema. 1. commune. 2. Psoeticum. 3. Hepaticum. 4. Empyema. 5. Vomica. G. II. Phlegmone. Sp. 1. P. communis 2. Parulis. 3. Auris. 4. Parotideae. 5. Mammae. 6. Bubo 7 Phimotica. G. III. Phyma. Sp. 1. Hordeolum, 2. Furunculus, 3. Syccosis, 4. Anthrax. G. IV. Ionthus. G. V. Phlysis (Paronychia). G. VI. Erythema. G. VII. Empresma (Inflammatiö interna, parenchymatosa etc.). 1. Cephalitis. 2. Otitis. 3. Parotitis. 4. Paristhmitis. 5. Laryngitis. (Ist in der Synopsis unter der folgenden Art begriffen). 6. Bronchitis (Croup.). 7. Pneumonitis. 8. Pleuritis. 9. Carditis. 10. Peritonitis. 11. Gastritis. 12. Enteritis. 13. Hepatitis. 14. Splenitis. 15. Nephritis. 16. Cystitis. 17. Hysteritis. 18. Orchitis. G. VIII. Ophthalmia. G. IX. Catarrhus. G. X. Dysenteria. G. XI. Bucnemia. Sp. 1. Sparganosis (Phlegmatia lactea, dolens). 2. Tropica. G. XI. Arthrosia. 1. acuta (Rheumatismus acutus). 2. chronica (Rheumatismus chron.). 3. Podagra. 4. Hydarthrus, (White-Swelling). Ord. III. Exan-

thematica. G. I. Enanthesis (Efflorescence from internal affection). 1. Rosalia (Scarlatina). 2. Rubeola (Morbilli). 3. Urticaria. G. II. Erythema (Ichorous Exanthem) 1. Miliaria. 2. Aphtha. 3. Vaccinia. 4. Varicella. 5. Pemphigus. 6. Erysipelas. G. III. Empyema (Pustulous Exanthem). 1. Variola. G. IV. Anthrax. 1. Pestis. 2. Rubula (Framboesia). Ord. IV. Dysthetica (Cachexies). G. I. Plethora. G. II. Haemorrhagia. 1. activa, narium, Haemoptysis etc. 2. passiva, narium etc. G. III. Marasmus. 1. Atrophia. 2. Tabes. 3. Phthisis. (Sie folgen im System Cyrtosis (Curvitas, Gibbositas). 1. Cretinismus. 2. Rhachia (Rachitis). und Alphasia (Albino) die jetzt unter die Eccritica gebracht sind.) G. IV. Struma (Scrophula). G. V. Carcinus (Cancer.) G. VI. Lues. 1. Syphilis. 2. Syphilodes (Sibbens). G. VII. Elephantiasis. Sp. 1. Arabica. 2. Italica. 3. Asturiensis. G. VIII. Catacausis (Incendium spontaneum). G. IX. Porphyra. 1. Simplex (Petechia sine febre. 2. haemorrhagica (Purpura haemorrhagica, Morb. maculos. haemorrhag. Werlhofii). 3. nautica (Scorbutus). G. X. Exangia. 1. Aneurysma. 2. Varix. 3. Cyania (fehlt im System). G. XI. Gangraena. 1. Sphacelus. 2. Ustilaginea. 3. Necrosis. 4. Caries. G. XII. Ulcus. Class. IV. Neurotica (Diseases of the Nervous Function). Ord. I. Phrenica (Affecting the Intellect). G. I. Ecphronia (Vesaniae). 1. Melancholia. 2. Mania. G. II. Emphema (Mania a pathemate, Manie sans delire Pinel). G. III. Alusia (Hallucinatio). 1. Elatio (Mental Extravagance). 2. Hypochondrias). G. IV. Aphelxia (Revery). G. V. Paroniria (Oneirodynia). 1. ambulans (Somnambulismus). 2. loquens. 3. Salax (pollutio nocturna) (?). G. VI. Moria. 1. imbecillis. α. Stu-

piditas, β . Amnesia. γ . Credulitas. δ . Inconstan-
 tia. 2. demens. α . Stultitia. β . Lerema (Anilitas).
 γ . Anoea (Idiotism.). Ord. II. Aesthetica
 (Affecting the Sensation). G. I. Paropsis. 1. Lu-
 cifuga (Nyctalopia). 2. Noctifuga (Hemeralopia).
 3. longinqua (Presbyopia). 4. propinqua (Myo-
 pia). 5. lateralis (Luscitas). 6. illusoria (Phan-
 tasma). 7. Caligo. 8. Glaucosis. 9. Cataracta.
 10. Synzesis. 11. Amaurosis. 12. Staphyloma.
 13. Strabismus. (Im Systeme folgte hier noch
 14. Ectropium). G. II. Paracusis. 1. acris 'Οξνη-
 χοία). 2. obtusa (Baryecoiā). 3. perversa. 4.
 duplicata. 5. illusoria (Sonitus aurium). 6. Sur-
 ditas. G. III. Parosmis. 1. acris. 2. obtusa. 3.
 expers (Anosmia). G. IV. Parageusis. 1. acris.
 2. obtusa. 3. expers. G. V. Parapsis. 1. acris
 (Tactus acrior Darwin). α . Teneritudo. β .
 Pruritus. γ . Algor. δ . Ardor. 2. expers (Anaes-
 thesia). 3. illusoria. G. VI. Neuralgia. Sp. 1.
 Faciei. 2. pedis. 3. mammae. (Im System war
 die Neuralgia unter die Cinetica gebracht, was,
 wie Rec. auch früher bemerkte, durchaus falsch war).
 Ord. III. Cinetica (Affecting the muscles).
 G. I. Entasia (Spasmus). 1. Priapismus. 2. Loxia
 (Caput. obstip.). 3. articularis (Contractura). 4.
 Systemma (Cramp). 5. Trismus. 6. Tetanus.
 7. Lyssa. 8. Acrotismus (Asphyxia s. Defect.
 pulsus). Wie kommt dieser ganz entgegengesetzte
 Zustand unter die Krämpfe? G. II. Clonus. 1.
 Singultus. 2. Sternutatio. 3. Palpitatio. 4. Nicti-
 tatio. 5. Subsultus. 6. Pandiculatio. Letztere kön-
 nen wohl auch nicht als besondere Krankheiten,
 sondern nur als Symptome angeführt werden.
 G. III. Synclonus (Clonici universales). 1. Tre-
 mor. 2. Chorea. 3. Ballismus. 4. Raphania. 5.
 Beriberia. Ord. IV. Systatica (Affecting
 several or all the Sensorial Powers simulta-
 neously). G. I. Agrypnia. G. II. Dysphoria,

G. III. Antipathia. G. IV. Cephalaea. G. V. Dinus. G. VI. Syncope. G. VII. Syspasia. 1. Convulsio. 2. Hysteria. 3. Epilepsia. G. VIII. Carus. 1. Asphyxia. 2. Ecstasis. 3. Catalepsia. 4. Lethargus. 5. Apoplexia. 6. Paralysis. Class. V. Genetica (Diseases of the Sexual Function) Ord. I. Cenotica (Affecting the Fluids). G. I. Paramenia. 1. obstructionis (Amenorrhoea). 2. difficilis. 3. superflua (Menorrhagia). 4. erroris. 5. cessationis. G. II. Leucorrhoea. G. III. Blennorrhoea. G. IV. Spermorrhoea. G. V. Galactia. Ord. II. Orgastica (Affecting the Orgasm). G. I. Chlorosis. Diese gehört vielmehr zu den Krankheiten des Blutgefäßsystems und insbesondere den Nerven. G. II. Proeotia (praecox maturitas). G. III. Lagnesis (Nymphomania, Satyriasis). G. IV. Agenesia. I. Impotentia. 2. Dyspermia. 3. incongrua. G. V. Aphoria (Sterilitas). G. VI. Aedoptosis (Hysteroptosis). 1. Uteri. 2. Vaginae. 3. Vesicae (?). 4. complicata. 5. polyposa. Ord. III. Carpotica (Affecting the Impregnation). G. I. Paracyesis (Morbid Pregnancy). G. II. Parodynia (Partus difficilis). G. III. Eccyesis (Conceptio extra-uterina). G. IV. Pseudocyesis. 1. molaris. 2. inanis. Class. VI. Ec critica (Diseases of the excrement Function). Ord. I. Mesotica (Affecting the Parenchyma). G. I. Polysarcia. G. II. Emphyma (1. Sarcoma. 2. Encystis. 3. Exostosis.). G. III. Parostia. 1. fragilis. 1. Fragilitas ossium. 2. flexilis (Osteomalacia). G. IV. Osthexia (ossificatio). Ord. II. Catotica (Affecting internal surfaces). G. I. Hydrops, cellularis, capitis etc. G. II. Emphysema. G. III. Paruria. 1. inops (Iechuria notha). 2. retentionis (Ischuria). 3. stillatitia (Stranguria, Dysuria). 4. mellita (Diabetes). 5. incontinenens. 6. incocta. 7. erratica. G. IV. Li-

thia. Ord. III. Acrotica (Pravity of the fluids or emunctories that open on the external surface). G. I. Ephidrosis. G. II. Exanthesis. 1. Roseola. G. III. Exormia (Papula). 1. Strophulus. 2. Lichen. 3. Prurigo. 4. Milium. G. IV. Lepidosis (Squammae). 1. Pityriasis. 2. Lepriasis. 3. Psoriasis. 4. Ichthyosis. G. V. Ecplysis (Wasserblattern). 1. Pompholyx. 2. Herpes. 3. Rhyphia (Rupia Bateman, die Schmutzflechte). 4. Eczema (Hydroa). G. VI. Ecpyesis (Pustulae). 1. Impetigo. 2. Porrigo. 3. Ecthyma. 4. Scabies. G. VII. Malis (Phthiriasis) 1. Pediculi. 2. Pulicis. 3. Acari. 4. Filariae. 5. Oestri. 6. Gordii. G. VIII. EcpHYma. 1. Caruncula. 2. Verruca. 3. Clavus. 4. Callus. G. IX. Trichosis. 1. Setosa. 2. Plica. 3. Hirsuties. 4. Distrix (Fissura capillorum). 5. Poliosis. 6. Athrix (Alopecia). 7. Area. 8. Decolor. G. X. Epichrosis (Superficies colorata vel maculata). 1. Leucasmus. 2. Spilus. 3. Lenticula. 4. Ephe-
 lis. 5. Aurigo. 6. Poecilia. 7. Alphosis. Im System macht nun den Beschluß die in diesem Werk fehlende Class. VII. Tychica (Fortuitous Lesions or Deformities). Ord. I. Apalatica (Affecting the soft parts.). G. I, Tre-
 sis (Dialysis) 1. Vulnus. 2. Punctura. 3. Ex-
 coriatio. 4. Causis. G. II. Thlasma. 1. Con-
 cussio. 2. Contusio. 3. Stremma (Distensio). G.
 III. Rhegma (Ruptura). 1. Ligamentare. 2. mus-
 culare. 3. vasculare. 4. viscerales. G. IV. Her-
 nia. 1. inguinal. 2. femoral. etc. G. V. En-
 thesis (obstructio). 1. oesophagea. 2. ventricu-
 laris. 3. intestinalis. 4. trachealis. 5. urethralis.
 Ord. II. Stereotica (Affecting the hard
 parts). G. I. Catagma. 1. Fractura. 2. Fis-
 sura. G. II Campsis (Flexio; Curvatio). 1.
 Depressio. G. III. Exarthrema. 1. Luxatio.
 2. Subluxatio. 3. Loxarthrus. G. IV. Diasta-

sis. 1. epiphysica. 2. cartilaginea. 3. sutoria.
 Ord III. Morphica (Monstrosities of Birth).
 G. I. Metrocelis (Naevus). 1. spilosa. 2. fructi-
 formis. 3. turgescens. 4. diffusa. 5. cana. G. II.
 Olophonia (Congenital misconstructions of
 the vocal organs). 1. Narium. 2. Linguae. 3.
 Palati. 4. Labii. G. III. Paraesthesia (Con-
 genit. misconstruct. of the extern. org. of sense)
 1. Auditus. 2. Olfactus. 3. Visus. G. III. Pe-
 rosplanchnia (Cong. misconstruct. of the visce-
 ra) 1. Cranii. 2. Cordis. 3. Alvei. 4. Hepatis.
 5. Vesicae. 6. Geniturae. G. V. Peromia (Cong.
 misconstruct. or mutilation of the limbs). 1. de-
 curtata. 2. truncata. 3. contorta. 4. superflua.
 G. VI. Polyperia (Cong. misconstruct. of va-
 rious parts or organs). 1. promiscua. 2. super-
 flua. α . biceps. μ . Bicorpor. γ . convolvens. δ .
 Hermaphroditus. 3. Defectiva. α . Nanus. β .
 Molae.

Dieser Uebersicht seines Systems haben wir nun folgende Bemerkungen nachzuschicken. Neben der Eintheilung der Krankheiten in hitzige und langwierige war bekanntlich die älteste und gewöhnlichste die nach dem Sitz derselben in den verschiedenen Theilen des Körpers. Sie wurde auch in der neuesten Zeit noch von mehreren, namentlich von einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller über specielle Pathologie und Therapie, dem trefflichen Borsieri, beybehalten. Indem man aber die Krankheiten nach der Lage der Theile oder den Gegenden des Körpers, vom Kopf bis zu den Gliedern gehend, beschrieb, war diese Eintheilung freylich, wenigstens zum Theil, mehr topographisch, als wahrhaft anatomisch. Mehrere Neuere bemühten sich daher sie dadurch zu verbessern, daß sie dieselbe mehr mit der Anatomie und Physiologie in Uebereinstimmung brächten.

Diese Eintheilung hat allerdings Manches für

sich, indem der Sitz der Krankheiten immer eine wichtige Verschiedenheit derselben ausmacht, die krankhaften Affectionen besonders gewisse Systeme oder Organe zu befallen, an ihnen sich auch sinnlich zu äußern, durch Erhöhung oder Verminderung oder Aufhebung oder Veränderungen ihrer Thätigkeiten und Berrichtungen u. sich zu erkennen zu geben pflegen, ja wegen der verschiedenen Modification des Lebens in den einzelnen Theilen des Körpers zum Theil auch das Wesen der Krankheiten dadurch bestimmt wird. Sie gewährt besonders auch eine interessante Uebersicht der verschiedenen Affectionen, welche in einem System oder Organ vorkommen können. Es finden indessen bey dieser Eintheilung auch manche Schwierigkeiten Statt, indem theils manche Krankheiten wegen ihres eigenthümlichen und nicht von dem Sitz, sondern von anderen Ursachen abhängenden Characters eine besondere Art ausmachen, aber mehrere Organe befallen können, theils manche nur in einem gewissen System oder Organ deutlich hervortreten, aber ihren Quell oder Grund in einem andern haben, überdem auch der eigentliche Sitz mancher Krankheiten noch nicht ausgemacht ist; (wiewohl man sich freylich da, wo die Stellung einzelner Krankheiten noch zweifelhaft ist, allerdings durch offene Angabe der Ungewißheit verwahren und von weiteren Fortschritten in der Kenntniß dieser Krankheiten auch die Vervollkommnung dieser Eintheilung erwarten kann). Auch wird, wie Recensent schon früher an einem andern Ort bemerkt hat, bey dieser Eintheilung die Zusammenstellung ganz ähnlicher Arten, welche man in den nosologischen Systemen bezweckt, nicht erreicht, indem der Sitz, obgleich er auf die Bestimmung des Wesens sowohl, als des Ausdrucks der Krankheiten, einen bedeutenden Einfluß hat, doch nicht allein den wesentlichen Unterschied der Krankheiten

ausmacht, sondern dieser auch noch von andern Umständen abhängt, die den dynamischen und materiellen Charakter der Krankheiten bestimmen, und deshalb nicht bloß Krankheiten derselben Gattung in verschiedenen Organen, sondern auch in denselben Organen verschiedene Krankheiten vorkommen können. Es ist nämlich die Thätigkeit desselben Organs oder Systems bald erhöht, bald vermindert, und es kann auch das Verhältniß der Mischung und Form auf sehr verschiedene Weise verändert werden, welche Verschiedenheit oft vorzüglich durch die Wirkung der äußeren Einflüsse bestimmt wird. Daher werden bey einer bloß auf den Sitz gegründeten Eintheilung immer der Form und dem Wesen nach sehr verschiedene Krankheiten neben einander gestellt, weshalb auch die Nosologen, welche nach dem Beispiel der Naturhistoriker das Heer der Krankheiten in eine systematische Ordnung zu bringen sich bemühten, jene Methode als hierzu ganz unzureichend aufgaben und selbst für ungereimt erklärten.

Ein anderes Princip befolgten, besonders seit Sauvages, die meisten neueren Nosologen, indem sie, dem von den Naturhistorikern bey den Naturkörpern gegebenen Beispiel gemäß, das Heer der Krankheiten in eine systematische Ordnung zu bringen, durch Sammlung der mehreren Arten gemeinschaftlichen und Absonderung der eigenthümlichen Erscheinungen in Gattungen, Ordnungen und Classen zu theilen sich bemühten, und da sie hierzu die anatomische Methode für unzureichend, dergleichen das noch unbekannte oder streitige Wesen der Krankheiten für keine sichere Richtschnur der Eintheilung hielten, ihre Eintheilung vorzüglich auf den Ausdruck der Krankheit oder die hervorstehenden Symptome zu gründen suchten.

Wenn nun auch das Heil der Medicin eben nicht in der Aufstellung von nosologischen Systemen zu

suchen ist, auch eine so streng systematische Abtheilung, wie in der Botanik, in der Pathologie nicht ausführbar und nöthig ist, so gibt Recens. doch gern zu, daß es einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Pathologie angemessen sey, eine Eintheilung zu begründen, welche durch Sammlung gemeinschaftlicher und Absonderung eigenthümlicher Merkmale allgemeine Bilder von gewissen allgemeinen krankhaften Zuständen zu geben und dann die Modificationen derselben in den einzelnen Theilen nachzuweisen sucht. Wiewohl aber auch diese Eintheilung manche Schwierigkeiten hat und die Zusammenstellung verwandter und ähnlicher Krankheiten nicht durchaus erreicht wird, so werden doch in den Hauptclassen der Fieber, Entzündungen, Hautkrankheiten, Blutflüsse, Cachexien, Krämpfe, ähnliche Affectionen zusammengestellt, gleichsam natürliche Familien gebildet, welche auch schon vor Sauvages von großen Ärzten (vgl. Baldinger animadvers. in systemata nosologiae Spec. I. in opusc. med. p. 225 sqq.), wie in der neuesten Zeit von S. G. Vogel, J. P. Frank, Sprengel, Hufeland, Harless ic. anerkannt worden sind. Das was über diese Familien im Allgemeinen zu sagen ist, kann dann gleich bequem und ohne unnöthige Wiederholungen auf die einzelnen Arten angewendet werden. Auch in der pathologischen Anatomie haben Manche in der neuern Zeit es rathsam gefunden einen ähnlichen Plan zu befolgen. Vgl. Laennec Note sur l'anatomie pathologique, im Journ. de Médec. Chirurg. etc. p. Corvisart, Leroux, Boyer. An. XIII. T. IX. p. 360. Meckels Handb. d. pathol. Anat. B. I. Vorr. S. XI. u. Cruveilhier Ess. sur l'anat. path. p. 26. 27.

Indem übrigens bey der auf den Ausdruck gegründeten Eintheilung Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Blutflüsse, krankhafte Ab- und Aussonderungen, Cachexien, Nervenkrankheiten,

Krämpfe ic. als Classen angenommen werden, ist es nicht zu verkennen, daß diese Classen auch gar sehr von dem Sitz abhängen, was auch um so natürlicher ist, als der Ausdruck wie das Wesen der Krankheiten zum Theil durch den Sitz derselben bestimmt werden. Eben so werden, indem bey den Entzündungen der einzelnen Organe zugleich die Folgen derselben und die davon abhängenden organischen Fehler betrachtet werden, die meisten und bedeutendsten Krankheiten der einzelnen Organe zusammengestellt.

Es kommt also diese Eintheilung in mancher Hinsicht mit der auf den Sitz gegründeten überein. So hat ja auch Sprengel, der früher den Ausdruck der Krankheit für die erste und allgemeine Richtschnur der Eintheilung erklärte, neuerdings aber die Berücksichtigung der den Körper constituirenden Systeme für der Vernunft mehr angemessen und nützlicher ausgab, nach dem letzten Princip doch wieder nur dieselben Classen von Krankheiten aufgestellt, als welche er früher nach dem ersten angenommen hatte. Auch Keil, indem er die Krankheiten unter zwey Hauptabtheilungen brachte, je nachdem sie sich vorzugsweise auf das Gefäß- oder Nervensystem beziehen, hat gleichfalls jene Familien angenommen. Und so finden wir sie bey mehreren Neueren, die sonst den Sitz als Princip ihrer Eintheilung angegeben haben. Obgleich aber die Eintheilung, wobey man die Krankheiten nach ihren hervorstechenden und wesentlichen Erscheinungen unter gewisse Classen zu bringen suchte, ursprünglich auf äußere Verschiedenheiten gegründet und auch sonst, wie jedes nosologische System, nicht frey von Mängeln ist, so kann man sie doch, da dabey so manche natürliche, zum Theil auch auf wesentliche Verschiedenheiten sich beziehende Familien erhalten werden, auch der Sitz der Krankheiten dabey keineswegs vernachlässigt

figt wird, da überdem bis jetzt eine bloß auf das Wesen gegründete Eintheilung nicht auszuführen ist, und die bloß auf den Sitz gegründete Eintheilung, wie eben gezeigt worden, keineswegs einer auf das Wesen gegründeten entspricht, oft dem Wesen nach verschiedene Krankheiten zusammenstellt, ähnliche trennt, auch sonst manche Schwierigkeiten hat, mit Grund noch beybehalten.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die gewöhnlichsten und bedeutendsten Eintheilungen der Krankheiten, welche der Raum dieser Blätter hier weiter auszuführen und mit Bemerkungen über mehrere neuere Versuche der Art zu begleiten verbietet, betrachten wir nun, wie sich das System unseres Verf. zu denselben verhält. Da in diesem physiologischen System die Hauptabtheilungen nach den gestörten Verrichtungen (auf eine ähnliche Weise, wie es gewöhnlich in der Symptomatologie geschieht) bestimmt werden, entsteht natürlich oft eine ähnliche Zusammenstellung der Krankheiten, wie man sie nach der sogenannten anatomischen Methode erhält. Es sind jedoch hier die Krankheiten mancher Systeme und Apparate, z. B. des lymphatischen Systemes, des Zellgewebesystemes, der Knochen, des Fasersystemes, des serösen Systemes, der Schleimhäute und des Hautsystemes, wie die der Augen, Ohren u. überhaupt nicht so, wie es nach der anatomischen Methode geschieht und auch nach dem Obigen interessant ist, zusammengestellt. Vielmehr werden manche derselben an sehr verschiedenen Orten abgehandelt, z. B. die Krankheiten der Knochen zum Theil unter den Racherien, wie die Rhachitis, zum Theil unter den Eccriticis, wie Parostia und Osthexia, desgleichen von den Krankheiten der Haut die fieberhaften Erantheme unter den Pyrecticis, die anderen unter den Acroticis etc. Manche organische Fehler hat der

Wf. dagegen in der letzten Classe nicht nach der physiologischen, sondern mehr nach der gewöhnlichen nosologischen Ordnung (wobey nicht die Verschiedenheit der Systeme und Organe, sondern die Verschiedenheit der Abweichungen vom Normal als Haupteintheilungsgrund angenommen wird) geordnet. Schon in dieser Hinsicht können wir dieser Eintheilung keine Vorzüge vor den gewöhnlichen zugestehen. Außer dem, was über die Stellung einzelner Krankheiten schon bey der oben gegebenen Uebersicht des Systems erinnert worden, müssen wir aber hier nochmals bemerken, daß die in die sechste Classe unter der Benennung *Eccritica* gebrachten Krankheiten wohl nicht auf eine einer guten physiologischen Ordnung entsprechende Weise selbst nach den *Geneticis* gestellt sind; schicklicher würden sie auf die *Haematica* gefolgt seyn. Auch möchten so manche dazu gerechnete Krankheiten, wie die der Knochen und der Haut nicht bloß von Fehlern der Ab- und Aussonderungen abzuleiten, sondern oft die Folge einer fehlerhaften Vegetation überhaupt, oft auch einer Entzündung seyn.

Der Verf. hatte ferner schon in seinem nosologischen System, wie aus den in der Uebersicht desselben angeführten Benennungen der Krankheiten zu ersehen ist, besonders auch den Zweck gehabt, zugleich die pathologische Nomenclatur zu verbessern. Wenn es nun auch nicht geläugnet werden kann, daß dieselbe mancher Verbesserung fähig sey, so muß doch Rec. in Bezug auf solche Veränderungen das früher schon geäußerte Bedenken wiederholen, daß in so fern nicht eine allgemeine Annahme der neuen Namen zu erwarten ist, dadurch die ohnehin schon überladene medicinische Terminologie nur noch mehr verwirrt werden muß. So haben auch in der neuesten Zeit *Swed iaur*, *Alibert*, *Parkinson* neue und jeder andere Na-

men der Krankheiten gebildet! Der Erfinder neuer Krankheitsnamen möchte daher, wie Galenus (der überhaupt so viel Beherzigenswerthes über die ungebührliche Veränderung der Namen äußert hat) von dem um Worte streitenden Sophisten saak, nur seine und seiner Schüler Zeit verderben, und Rec. muß auch hier den Wunsch äußern, daß die von der unseligen Sucht, neue Namen zu bilden, ergriffenen Nosologen das wohl beherzigen möchten, was Lichtenberg in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Erlebens Naturlehre S. XXXV. fg. so treffend über die Neuerung in der Nomenclatur gesagt hat.

Was übrigens die in dem neuen Werk gegebene Darstellung der einzelnen Krankheiten betrifft, so gestehen wir dem Verf. gern zu, daß sie in pathologischer und therapeutischer Hinsicht sehr ausführlich und schätzbar ist, wiewohl unsere Handbücher von Vogel und Frank, wie das von Borstieri, in Ansehung der genauen und schönen Schilderung des Ganges der Krankheiten und des Reichthums eigener Ansichten und Erfahrungen unserer Ueberzeugung nach demselben weit vorzuziehen sind. Der Verf. hat sich aber bemüht, seine Behauptungen mit Autoritäten älterer und neuerer Zeit zu unterstützen. Auch rühmt er dankbar die ihm von mehreren Landsleuten, namentlich dem Präsidenten der Königl. Gesellschaft der Aerzte, dem Dr. Percival, Sir James M'Grigor, Sir John Webb, Dr. Baillie, Dr. Latbam, Sir Gilbert Blane, Dr. Bell, Dr. Young, Dr. Coxe und Dr. James Johnson, geleistete Unterstützung, indem sie theils einzelne Bogen des Werks, die sich auf ihre Arbeiten beziehen, durchgesehen und prüften, theils handschriftliche Bemerkungen mittheilten u. s. m. Auch auf die Schriften der Ausländer ist mehr Rücksicht genommen worden, als man es in vielen anderen Schriften ausländischer Aerzte findet. Doch sind auch gar manche wichtige Werke ihm unbekannt geblieben oder wenigstens nicht benutzt worden. Eine specielle Beurtheilung des über die einzelnen Krankheiten Gesagten kann übrigens bey einem Werk, das mehr für den Unterricht der Anfänger bestimmt ist, als für durch neue Ansichten und Erfahrungen über einzelne Krankheiten auszeichnen soll, der Zweck und Raum unserer Blätter nicht erlauben.

J. W. H. Conradi.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 5. März 1825.

L e i p z i g u n d D a r m s t a d t.

Bey Leske: Symbolik und Mythologie der alten Völker besonders der Griechen, von Dr. Friedrich Kreuzer, Professor der alten Litteratur zu Heidelberg. Zweyte völlig umgearbeitete Ausgabe. Dritter und vierter Theil. 1821. S. VI. 569. S. XXVI. 747. in Octav.

Bey dem gegenwärtigen Zustande der Mythologie in Deutschland, wo die entgegengesetztesten Grundansichten zur Behandlung der Wissenschaft hinzugebracht, und bey derselben durchgeführt werden, wo daher des allgemein angenommenen und völlig Unbestrittenen sehr wenig ist, und Mancher wohl umsonst nach einem festen Punkte umschaut, von dem aus er einen sichern Weg durch diese Labyrinth finden könne: wird es Einigen vielleicht nicht unlieb seyn, wenn Ref. statt einer gewöhnlichen Anzeige dieser so sehr vermehrten Ausgabe, welche doch wohl etwas zu spät kommen würde (vergl. Jahrg. 21 St. 95), lieber in ganz allgemeinen Umrissen Einiges angibt, was ihm in diesem Epoche machenden Werke erwiesen, und als sicherer Ge-

winn zur Wissenschaft hinzugekommen zu seyn scheint, und dagegen auch Einiges, was er nach seinen Grundsätzen für bloße, nicht begründete, Voraussetzung halten muß. Ref. weicht in mehreren der Hauptpunkte von dem Verf. so sehr ab, daß er fast keine Seite des Buches lesen kann, ohne einen theilweisen Widerspruch; aber eben dieser Widerspruch im Allgemeinen muß ihn abhalten, zu thun, was jetzt so Viele thun, nämlich von seinen Ansichten aus das Buch durchweg beurtheilen, und, was davon abweicht, dem Verf. als Fehler vorwerfen zu wollen: ein Verfahren, was nur bey Solchen nicht unredlich ist, denen die Möglichkeit einer andern Ansicht der Sache gar nicht einfällt. Doch wird es nöthig seyn, einige Hauptpunkte des Widerspruchs bestimmt darzulegen, ehe wir zu dem Hauptzweck dieser Anzeige fortgehen können. Herr G.H. Kreuzer behauptet überall, die Mythologie enthalte eine priesterliche Lehre der Vorwelt welche in symbolische, bildliche Sprache eingekleidet sey, weil sie von denen, welchen sie vortragen wurde, nicht anders gefaßt werden konnte; er geht daher immer darauf hinaus, aus dem Mythenstoffe eine ordentliche Dogmatik heraus zu lesen, in der von dem Wesen der Gottheit, dem Leben und Schicksal der menschlichen Seele u. s. w. zusammenhängende Rechenchaft gegeben wird, eine vielen heidnischen Völkern des Alterthums gemeinsam angehörende Theologie. Ref. dagegen — mit dem Verf. darin einverstanden, daß die Mythen Bedeutung haben, und nicht bloß entstellte Erzählungen von Facten, oder Spiele willkürlich schaffender Phantasie sind — glaubt doch, daß, wo wir die Entstehung eines Mythos mit Sicherheit verfolgen können, die dabey obwaltende Thätigkeit des Geistes eine ganz andre sey als absichtliche Einkleidung einer Lehre in sinnbildliche Sprache; daß sich dem Gemüthe das Gedachte stets auch gleich als

wirklich vorhanden und sich begebend darstelle, wodurch es denn eben erst Gegenstand einer Erzählung, eines *μῦθος*, werden kann. Es ist also nicht Lehre, nicht Mittheilung des Gedachten als solchen, was der Mythos beabsichtigt; sondern er geht schon aus einer Stimmung des Gemüthes hervor, in welcher alles innerliche Leben, in der Regel an äußerliche Begebenheit n sich anknüpfend, nothwendig durch wirklich geglaubte Personen und Handlungen dargestellt wird. Daß nun aber zwentens diese uralte Theologie, in Indien und Aegypten erzeugt, bey den Völkern des Orients wie bey den alten Griechen, und zwar im Ganzen auch in dieselben Bilder eingekleidet, zu finden sey, würde der Ref. auch dann nicht annehmen können, wenn er auch nicht grade die alten Verbindungen Griechenlands mit dem Orient durch Niederlassungen geläugnet hätte, und z. B. nachwies, daß das Buch, aus welchem allein die Angabe von Kekrops Ankunft aus Aegypten stammt, ein dem Theopomp untergeschobenes Lügenproduct war. Er würde es deswegen nicht, weil die Beobachtung Griechischer Mythen in ihrem Entstehen ihn immer darauf geführt hat, daß er in ihnen einen rechten Abdruck des geistigen und äußern Lebens der Bewohner einzelner Landschaften und Orte erkannte. so daß zwar oft auch ganz allgemeine Gedanken, die auch unter andern Himmelsstrichen gedacht werden konnten und worden sind, in ihnen enthalten sind, aber diese gleich von Anfang an in ganz localen Verhältnissen, unter ganz besondern natürlichen und geschichtlichen Umständen gefaßt, und eben dadurch zu Mythen geworden sind. Wie aber jene Etologie Herrn Kreuzer ein gemeinsames Gut der Nationen ist, so ist sie es auch der Zeiten; und in der Erkenntniß derselben symbolisch dargestellten Religionsidee berühren sich, nach seiner Darstellung, in der That das dreyzehnte Jahrhundert vor und

das dritte Jahrhundert nach Christus. Gesezt aber, es wäre so, und es gäbe eine solche Uebereinstimmung, was doch bey sonstiger Verschiedenheit der gesammten geistigen Bildung schwer zu begreifen ist: so würden auch dann die Abweichungen in den Ideen und Ansichten verschiedener Jahrhunderte mehr angegeben und hervorgehoben seyn müssen, als es jezt der Fall ist; kurz es müßte die Darstellung geschichtlicher seyn, als sie es nach dem Plane des Verf. geworden ist. Der Verf. sezt den Geist der alten Theologie fast in allen Zeiten lebend voraus, bey den alten Kolonieengründern, bey vor-homerischen Hymnenängern, bey den ältern Philosophen, in den Schulen der Alexandriner, bey den Neuplatonikern während doch zum voraus anzunehmen ist, daß speculative Köpfe am meisten umgedeutet haben, und daß das *σοφιστεῖν* über Mythen, welches Platon im Phädrus als ein Werkzeug müßigen Verstandes beschreibt, kein geschichtliches Untersuchen war. Dazu will der Ref. bloß noch die in diesem Werke durchweg herrschende Ansicht, daß die Sternbilder Erfindung vorgeschichtlicher Zeit seyen, so wie die, daß die Griechischen Vasengemälde besonders Mysteriescenen darstellen, als Punkte erwähnen, die ihm nicht im geringsten wahrscheinlich vorkommen, und auf die doch in den einzelnen Untersuchungen des Werks viel gebaut wird.

Nach diesen Vorbemerkungen kann sich Ref. zu dem andern Zwecke dieser Anzeige wenden, wobey er sich durchaus an den Inhalt der beiden vorliegenden Bände hält, welche zusammen das dritte Buch des ganzen Werks bilden, dessen Hauptgegenstand die Bacchische und Demeterreligion sind. Es kam hier darauf an, den Geist dieser Götterdienste aus deren Symbolen und Mythen zu entwickeln: eine Aufgabe, bey der zwar eine methodische Combination jeden Schritt leiten, aber unmöglich das ganze Geschäft vollenden kann. Denn es ist

wohl sehr leicht einzusehen, daß wir jene eigenthümlichen Gefühle, die halb aus dem Innern stammend halb durch die äußere Natur hervorgezufen werden, gar nicht verstehen können, wenn wir sie nicht in uns in einem gewissen Grade lebendig machen, und einen Anklang davon im Innern finden, da nur das Aeußerliche ganz äußerlich erkannt werden kann; und daß uns nur in diesem Falle die Aeußerungen eines solchen Gefühls, eben jene Mythen und Symbole, vollkommen verständlich werden. Es ist hieraus klar, daß eine gewisse Begeisterung auch dem Mythologen kaum fehlen darf, und dem Verf., daß er sich derselben hingeeben, mehr zum Lobe als zum Vorwurf gereichen muß: nur ist freylich gerade hierin dem Subjectiven sehr viel Spielraum gelassen. Ref. findet nun hier bey dem Verf. Vieles, was er sich völlig aneignen kann. So die Schilderung des Seelenzustandes der Bacchantin oder Mänade (Bd. III. S. 186.), als deren bleibender Charakter eine gewisse stille Melancholie angegeben wird, die dann entsteht, wenn der unbewachte Geist sich im Abgrunde religiöser Gedanken, Ahnungen und Gefühle verliert (wobey Ref. nur nie außer Acht zu lassen bittet, daß das religiöse Gefühl zugleich ein übergewaltiges Naturgefühl ist). Diese verschlossnen Regungen und Gefühle frey gegeben und entfesselt, ergeben den Zustand festlicher Raserey, zu der die wildesten Bewegungen, der unstätte und träumende Blick, und überhaupt eine unbändige Wuth gehört, von der wir Nordländer eigentlich keinen Begriff haben, und die doch das Griechische Alterthum, in den Zeiten der strengsten und reinsten Sitte, den Frauen besonders nicht zu gestatten, für Frevel gegen die Gottheit achtete. Wer hierin immer nur eigentliche Trunkenheit, oder unreine und üppige Begier sehen wollte, würde sich auf jeden Fall sehr an dem Geiste des Griechischen Alterthums ver-

gehen. Nun ist es sehr merkwürdig, daß gerade mit diesem wilden und erstatischen Cultus in gewissen Zeiten eine besondere Heiligkeit des Wandels und ein Leben nach speculativen Grundsätzen so verbunden war, daß Beides, sowohl jenes *μαίνεσθαι τῷ θεῷ* als dieses *καθαρεύειν* mit einem Worte *βαρχεύειν* genannt wurde. Daß nun der Verf., indem er diese speculativen Grundsätze zur Wurzel macht, aus denen jenes aufwallende Gefühl nur in niedrer Form hervorgehe, Recht habe, ist Ref. keineswegs gesonnen zu behaupten, doch scheint ihm die Lehre selbst, die aus der Dionysosreligion sich hervorbildete, in ihren Hauptgrundsätzen auf eine eben so richtige, wie tiefe Weise dargestellt — nur daß man in jenen alten, zum Theil doch sicher voranaxagorischen Speculationen nicht den Gegensatz von Geist und Körper, Leben und Materie, wie wir ihn machen, voraussetzen darf, sondern viel eher eine Identificirung dieser Reiche den Principien ihres Lebens nach. Über die Idee des Dionysos Lysios, der den Zaumel des Baccheios aufhebt, und zugleich die menschlichen Geister erlöst, die Ansicht desselben Gottes als des Schöpfers der bunten, täuschenden Welt (*αἰόλος*) u. dgl. mehr sind sicher vor den Zeiten der Neuplatoniker in Griechenland da gewesen, wenn sie auch nicht einem alten vorge-schichtlichen, aus dem Orient genommenen Religions-system an gehören sollten. So ist denn auch in der Auseinandersetzung des Demeterdienstes und der Eleusinien Vieles, was Ref. auch bey Ansichten, nach denen überall mehr von einem Leben in gewissen gewohnten Gefühlen und Ideen, als von einer festgestellten überlieferten Lehre die Rede seyn kann, sich gern aneignen mag; wie z. B. die geistreichen Bemerkungen über die eigenthümliche und sich mehrmals wiederholende Erscheinung des Demeterdienstes, das Lachen in der tiefsten Trauer, den lustigen, oft sehr ausgelassenen Spasß neben der größten

Betrübniß. Es kann gezeigt werden, daß diese Scherz- und Schimpfreden auch bey dem Dienste der Demeter, der mit dem Geschlechte des Archilochos von Paros nach Thasos verpflanzt wurde, vorkamen, und zu Archilochos jambischen Schimpfgedichten die Veranlassung gegeben haben, und somit aus jenem sonderbaren Cultusgebrauch eine der wichtigsten Erscheinungen der Griechischen Litteratur hervorgegangen ist.

S t u t t g a r t.

Hey Mehler: Antisymbolik von Jo. Heinr. Voss. 1824. S. 403. 8.

Dieses Buch ist zusammengesetzt aus der in der Jenaischen WZ. 1811 May erschienenen, jetzt vervollständigten Beurtheilung der Kreuzerschen Symbolik, dann aus einer Abhandlung, die auch schon zum Theil in der Jenaischen Litteraturzeitung 1819 December erschienen ist, über Gottheit und Fortdauer der Seele nach Altgriechischer Vorstellung, drittens aus einer Recension der Schornischen Fortsetzung von Tischbeins Homer, auch aus der Jenaer Litteraturzeitung 1823 März (zu der man jetzt die Erwiderung im Kunstblatte 1825 Januar zu vergleichen hat), endlich aus einem neu hinzugefügten Schlußworte, nebst einigen Proben eines angekündigten Werkes, Mythologische Forschungen betitelt. Alle diese Aufsätze vereinigt künden der Symbolik offenen Krieg an, womit es, wie Niemand läugnen wird, dem Verf., der so lange Jahre an Deutschlands ganzer Bildung lebendigen und thätigen Antheil genommen, ein heiliger Ernst ist, der von dem Widerspruchsfißel und der Schimpflust derer, die keine Wahrheit ihres Lebens zu verfechten haben, himmelweit verschieden ist: so daß, ob Voss aus redlicher Absicht, aus wahrem Eifer, aus innerer Nothwendigkeit, möchte Ref. sagen, die Sym-

bolik befreitet, gar nicht in Zweifel gezogen werden kann, sondern nur etwa das, ob er sie auch vom richtigen Standpunkte aus ansieht und beurtheilt. Doch darüber kann natürlich hier nicht verhandelt werden, auch wenn der Ref. mehr Beruf dazu in sich fühlte als er fühlt; nur von den positiven Sätzen, welche das Buch darlegt, kann hier Einiges mitgetheilt werden. Ref. will, da er gerade mehrere andre Bücher über Bacchische Religion anzeigt, hier besonders hervorheben, was den Dienst dieser Gottheit anlangt. Es sind dies die folgenden Hauptsätze: Dionysos, der Semele Sohn, der einzige, welchen die Griechen ursprünglich kennen, lebte nicht lange vor dem Trojanischen Kriege, denn sein Urenkel Maron war des Odysseus Gastfreund. S. 36. Dieser muß unterschieden werden von dem aus Phrygien eingewanderten, dem Dienste der Bergmutter Kybele angehörenden, Bacchos, der den Griechen erst gegen Ol. 30 bekannt geworden. S. 55 ff. Dieser Bacchos = Sabos, gleicher Natur mit Zeus = Sabos, wurde als eins angesehen mit der Kybelischen Rhea anbauendem Sohne, dem stierörmigen Sabazios. S. 66. Der Thebische Dionysos dagegen erfand in Thrake's Nyssa den Weinbau, bevor Indien und Aegypten Wein kannten. S. 64. Die Südthracier bis zum nachmahligen Macedonien und Thessalien waren die frühesten Anbauer ihrer fruchtbaren Flußebnen und Anhöhen, auch des Nyseischen Weins Erfinder. S. 183. Nach Ol. 30. erhob sich aber in Griechenland der Orphikerbund, der den Namen vom gefabelten Stifter Orpheus trug, und durch den auch der befruchtende Osiris mit Bacchos verschmolz, und eine graunvolle asiatisch = ägyptische Mischreligion in den einfachen Glauben der Griechen eingetragen wurde. S. 67. und sonst. — Es wird vielleicht nicht unpassend seyn, diese Sätze, die in den mythologischen Forschungen ohne Zweifel noch weiter ausgeführt

und begründet werden, mit den Hauptstellen der beiden ältesten Dichter zu vergleichen, welche hier allein zugezogen werden können, wenn der Verf. Recht hat, in allem Spättern, den Lyrikern, Tragikern, Logographen, schon Orphische Verfälschung vorauszusetzen. In der Hauptstelle nun, die bey Homer über Dionysos vorkommt, II. VI, 130, sagt Diomedes: er möge nicht mit den himmlischen Göttern kämpfen, denn auch Lykoorgos, dem Sohne der Dryas, sey dieser Kampf nicht wohl bekommen; er habe die Ammen des rasenden Dionysos auf dem lieblichen Nyseion verfolgt, so daß sie alle die Opfergeräthe zu Boden fallen gelassen, von dem schrecklichen Lykurgos mit der Stierart gejagt, Dionysos aber furchtsam in die Welle des Meeres hinabgetaucht sey, wo Thetis den Zagenden und Bitternden aufgenommen habe. Lykurg aber sey dadurch den Göttern verhaßt und von Kronos Sohn geblendet worden. Wie eine andere Stelle, Od. XXIV, 73, zeigt, nimmt Dionysos bey der Flucht eine goldne doppelgehinkelte Kanne mit, die ihm Hephästos verfertiat, und läßt sie der Thetis zum Geschenk. Diese Stellen besagen nun nach des Ref. Meinung ganz allein und für sich schon aufs deutlichste, daß Homer von einem Heroß Dionysos nicht das Gerinaste weiß, sondern daß er ihm nichts als ein Gott ist; Lykurg mit ihm kämpfend kämpft mit einem unsterblichen Gotte. Auch schon deswegen müßte dies angenommen werden, wenn es auch der Dichter nicht gradezu sagte, weil die mystischen, dämonischen Heroen, so alt sie auch in der Griechischen Mythologie seyn mögen, doch dem Homer fremd sind; er kennt nur Götter und Heroen, von denen diese in den Gränzen der Menschlichkeit eingeschränkt, nur durch die Götter sie bisweilen überschreiten. Ein Heroß, um sich zu retten, ins Meer springend, und von der Thetis aufgenommen, ist gewiß ein unhomerischer Gedanke.

Also denkt sich der älteste Dichter den Dionysos schon als Gott, als Gott von Nysa, wie wahrscheinlich schon der Name besagt, ganz gegen die Vorstellung des Verf., der hier offenbar die spätere Meinung, Dionysos sey ein apotheosirter Heros, dem ältesten Dichter unterlegt. Seine Späteren konnten es nämlich nicht begreifen, wie ein eigentlicher Gott von einer sterblichen Königstochter konnte geboren werden; aber es fragt sich sehr, ob denn Semele dies schon in der ältesten Vorstellung gewesen sey. Wo ist nun aber das Local des Homerischen Kampfes? Der Verf. sagt in Südthracien, d. h. immer noch nördlich von Thessalien; wahrscheinlich deswegen, weil Enkurgos in der herrschenden Sage ein Thraker heißt, und Nysa, z. B. von Stephanus von Byzanz, auch nach Thrake gesetzt wird. Allein die ganze Geographie Thraciens weist keinen wirklich Nysa genannten Ort nach, und es kann diese mythologische Notiz, so wie die andre, daß Enkurgos ein Thraker gewesen sey, eben so gut das in der Mythologie ohne Zweifel häufig vorkommende Thrake am Helikon und Parnas meinen (vgl. Encyclopädie von Ersch Bd. XI. S. 263.). Ja, wenn man die Homerischen Gedichte besonders aus sich erklärt, muß man dies hier annehmen, da der Katalogos Il. II, 508. das hochheilige Nisa in Böotien kennt, welches offenbar (wie auch aus den Venetian. Scholien hervorgeht) mit Nysa eins und dasselbe ist, obgleich die alten Kritiker aus Unkunde Manches daran versuchten; auch noch dem Dikäarch (*Ἀναρχαφῆ*) war der Ort bekannt. Homer stimmt also mit einem auf eine umfassende Induction gestützten Råsonnement überein, daß das Thracien am Helikon und Parnas die Wiege des Dionysosdienstes ist. Ja gerade in diesen Gegenden war der Homerische Mythos von der Flucht des Gottes mit einigen Veränderungen locale Sage, und hat also hier aller Wahr-

scheinlichkeit nach seine Wurzel; an dem in Böötien, besonders zu Orchomenos, gefeierten Feste der Ἀγριώνια, des Jagens, wurde Dionysos als Flüchtling gesucht, und der Priester des Dionysos verfolgte eine Jungfrau (welche wahrscheinlich jene Ammen darstellte) mit blutiger Waffe, (Plutarch Quaest. Gr. 38. Sympos Qu. VIII Prooem. Antonius 24.). Es ist unmöglich, daß diese Gebräuche ohne Zusammenhang mit der Homerischen Sage ständen, aber eben so undenkbar, daß sie etwa bloß um der Homerischen Stelle willen angeordnet worden wären; folglich hat Homer hier ein Gerücht aus dem Vaterlande des Dionysosdienstes, welches die Aeoler aus Böötien, dieselben, welche den Lesbischen Dionysosdienst stifteten, herübergebracht haben, seiner Poesie eingewebt. In welches Meer, diesem Gerüchte zufolge, der Gott von Nysa sprang, ist nicht recht klar; ich glaube in den Euböischen Meerbusen, wo gewiß auch Thetis wohnend gedacht wurde, so gut wie im Pagasetischen, Phthia benachbarten Meerbusen, (vgl. Herod. VII, 191.); zeitig wurde auch Nysa nach Eubda hinübergesetzt und ein dem Gotte geweihter Platz daselbst eben so genannt, wie in Sophokles Antigone. Uebrigens kann und soll nicht geläugnet werden, daß auch in dem seit Homer gewöhnlich so genannten Thrake der Dienst des Dionysos einheimisch war, besonders in Pierien an Thessaliens Gränzen und der umliegenden Gegend, dem uralten Vaterlande jener in Begeisterung männerstarken Frauen, der Klodonen und Mimallonen. Wir können aber die Homerische Stelle — ohne Zweifel den locus classicus für Dionysosdienst und noch lange nicht erschöpft — noch nicht verlassen, ohne von dem *μυνώμενος* ein Wort zu sagen. Ist es gewiß, daß Dionysos hier als Gott gedacht wird, so kann das Epithet des Rasenden ihm nur durch seinen Dienst geworden seyn, da ja in den alten Religionen die

Weise des Verehrens sehr häufig zum Charakter der Gottheit wurde; folglich beweist Homer selbst, daß eine solche Festraserey von Anfang an zum Cultus gehörte. Wie soll man sich nun diese Raserey, dies *μαίνεσθαι*, denken, welches so frühzeitig zum Hellenischen Gottesdienste gehörte. Etwa als Wirkung genossenen Weins? Dagegen ist erstens zu sagen, daß es ja besonders die Frauen waren, welche die Griechische Sitte in manchen Gegenden ganz vom Genusse des Weins ausschloß, in andern ihn denselben nur mit großen Einschränkungen verstattete, welche der Gott in allen Städten, wohin seine seltsame Verehrung gelangte, rasend machte; zweytens daß der älteste Dichter den Dionysos gar nicht als eigentlichen Weingott darstellt (nur eine Andeutung liegt in der angeführten Stelle der Od. XXIV), und, z. B. so oft der Wein vorkommt, ihn nie Gabe des Dionysos nennt, (was doch Hesiod thut, Werke 614), obgleich das Brot bey ihm öfter von der Demeter genannt wird; so daß man sieht, daß *μαίνεσθαι* war das Ursprüngliche, und der Wein gefellte sich nur, als dem Charakter des Cultus gemäß, dazu. Wir müssen uns also begnügen, in diesem *μαίνεσθαι* eine eigne Form von Gottesverehrung zu sehen, für die ja der Orient, und die Bibel selbst im Baalsdienst, Analogie genug nachweist. Dieses *μαίνεσθαι* heißt nun auch *βακχεύειν*, wie z. B. Herodot IV, 79. beide Worte gradezu synonym braucht (*Σκύθαι δὲ τοῦ βακχεύειν περὶ Ἑλλήσι ὀνειδίζουσι· οὐ γὰρ φασὶ εἰκὸς εἶναι θεὸν ἐξερρίσκειν τοῦτον ὅστις μαίνεσθαι ἐνάγει ἀνδρώπους*). Die Theilnehmer eines solchen *Δίασος* sind *Βάκχοι* und *Βάκχαι*, der Gott *Βάκχειος*, (Homeridenhymnus auf Pan) *Βάκχιος*, auch selbst *Βάκχος*, welche Form uns doch nur besonders durch die Lateiner geläufig geworden ist. Daß *Βάκχειος* gerade diese Bedeutung hat, beweist Herodot a. D.

und die localen Culte von Korinth (Paus. II, 2, 5) und Phlius (II, 7, 6.), wo Dionysos Βάκχσιος dem Λόσιος, der betäubende Gott dem Bösenden, entgegengestellt und erzählt wird, jenen habe Andromachos (der Männerbezwinger), diesen auf Befehl der Pythia Phanes gebracht, ὃς τὰ ὄργια ἔφανε, nach wahrscheinlicher Auslegung. Grade so hatte man auch in Naxos zwey Kopfbilder des Gottes, das des Dionysos Bacchos, aus Reben, und das des Meilichios, des Besänftigers, aus Feigenholz geschnitz, s. Athen. III. p. 78. Die Erwägung dieser Umstände lehrt, daß Βάκχσιος nichts anders ist als das Homerische μαινόμενος, und Bacchos und Dionysos keineswegs, wie sonst wohl auch dem Ref. wahrscheinlich dünkte, zwey verschiedene Götter sind. Der Verf. meint, der Name Bacchos sey mit dem Cultus erst um Olymp. 30. aus Phrygien gekommen, eine Meinung, die, so viel Ref. bekannt, sich bloß auf die Schol. zur Il. VI, 130 gründet. Dort wird aus Cumelos Europhia — die indeß nicht von dem sehr alten Dichter des Namens war, vgl. nur Pausan. IV, 4, 1. mit IX, 5, 4. — angeführt: Dionysos der Sohn des Zeus und der Semele sey von der Rhea zu Kybela gereinigt worden, und habe von der Göttin die τελευτάς empfangen, mit denen er nun weit und breit umherzog; aber daraus erhellt doch in der That nichts, als daß man zur Zeit dieses Gedichts die Bacchischen und die Kybelischen Orgiasmen in Verbindung brachte, und, den Phrygischen Sagen von dem hohen Alterthum ihrer Nation nachgebend, die erstern von den letztern ableitete; nicht aber daß sie wirklich von jenen abstammten. Daß die Tragiker, wenn sie Dionysos Orgien aus Asien, d. h. Sydien oder Lydophrygien, herleiten, auf diese Vereinigung zielen, hält Ref. mit dem Verf. für ausgemacht. So viel als Commentar zu der einen Stelle der Ilias, aus welchem doch wohl

erhält, daß man schon mit einer ganz besondern Ansicht dazu kommen muß, wenn man darin einen Heros, der sich durch Erfindung des Weins Verdienste erworben, finden will. Daß nun Dionysos in der Ilias nur noch einmal vorkommt, wo er der Ehegäerin Semele Sohn, die Freude der Sterblichen, heißt, darf uns nicht wundern; an dem Kampfe um Troja konnte dieser mystische Gott so wenig Antheil nehmen wie die Demeter; und warum sollte er sonst so viel genannt werden. Da er aber wenig vorkommt, kann uns auch nicht viel von ihm berichtet werden; und es wäre daher ein sehr unbearündeter Schluß, wenn man darum annehmen wollte, daß sey nun auch die Summa alles dessen, was man bis dahin über Dionysos gedacht und gefabelt habe. Mit der zuletzt angeführten Stelle ist offenbar die Hesiodische in gleichem Sinne zu verstehen, wo Semele die Sterbliche den unsterblichen Dionysos, den Freudenreichen, gebiert; und daß dies das einzige Beispiel der Art im Homerischen Olymp ist, kann nach Meinung des Ref. nur zum Beweise dafür gebraucht werden, daß auch Semele ursprünglich ein göttliches Wesen ist. R. D. M.

Heidelberg.

Bei Mohr: Geschichte des Altgermanischen und namentlich Altbaierschen öffentlich mündlichen Gerichtsverfahrens, dessen Vortheile, Nachtheile und Untergang in Deutschland überhaupt und in Baiern insbesondere, von Georg Ludwig Maurer, Königl. Baierschem Staatsprokurator am Königl. Bezirksgerichte in Frankenthal. 1824. VIII und 362 sehr enggedruckte Seiten im größten Quart.

Schon im Jahre 1819 hatte die Königl. Academie der Wissenschaften zu München, folgende Preis

frage aufgeworfen: Wie war nach der altdeutschen und althaierschen Rechtspflege das öffentliche Gerichtsverfahren, sowohl in bürgerlichen als peinlichen Rechtsvorfallenheiten beschaffen? welchen vortheilhaften, oder nachtheiligen Einfluß hatte es auf die Verminderung oder Abkürzung der Streitigkeiten und auf die richtige Anwendung der Gesetze? wann, wie, und unter welchen Verhältnissen hat sich solches wieder verlohren? indessen, und da keine des Preises würdige Beantwortung eingelaufen war, solche Aufgabe im Jahre 1821 wiederholt. Bey der Prüfung der eingegangenen Lösungsversuche, wurde nun die vorliegende Abhandlung im März 1823 als des ersten Preises würdig erklärt, und mit demselben gekrönt. So sehr nun schon dieser Umstand ein günstiges Vorurtheil für das vorliegende Werk erweckt, um so mehr wird dasselbe durch das Studium desselben bestätigt. Unstreitig ist dasselbe den vorzüglichsten und am meisten classischen Werken zuzuzählen, welche über die Geschichte des teutschen Rechts je erschienen sind. Es liegt demselben ein Quellenstudium zum Grunde, wie man es kaum irgendwo in einem Buche dieser Art antrifft, und wahrhaft bewunderungswürdig ist die ausgedehnte Belesenheit des Verf., dieses um so mehr, als sich derselbe streng in den Grenzen seiner Aufgabe gehalten und nicht unnöthig in andre Gebiete hinübergetreten ist. Die vielen neuen Resultate, welche hierdurch gewonnen sind, bestehen in zu vielen Einzelheiten, als daß es bey den engen Grenzen dieser Blätter möglich wäre, auch nur solche auszuheben, welche gleichsam als Vorickmaß dienen könnten; das Werk verdient nicht bloß gelesen, sondern ganz und gar studirt zu werden. Nur das erlaubt sich Ref zu bemerken, daß, nach den Ausführungen des Verf., der mittlere Satz jener Preisfrage, um dessen Prüfung es, wegen der in den ständischen Berathungen in Baiern vorzüglich in Anregung gebrachten Frage,

ob das öffentliche mündliche Verfahren der neu erwarteten Proceßgesetzgebung zum Grunde zu legen sey, oder nicht?, der Academie der Wissenschaften hauptsächlich gethan gewesen zu seyn scheint, auch hier nur geschichtlich ausgeführt worden ist, wonach sich denn die Vortheile und die Nachtheile des einen oder des andern Verfahrens, des mündlich öffentlichen und des schriftlichen, so ziemlich die Wage halten. Hier beygefügte Steindrucke versinnlichen die öffentlichen Gerichtssitzungen nach altteutscher und neu-baierscher Sitte.

P i s a.

Opusculi scientifici del Dott. Franc. Tanti-
tini, Prof. onorario nell' I. e R. Università
di Pisa. Vol. II. 1825. 328 S. in Octav.

Der würdige Verf., einst unser gelehrter Mitbürger und nachheriger Correspondent der Societät der Wissenschaften, vermehrt die Verdienste, die er sich durch eigne gelehrte Arbeiten um die Arzneykunde und durch seine wirksame Vindication der Schutzpocken auch zunächst um die Humanität erworben (s. diese Anz. von 1813. S. 1910 u. f.) von Zeit zu Zeit auch dadurch, daß er denjenigen seiner Landsleute, welche mancher Transalpinen Sprachen unkundig sind, eine Auswahl von Uebersetzungen aus denselben liefert und theils mit Anmerkungen bereichert.

So enthält der Band der Opuscoli, den wir anzeigen, die Selbstbiographie unsers vormaligen Collegen J. P. Frank, mit einem vorher noch ungedruckten Nachtrage dazu von der Hand seines Sohnes, jetzigen Leibarztes der Herzogin von Parma. Blumenbach über die Neger. Ders. über die ägyptischen Mumien. Himly über Lähmung des Augensterns durch örtliche Anwendung des Bilsenextracts. Und Wilson Philip über die Natur der Lebenskräfte; über die Entzündung; und über das Asthma und die Dyspepsie.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. S t ü c k .

D e n 7. M ä r z 1825.

P a r i s .

Chez Gail neveu: Recherches sur la nature du culte de Bacchus en Grèce, et sur l'origine de la diversité de ses rites. Mémoire qui a remporté le prix proposé à l'Académie des inscriptions et belles-lettres, le 23 Juillet 1819 par J. F. Gail. 1821. S. XII. 568 in 8.

Niemand, der den Zustand der Mythologie in Frankreich einigermaßen kennt, d. h. der weiß, daß man dort von dem großen Unterschiede des Mythos und der Geschichte keinen bestimmten Begriff hat, und von der Behandlung der Sagenpersonen als wirklicher und historischer nur hie und da durch eine Bemerkung von Freret, oder durch einen herüberhörenden Laut von unsrer deutschen Mythensbehandlung auf kurze Zeit abgelenkt wird, kann an ein in Frankreich erscheinendes Werk über einen so verwickelten und dunkeln Gegenstand seine Forderungen sehr hochspannen. Indessen wird er doch in diesem von Gail dem Sohne verfaßten, Gail dem Vater edicirten, von Gail dem Neffen verlegten Werke sich hie und da durch eine freye Ansicht, eine

passende Bemerkung angezogen fühlen, und wenn auch freylich die Sammlung nichts weniger als vollständig, die Forschung fast nirgends reif ist, doch manche Zusammenstellung brauchen können.

Das System des Verfs ist kürzlich folgendes. Es gebe ursprünglich einen doppelten Dionysos in Griechenland. Erstens - den, nach Herodot, von Aegypten herübergebrachten Osiris, der als Sakchos mit der Demeter zu Eleusis, so wie in dem Athenischen Anthesterienfeste, auf sehr feyerliche Weise verehrt, und dem die spätern Orphischen Mystereien geweiht worden seyen. Zweytens einen Thrakischen Gott Sabazios, dem der wilde, rauschende, vom Volke begangne Cult gehöre. Dazu sey in Griechenland noch ein dritter Bacchus, der Gott des Weinbaus, hinzugekommen. Als Kadmus aus Phönicien nach Griechenland kam, brachte er, nach unserm Verf., den Aegyptischen Osiris herüber, aber weil er nach Strabo auch durch Thracien wanderte, nahm er auch den Sabazios mit; doch dauerte es eine Zeitlang, ehe diese Dienste außerhalb bestimmter Mystereien aufkamen, da die Apotheose des Dionysos, d. h. das Allgemeinwerden seines Dienstes, nach Rechnung der Chronologen erst 1365 v. Chr. trifft. Damals lebte der Weissager Melampus, der die von Dionysos rasend gemachten Prötiden heilte, d. h. die schlimmen Wirkungen jenes rauschenden und wilden Dienstes vernichtete, indem er den Frauen aus dem Aegyptischen Culte des idées plus sublimes, qui piquaient leur curiosité, mittheilte. — Da Alles dies auf der bloßen, völlig unbegründeten, Meinung beruht, daß der Gott jener fanatischen Orgien und der geheimern Tempelgebäude wegen des verschiednen Geistes der Gottesdienste nicht derselbe seyn könne, und auf der, indessen auch noch unter uns herrschenden, Ansicht: die bey Herodot vorkommenden Deutungen der Aegyptischen Götter könnten uns für etwas mehr gelten, als für Verglei-

lungen der nationalen Gottheiten, wie sie unter den Völkern des Alterthums gewöhnlich waren und vom Geiste des Polytheismus fast nothwendig herbeygeführt wurden: so ist wohl unnütz, gegen die auf solchen Fundamenten aufgeführte Meinung weiter argumentiren zu wollen. Nur das Eine bemerke ich, daß der aus dem mythischen Thrake, d. h. der Gegend am Helikon und Parnas, stammende Dionysos (denn der ziemlich spät aufgenommene Sabazios gehört gar nicht hierher) eben so mit mythischen Tempelgebräuchen, wie mit öffentlicher Festrauserey verehrt wurde. Der ältre Dionysos ist dem Verf. die Sonne, und daher erklärt er die Identificirung des Gottes mit Herakles und Apollon, die indes erst im Zeitalter später Theokrasie eintrat. (Das vom Verf. unglücklich behandelte Epigramm Brunck Anal. III. p. 201. identificirt nicht, es vergleicht nur Herakles und Dionysos; B. 3 u. 4. möchte zu schreiben seyn *εἰκελα δ' ὄπλα νεβρίε λειοντῆ, κύμβαλα δὲ πλαταγῆ*, vgl. Schol. Apoll. II, 1057; aber die Mißverständnisse im Einzelnen aufzuzählen würde zu weit führen). Die Behandlung der Feste, ein Hauptpunct des Buchs, ist nach der durch St. Croix gewöhnlich gewordenen Weise, ein willkührliches Zusammenwerfen von Notizen, ohne Erweis daß auch die Notiz dahin gehöre, wohin sie gezogen wird. Dagegen sind die Bacchischen Mysterien mit gesunder Kritik behandelt, namentlich unterschreibt Ref., mit Ausnahme des Eingeklammerten, den Satz S. 84: *Les doctrines nouvelles, [celles de Pythagore] et celle des Orphiques, tendaient à rapprocher et les mystères d'Eleusis, qui seuls avoient eu d'abord une initiation organisée et le culte de Bacchus qui n'avoit pas encore d'initiation*; indes ist hernach bey der Behandlung der Mysterien selbst Alles durcheinander geworfen. Der Catalogue des épithètes de Bacchus enthält viel, was gar nicht als Epithet gelten kann, und manches wichtige und bedeutend-

de nicht, z. B. den saubern χοιροψάλας bey Clem. Alex. Protr. 25 d.

Ebenda selbst

Recherches sur le culte de Bacchus, Symbole de la force reproductive de la nature, considéré sous ses rapports généraux dans les mystères d'Eleusis, et sous ses rapports particuliers dans les Dionysiaques et les triétériques, par P. N. Rolle, Conservateur de la Bibliothèque de la Ville de Paris etc. Ouvrage, qui a remporté le prix proposé en 1819. T. I. CLXI u. 379. II. p. 476. III. p. 517 in 8. chez I. S. Merlin.

Die Academie des inscriptions et des belles lettres hatte eigentlich aufgegeben, die Feste des Dionysos in den verschiedenen Städten Griechenlands, besonders in Athen, ihre Zahl, Dertlichkeit, ihre Zeit und ihre Gebräuche, zum Gegenstande von Untersuchungen zu machen: eine Aufgabe, die Keins der beiden gekrönten Werke auf eine genügende Weise gelöst hat; wenigstens haben wir eine weit bessere, und allein richtige Beantwortung der Hauptfrage, die aber ganz ohne Beziehung darauf erschienen ist, im Jahrgang 1823. S. 1309. angezeigt. Dieses zweyte Werk erregt zwar durch seine Ausdehnung und die Masse des verarbeiteten Stoffs, der freylich größtentheils mit dem Griechischen Dionysos nichts oder wenig zu schaffen hat, eine gewisse Erwartung; die aber bey dem Ref. auf einmal völlig gedämpft wurde, als er fand, daß der Gott Dionysos durch das ganze Buch Dionysius genannt wird. Und so sah er denn auch bald mit Schrecken, daß fast der dritte Name immer durch Unkenntniß auf barbarische Weise entstellt war, daß die Griechischen Schriftsteller gewöhnlich in lateinischen Uebersetzungen citirt sind, und, wo dies nicht der Fall ist, die größte Unkunde der Griechischen Sprache sich verräth. Der Mißverständnisse sind daher unzählige, und wie es mit der

Auffassung des Gesammten steht, kann man sich darnach leicht denken. Der Verf. handelt zuerst vom Eleusinischen Bacchus, dem Beyfizer der Demeter. Man habe ihn in Eleusis für den Sohn des Zeus und der Demeter gehalten (was nicht eigentlich bewiesen werden kann), indem dort Zeus das Emblem du pouvoir générateur war, Bacchus aber le produit, le résultat des opérations de ce pouvoir. In der orientalischen Mythologie aber, der eigentlichen Quelle, sey Bacchus beides gewesen, le pouvoir fécondant so wie le produit, Osiris und Herus. Genes sey auch immer Bacchus Zagreus, Sabazius, Eubulos geblieben, der Sohn der Schlange; dieß sey Bacchus Sakchus geworden. Auf die ursprüngliche Lehre habe Platon seine Philosophie gegründet (la doctrine de Platon étoit fondée sur ce système); denn er habe die drey Wesen in einem Triangel begriffen, dessen Perpendiculäre die männliche Natur, dessen Basis die weibliche Substanz, dessen Hypothenuse das Product war. Aber verständige Leser verlangen wohl nicht, daß ihnen Hies. mehr von diesen Wunderdingern mittheile.

K. D. M.

W i e n.

Icones Helminthum, systema Rudolphii entozologicum illustrantes. Curavit Jo. Godof. Bremser, M. D. Mus. Regio-Caes. Zoolog. Custos, Fac. med. Viennensis membr. ord. etc etc. in Commission bey Schaumburg 1824. Fol. mit 18 Tafeln und Francisci Redi's Portrait als Titel = Bignette.

Durch dieses Deutschland Ehre bringende wahre Prachtwerk setzt der um die Kenntniß der in lebenden Thieren lebenden Würmer verdienteste Verfasser seinen trefflichen bisherigen Arbeiten (S. unter andern Anz. 1822. Seite 161 und 1823. S. 1947) die Krone auf. Dasselbe, enthaltend die Ausbeute, von, über funfzig tausend deshalb sorg-

fältig untersuchten Thieren, erscheint um so willkommener, als in unsern Tagen, jedes selbst für die untersten Schulen bestimmte Lehrbuch der Naturgeschichte ein eigenes Kapitel den Eingeweidewürmern widmet, und es doch selbst mancher höheren Lehranstalten an Sammlungen gebracht, um den Schülern diese Thiere in der Natur vorzeigen zu können. Es mangelte überdies zugleich an hinreichend guten Abbildungen, welche von diesen Parasiten, so wohl in natürlichem, als auch in vergrößertem Maaßstabe einen anschaulichen Begriff zu gewähren vermöchten. Wen sollte es nicht freuen, über diesen Gegenstand nunmehr etwas ganz befriedigendes vor sich zu haben. Die Figuren sind sämtlich unter des Verfassers Aufsicht, treu nach der Natur meistens auch vergrößert, von Sebmayer und Zehner gemahlt, und von Mansfeld auf schwarzem Grunde gestochen worden, ohne daß sich eine einzige Copie darunter befände, und zwar in einer Manier, welche an Wahrheit, nebst bewunderungswürdiger Feinheit und Schönheit wohl nichts zu wünschen übrig läßt, wenigstens die trefflichsten Abbildungen Göke's, Ceder's, Rudolphi's, Werner's, Baillie's, Cloquet's, Brera's u. s. w. übertrifft. Wo es nöthig schien, vollendet die Illumination auß täuschendste die Darstellungen. Tab. I. bildet ab, aus dem Geschlecht *Filaria* fig. 1 bis 11 die Gattung *gracilis*, *attenuata* und *papillosa*. fig. 12 bis 15. *Trichosoma inflexum* 16 bis 32. *Trichocephalus depressiusculus*, und *echinatus*. Tab. II. fig. 1-9. *Oxyuris curvula*, *elata* und *ambigua*. Die Männchen von den beiden ersten Gattungen sind noch unbekannt. 10-14. *Cucullanus elegans*. 15-24. *Spiroptera strongylina* und *obtusa*. Tab. III. 1-9. *Physaloptera clausa* und *dilatata* letztere in *copula*. 10-15. *Strongylus armatus*, *tubifex* und *filaria* St. *armatus* fig. 15. in *copula* welches im Text nicht bemerkt worden. Tab. IV. fig. 1-9. *Strongylus*

hypostomus, und retortae-formis letzterer in copula. fig. 10-28. Ascaris, lumbricoides, distans; leptoptera, microptera, marginata, triquetra, mystax, erenulata und maculosa. Tab. V. fig. 1-14. Ascaris dentata spiculigera, und serpentulus. 15-18. Ophiostoma sphaerocephalum. 19-22. Liorynchus denticulatus. Tab. VI. 1-22. Echinorynchus gigas, globulosus, cinctus, agilis, haeruca, areolatus, caudatus, moniliformis. Auffallend ist die stellenweise Verengung des E. gigas und moniliformis. Tab. VII. 1-23. Echinorynchus porrigens, nodulosus, sphaerocephalus, pyriformis und hystrix. Tab. VIII. fig. 1-14. Monostoma caryophyllum, foliaceum, lineare, ocreatum und ellipticum. 15-33. Amphiostoma longicolle, macrocephaleum, urnigerum, pileatum, subelavatum, subtriquetrum. Tab. IX. fig. 1-22. Distoma. lucipetum, albicolle, tereticolle, megastomum, squamula macrostomum, furcatum, spatulatum, gracilescens, excisum und punctum. Tab. X. fig. 1-11. Distoma nodulosum, echinatum und ferox letzteres dringt paarweise in die Darmhäute. 12. 13. Tristoma coccineum. 14-24. Pentastoma taenioides, denticulatum und proboscideum. 25. 26. Polystoma integerrimum. Tab. XI. fig. 1-8. Caryophyllaeus mutabilis. 9. 10. Scolex polymorphus. 11-13. Gymnorynchus reptans. 14-19. Tetrorynchus discophorus und macrobothrius von letzterem heißt es Seite 9. Singularis ejusmodi helminthum grex; vermis *a* nempe perforavit vermem *b* et *c*, atque vermis *b* ipse perforatus tribus proboscibus sese vermi *c* affixit. 21. 22. Ligula uniserialis. Tab. XII. fig. 1. 3. Ligula simplicissima. 4-16. Triaenophorus nodulosus. Tab. XIII. 1-21. Bothrioccephalus plicatus, rectangulum, solidus, macrocephalus, auriculatus, tumidulus, Der kleine Fisch Gasterosteus aculeatus birgt in seinem

Bauche den ihm an Länge und fast auch an Breite gleichenden *B. solidus*. Tab. XIV. fig. 1-4. *Bothriocephalus coronatus*, *corollatus*. 5-10. *Taenia pectinata* und *festiva*. Tab. XV. 1-19. *Taenia plicata*, *perfoliata*, *dispar*, *villosa*, *platycephala* und *Malleus*. Tab. XVI. 1-19. *Taenia crassicollis*, *multistrata*, *porosa*, *scolecina*. Tab. XVII. fig. 1. 2. *Anthocephalus microurus*. 3-21. *Cysticercus fasciolaris*, *tenuicollis*, *longicollis* und *crispus*. Die Zartheit und Durchsichtigkeit der an diesen Würmern befindlichen feinen Blasen ist unvergleichlich versinnlicht. Tab. XVIII. fig. 1. 2. *Coenurus cerebri*. 3-13. *Echinococcus veterinorum*. Die wundersame Degeneration dieser Würmer in eine knöcherne Masse ist noch nirgend so richtig beobachtet und anschaulich dargestellt worden, als in diesem herrlichen Originalwerke.

A l t o n a.

Theophrast's Naturgeschichte der Gewächse. Uebersetzt und erläutert von K. Sprengel. Erster Theil. Uebersetzung. 358 S in 8. Zweyter Theil. Erläuterungen. 1832. mit den Registern, der erklärten griechischen Wörter, der systematischen Pflanzennamen und dem Sachregister 427 S. Jedem Arzt, der ein gründliches Studium seiner Wissenschaft liebt, wird es erfreuen, daß sich unser hochwürdige Veteran einer Arbeit unterzog, welche außer tiefen philologischen Studien, noch eine Vielseitigkeit anderer Kenntnisse erfordert, die der Natur der Sache nach, nur Wenigen beschieden seyn können. Auch erwirbt sich der Vf. um das dormalen wieder auflebende Griechenland das eigene Verdienst, daß er ihm dieses Werk, das älteste und würdigste Denkmal aller Kenntnisse, die das griechische Alterthum über das Gewächreich, in Rücksicht auf den Bau und die Beziehungen der Pflanzen im Allgemeinen so wohl, als auch in Hinsicht ihres Nutzens, sich erworben, auf eine Art ausgeflattet wiedergibt, die dessen Werth, durch erleichterte Verständlichkeit ungemain erhöht.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. 41. Stück.

Den 10. März 1825.

P a r i s .

Baudouin Frères, Libraires, 1824: Histoire de Napoléon et de la Grande Armée pendant l'année 1812, par M. le Général Comte de Segur. Tome premier 422 und Tome second 473 Seiten in 8.

Buonapartes Feldzug nach Rußland, im Jahre 1812, ist unstreitig das größte militärische Ereigniß, dessen die Geschichte erwähnt. Auch haben wir der Geschichtschreiber nicht wenige, die, obgleich nur ein Zeitraum von zwölf Jahren dazwischen liegt, sich des Gegenstandes bemächtigt haben. Die mehrsten hielten sich an das rein militärische; wir kennen bereits die Details der großen und kleineren Gefechte, nebst den militärischen Bewegungen, aus der Feder von Augenzeugen aus allen Truppen-Corps, die Theil an diesem Feldzuge nehmen mußten. Graf von Segur beschäftigt sich gleichfalls mit den militärischen Gegenständen; man hat in seiner Darstellung, vorzüglich in demjenigen, was die sogenannte Grande Armée nicht unmittelbar betraf, einige Irrthümer bereits zur Sprache ge-

L (2)

bracht; allein darin hat er einen unleugbaren Vorzug vor allen seinen Vorgängern; daß er, begünstigt durch seine Stellung in der französischen Armee, Gelegenheit hatte, das, was im Innern von Buonapartes Hauptquartier vorging, genau kennen zu lernen. Er gibt uns von dem, was Buonaparte in dieser seiner merkwürdigsten Periode war, wie von seinen ersten Generalen und von seinem Generalstabe ein getreueres Bild, als vor ihm noch nicht gezeichnet ward. Und sein Styl? Wollten wir Horazens bekannte Vorschrift für den Styl zum Grunde legen:

*Est brevitae opus, ut currat sententia, nec se
Impediat verbis lassas onerantibus aures:*

so möchte die Kritik Stoff zum Tadel finden. Sein Styl ist blumenreich, sich oft der poetischen Prosa nähernd, bey Gegenständen, die der Poesie keinen Stoff darbieten. Statt der Kürze herrscht viele Redseligkeit, und die wenig übliche Art des Dialogs ist vorherrschend. Daß Segur bey diesen langen Unterredungen nicht immer gegenwärtig seyn, und wenn er es war, nicht wörtlich behalten konnte, was jeder sagte, ist augenfällig. Die eingestreuten Selbstgespräche geben der Geschichte so ziemlich das Ansehen eines Romans. Es bleibt nach dieser kritischen Bemerkung, nur übrig zu sagen, was einst ein französischer Dolmetscher, der dem Könige Ludwig XIV. die Rede eines Gesandten von Siam, von der er kein Wort verstand, auf gut Glück übersetzte, und von dem berühmten Reisenden Tavernier verbessert ward, antwortete: "wenn der Gesandte dieß nicht so gesagt hat, so hätte er es sagen sollen", Dessen ungeachtet gewährt Segur's Darstellung eine ungemein unterhaltende Lectüre. Genau bekannt mit dem Charakter seiner Helden führt er seine Zeichnung mit fester Hand; ihre Handlungen stehen mit den ihnen beygelegten Worten in völliger Uebereinstimmung. Gleichsam mit Zauberhand versetzt uns

Segur in Buonapartes Feldlager, in das Innere seines Quartiers, in sein Zelt oder in sein Bivouacq. Wir sehen Berthier, Murat, Daru, Prinz Eugen, Ney, D'Avoust, Caulincourt, Lauriston, Bessières, und so viele andere, die das Grab schon längst bedeckt, als lebend vor uns. Alles was Buonaparte zunächst umgab, — vielleicht der größte Theil der Armee —, liebte den Zug nach Rußland nicht, und diese Abneigung nahm zu, je weiter man sich vom Vaterland entfernte. Allein Berthier, dies gehorsame Instrument seines Herrn, leitete schon lange den Krieg nicht mehr; er wollte genießen. Zu furchtsam, vielleicht schon zu indolent, widersprach er nicht; aber seine Thränen dienten statt der Sprache; getreulich führte er die Befehle seines Meisters aus, ohne ihn an Etwas zu erinnern, ohne Etwas hinzuzusetzen; nur als bloße Maschine achtete ihn die Armee. Als selbst handelnde Person war er nichts, aber vieles für Buonaparte. Welch ein feuriger Muth beseelte Murat! Der erste Husar, den es jemals gab! Nicht ohne Ueberblick des Großen im Cabinet; aber beym Anblick des Feindes sich ganz der tollkühnsten Tapferkeit hingebend. Ihm sehr ähnlich war Ney; mehr Feldherr auf dem Schlachtfelde als jener. Auf jenem unglücklichen Rückzuge gleicht er an Muth dem Achilles. Strenger Disciplinär, den Krieg ganz methodisch führend, unbedingt Buonapartes Willen huldigend, tritt D'Avoust auf; einer der fähigsten Anführer, aber rauh und finster. Entgegengesetzt war Prinz Eugen. Was der erstere durch strenge Disciplin aufrecht erhalten, wollte letzterer durch Liebe und Sanftmuth gewinnen. Beide erreichten eine Zeitlang ihren Zweck, am längsten D'Avoust, bis der Augenblick kam, da weder Strenge noch Güte Etwas mehr vermochten.

Nun der Hauptheld. Um sich den Contrast den Buonapartes Pläne und Ausführungen unaufhör-

lich bildeten, einigermaßen zu erklären, müssen wie in kurzen Worten sein Seyn, ehe er diesen ihm so verderblichen Zug antrat, zusammen zu drängen suchten.

Funfzehn Jahre vorher, in Italien hatte Buonaparte geschrieben: "La santé est indispensable à la guerre." Und auf dem Schlachtfelde von Austerlitz hatte man ihn ausrufen hören: "ordonner est usé. On n'a qu'un temps pour la guerre! j'y serai bon encore six ans, après quoi moi même je devrai m'arrêter".

Prophetische Worte, aber der, der sie aussprach, benutzte sie nicht. Er wagte sich 1812 in die größte aller Unternehmungen, ohne mehr fähig zu der Ausführung zu seyn. — Seine Eingeweide waren schon lange durch einen innern Brand angegriffen, der ihm die größten Schmerzen und oft Convulsionen verursachte. Schon 1806 hatte er zu Warschau geäußert: er werde an der nämlichen Krankheit, welche seinen Vater getödtet habe, sterben. Er konnte keine Fatigue mehr ertragen. Seine Laune, seine Beurtheilungskraft — hatte gelitten. Es zeigten sich zu Zeiten Spuren von Abwesenheit des Geistes. Dieser ungestüme Charakter, dem die Welt nicht zu genügen schien, wollte die Ruhe genießen, ohne der geträumten Herrschaft der Welt zu entsagen. Zwey gleich quälende Besorgnisse beunruhigten ihn immerwährend. Zu seinen Freunden sagte er: "Ne voyés vous pas que je ne suis point né sur le trone; que je dois m'y soutenir comme j'y suis monté, par la gloire; qu'il faut qu'elle aille en croissant? — Dies Gefühl für einen Parvenu war natürlich. Aber auch seine zweyte Besorgniß: L'empereur russe était le seul souverain qui pesat encore sur le sommet de cet immense edifice. Jeune et plein de vie, les forces de ce revel croissaient encore quand déjà les siennes declinaient! Buonaparte hat-

te vor Alexanders militärischem Talente keine so hohe Achtung um an ihm einen Nebenbuhler zu fürchten. Mit Ungestlichkeit suchte er sich selbst und andere zu überreden, daß die Macht und der Ehrgeiz Rußlands den Krieg nothwendig mache. Seinen Ministern sagt er: *que c'est une guerre de toute politique; que ce sont les Anglais seulement qu'il va attaquer en Russie; que la campagne sera courte*". — Daß Buonaparte letzteres glaubte, geht aus allem hervor. Falsche Ideen, die er sich nachdem, was in Tilsit und Erfurt vorgefallen war, von Alexanders Character gebildet hatte, überredeten ihn, daß dieser Monarch schon durch den bloßen Anblick der gegen ihn bestimmten furchtbaren Armada geschreckt, sich seinem Willen unterwerfen würde. Nur eine Art der Kriegsführung war ihm bisher bekannt: mit überlegener Macht gleich Anfangs einen Hauptschlag gewinnen, dann sich der Hauptstadt bemächtigen, und den überwundenen Feind um Frieden bitten sehen. Daß im äußersten Falle, den er kaum sich wahrscheinlich dachte, auch dieses ihm gegen Alexander gelingen würde, hielt er trotz allen Widerspruchs möglich. Und nur auf diese Voraussetzungen war sein Operationsplan gestützt.

Am 9. May 1812 verließ Buonaparte Paris, daß er nur überwunden wieder sehen sollte. Zu Dresden ward die Triumph = Scene von Erfurt wiederholt. Dorthin strömten von allen Seiten Könige und Fürsten, ihm ihre Huldigung darzubringen. Unter diesen einer, der Buonaparte am unangenehmsten von allen war. So oft Buonaparte die Augen auf die Landkarte warf, rief er aus: *Se peut-il que j'ai laissé à cet homme tant de pays?* Der Verf. führt viele Gründe des persönlichen Hasses gegen den König von Preußen an. Er verzögert den vorzüglichsten aufzustellen: Friedrich Wil-

helm III. war ein rechtschaffener Mann. In Preußen hatte sich seit 1803 unter der Benennung von Jugendbund, eine geheime Verbindung gebildet, deren eigentlicher, wenn gleich geheimer Zweck, gegen Frankreich gerichtet war, und sich über einen großen Theil von Deutschland verbreitet hatte. Der preußische Minister von Stein, war nach der Behauptung des Verfs an der Spitze des Jugend-Bundes; auch hält er — wir glauben mit Unrecht — den Herzog von Braunschweig = Vels für eine Hauptspringfeder desselben. Buonaparte wußte von diesen innern Bewegungen in Preußen; hinzukommender Grund, den König und seine Preußen zu hassen. Indem Buonaparte seinen Marsch nach Rußland antrat, hinterließ er Spanien in einem für ihn sehr beunruhigenden Zustande; dort war Wellington entscheidend Sieger. Zwar hatten die deutschen Fürsten ihm in Dresden ihre Ehrfurcht bezeugt; aber mit Haß im Herzen. Oesterreichs Kaiserin hatte dort auffallende Beweise ihrer Verachtung an den Tag gelegt. Segur beschuldigt die Kaiserin von Frankreich, sich gegen Buonapartes Willen, in Dresden mit Stolz und Verachtung der Deutschen betragen zu haben. — Mit Bernadotte schon lange entzweyt, war das Verhältniß so übel geworden, daß ein Bruch mit Schweden immer wahrscheinlicher ward. Die von ihm vernachlässigte Pforte bereitete sich, mit Rußland Frieden zu schließen. Auf seine Allirten konnte er nicht sehr rechnen; er vertheilte sie und steckte sie unter französische Generale. Ungestlich fragte er oft, ob Fürst Schwarzenberg zu trauen sey? Gewagt schien es zu seyn, auf beide Flügel seines großen Heeres, geschlossene österreichische und preußische Corps zu stellen.

Buonaparte hatte in Dresden vergebens gehofft, Alexander zu seinen Füßen zu sehen. Der Krieg

war unvermeidlich. Buonaparte hatte viele Kräfte in Bewegung gesetzt, sich einen glücklichen Erfolg zu versichern; aber noch eher er die russische Gränze erreichte, trat schon Unordnung und Mangel an Lebensmitteln ein. Die Art, wie er die Gagen der Officiere und Soldaten auf dem langen Marsche zu gewinnen suchte, war meisterhaft. — Der erste Schuß, der den Ausbruch des Krieges bezeichnete, schien ihn zu Boden zu drücken. Soll man sich dem Glauben an Vorbedeutungen überlassen? Ein schreckliches Gewitter überfiel die Armee bey ihrem Uebergange über den Niemen. — Eine große Schlacht will Buonaparte gewinnen; aber die Russen fliehen vor ihm. Seine Armee zieht, durch Mangel und forcirte Märsche um ein Drittel geschwächt, ohne geschlagen zu haben in Wilna ein. Wüthend fährt er den General Montbran, der die Avantgarde führt, an, daß er die Russen nicht angegriffen habe, der, um dieses zu thun, hätte Flügel haben müssen. — Thätiger als jemals war Buonaparte zu Wilna; aber er wollte Polen seine Existenz und Freyheit nicht wieder geben; der erste der vielen politischen Fehler, den er beging. Ein zweyter: er schickte den russischen Minister Batafchoff, der mit Friedens-Anträgen kam, zurück. Dies war das lehtemal, daß Alexander ihm die Hand zum Frieden reichte.

Zu lange, zwanzig Tage verweilte Buonaparte zu Wilna. Sein Plan, die Armee von Bagration von der von Barclay abzuschneiden, mißglückte. Der König von Westphalen ward der Langsamkeit beschuldigt. Allein auf solcher ausgedehnten Linie, darf man schwerlich auf das Gelingen von combinirten Operationen rechnen. Die große Armee erreichte Witepsk, und noch immer keine Schlacht. Hier leuchtete ein Vernunftstrahl in die Seele Buonapartes. Er rief auß: "je m'arrête ici, je veux

m'y reconnaître, y rallier, y reposer mon armée, et organiser la Pologne; la campagne de 1812 est finie! celle de 1813 fera le reste." Schon war seine Armee desorganisirt und aus Mangel an Lebensmitteln sehr geschwächt und muthlos. — Vergebens wartete er auf eine neue Botschaft von Alexander. Er hatte zu Witepsk Langeweile. Murat drängte ihn Moscau zu erobern. Wenig brauchte es Buonaparte zu bewegen, den zu vieles Glück berauscht hatte. Eine russische Proclamation die ihn mit Moloch verglich, beleidigt ihn tief; er athmet nur Rache.

Segur schreibt irrigerweise den Plan des Rückzugs dem General Barclay zu, der ihn schon 1807 entworfen haben soll; er war das Werk, des früher schon in preussischen Diensten gestandenen Generals von Phull, der, gerade wegen dieses Projects von den Russen gefaßt, die Armee verlassen, und sich sogar nach England flüchten mußte. Barclay war in diese Idee hineingegangen, die aus der Natur der Sache hervorging; aber nicht Bagration; beide lieferten zu Smolensck, wo sie sich vereinigt hatten, ein unentschiedenes Gefecht, in welchem der erste sich nur vertheidigen, der andere angreifen wollte. Buonaparte glaubte hier nur ein Gefecht mit der russischen Arrieregarde zu bestehen; aber das Gefecht war eine vollkommene Schlacht, die sehr siegreich für die Franzosen hätte ausfallen können, wenn hier nicht die französischen Marschälle unabhängig von einander agirt hätten. Theuer kam es Buonaparte in der Folge zu stehen, daß er, als er nicht mehr alles selbst leiten konnte, diese Unabhängigkeit bestehen ließ. Man fragte sich einander in der Armee: wo ist der Kaiser? Aber er war in Smolensck in Papieren begraben. Jetzt kam ein neuer russischer Feldherr, Kutusow und mit ihm Bennigsen als General-Quartiermeister. Bald

wa b Buonapartes Hoffnung eine Schlacht zu liefern erfüllt. Zu bekannt ist die Schlacht von Mosaiss, weniger aber was die Person von Buonaparte selbst, betrifft. Er brachte die Nacht vorher in einer Unruhe zu, die anzudeuten schien, als wenn er an einem glücklichen Ausgange verzweifelte. Immer besorgte er, Kutusof werde sich zurückziehen. Und als endlich der anbrechende Tag ihm die Gewißheit der so lange gewünschten Schlacht gab, bemächtigte sich eine kaum zu erklärende Bewirrung seiner. Er gab Ordres und Contreordres ohne Zahl, er veränderte seinen projectirten obliquen Angriff, in einen parallelen. War es, daß die Sonne, welche er als die von Austerlitz den Soldaten verkündigte, auf der Seite der Russen aufging, und die Franzosen blendete? Während seine Generale tapfer für ihn kämpften, saß Buonaparte oder spazierte langsam auf und ab, unter einer Redoute, die am Tage vorher den Russen abgenommen war, wo er von dem Schlachtfelde selbst, wenig oder gar nichts sehen konnte. Oft besah er das Bild seines Sohns, das am Tage zuvor ein Courier von Paris überbracht hatte. Nur wenn man ihm die Nachricht von dem Verluste seiner besten Generale, oder Officiere brachte, machte er Zeichen einer traurigen Ergebung; dann stand er auf, ging einige Schritte, setzte sich aber bald wieder nieder. Segur sagt: "Jusque la, dans ces grands chocs, on lui avait vu une activité calme; mais ici, c'était un calme lourd, une douceur molle, sans activité". Seine Garden, etwa 20,000 Mann stark, hatte er zunächst bey sich. Vergebens schickte Murat, Davoust, Ney mehrmals im Augenblick der größten Gefahr zu ihm mit der Bitte, seine Garden zur Unterstützung vorzurücken zu lassen. Belliard drängt ihn vor allen andern, aber die Antwort war immer: "que rien

n'était encore assez debrouillé; que pour faire donner ses reserves, il voulait voir plus clair sur son echiquier". Und als Belliard zu den Generälen zurück kommt, ihnen die Nachricht zu bringen, daß nichts ihren Kaiser bewegen könnte der noch immer auf dem nämlichen Platze, mit niedergeschlagener Miene sitze, ruft der ungestüme Ney heftig aus: "Que fait l'empereur derriere l'armée! Là il n'est à portée que des revers, et non des succès. Puisqu'il ne fait plus la guerre par lui même, qu'il n'est plus général, qu'il veut faire partout l'empereur, qu' il retourne aux Tuileries et nous laisse être généraux pour lui" Diejenigen Generale aber, die ihn vor der Schlacht in äußerst kränklichem und schwachem Zustande, sich kaum auf dem Pferde haltend, gesehen, hatten, wußten sich diese Erscheinung zu erklären. Die Schlacht ward ohne ihn und seine Garden gefochten. Als Daru ihn noch zuletzt drängte, die Garden vorrücken zu lassen, antwortete er mit schwacher Stimme: "s'il - y a une seconde bataille demain, avec quoi la livrerai - je?" Am Ende der Schlacht stieg er mit großer Anstrengung zu Pferde, um seinen siegenden Generälen Vorsicht anzuempfehlen; er ließ die Garde vorrücken, aber nur das Schlachtfeld zu besetzen. Mit unbeschreiblicher Niedergeschlagenheit kehrte er nach seinem Zelte zurück. Ein hitziges Fieber hatte den Sieger von Europa besiegt; drey Tage hielt dieser Feind ihn nach der Schlacht in Mosaisk zurück.

Endlich kommt er in Moscau an. "Je suis donc enfin dans Moscou, dans le Kremlin!" rief Buonaparte mehrmals aus. Man sah ihn mit kindischer Neugierde jeden Winkel des Kremlins untersuchen. Aber bald kehrte er zu den Geschäften zurück. Ein gefangener russischer Officier wird mit Friedens - Anträgen nach Petersburg ab-

gefertigt. — Als Meister entwirft Segur ein Gemälde von der großen Feuerbrunst. Wir sehen Buonaparte, durch den Lärm aus dem Schlafe geschreckt, Befehle über Befehle zum Löschen geben, aber das furchtbare Element mächtiger als er; wie er sich weigert, den Pallast des Czars zu räumen, als schon die Flammen ihn umgaben; wie er mit Lebensgefahr noch seinen Weg durch die Stadt findet, und immer ausrief: *Quel effrayable spectacle! Ce sont eux-mêmes! Tant de palais! Quelle resolution extrême!* Nach Segur war der Brand das Werk des Gouverneurs Kostopschin, aber nicht ohne Wissen des russischen Kaisers. — Buonaparte rechnete noch jetzt mit Bestimmtheit darauf, Alexander werde seinen Friedensantrag annehmen; dies war seine einzige und letzte Hoffnung; ein Rückzug hatte noch nie einen Theil seiner militärischen Pläne ausgemacht. Willkommen waren ihm die friedlicher lautenden Aeußerungen, die sich Benningfen auf den Vorposten gegen Murat hatte entfallen lassen. Dieser General leistete seinem Heere dadurch einen größern Dienst, als durch eine gewonnene Schlacht, und man hat Ursache zu glauben, daß Alexanders nachmaliger Verweis politischer Natur war.

Die ersten Schnee-Flocken scheinen Buonaparte aus seiner Betäubung zu erwecken. Er schieft die Kranken fort, spricht von Winterquartieren in Smolensk. Daru schlägt ihm vor, sich in Moskau zu verschanzen und dort das kommende Jahr zu erwarten, dieser Plan war ausführbar, vielleicht der einzige noch möglich auszuführende; aber er findet sich zu entfernt von Paris. Ein Vorgefühl sagt ihm, daß der erste Schritt rückwärts auch der erste zu seiner Dethronisirung seyn werde. Er sucht seine ängstliche Stimmung sich selbst und seinen Umgebungen zu verbergen. Drey Tage bringt er mit

Berfertigung eines neuen Reglements für die Pariser Schaubühnen zu; er verlängert seine bis dahin so einfachen Mahlzeiten, liest Romane und scheint unbefangen; er reitet viel und sorglos scheinend spazieren, aber vergebens:

Le chagrin monte en croupe,
Et galoppe avec lui. —

Die Nachricht von Murats Niederlage gibt Buonaparte die Kraft seiner früheren Feldzüge wieder. In kurzer Zeit ist die Armee auf allen Punkten in Bewegung. *Marchons sur Kalougha et malheur à ceux qui se trouvent sur mon passage!* ruft er aus, indem er Moskau verläßt. — Aber gegen Mittag verläßt er die alte Straße, die nach Kalougha führt. Er hatte nur Kutusof täuschen wollen, und dies wäre ihm vollkommen gelungen, wenn das eingefallene Regenwetter die Querststraße die er nun einschlagen mußte, um die neue Straße zu gewinnen, nicht so sehr unwegsam gemacht hätte, dadurch ward es den Russen möglich, ihm bey Malo = Jaroslavek zuvor zu kommen. In einer elenden Bauernhütte, eine halbe Meile von diesem Orte, brachte Buonaparte eine der traurigsten Nächte seines Lebens zu. Smolensk zu erreichen mußte nun das Ziel seyn. Aber auf welchem Wege über Kalougha, Medyn oder Mosaisk? Seine Generale waren unter sich höchst uneinig im Kriegsrathe. Buonaparte wählte den Weg, der ihn am weitesten vom Feinde entfernte; dahin war es schon mit ihm gekommen. Und seltsam genug, während er gegen Norden zog, wandte sich Kutusof gegen Süden, dadurch erhielt die französische Armee einige Tage Ruhe.

Wir übergehen die Ereignisse dieses schrecklichen Rückzuges, und beschränken uns nur auf einige Charakterzüge des Haupthelden des Trauerspiels. Nichts erschütterte Buonaparte so tief, als die Nach-

richt von der Verschwörung zu Paris, die am 6. November eintraf. Höchst wahrscheinlich datirt sich von diesem Tage sein Entschluß, die Armee, so bald als es mit Sicherheit angehen könnte, zu verlassen. Merkwürdig ist die Schilderung die Segur von Buonaparte, nachdem er Smolensk verlassen hat, gibt: — “Chaque jour les états de situation qu’il reçoit de chacun de ses corps sont comme des bulletins de mourants. A cette foule de malheurs il n’oppose qu’une résistance inerte. Sa figure reste la même: il ne change rien à ses habitudes, rien à la forme de ses ordres; à les lire on croirait qu’il commande encore a plusieurs armées. Mais ce qui surprenait davantage, c’était que l’empereur laissât la fortune lui arracher tout, plutôt que de sacrifier une partie pour sauver le reste.” — Wenn nach diesen Schilderungen wir den ehemaligen General Buonaparte nicht mehr erkennen, so stoßen wir unvermuthet auf eine Rückkehr des frühern Heldenfinnes. Kutusof erscheint mit der ganzen Armee vor Krasnow, wo Buonaparte mit 11,000 Mann ist; dieser hätte Zeit genug gehabt, dem Gefecht auszuweichen und sich mit Victor und Dudinot zu vereinigen, aber dann waren die noch zurück seyenden Corps von Ney und D’Avoust verloren. “J’ai assez fait l’empereur, il est temps qui je fasse le Général” — mit diesen Worten zieht Buonaparte seinen Degen, stellt sich zu Fuß vor seine 6000 Garden, und greift 80,000 Russen an. — Am Abend vor dem Uebergange über die Berezina waren Kapp, Mortier und Ney der Meinung: diese Unternehmung könne nicht gelingen; diese Generale, und insbesondere Murat wollten ihn überreden, durch eine heimliche Flucht seine Person zu retten. Einige Polen, der Gegend sehr kundig, boten sich an, ihn sicher über den Fluß

und in fünf Tagen nach Wilna zu schaffen. Aber Buonaparte verwarf diesen Vorschlag als seiner unwürdig. Er selbst leitete diesen gefährlichen Uebergang. — Man bemerkte, daß er seinen Marschällen noch immer auf die nämliche Art seine Befehle gab, als hätten sie ihre Armee-Corps noch. Einer von diesen machte ihm bemerklich, daß er keine Truppen mehr habe, die anbefohlene Position zu besetzen. Lebhaft unterbrach er ihn: “*pourquoi donc voulez vous m’oter mon calme?*”

Am 3. December zu Malodeozno, dem letzten Ort, wo ihn die Russen hätten abschneiden können, kündigt Buonaparte seinen Umgebungen unvermuthet den Entschluß, die Armee heimlich verlassen zu wollen, an. Hier versammelte er seine Generale, sagte einem jeden viel Verbindliches. Berthier bat ihn fußfällig und mit Thränen ihn mitzunehmen, aber vergebens. Als Grund gab er die Nothwendigkeit in Paris neue Hülfquellen zu sammeln an. Seine Berwegenheit, die Quelle alles Unglücks, entschuldigte er, mit den wenigen Worten: “*Si j’étais né sur le trône, si j’étais un Bourbon, il m’aurait été facile de ne point faire de fautes.*” Wie ein Donnerschlag betäubte die plötzliche Abreise Buonapartes die unglückliche Armee. Mit ihm war jedes Band der Disciplin zerrissen. Sein Nahme, die Liebe und Anhänglichkeit der Officiere und Soldaten für ihn, die alle Unglücksfälle nicht ausgelöscht hatte, hatte bisher dem Ganzen noch einigen Zusammenhang gegeben; jetzt trat völlige Auflösung ein. Murat, dem Buonaparte das Commando übertrug, bezeigte sich dieser Auszeichnung nicht würdig. Eifersüchtig auf die Herrscher-Gewalt, die seine Frau in Neapel ausübte, verließ er plötzlich die Armee, um bald Verräther gegen seinen Wohlthäter zu werden.

Zu welcher Menge von Betrachtungen führt

dieser unglückliche Feldzug, der Freund und Feind mit Schrecken erfüllte und noch die spätesten Generationen erfüllen wird; — unter den vielen finde hier nur eine ihre Stelle. König Canut, der Däne, müde der ewigen Schmeichelen, die ihm Allgewalt beylegte, ließ in der Nähe von Southampton am Ufer des Meers, zur Zeit der höchsten Ebbe seinen Thron aufschlagen. Sich auf ihn setzend, wies er den Hofleuten ihre Plätze unter selbigem an. Die Fluth trat ein, immer näher kommen die Wogen. Canut beschwor sie mit seinem Scepter, zurückzuweichen. Allein unerbittlich nahen sie sich dem Throne und seinen Umgebungen. Als Canut nun endlich schon tief im Wasser gehend, den erschrockenen Höflingen ihm zu folgen erlaubt, gibt er ihnen die heilsame Lehre: die Natur ist stärker als der Mensch! — Es gibt von der Natur bezeichnete Gränzen, die der Mensch nicht ungestraft überschreitet. Wollen wir diesen Satz auf kriegerische Ereignisse anwenden? Die Kriegsgeschichte eines jeden großen Volks liefert deren. Ainsi, sagt Segur: *“les grandes expéditions s'écrasent sous leur propre poids. Les bornes humaines avaient été dépassées: le genie de Napoléon, en voulait s'élever au-dessus du temps, du climat et des distances, s'était comme perdu dans l'espace; quelque grande que fut sa mesure, il avait été au de là.”* — Die Natur zerstörte die französische Armee, nicht Kutusof, er, unter allen Feldherrn, die russische Armeen angeführt haben, der schlechtesten einer.

Lassen wir ruhen die Todten. Werfen wir einen Blick auf die dunkle Zukunft. Der Norden besiegte den Süden in einem Vertheidigungskriege, so wie im Mittelalter als er den Angreifenden machte. Hat dieser große Kampf zwischen dem Norden und Süden schon sein Ende erreicht? Nein,

denn er ist ein Kampf zwischen Armuth und Reichthum, zwischen Entbehrung, die genießen will, und dem Genuß. Werden die stolzen Kinder des Nordens immer unsere Sieger seyn? "Compagnons" ruft Segur am Schlusse aus, "ne le croyez pas! ce sol et ces espaces, ce climat, cette nature âpre et gigantesque, vous eussiez pu en triompher comme vous avez vaincu ses soldats". — Aber die Mittel, wie zu triumphiren? darüber schweigt Segur. Zwen der ersten Krieger der modernen Zeit, Carl XII. und Buonaparte, — wer vermag mit ihnen in die Schranken zu treten? — Litten Schiffbruch. Konnte ein Angriff zum Ziele führen, so eigneten sich diese und ihre Soldaten dazu. Ein Meister in der Kriegskunst, größer als beide, dem man vorwarf bey seinem eingeschränkten Operationsplanen habe eine Bonne, die Ruthe in der Hand, den Vorsiß geführt, — man begreift leicht, daß wir Friedrich II. meinen, — hält nur eine Offensiv-Unternehmung, längst der Baltik und unterstützt von einer englischen Flotte, auf Riga und Petersburg für ausführbar. Aber Petersburg ist nur ein kleiner Punkt des großen Kolos; der Sieger wird hier so wenig als Buonaparte in Moscau den Frieden dictiren. — Täuschen wir uns nicht. Der Norden und Süden werden nicht immer im Frieden bleiben. Nicht auf Rußlands eisigen Feldern wird der Kampf geführt werden. Und wo sonst? Jene so oft mit Blut gefärbten deutschen Länder werden das Kriegstheater bilden. Aber gehört nicht mehr zu einem Vertheidigungskriege, als Heere, die sich im freyen Felde schlagen wollen? Heinrich der Vogler lieferte die berühmte Schlacht bey Merseburg, aber durch drey Reihen von festen Mäzen hatte er zuvor seine Gränzen zu schützen gesucht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 12. März 1825.

Philadelphia, York, Baltimore u. Hagerstown
im Staate Maryland.

1. Grundverfassung der evangelisch = lutherischen General = Synode in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst dem Protokoll der Versammlung, die sie entworfen hat. Baltimore 1820. 8.

2. Minutes of the Proceedings of the General-Synod of the Evangelish Lutheran Church in the United States, convened at Fredericktown. October 1823. York 1823. in 8.

3. Formula für die Einrichtung und Regierung der evangelisch = lutherischen Kirche in Maryland und Virginien. Hagerstadt 1824. in 8.

4. Protokoll der Sitzung der evangelisch = lutherischen Synode von Maryland und Virginien gehalten zu Sheperdstown in Virginien im Nov. 1823. Philadelphia 1824. in 8.

Die vier vorliegenden uns aus Amerika erst kürzlich zugekommenen Schriften enthalten die Documente von Verhandlungen, welche die Theilnahme unserer europäisch = lutherischen Kirche in einem hohen Grade erregen müssen, wenigstens in einem

hohen Grade verdienen, daher beeilen wir uns auch, sie zu der Kenntniß unseres Publikums zu bringen. Es sind die Acten einer Association, durch welche sich die sämmtlichen lutherischen Kirchen in einigen der nordamerikanischen Provinzen, theils in jeder einzelnen Provinz conföderirten, theils in einem größeren Kirchenbund vereinigten, der alle zusammen verknüpfen sollte. Sie traten also damit aus dem isolirten Zustande heraus, in welchem sie sich bisher, dem größern Theile nach befunden hatten, denn wiewohl auch schon vorher in einigen der Staaten, worin die meisten lutherischen Kirchen und Prediger sich beysammen fanden, wie besonders in Pensylvanien, eine Art von geordneter Verbindung zwischen ihnen sich gebildet hatte, so fand doch diese noch nicht in allen statt, sie war selbst da, wo sie statt fand, dem Ansehen nach, lose genug; daran aber war noch nie gedacht worden, daß die sämmtlichen in den vereinigten Staaten zerstreuten evangelisch-lutherischen Kirchen in einen Körper in irgend einer Form zusammengebracht werden könnten. Immer wird also dasjenige, was zu der Einleitung dieser Veränderung jetzt geschehen ist, eine sehr merkwürdige Epoche in ihrer Geschichte machen, ja wer weiß, ob es nicht selbst in der Geschichte der amerikanischen Staaten eine machen kann, denn wer kann voraussagen, wie viele und welche Folgen sich in einer fernen Zukunft daraus entwickeln mögen? aber auch ohne Rücksicht darauf fällt es in das Auge, daß und warum die Art und Weise ihrer Einleitung, und besonders der zu einer neuen Einrichtung des lutherischen Kirchenwesens in Nordamerika entworfene Plan selbst eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des christlichen Kirchthums überhaupt macht. Jene Einleitung und dieser Plan ging ja allein von den Kirchen selbst aus, ohne daß auch nur eine entfernte Einmischung der weltlichen Staatsgewalt

dabey eintrat, die nach der Grundverfassung des Staats gar nicht dazwischen kommen konnte. Auch was bereits davon realisirt worden ist, wurde allein durch die freywillige Uebereinkunft der Gemeinden und ihrer Prediger zu Stande gebracht; sie machten also dabey, wie die Kirche in den drey ersten Jahrhunderten, auch nur von einem rein-natürlichen Gesellschaftsrecht Gebrauch; wie sie nun aber dieß Recht zu der besondern Beförderung ihres christlichen Gesellschafts-Zweckes benutzten, das ist es unstreitig, was die meiste Aufmerksamkeit verdient. Um jedoch unsere Leser zu einem Urtheil darüber in den Stand zu setzen, müssen sie zuerst mit der neuen Gemeinde-Ordnung jeder einzelnen Kirche bekannt gemacht werden, so wie diese in der Formel für die Einrichtung und Regierung der evangelisch-lutherischen Kirche in Virginien und Maryland vorgezeichnet ist. Das Eigenthümliche darin mag in folgendem zusammen laufen.

Jede einzelne Gemeinde macht eine Gesellschaft für sich aus, welcher aber ein Antheil an allen Pflichten wie an allen Rechten, und an der Gewalt der ganzen Kirche in ihrem eignen Kreise zusteht. Es ist die Pflicht einer jeden solchen Gesellschaft, wie es Pflicht der sichtbaren Kirche im Allgemeinen ist, dafür zu sorgen, daß das Wort Gottes und die Sacramente in ihrer Reinheit verwaltet werden, daß den Predigern, die ihnen vorstehen, eine hinreichende und gebührende Unterstützung gegeben, daß fähige und getreue Lehrer erhalten, und das Evangelium ausgebreitet werde bis an die Enden der Erde. Es ist auch Pflicht jeder solchen Gesellschaft, wie der Kirche überhaupt, über die Reinheit und Treue aller ihrer einzelnen Mitglieder zu wachen; aber die Rechte, welche ihr dadurch zuwachsen, sind bloß geistlich, und auch die Gerichtsbarkeit ist es, zu deren Ausübung sie durch diese Pflichten befugt wird. Sie soll keine Verbindung mit

der politischen Regierung haben, und die Vollziehung ihrer Beschlüsse darf nie durch den Arm der politischen Macht erzwungen werden. Jede solche Gesellschaft regiert sich daher selbst durch einen Kirchenrath, der aus dem Prediger oder den Predigern, den sämtlichen Ältesten und den Vorstehern einer jeden einzelnen Kirche besteht. Diese Ältesten und Vorsteher werden von der ganzen Gemeinde als ihre Repräsentanten gewählt, ihre Anzahl und die Dauer ihres Dienstes soll aber für die Zukunft durch den in jeder Gemeinde schon vorhandenen Kirchenrath besonders bestimmt werden, jedoch sollen sie in keinem Falle kürzer als zwey und länger als acht Jahre dienen, es sey denn, daß sie auf das neue gewählt werden. Die besondern Pflichten der Ältesten sind die folgenden. Sie haben zunächst dem Lehrer in der Verwaltung und Regierung der Kirche beyzustehen, sich besonders für die Erhaltung des Friedens und der Einigkeit in der Gemeinde zu verwenden, eine sorgsame Aufsicht über die Gemein-Schulen zu führen, die religiöse Erziehung der Kinder in der Kirche zu befördern, und sich vorzüglich auch der Kranken und Nothleidenden in dem Kirchspiel anzunehmen. Den Vorstehern liegt es als besondere Amtspflicht ob, den Armen durch getreue Austheilung der Collecten, die für sie gesammelt werden, zu dienen, dem Prediger bey der Austheilung des Abendmahls beyzustehen, und andere nöthige Dienste bey dem öffentlichen Gottesdienste zu leisten, die zeitlichen Angelegenheiten der Kirche zu besorgen, und besonders auch dahin zu sehen, daß ihren Lehrern der gebührende hinreichende Unterhalt gehörig gereicht wird. Zu der Competenz des aus diesen Personen bestehenden Kirchenraths, in welchem der Prediger immer den Vorsitz zu führen hat, gehört es daher, alle Temporalien der Kirche zu verwalten, und darüber zu wachen, daß alles mit Treue, Weisheit und Gerechtigkeit administriert

werde. Ihm allein steht es zu, den Abgeordneten zu wählen, der die Kirche auf der jährlichen Synode des Districts zu repräsentiren hat. Wenn noch ungetaufte Erwachsene in die Gemeinde eintreten, oder wenn solche, die schon in ihrer Kindheit getauft sind, im gehörigen Alter als wirkliche Mitglieder darin aufgenommen werden sollen, so hängt ihre Aufnahme nach den vorher mit ihnen vorgenommenen Prüfungen, von seinem Beschluß ab, nach welchem erst ihre öffentliche Taufe oder ihre Confirmation statt finden kann. Es soll dabey besondere Pflicht des Kirchenraths seyn, über den religiösen Unterricht der Kinder im Kirchspiel zu wachen, und dahin zu sehen, daß sie von Zeit zu Zeit versammelt und in dem Katechismus unterrichtet werden. Ihm gehört die besondere Verwaltung des Schulwesens, das der Kirche zusteht; er hat sich daher vorzüglich zu bemühen, daß tüchtige und getreue Lehrer darin angestellt werden, er darf nicht zugeben, daß sich jemand ohne seine Erlaubniß des Lehramts darin anmaßt, aber er hat denn auch dafür zu sorgen, daß die Schule so weit es sich thun läßt, von den Kindern des Kirchspiels regelmäßig besucht wird; an allen Orten, wo noch kein Schulhaus bey der Kirche ist, soll er sich aber bey der Gemeinde eifrig dafür verwenden, daß bald möglichst eines gebaut werde. Er soll ein genaues Protocoll von allen seinen Verhandlungen, und ein eben so genaues Verzeichniß von allen das Jahr hindurch Getauften, Verheiratheten und Communicanten, führen, wovon jährlich ein Auszug an die Synode einzusenden ist. Als ausschließende Amtspflicht liegt es ihm aber ob, daß er die Ausübung der Kirchenzucht gegen alle diejenigen, "deren Betragen uneinstimmig mit ihren christlichen Bekenntnissen ist" oder gegen solche, die einen "gründlichen" Irrthum hegen, verwalten muß. Er soll zu diesem Ende die Macht haben, irgend

ein Glied der Kirche vor sich zu fordern und auch andere Zeugen vorzuladen, wenn es die Sache erfordern mag. Gibt ein Mitglied Anstoß, so mag er es zuerst in der Stille ermahnen, oder auch, wenn es nöthig ist, zur Rechenschaft auffordern, wenn aber diese Maaßregeln unwirksam sind, so hat er die Macht, es zurückzusetzen oder auszuschließen, dieß heißt, der Rechte und Privilegien, welche den Mitgliedern der Kirche zustehen, verlustig zu erklären. Er hat jedoch auch die Macht, solche ausgeschlossene in die Gemeinde wieder aufzunehmen, so bald sie wieder Reue zeigen, und dabey hängt es bloß von der Mehrheit des Kirchenraths ab, ob der Handlung der Ausschließung und Aufnahme mehr oder weniger Publicität durch ihre öffentliche Proclamation in der Kirche oder durch die Unterlassung von dieser gegeben werden soll. In allen Fällen kann jedoch von den Beschlüssen des Kirchenraths noch an die Districtsynode appellirt werden, und ihre Vollziehung unterbleibt dann so lange, bis die Synode die Sache untersucht hat; wird aber von einem Zurücksetzungs- oder Ausschließungsurtheil des Kirchenrathes appellirt, so soll dieses sogleich in Wirkung gehen, und bleiben, bis es von der Synode aufgehoben wird.

Wir übergehen hier einige weniger bedeutende, wenn auch nicht unwichtige Punkte in dieser für die lutherischen Kirchen in Virginien und Maryland entworfenen Charte; wie z. B. die Bestimmungen, welche darin über die Form der Prediger-Ältesten- und Vorsteher-Wahlen, über die Erfordernisse der Wahl-Fähigkeit und über einige Collisionen, welche dabey eintreten könnten, vorgeschrieben sind. Wir enthalten uns auch aller Bemerkungen über so manches, worüber man genauere oder andere Bestimmungen hätte erwarten mögen, wie z. B. über die Stellung der Prediger zu ihren Gemeinden, über den gebührenden und hin-

reichenden für ihn auszufehenden Unterhalt, über die Art und Weise seiner Hebung, und dgl. denn wir sind überzeugt, daß die Verfasser der Charte bey demjenigen was sie bestimmten und was sie unbestimmt ließen, eine gleich weise und nöthige Rücksicht auf alle Local = Umstände nahmen. Daß das Ganze für die Form einer kirchlichen Presbyterial = Regierung berechnet ist, dieß darf um so weniger erst gesagt werden, da die lutherischen Kirchen in Amerika gleich bey ihrer Entstehung diese Verfassungsform annehmen mußten: allein aus der neuen Constitutions = Acte für die Kirchen von Virginien und Maryland ergibt sich auch schon etwas über das Verhältniß in das sie sich unter einander selbst, theils durch ihre Districts = Synoden, theils durch eine General = Synode gestellt haben, und über die Modificationen von diesen müssen wir doch aus den andern Actenstücken Nr. 1. 2. 4. noch etwas weiteres beybringen.

Ohne Zweifel hatten in einigen Provinzen schon bey mehrern Veranlassungen kirchliche Districts = Synoden oder Versammlungen ihrer Prediger und gemeinschaftliche Verhandlungen von diesen statt gefunden, ja in einigen mochte das Institut schon in einen ziemlich regelmäßigen Gang gekommen seyn. Jene Versammlung zu Hagerstown, welche im J. 1820 die Grundverfassung der evangelisch = lutherischen General = Synode in den sämtlichen Vereinigten Staaten oder den Plan dazu entwarf, bestand ja aus lauter Deputirten solcher Districts = Synoden; also mußte man diese schon vorher gehabt haben; aber daß sie doch noch nicht überall statt fanden, und daß es auch da, wo man sie schon hatte, noch mehrfach an einer festen gleichförmigen Ordnung über ihre innere Einrichtung, über ihren Geschäftskreis und Geschäftsgang und über ihre Competenz fehlen mochte, dieß geht deutlich aus

den Verfügungen hervor, welche die Kirchen von Maryland und Virginien erst in ihrer Verfassungsformel auf ihrer Synode zu Shepherdstown im J. 1823 darüber trafen. Aus diesen, besonders aus den Acten der letzten Synode bekommt man aber jetzt wirklich einen eben so anschaulichen als vollständigen Begriff von demjenigen, was nunmehr an dem Institut regulirt ist. Die Synode besteht aus den sämmtlichen Predigern, die bey den Kirchen des Districts angestellt sind, und aus eben so vielen Layen-Deputirten. Hat nämlich eine Kirche mehrere Prediger, so kommen alle dazu, und jede Kirche schickt dann noch eben so viele Layen-Deputirte, als sie Prediger hat. So bald diese beyammen sind, wählen sie sich aus den Predigern einen Präsidenten, einen Secretair, und einige Ausschüsse, welche die Gegenstände, die an die Synode zu bringen sind, zu bearbeiten, und den Vortrag darüber einzuleiten haben. Zu diesen Gegenständen gehört außer den Sachen, worin von den Erkenntnissen der Kirchenrätthe an die Synode appellirt worden ist, überhaupt alles, was die sämmtlichen Kirchen des Districts gemeinschaftlich interessiert. Es wird ihr daher von dem Zustand einer jeden einzelnen Gemeinde Bericht erstattet. Wenn dabey Beschwerden der Gemeinden über die Prediger oder der Prediger über ihre Gemeinden vorkommen, so hat sie den einen wie den andern abzuhelpen; aber freylich scheint sie in den Fällen der letzten Art nur vermittelnd einschreiten zu können. Auf der Synode zu Shepherdstown kam wenigstens die Klage eines Predigers darüber vor, daß ihn seine Gemeinde verhungern lasse, auf die ohne Zweifel satksam documentirte Klage faßte aber die Synode nur den Beschluß, daß der Präsident in ihrem Nahmen die Gemeinde ermahnen sollte, ihrem Prediger einen anständigen Gehalt zu geben,

weil sie sonst wahrscheinlich seinen Dienst bald würde entbehren müssen. Der Synode steht ebenfalls die Prüfung der Candidaten zu, aus denen die Prediger des Districts gewählt werden können. Haben sie diese gehörig bestanden, so ertheilt sie ihnen vorläufig die Lizenzen zum Predigen, behält sie aber fortdauernd unter genauer Aufsicht, denn sie sind verpflichtet, ihre Lizenzen jährlich erneuern zu lassen, und diese Erneuerung hängt von dem Bericht ab, den der Prüfungsausschuß der Synode über ihre Tagebücher und Predigten erstattet, welche sie jährlich einzusenden haben. Auch die Communicationen mit den Kirchen anderer Districte, und selbst mit andern Religionsparteyen, welche zuweilen vorkommen, gehen von der Synode aus. Sie kann auch allein die Ausgaben reguliren und decretiren, welche das Jahr hindurch aus der Synodal-Casse zu bestreiten sind, die von einem eignen Schatzmeister verwaltet wird. Ueber die Einkünfte dieser Casse und ihre Verwaltung findet man jedoch in den Acten der Marylandischen Synode weniger Aufschlüsse, als man wünschen möchte; denn sie decretirte nur den Ankauf einiger sehr nützlichen theologischen Werke, mit denen die Kirchenbibliothek des Districts vermehrt werden sollte, und die Reisekosten eines Missionars oder eines ambulirenden Predigers, der, wie es scheint, von Zeit zu Zeit in die entferntesten Provinzen am Missouri geschickt wird, in denen noch keine kirchliche Verfassung eingerichtet ist: allein die Casse scheint nur auf sehr precäre Einkünfte rechnen zu können, die ihr aus freywilligen Geschenken und aus den Collecten zufließen, welche jährlich in jeder Gemeinde für sie gesammelt werden, denn in der Rechnung des Schatzmeisters ist bey mehreren Kirchspielen bemerkt, daß im laufenden Jahre gar nichts von ihnen einge-
kommen sey.

In dieser Form mochte sich nun auch das Synodal-Institut schon seit längerer Zeit in einigen amerikanischen Provinzen erhalten haben, aber erst im J. 1820 schlossen die lutherischen Kirchen in den Staaten von Pensylvanien, von Neu-York, von Nord-Carolina und von Maryland auf einer Versammlung zu Hagerstown einen weiteren Verein, durch welchen sie alle vermittelst einer General-Synode in einen größeren Körper zusammengebracht werden sollten. Die Tendenz dieses Vereins ging offenbar dahin, in die Verfassung jeder einzelnen Kirche eine feste Ordnung, in das Ganze aber mehr Einheit und eben damit auch mehr Kraft zu bringen. Von wem der erste Anstoß oder der erste Vorschlag dazu kam, ergibt sich nicht aus den Acten; vermuthen läßt sich nur, daß Hr. D. Kurz, Prediger in Baltimore, einen besondern thätigen Antheil daran haben mochte, weil ihm schon bey dieser Versammlung der Vorsitz und hernach auf der ersten wirklich zu Stande gebrachten General-Synode ebenfalls der Vorsitz übertragen wurde: daß aber mit der äußersten Vorsicht dabey verfahren und sehr viele Rücksichten geschont werden mußten, das geht aus dem dazu entworfenen Plane selbst, und aus der Bedachtsamkeit, womit darin alle Verhältnisse regulirt wurden, am sichtbarsten hervor. Es wurde festgesetzt, daß die General-Synode sich alle zwey Jahre versammeln, und bey ihrem Schlusse jedesmal der Ort der neuen Zusammenkunft von ihr selbst bestimmt werden sollte. Die Hauptgeschäfte aber die man ihr anwies, waren folgende. Sie hat 1. die an sie einzusendenden Protocolle aller besonderen Synoden zu untersuchen, um sich von dem Zustand jeder einzelnen Kirche und Gemeinde eine genaue Kenntniß zu verschaffen. Sie mag 2. in Betreff aller zum öffentlichen Kirchengebrauch vorgeschlagenen Schriften und Bücher als ein ge-

meinschaftlicher Ausschuß der besondern Synoden und Ministerien so weit einschreiten, daß sie nach vorher angestellter Untersuchung ihre wohl überlegte Meinung oder Rath und Erinnerung darüber ertheilt. Keine Synode und kein Ministerium darf daher ein neues Buch dieser Art, wie einen Katechismus, eine Liturgie, eine Liedersammlung oder ein Glaubensbekenntniß zum öffentlichen Gebrauch herausgegeben, ohne vorher an die General-Synode ein Exemplar davon eingeschickt, und ihre Meinung oder ihren Rath darüber vernommen zu haben. Dagegen mag sie selbst den besondern Synoden und Ministerien Schriften dieser Art zum allgemeinen oder speciellen öffentlichen Gebrauch vorschlagen, aber die Annahme des Vorschlags hängt immer von diesen ab, denn es kann der General-Synode nicht überlassen werden, allenthalben gleichförmige Ceremonien vorzuschreiben, oder Aenderungen in Glaubenssachen einzuführen, wodurch die Freyheit und das Gewissen der Brüder in Christo verletzt werden könnte. Die Macht hat aber die General-Synode 3. die Errichtung neuer Ministerien zu sanctioniren und zuzulassen, so bald in einem Staate, in welchem noch keine besondere Synode oder noch kein besonderes Ministerium sich befindet, sechs ordinirte Prediger darum ansuchen, oder sobald in einem andern fünf und zwanzig in einem geschlossenen Bezirke beysammen wohnende Prediger, unter denen wenigstens 15 ordinirte seyn müssen, deßhalb bey ihr einkommen, wobey sie jedoch im letzten Fall auch die erheblichen Einwendungen, welche die Synode, zu welcher sie vorher gehörten, dagegen machen möchte, mit Weisheit zu beachten hat. Auch soll sich 4. die General-Synode niemals als ein eigentliches Appellations-Tribunal betrachten, jedoch darf sie bey Klagen wegen Lehre und Kirchenzucht, die von ganzen Synoden

und Gemeinden, oder auch von einzelnen Predigern an sie gebracht werden, ihre Meinung und ihren Rath ertheilen. Wenn zu einer andern Zeit uneinige Parteyen über die Lehre und Kirchengucht brüderlich ihre Sache ihr vorlegen, so soll sie nach ihrer Einsicht des Rechts, der Billigkeit, der Bruderliebe und der Wahrheit ihr Gutachten darüber abgeben; wenn aber in Zwistigkeiten, zwischen Synoden und Synoden auf ihren Ausspruch compromittirt wird, so soll bey der Entscheidung nach Synoden, jedoch in der Maaße gestimmt werden, daß die referirenden Synoden keine Stimme dabey haben. Dafür mag sie 5. Plane entwerfen für allgemeine Lehr- und Missions-Anstalten, zu Unterstützung armer Prediger, ihrer Wittwen und Waisen, sie mag sich auch zu der Ausführung und Beförderung solcher Zwecke eine eigne Casse anlegen; aber vor allen andern soll sie es sich 6. zum angelegensten Geschäft machen, jede Spaltung, die unter den lutherischen Landes-Kirchen entstehen könnte, zu verhindern, und deswegen ein unverrücktes Auge auf Zeitumstände und herrschend werdende Gesinnungen in der christlichen Kirche überhaupt richten, um jede Gelegenheit zu Heilung der schon vorhandenen Spaltungen und zu Beförderung der allgemeinen Eintracht benutzen zu können.

Aus den Verhandlungen der ersten General-Synode, die im October 1825 zu Fredericstown zusammen kam, (Nr. 2.) ersieht man nun auch, daß sie den Geist ihrer Unions-Akte trefflich aufgefaßt hatte, und die ihr darin angewiesene Bestimmung mit eben so viel Weisheit als Eifer zu erfüllen suchte. Von ihren besondern Decreten führen wir nur das einzige an, wodurch sie sich mit den europäischen lutherischen Kirchen in Deutschland, Dänemark und Schweden in eine beständige Communication zu setzen beschloß, wozu sie auch einen

eignen stehenden Ausschuss von drey ihrer Mitglieder ernannte: aus den Adressen aber, welche sie an die gesammte amerikanisch-lutherische Kirche erließ, ziehen wir bloß die Notizen aus, welche sie ihr von dem Zustand der mit ihr und durch sie vereinigten Gemeinden mittheilte. Nach diesen gehörten zu der Synode von Pensylvanien 74 Prediger, welche zusammen 278 Kirchen zu besorgen hatten; in welchen im J. 1822-23 6445 Personen getauft, 2750 confirmirt, und das Abendmahl an 24,794 ausgetheilt wurde. Die Synode des Districts von Neu-York bildeten 20, des Districts von Nord-Carolina 19, des Districts vom Ohio 26, des Districts von Virginien und Maryland 22 und der Kirchen in dem Gebiet von Tennessee 10 Prediger, mithin gegen 170 Mitglieder, aus denen der jetzt vereinigte lutherische Kirchenkörper in Nord-Amerika besteht. Allein mit Bedauern ersieht man freylich auch aus dieser Adresse, daß doch das Unionswerk noch nicht ganz consolidirt ist, weil Vorurtheile und persönliche Evidenschaften seine Vollendung immer noch zu hindern suchen. Ihre Gegenwirkung muß aber auch stark genug seyn, denn man erfährt ja auch hier, daß selbst die bedeutendste von den lutherischen Provinzial-Kirchen in den Vereinigten Staaten, die Pensylvanische, es für rathlich hielt, sich von der Union wieder auf so lange zurückzuziehen, bis sich jene Vorurtheile etwas gelegt haben würden, und daß es unter den Predigern in Nord-Carolina benahe schon zu einer förmlichen Seccession darüber gekommen wäre. Dieß kann man zwar bey einiger Kenntniß der Local-Verhältnisse nicht ganz unerwartet finden, wer wird aber nicht eben deswegen desto eifriger wünschen, daß es den wackern Männern, die das große, gewiß gut gemeinte Werk unternehmen, eben so wenig an ausdauerndem Muth

fehlen möchte, als es ihnen, wenn es auch in dem Auge einer höheren, alle Folgen überschauenden Weisheit gut ist, an dem göttlichen Beystand dazu fehlen wird.

L o n d o n.

Printed for Thomas and George Underwood: The Principles of Forensic Medicine, systematically arranged, and applied to british practice, by John Gordon Smith, M. D. Lecturer on political medicine. Second Edition, greatly enlarged. 1824. VIII. XXXI. 579 Seiten in Octav.

Die zweyte Auflage dieses für Aerzte und Rechtsgelehrte zugleich bestimmten Handbuchs der gerichtlichen Medicin ist geordnet, klar und würdig geschrieben. In der Einleitung (IX-XXVI.), wo der Verf. drey Begriffe Medical Jurisprudence (eigentlicher Medical Ethics), Medical Police und Judiciary Medicine unterscheidet, und sie als Zweige der State Medicine (welches Wort er, wie er selbst bemerkt, nach dem deutschen "Staats-Arzneykunde" gebildet) unterordnet, setzt er den Zweck seiner Schrift auseinander. Zugleich ertheilt er einige Notizen über die Cultivirung dieser Doctrin besonders in England (almost a new science in Great Britain). Das Buch selbst zerfällt in vier Klassen, die Klasse in Abschnitte, diese in Kapitel, und diese in Paragraphen. Die erste Klasse (S. 4-388) umfaßt die Auslöschung (extinction) des Lebens unter allen Umständen, die dieselbe zum Gegenstand gerichtlicher Untersuchung machen. Der erste Abschnitt betrachtet den Tod bey gesundem Zustande, und zwar a) den Scheintod, b) den plötzlichen ohne Frage einer criminellen Handlung; Der zweyte den mit der Frage einer äußerlichen

persönlichen Handlung (homicide) 1. durch mineralische, vegetabilische und animalische Vergiftung, 2. durch Erstickung, 3. durch Verletzungen; Der dritte den, wo die Frage ist von einer freywilligen persönlichen Handlung (suicide), und der vierte den eines ungeborenen oder neugeborenen Kindes (prolicide) als a) foeticide und b) infanticide. Für den deutschen Leser nichts Neues. Beym Selbstmord werden die (S. 306) neueren mildernden Bestimmungen angeführt, by which some of the horrors of British Jurisprudence have been removed. Unter den Considerations in favour of the accused (beym Kindermord S. 381) wird die Möglichkeit einer unerwarteten und plötzlichen Geburt erwähnt, und aus des Verf. Praxis ein Fall erzählt, wo eine Frau, die schon mehrere Kinder geboren hatte, bey dem Essen, ohne irgend etwas zu ahnen, von der Niederkunft überrascht wurde: had the place of retirement been differently constructed, this infant might have perished.

Die zweyte Klasse (S. 389=406) enthält die persönlichen Verletzungen, welche den Tod nicht zur Folge haben. Hier werden abgehandelt: im ersten Abschnitt die Verstümmelung, im zweyten die (ungeschickten oder leichtsinnigen) chirurgischen Operationen, im dritten die körperlichen Strafen, im vierten die Nothzucht. Der Vf. gesteht, daß die bey dem brittischen Heere noch gültigen Züchtigungen erst in der letzten Zeit einige wesentliche Verbesserungen erhalten hätten; (S. 401) Soldiers can no longer be flogged when, and in what way, a commanding officer pleases. Er führt indessen (S. 405) ein Beyspiel an, wo ein Soldat, der im Junius 1822 300 Hiebe empfangen hatte, und fünf Tage nachher von Hull nach York marschiren mußte, am Brand starb, und in dessen Folge die Jury ein Verdict erließ: That the deceased received

300 lashes, and that he died of the same, and of the fever, mortification, and debility arising therefrom.

In der dritten Klasse (S. 415 = 478) wird die Untauglichkeit zu gesellschaftlichen oder bürgerlichen Functionen betrachtet; und zwar im ersten Abschnitt die moralischen Untauglichkeiten (disqualifications) mit physischen Rücksichten verbunden, nämlich die verschiedenen Arten von Geisteskrankheiten; im zweyten die rein physischen a) für allgemeine Zwecke, b) für den Militärdienst, c) zur Heirath; und im dritten die vorgeblichen (pretended d.). Die Hauptsachen sind sehr aphoristisch abgehandelt. Die wichtigen Untersuchungen über die kurzwährende wahre Manie, über die ohne Verkehrtheit des Verstandes, das Nachtwandeln, die Schlafrunfenheit u. s. w. sind gar nicht berührt.

Die vierte Klasse (S. 479 = 537) enthält vermischte Untersuchungen in fünf Capiteln, betreffend 1. die Schwangerschaft, 2. die Geschlechts = Unbestimmtheit, 3. die Personal = Identität, 4. die Bestimmung, welche von den Personen, die zu derselben Zeit gestorben, zuerst gestorben, 5. die erblichen Eigenthümlichkeiten, 6. den medicinischen Beweis. Nur das Bekannte, und auch dieses nicht vollständig. S. 504 wird ein merkwürdiger Fall erzählt, wo ein Mann in New = York, der sich für Thomas Parker ausgab, welches eine große Menge von Zeugen, unter welchen seine Frau, bekräftigten, zugleich von einer andern Frau als ihr Mann in Anspruch genommen wurde. Eben so viele Zeugen fanden sich für letztere ein, die behaupteten, daß er Mr. Hoag sey. Der Appendix enthält einige Erläuterungen und ausführliche Beispiele, die der Verf., um Raum zu ersparen, an das Ende zusammengedrängt hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. S t ü c k .

Den 14. März 1825.

H a n n o v e r .

Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung:
Handbuch der pharmazeutischen Chemie, oder Dar-
stellung und Prüfung der sämmtlichen chemisch-
pharmazeutischen Präparate, besonders zum prac-
tischen Gebrauche für Physici, Aerzte, Apotheker u.
bearbeitet von Joh. Heinr. Leonhardt, Doc-
tor der Heilkunde. Mit einer Vorrede von Dr.
Aug. Du Menil, Königl. Großbrit. Hannov.
Ober-Berg-Commissär. 1825. XVIII und 283
Seiten in Octav.

Lehrer auf Universitäten müssen oft die unan-
genehme Erfahrung machen, die in ihren Vorle-
sungen mitgetheilten Beobachtungen und Bemer-
kungen von Andern bekannt gemacht zu sehen, ohne
daß diese die Quelle angeben, aus welcher sie die-
selben geschöpft haben. Auch geht sogar die Un-
verschämtheit zu Zeiten wohl so weit, daß selbst
ganze Hefte, die in ihren Vorlesungen nachgeschrie-
ben worden sind, von solchen Menschen als eigene
Machwerke im Druck erscheinen, wie dieses auch mit
dem vorliegenden Buche wieder der Fall ist. Daß:

selbe ist nämlich, einige wenige Zusätze abgerechnet, von Anfang bis zu Ende ein in den Vorlesungen des Unterzeichneten über Pharmacie nachgeschriebenes Heft, welches aber, wie es mit Manuscripten dieser Art häufig zu gehen pflegt, zumahl wenn sie in Vorlesungen nachgeschrieben worden sind, in welchen nicht dictirt wird, sondern worin, wie in diesen, freyer Vortrag Statt findet, voller Fehler ist, und viele sehr wichtige Gegenstände, von welchen doch in den Vorlesungen die Rede war, entweder gar nicht enthält, oder dieselben nur höchst unvollkommen, und häufig sogar unrichtig und ganz falsch angibt. Man braucht nur in diesem Buche zu blättern, um Belege dazu in Menge zu finden, und sich zugleich zu überzeugen, wie dürftig es mit den chemischen und pharmaceutischen Kenntnissen des angeblichen Verfassers desselben aussieht. Der Unterzeichnete hielt es daher für Pflicht, einen jeden vor dem Ankauf und dem Gebrauch dieses Buchs zu warnen, und darauf aufmerksam zu machen, sich nicht durch die demselben vorgesezte Anpreisung täuschen zu lassen. Zugleich muß sich derselbe aber auch wundern, wie eine so solide und auch mit Recht so sehr geachtete Buchhandlung den Verlag eines solchen Werkes hat annehmen können, und nicht gleich den Vogel an seinen Federn erkannt hat.

F. Stromeyer.

P a r i s.

Précis de l'Histoire de l'Astronomie; par M. le Marquis de Laplace, Pair de France etc. bey Courcier 1821. 161 S. 8.

Die kleine Schrift enthält eigentlich nur das fünfte Buch von der Exposition du Système du Monde, welches hier aus der fünften Ausgabe be-

sonders abgedruckt ist, comme, wie der Hr. Verf. in dem kurzen Avertissement sagt, il peut intéresser un plus grand nombre de lecteurs, que l'ouvrage lui-même. Allerdings ist es nicht uninteressant, zu erfahren, wie ein Mann von de Laplace's Autorität über die Fortschritte einer Wissenschaft denkt, welche durch ihn selbst so vieles gewonnen hat. Einige Aenderungen sind zwar gemacht. Dieselben sind aber nicht so beträchtlich, daß sie besonders hier angeführt zu werden verdienen. Die Ansicht des Hrn. Verf., von welcher hier vorzüglich die Rede seyn mußte, ist im Ganzen dieselbe geblieben, wie sie im Jahre 1796 bey der ersten Ausgabe war. In der Geschichte der alten Astronomie hält er sich auch noch jetzt an Bailly, obgleich die neueren Untersuchungen ganz andere Resultate geliefert und die Zweifel noch vermehrt haben, welche schon früher über Bailly's Hypothese entstanden. Diese Beharrlichkeit bey derselben muß jetzt offenbar befremden, da außer andern Untersuchungen französischer Gelehrten Delambre's Geschichte der alten Astronomie, zu manchen gegründeten Veränderungen hätte Veranlassung geben können. Warum nun darauf keine Rücksicht genommen worden ist, läßt sich nicht wohl einsehen. Daß aber Gründe zu Veränderungen und Zweifeln an der alten Vorstellungsart vorhanden sind, werden einige Beispiele beweisen. Bey der Anordnung der zwölf Zeichen bemerkt der Hr. Verf. zwar, daß zu Hipparch's Zeit, der Widder den beginnenden Frühling ausgedrückt habe u. s. w. Doch vermöge der Präcession habe bey der ersten Einrichtung des Thierkreises ein anderes Bild den Anfang des Frühlings bezeichnet. Aber woher wissen wir dieses? Der Hr. Verf. antwortet: die Namen der Sternbilder sind nicht durch Zufall entstanden, sondern sie waren der Gegenstand vie-

ler Untersuchungen und vieler Systeme. (Also schon in der frühern Zeit, von welcher die Geschichte nichts weiß? Auf Plinius Nachricht, daß Cleostratus den Widder und Schützen an den Himmel gesetzt habe, nach welcher die systematische Anordnung des Thierkreises bezweifelt werden muß, ist keine Rücksicht genommen.) Macrobius Erklärung, daß der Krebs und der Steinbock die rückgängige Bewegung von den Wendekreisen andeute, wird auch hier wiederholt, dabey aber bemerkt, daß der Steinbock wohl natürlicher an dem höchsten Punkte des Thierkreises stehe. (Was folgt aber wohl daraus, wenn das Bild beides bedeuten kann?) Diese Voraussetzung führe das Alter des Thierkreises auf 15000 Jahre zurück, wo die Wage in das Frühlingsäquinoclium komme, (das Daseyn der Wage wird also ohne weitere Rücksicht, als aus der ältesten Zeit abstammend, angenommen), und wodurch die Sternbilder überhaupt des rapports frappans mit dem ägyptischen Klima bekämen. Doch, setzt er hinzu, könnten dieselben rapports bestehen, wenn die Bilder auch nach dem Abendausgang bestimmt wären, wobey man nur auf 2000 Jahre zurückzu gehen brauche. Die Schriften der Alten beweisen, daß dieselben allerdings den Abendausgang und zwar aus sehr natürlichen Gründen zu ihrer Zeitbestimmung benutzten, und deswegen hat Nes. schon ehemals dieselbe Bemerkung, wie jetzt der Hr. Verf. bey Dupuis Hypothese gemacht. Indessen lassen sich auch bey dieser Ansicht nicht alle Sternbilder mit gleicher Leichtigkeit erklären. Dieser ganze Zusatz fehlt übrigens in der ersten Ausgabe. Man sieht, Dupuis System hat auch des Verf. Beyfall erhalten. Es scheint aber nach der eben angeführten Verbesserung desselben, daß auch Hr. de Laplace jetzt Gründe hat, dabey Modificationen eintreten zu lassen. Die Chinesen, die in der neuen

Ausgabe jetzt folgen, übergeben wir, um nicht zu weitläufig zu werden. Bey den Chaldäern wird wieder auf die Beobachtungen verwiesen, welche Callisthenes von Babylon gebracht haben soll aus dem 19ten Jahrhundert vor Alexander. Von den Aegyptern, fährt der Hr. Verf. fort, wisse man wenig. Nur die Stellung der Pyramiden nach den vier Weltgegenden gebe eine vortheilhafte Idee von ihrer Art zu beobachten. Doch kenne man keine Beobachtungen derselben, indem die Alexandriner ihre Zuflucht zu den Chaldaïschen hätten nehmen müssen. Es wäre also möglich, daß dieselben verloren gegangen wären, oder, daß sie aus Eifersucht gegen die Alexandriner geheim gehalten worden wären. (Und doch suchten die Priester so gerne, sich gegen Unkundige mit ihren Kenntnissen im Allgemeinen zu brüsten, ohne besondere Proben davon zu geben.) Thales, Pythagoras, Eudorus und Plato hätten dort ihre Kenntnisse erhalten. (Aber worin bestanden dieselben, wenn man die Lehren dieser Männer mit einander vergleicht?) Besonders hätten wahrscheinlich die Pythagoräer ihnen einen Theil ihrer Ideen sur la constitution de l'univers zu verdanken. Bey Macrobius Nachricht über die Bewegung Mercur's und Venus, bey welcher ebenfalls Zweifel Statt finden, können wir nicht verweilen. Bey der sothischen Periode hält sich Hr. de Laplace an Fourier's Hypothese, daß dieselbe von dem heliakischen Aufgange des Sirius ausgehe. Er findet die Bemerkung sinnreich, gegen welche Hr. Biot seitdem bekanntlich sehr gegründete Einwendungen gemacht hat. Mit einigen veränderten Ausdrücken wird hier, ebenfalls größtentheils nach Dupuis Ansicht, noch immer behauptet, daß die astronomischen Kenntnisse die Basis aller Theogonien wären (doch setzt der Verf. hinzu, nur wahrscheinlich — paraissent avoir été la base de toutes

les théogonies) und die ganze Mythologie eine Allegorie der Phänomene am Himmel und in der Natur mit dem Zusatz *allégorie que le pouvoir de l'imitation, l'un des principaux ressorts du monde moral, a perpetuée*] jusqu'à nous dans les institutions religieuses. Da dieser Précis einmal für ein größeres Publicum, als für bloße Astronomen, bestimmt ist; so muß man wünschen, daß es dem Hrn. Verf. gefallen hätte, hier seine eigenen Untersuchungen uns mitzutheilen, die der Unkundige leicht voraussetzt, und auf eine solche Autorität als unbestrittene Wahrheit annimmt. Abgesehen davon, daß wie wir so eben bemerkt haben, die Geschichte einer planmäßigen systematischen Anordnung des Thierkreises widerspricht, zeigen die Bemühungen der Alexandriner, welche so verschiedenartige Fabeln an den einzelnen Sternbildern zusammengehäuft haben, gerade das Gegentheil. Bey den Indiern erklärt er sich zwar dafür, daß ihre Tafeln rückwärts gerechnet sind, daß die allgemeine Conjunction aller Planeten, die sie voraussetzen, (eigentlich eine lächerliche Phantasie) unmöglich sey, und fügt nur jetzt noch die wichtige Bemerkung hinzu, daß in denselben die mittlere Bewegung des Mondes in Beziehung auf das Perigäum, die Knoten und die Sonne geschwinder sey als bey Ptolemäus, daß also die Tafeln schon deswegen von einem neueren Datum seyn müßten. Demungeachtet kann er sich nicht von den Gedanken los machen, daß die Indier stets Astronomie getrieben, daß Griechen und Araber die Elemente ihrer Kenntnisse, besonders die Arithmetik dorthier erhalten hätten. Ihre Vorstellung von der Präcession erwähnt er gar nicht. Es wird nun dabey noch einmal wiederholt, daß Chaldäer, Aegypter, so wie vorher auch die Indier, die Lehrer der Griechen in der Astronomie gewesen wären. Es

ist also kein Wunder, wenn der Verf. es sonderbar findet, daß bey der Menge von Schulen und den sich einander widersprechenden Systemen diesen Männern, (dont plusieurs étaient doués d'un rare génie) die höchst einfache Bemerkung entgangen sey, daß das einzige Mittel die Natur zu kennen, sey, dieselbe durch die Erfahrung zu erforschen (interroger). Wenn man auf die, obgleich fragmentarischen Nachrichten achtet, so findet man, daß sich diese Männer nur so lange der bloßen Speculation überließen, als die Erfahrung fehlte, daß sie aber sehr gerne jede Wahrnehmung benutzten, welche durch den Zufall oder die Zeit herbeigeführt wurden, und ihre Ansichten danach änderten und verbesserten. Eudorus, der doch auch unter die vom Hrn. Verf. gerechnet wird, welche aus Aegypten ihre Kenntnisse erhalten haben sollen, ist in dieser Ausgabe ganz übergangen. Von der jonischen und pythagoräischen Schule kömmt das Gewöhnliche vor. Eben so bey Aristarch, wo hier wieder einiges in der vorigen Darstellung geändert ist, z. B. über die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes. Ref. enthält sich aber darüber aller Bemerkungen, weil er da zu weit ausholen und die Gränzen der Anzeige überschreiten müßte. Bestimmter und richtiger findet er aber das Urtheil des Hrn. Verf. von Hipparch und Ptolemäus an, wo die Nachrichten weniger fragmentarisch sind. Dieses gilt unter andern von dem Urtheile über Hipparchs Fixstern-Verzeichniß und dem Antheil, welchen Ptolemäus daran hat, so wie von der Rechtfertigung des Letztern gegen die Vorwürfe, daß er kein Beobachter gewesen sey und sich Hipparchs Arbeit stillschweigend zugeeignet, oder dessen Beobachtungen geändert habe. Ueber den letzten Punct hätten wir nur etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht, da es nicht bloß die

jährliche Veränderung der Nachtgleichen ist, gegen welche diese Einwürfe von Delambre und andern gemacht worden sind. Mit Recht findet er diesen Irrthum in dem zu großen Vertrauen auf Hipparch's Bestimmung des tropischen Jahres. Das übrige ist bloß mit der Bemerkung abgewiesen, ce reproche n'est point fondé. Indessen ist doch wenigstens ein Schein dazu vorhanden, worüber die Leser gewiß gerne des Verfassers Urtheil vernommen hätten. Hierin endlich können wir mit Hrn. Laplace wieder nicht übereinstimmen, daß unserm Zeitalter mehrere brauchbare Beobachtungen von Sonnen- und Monddeclinationen überliefert worden wären, wenn die Alexandriner nicht den Gnomon so bald den Armillen aufgeopfert hätten. Die Schwierigkeiten bey den Beobachtungen und die noch unvollkommene Trigonometrie nöthigte sie, den Schatten wo möglich, an einem Kreise unmittelbar zu messen. Dieses zeigt die Solstitial-Armilla des Ptolemäus, welche nichts anders ist, als die Verbindung des Gnomons mit einem Bogen. Die Schwierigkeiten, welche sich bey Beobachtung der Nachtgleichen damals fanden, hat der Verf. schon in der ersten Ausgabe anerkannt. In der Geschichte der neueren Astronomie ist es ebenfalls zu bedauern, daß der Verf. zuweilen nicht ausführlicher gewesen ist. Ein interessanter Zusatz in der neuen Ausgabe schien Ref. aber das Urtheil über die vier neue Planeten, die Laplace nicht, wie ein anderer berühmter Mann, für bloße Gegenstände der Neugierde hält, sondern erwartet, daß die Unregelmäßigkeiten in ihrer Bewegung, die großen Excentricitäten ihrer Bahnen, ihre Neigungen gegen einander und die Wirkung des Jupiters auf sie neue Aufschlüsse in der Theorie der Attraction geben werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. 45. Stück.

Den 17. März 1825.

P a r i s.

Histoire physique, civile et morale de Paris, depuis les premiers temps historiques jusqu'à nos jours; contenant par ordre chronologique la description des accroissemens successifs de cette ville, et de ses monumens anciens et modernes; la notice de toutes ses institutions, tant civiles que religieuses; et, à chaque période le tableau des moeurs, des usages et des progrès de la civilisation; ornée de gravures représentant divers plans de Paris, ses monumens et ses édifices principaux; par J. A. Dulaure, de la Société royale des antiquaires de France. Seconde édition, considérablement augmentée en texte et en planches. Vol. I-X.

Der ausführliche Titel zeigt den Plan und den Inhalt dieses gehaltreichen Werks an, dessen schnell erfolgte zweyte Auflage bewies, wie willkommen seine Erscheinung war. Fern von der Weitschweifigkeit der Benediktiner, die in ungeheuren Foliohänden über den Gegenstand geschrieben, stellt

es in gedrängter Kürze das Brauchbare zusammen, und gibt noch viel mehr, um den jedesmaligen Zustand der Sitten und der Civilisation kennen zu lernen, da Nebenrücksichten die Mönche oft hinderten, die Wahrheit zu sagen, besonders wenn die Laster des Hofes und der Geistlichkeit, und ihr trauriger Einfluß auf den Zustand des Landes mit den gehörigen Farben beschrieben werden sollten. Diesen Gang der Civilisation zu schildern, den Wechsel, dem sie ausgesetzt war, ihr Fortschreiten, was sie aufhielt oder sogar zurücksetzte, bemerkbar zu machen, ist der Hauptzweck des Verf. Da er dies Gemälde von Paris chronologisch entwickelt, ist eine kurze Darstellung der ganzen politischen Geschichte Frankreichs gleichsam als Leitfaden durch dies Labyrinth in sein Werk aufgenommen. So theilt es sich in Perioden, diese in Abschnitte, und die Abschnitte in Artikel. Die Periode umfaßt einen größern oder kleinern Zeitraum nach dem Mangel oder dem Reichthum historischer Monumente. Große politische Ereignisse bestimmen oder begränzen die Periode; so z. B. Paris vor Cäsar, Paris unter der römischen Herrschaft, unter der ersten Dynastie der fränkischen Könige, unter der zweyten, der dritten von Hugo Capet bis Phil. August. In den spätern Zeiten, wo mehr Stoff vorhanden ist, und jede Regierung einen besondern Charakter hat, von Heinrich IV. bis auf unfre Zeiten, bildet jede Regierung eine Periode. Der erste Abschnitt jeder Periode enthält eine Notiz der merkwürdigsten Ereignisse, des Zustandes der Staatsverfassung, des Charakters der Regenten und ihrer wichtigsten Handlungen. Wenn die Perioden mehrere Regierungen umfassen, bildet jede Regierung einen Abschnitt; dann enthält jeder Abschnitt so viele Artikel, als die verschiedenen Verfügungen und Stiftungen, die zu der Regierung

gehören, erfordern. Wenn die Periode, wie es in den spätern Zeiten der Fall ist, nur eine Regierung umfaßt, so folgen nach vorausgeschickter Notiz über den Zustand der Verfassung und den Charakter der Regenten mehrere Abschnitte, die, in Artikel getheilt, das Geschichtliche, die Beschreibung der Anstalten, Monumente, bürgerlichen und geistlichen Gebäude, des Theaters u. s. w. enthalten. Jede Periode ist mit drey Abschnitten beschloffen, dem physischen Gemälde, dem bürgerlichen Zustande, dem Sittengemälde. Im ersten dieser Abschnitte sind die Veränderungen angezeigt, die seit der vorigen Periode in dem physischen Zustand von Paris sich zugetragen haben. Veränderungen in den Straßen, den Quais, den öffentlichen Plätzen, dem Umfange; auch sind die Zufälle erwähnt, als Feuersbrünste, Ueberschwemmungen u. s. w., die Veränderungen in den verschiedenen Theilen der Stadt veranlaßt haben. Der zweyte Abschnitt enthält die hauptsächlichsten Verordnungen der Polizien, Unordnungen veranlaßt durch die Fehler dieser Verordnungen, oder die Vernachlässigung derselben, die Bevölkerung von Paris, so weit die Angabe derselben jedesmal möglich war, die Servituten, Auflagen, endlich alles, was sich auf die Sicherheit der Personen und des Eigenthums bezieht. Der dritte Abschnitt stellt das Gemälde der Sitten und Gebräuche des Hofes, der Geistlichkeit und des Volks auf.

Dies ist der Plan des Werks. Wir wollen nun in möglichster Kürze denselben verfolgen. Der erste Theil wird eröffnet mit einer physischen Statistik von Paris, woben für das Geologische das Werk von Hrn. Cuvier und Brogniart benutzt ist. Was die Meteorologie betrifft, findet sich, daß das Climat seit funfzehn Jahrhunderten nicht sehr verändert seyn muß, indem Zu-

lian es als ein Zeichen außerordentlicher Kälte anführt, daß die Seine zugefrozen war, was auch jetzt noch der Fall ist. Es gehen nämlich bisweilen mehr als zwölf Jahre hin, ohne daß es geschieht. Kaum hätte man glauben sollen, daß der Verf. sich noch die Mühe geben müsse, zu beweisen, der Name der Stadt rühre nicht von dem schönen Trojaner Paris her; aber noch 1808 wurde diese Fabel von Hrn. Vegrand und Landon in einem in Rücksicht auf Architektur zu empfehlenden Werk *description de Paris, et de ses edifices* als wahr angenommen. Ob die Vermuthung des Verf., der in dem Namen der Pariser die Bedeutung eines Gränzvolkes findet, richtig sey, ist die Frage. Viel leichter geben wir ihm zu, daß man bey der Etymologie auch nicht an Isis denken müsse. Das Negative ist in solchen Fällen gewöhnlich richtiger anzunehmen, als das Positive. Die Pariser lieferten gegen Cäsar ein Contingent, das mit dem der großen gallischen Nationen im Verhältniß von 2 zu 25 stand. Von der Insel, la cité genannt, gieng die Stadt aus. Auf derselben sind den 6ten März 1711 unter dem Chor der Kirche N. D. verschiedne römische Alterthümer gefunden worden. Spätere Nachgrabungen in der Stadt verschafften noch andre, auch Spuren von Wasserleitungen. Der merkwürdigste Ueberrest des römischen Alterthums ist der Palast der Thermen. Ungeachtet dieser Palast auch den Namen Julians trägt, macht der Verf. es doch sehr wahrscheinlich, daß nicht er ihn erbaut habe, da die unruhige Zeit, in welcher er nach Gallien geschickt wurde, zu solchen Unternehmungen nicht günstig war. Es ist so wenig davon übrig, daß man wohl schwerlich ein deutliches Bild davon geben kann, und eben so unsicher ist es, den Umfang des Gartens, der dazu gehörte, mit der Genauigkeit, wie der Verf.

es versucht, anzugeben. Der Delbaum wurde zu Julians Zeiten bey Paris gebaut. Dieser gelehrte Kaiser hatte während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst einige Gelehrte bey sich. Die Einwohner schildert er im Gegensatz mit den weichlichen Asiaten als ein gutes, unschuldiges Volk. Die Eroberung der Franken, und mit ihnen die Einführung des Feudalsystems hemmte für lange Zeit den Gang der Civilisation; dazu kam noch der Aberglaube der Kirche. Auch hier würde man nicht glauben, daß der Verf. sich so viel Mühe geben müsse, die Falschheit der Reliquien, z. B. des h. Dionysius zu beweisen, wenn dieselben nicht jetzt wieder dem Volke zur Anbetung aufgedrungen würden. Auffallende Aehnlichkeit zwischen St. Denis und Bacchus. St. Marcel und andre Heilige werden als Drachenbändiger verehrt; der Drache bedeutet das bezwungene Heidenthum. Bey Niederreißung der Kirche von St. Marcel 1806 erhielt man das Basrelief eines Stiers, den der Verf. für eine Darstellung des Mithra hält. Der christliche Cultus kam oft an die Stelle des Heidnischen und behielt seine Symbole bey. Der größte Theil der in dieser Periode erbauten Kirchen war von Holz, daher sie leicht ein Raub der Flammen wurden. Zur Zeit von Fredigarde war die cité mit einer Mauer umgeben. Die Sitten der Franken waren sehr roh und wild, die Geschichte ihrer Könige voll Greuelthaten, in denen die Tragödie einen Stoff gesucht hat, aber bis jetzt ohne Erfolg, denn auch nicht ein Stück hatte bleibenden Werth. Die zweyte Dynastie, besonders unter Carl dem Großen, gab einige Hoffnung zur Aufnahme der Civilisation, nachher aber hatte die Schwäche seiner Nachfolger die traurigsten Folgen, welche die Einfälle der Normänner noch vermehrten. Vor den Normännern flüchtete man die Reliquien in die Stadt, und deponirte sie in

den Kirchen; sie wurden nachher nicht zurückgegeben, und dadurch die Stiftung vieler Kapellen, in denen sie aufbehalten wurden, veranlaßt. Unter den beiden ersten Dynastien war Paris selten die Residenz der Könige, auch sagt ein Schriftsteller der Zeit, Michael Syncelle, von ihr, eam magnitudine caeteris urbibus esse inferiorem. Die meisten Gebäude waren auch zu der Zeit von Holz. Im Sittengemälde liest man, mit welcher Kraft Karl der Große den Geistlichen ihre Sittenlosigkeit vorwarf. Der zweyte Theil beginnt mit Hugo Capet, der offenbar ein Usurpator war, indem nach Ludwig V. Tod sein Oheim Karl Herzog von Lothringen das Recht zur Nachfolge hatte. Seine Dynastie erhielt sich, weil man das Reich nicht mehr unter die Söhne theilte. In diese Periode gehört Abelard, ein für seine Zeit außerordentlicher Mann, die Zierde der Schule von Paris, welcher einen solchen Zulauf hatte, daß mehr Schüler als Einwohner waren. Unter Ludwig VI. dem Dicken wurden die damaligen Vorstädte mit einer Mauer umgeben, der Verf. gibt ihren Lauf zum Theil nach bestimmten historischen Angaben, zum Theil nach Vermuthungen an; ein beygefügter Plan macht es noch deutlicher. Die Straßen waren eng und schmutzig, was man auch aus ihrer Benennung abnehmen kann, rue Merderais, Merderieux, orde rue u. s. w. zum Theil gefährlich, wie freilich auch jetzt noch rue du coup du bâton, vuide gousset, coupegorge. Das öffentliche Elend, die Sittenlosigkeit, ließen Spuren zurück in der Benennung von Straßen grande truanderie, petite truanderie (Bettel) vallée de misère, rue putigneuse. Viele haben ihre schändlichen Namen gegen weniger unschickliche umgetauscht. In der Stadt und um die Stadt waren eine Menge Besitzungen zu größerer Sicherheit in diesen unruhigen Zeiten mit festen Mauern um-

geben, clos genannt. Die Aebte der Klöster hatten ihre eigne Jurisdiction, was den Gang der öffentlichen Jurisdiction sehr complicirte. Unter andern Bedrückungen, denen das Volk ausgesetzt war, war auch das droit de prise, nach welchem der König, wenn er in eine Stadt kam, den Einwohnern, die Meublen zu seinem Gebrauch wegnehmen ließ. Ludwig VII. versuchte es, das selbe abzuschaffen. Es gieng aber nicht sogleich. Das römische Recht wurde in Paris gelehrt, aber ein Decret des Pabstes Honorius III. von c. 1220 verbot den Vortrag desselben, und erst den 18ten Februar 1563 wurde ein besondrer Lehrstuhl für dasselbe eingeführt. In dem Sittengemälde dieser Zeit sehen wir die Adeligen die Reisenden und Klöster plündern, das Volk auf alle Art bedrücken; auch sind schreckliche Uebel die Folgen davon; die Annalen der Zeit sprechen von 48 schrecklichen Hungersjahren. Auch die Geistlichen waren größtentheils so raubgierig. Es gibt nur wenige Ausnahmen. Die Bischöfe verheiratheten sich. Hier sieht man freylich nicht, warum der Verf., der bey jeder Gelegenheit, die Herrschsucht und den Betrug des römischen Stuhls freymüthig aufdeckt, dieses als Beyspiel der Sittenlosigkeit der Geistlichkeit anführt. Die Geistlichen begünstigten in ihren Gerichten die Gottesgerichte. Der Cultus war durch die sogenannten Narrenfeste tief erniedrigt. Die größte Unwissenheit und Aberglauben vermehrten noch die Sittenlosigkeit. Neben den vielen Kirchen, die auf allen Seiten gebaut wurden, und deren Stiftung zu jeder Zeit vom Verf. angegeben, auch die Kirchen selbst, nebst ihren Merkwürdigkeiten, Rechten u. s. w. beschrieben werden, erhob sich nun gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts der neue Bau der Hauptkirche N. D. unter dem Bischof Moritz von Sulzb. In der Zeit findet man auch die Einsiedlerin:

nen, die sich in einer Kammer bey einer Kirche für ihr übriges Leben einmauern ließen. Dies geschah theils freywillig, theils gezwungen. Der Kirchhof der Kirche des Innocens wurde bekanntlich im J. 1786 geleert, und die Gebeine wurden in die jetzt sogenannten Catacomben gebracht. Was aber weniger bekannt ist, dieser Transport, den man unvorsichtigerweise während einer großen Hitze vornahm, verursachte bössartige Fieber in den Straßen, wodurch er gieng. Unrichtig behält der Vf. für die neue Kirche St. Genevieve den Nahmen Pantheon, den sie in der Revolution trug, bey, da sie ihren alten wieder bekommen hat. Die Priester stellten Verbote auf, um die Erlaubniß, sie zu übertreten, verkaufen zu können. Viele Kirchen sind abgebrochen worden. Philipp August sah, wie einträglich die große Zahl Schüler, die in Paris zusammen kamen, war, und gestattete ihnen viele Privilegien, welche seine Nachfolger noch vermehrten, da die Universität immer mehr auf ihren Rechten bestand. Daraus entstanden eine Menge Unordnungen, indem die Schüler ganz zügellos waren. Unter Phil. August erhielt Paris eine größere Mauer, die dritte. Man begann mit der nördlichen Seite; 1208 fieng man mit der südlichen an, woraus der Verf. ziemlich unsicher schließt, der erste Theil sey also fertig gewesen, da er selbst oft genug hat sehen können, daß man eine Sache angefangen hat, ohne daß darum die andre schon fertig war. Unter ihm erhielt auch die Corporation der Kaufleute, die Hanse der Kaufleute genannt, für ihr Geld eine eigne Jurisdiction, was für die Folge von großer Wichtigkeit war. Der Bischof von Paris hatte die seltene, die mit der des Königs in Collision kam. Die Adelligen raubten und plünderten immer aus ihrem Hinterhalt hervorfliegend, woher die Benennung *volcurs* kommen soll. 1212 versammelte

sich ein Concilium in Paris, um die Habsucht und Sittenlosigkeit der Geistlichkeit zu zügeln. Neben ausschweifendem Luxus an Gold und Kostbarkeiten findet sich eine große Armseligkeit; in dem Palast des Königs schlief man auf Stroh. Das Schwören war allgemein. Doch suchte man das Wort Dieu zu bemänteln, und so kamen die Flüche par bleu, ventrebleu auf. Ludwig dem IX. läßt der Verf. Gerechtigkeit widerfahren, obgleich er bemerkt, daß sein Aberglauben viel Unglück über sein Land brachte. Im dritten Theil tritt das Parlement auf, welches zuerst 1291 unter Philipp dem Schönen eine Organisation erhält, und in der Folge eine so wichtige Rolle spielt. Denn unter der unumschränktesten Monarchie hemmt es oft so standhaft die Allgewalt, wie die jetzigen Ultras es sich nicht träumen würden. Damahls wohnten die Könige im Justizpalaste. In den Archiven dieses Palasts, in dem Ocean von Papieren, den sie bewahren, sind großentheils, wie der Verf. richtig bemerkt, die Geheimnisse der französischen Geschichte verborgen. Unter Carl V. wurde die Bastille erbaut, ihre Fundamente sind noch unter der Erde, so wie die so vieler Gebäude, die jetzt nicht mehr sind, eben so alte Wasserleitungen, Cloaken u. s. w. Zu dieser Zeit sind die Straßen noch ohne Pflaster, man kann sich denken, wie schmutzig sie müssen gewesen seyn, da die jetzigen gepflasterten es noch oft so gräßlich sind. Den berühmigten Etienne Marcel, prévot des marchands de Paris betreffend, bemerkt der Verf. sehr wahr, man tritt mit reinen Absichten in die Bahn politischer Reformen, nachher aber stößt man auf Hindernisse, welche oft zu Handlungen nöthigen, die es nicht sind. Unter Philipp dem Schönen setzt der Verf. die Zahl der Einwohner auf 49775. Unter ihnen sehen wir auch einige Edelleute wegen Diebstahl, Mord und anderer Ver-

brechen bestraft. Die Universität hält auf ihre Unabhängigkeit; 1304 mußte der Prevot von Paris erniedrigende Satisfaction geben, weil er einen des Mords überwiesenen Schüler hatte ergreifen, verurtheilen und henken lassen. Er mußte den Gehentken auf den Mund küssen. Die Priester suchten auf jede Art Geld zu bekommen, und verkauften ihren Segen unter allerley Nahmen, benediction des champs, des jardins, des puits, des raisins, des fèves u. s. w. Ungeheurer Lärm auf den Straßen durch die Ausrufer aller Art. Unter Carl VI. führte die confrérie de la passion de N. S. Stücke auf, woher das französische Theater entstand. Mit Liebe spricht der Verf. von Ludwig XII. und führt sein treffliches Wort an: ich will lieber, daß meine Höflinge über meine Sparsamkeit lachen, als daß mein Volk über meine Verschwendung weint. Unter ihm fing die Chevalerie, die bisher nur Beyspiele von Raub und Niedrigkeit gegeben, an, einige Handlungen von Edelmuth auszuüben, wovon man, nach des Verf. Behauptung, was auch die Romanciers darüber sagen mögen, unter den vorigen Regierungen keine Spur findet. Wer sollte glauben, daß Franz I. der gepriesene père des lettres die Buchdruckerrey verbot, in einer Ordonanz vom 13. Januar 1535. Die Religionsunruhen bewogen ihn dazu. Schilderung der Schreckensscenen unter Carl VI. Die Armagnacs.

Der vierte Theil beginnt mit dem Sittengemälde von Paris von König Johann bis auf Franz I. Allzustrenge ist das Urtheil des Verf., daß es in diesem ganzen Zeitraum außer der Jungfrau von Orleans keinen historisch merkwürdigen Charakter gegeben habe. Freylich war die kriegerische Tapferkeit durch die Noth der Zeiten entstellt. Den Cardinal von Amboise lobt er doch wegen seiner guten Administration. Die Ausschweifung war immer entsetzlich, auch in den Klöstern, so daß die, welche

Die gute alte Zeit loben, nicht wissen, was sie sagen. Zu den damals gefeyerten Festen gehört der Zug des Boeuf gras, den der Verf. vom Heidenthum, als den Stier im Zodiac vorstellend, ableitet. Ein andres Fest le géant de la rue aux ours leitet er auch von einem heidnischen Feste her. Den mat de cocagne findet man im Jahr 1425. Damahls konnte keiner die Spitze eines 36 Schuh hohen erreichen, da man jetzt einen von 60 Fuß erklettert, was auch nicht für den Vorzug der guten alten Zeit in Rücksicht auf körperliche Gewandtheit unter dem Volke spricht. Franz I., seine Mutter und Schwester hatten die Meinungen Luthers angenommen, hielten es aber nachher für politischer, sie zu verläugnen und zu unterdrücken. Sein berühmtes Wort in seinem Briefe an seine Mutter nach der unglücklichen Schlacht bey Pavia, wo er gefangen wurde, lautet anders, als man es herum trägt, nämlich: de toutes choses ne m'est demouré que l'honneur et la vie qui est sauve. Der Styl seines Briefes an Carl V. schließt mit den demüthigen Worten: vous pouvez faire un acquiescement au lieu d'un prisonnier inutile de rendre un roy à jamais votre esclave. (Registres manuscrits du parlement au 10 Nov. 1525). Unter ihm fing die schreckliche Verfolgung der Protestanten an. Bey der Beschreibung des Stadthauses spricht der Verf. von dem Saal des Thrones, in welchem nach dem 10. August die Repräsentanten der Gemeine von Paris saßen. Diese, sagt er, beflleckten, an die Fremden verkauft und durch ihre geheimen Agenten getrieben, die Wiege der Freyheit und erschütterten so grausam Paris und Frankreich. Umständliche Beschreibung der Bluthochzeit und sogleich darauf Beschreibung der Spiele, von denen Rabelais eine so große Zahl aufzählt. Die Erfindung der Spielkarten geht weit über die Zeit Carls VI. hinaus, wohin die gewöhnliche Meinung

sie seht, und kam vom Orient nach Italien, wo sie nach Tiraboschi im dreizehnten Jahrhundert sehr verbreitet waren. Es gab eine Menge Gefängnisse geistlicher Gerichtsbarkeiten, in denen große Mißbräuche herrschten. Ludwig XIV. reducirte ihre Zahl. Unter Heinrich III. kamen zu den andern Unruhen noch die der Schüler der Universität. Unter Heinrich II. ist die Zahl der Einwohner auf 200000 gestiegen. Das Sittengemälde von Franz I. bis Heinrich III. endet der Verf. mit den Worten: Gerne verlasse ich eine Skizze, die so unvollkommen sie auch ist, hinreicht, den bedauernswürdigen Zustand der durch Unwissenheit und Barbarey erniedrigten Menschheit zu zeigen, und laut die Einrichtungen der Vergangenheit anzuklagen. Bey allem Jammer über die Sittenlosigkeit wird aber der Kunstfreund das Verbrennen der Leda des Michel-Angelo durch den Intendanten des Palastes zu Fontainebleau, das der Verf. zu billigen scheint, ewig bedauern.

Vol. V. Zeiten der Ligue. Der Herzog von Mayenne brachte eigenmächtig in den Rath der Vierzig vierzehn neue ihm ganz ergebene Glieder, ein Mittel, sich die Majorität zu verschaffen, das auch in neuern Zeiten angewandt worden. Nach dem Vf. verzögerten die Galanterien Heinrich IV. die Einnahme von Paris um vier volle Jahre, was die Stadt schrecklichem Jammer preis gab; und späterhin wollte er gegen Oesterreich Krieg führen, weil es der Princessin von Condé, in die er verliebt war und die vor ihm in die österrichischen Staaten floh, Schutz gab. Die wegen Jean Châtel, der ihn hatte ermorden wollen, errichtete Pyramide wurde bald wieder abgebrochen, das Werk enthält alle Inschriften, die sich darauf befanden. Auch unter Heinrich IV. waren die Straßen größtentheils noch nicht gepflastert, obgleich die Stadt unter ihm ungemein verschönert wurde. In dem

Sittengemälde sehen wir viele Edelleute als Diebe figuriren und bestraft werden. Unter Lynnes, Ludwig XIII. Günstling, wurden sie nach dem Beispiel des Günstlings äußerst übermüthig und ausgelassen. — Michelleu. — Stiftung einer großen Menge Klöster unter Ludwig XIII. So sehr der Verf. dieselbe tadelt, läßt er doch den Dratoriern Gerechtigkeit widerfahren. Die Klostersgefängnisse waren schrecklich, so auch das der Jesuiten.

Vol. VI. Wasserleitung von Arcueil. — Das Pferd von der Statue von Heinrich IV. kam aus Florenz. — Die jetzige hat nicht des Verf. Beyfall. Die Einwohner der cité beklagen sich über die Unanständigkeit des Theaters. — Heinrich IV. wollte den marais nach einem regelmäßigen Plan bauen, es kam aber nicht dazu. Mannigfaltige Veränderungen, die den Louvre betrafen, bis er seine jetzige Gestalt erhalten. Der Verf. glaubt, die vielen Gothischen Thürme hätten die Stadt entstellt, und freut sich über das Niederreißen derselben. Dadurch verschwanden so viele Spuren des Feudalsystems, gegen welches er bey jeder Gelegenheit zu Felde zieht. Uebermuth der Pagen und Lakaien und zügellose Sitten der Großen noch unter Ludwig XIII. Um so auffallender ist die bald darauf erfolgte Politur des Zeitalters von Ludwig XIV. Zweifel über die Legitimität dieses Königs, die sehr frey ausgesprochen sind. Galanterie der Anna von Oesterreich mit Gaston von Orleans. Die eiserne Maske erklärt der Verf. nach Voltaire für einen Bruder Ludwigs XIV. Tumult der Fronde. Vernachlässigung in der Erziehung dieses Königs, dem der Verf. große Anlagen zugesteht. Dieser entfernte aus seinen Staaten jeden Rest von Unabhängigkeit. — Anlage des Gartens der Tuileries von Le Notre, der elisäischen Felder.

Vol. VII. Fortsetzung der Regierung Ludwigs XIV. Große Anzahl seiner Stiftungen, die seine

Regierung verherrlichen sollten, die Ehrenpforten, das Hotel der Invaliden, die Sternwarte, die Akademie; bey Gründung der Akademie der Wissenschaften verbot man den Astronomen, sich mit der Astrologie, und den Chemikern, sich mit Aufsuchung des Steins der Weisen zu beschäftigen. Die große königliche Bibliothek, ihre Geschichte; Brunnen, Brücken u. s. w. Vergrößerung der Stadt deren Einwohner unter Ludwig XIV. 475664 stark waren, darunter eine große Anzahl Bettler, die ein eigenes Corps bildeten unter einem Oberhaupt, Coesre genannt, standen. Dieß Gesindel hatte, wie auch jetzt noch, eine eigne Sprache, argot genannt. Aufzählung der tyrannischen Maaßregeln gegen die Protestanten, die mit der Revocation des Edicts von Nantes endeten. Ungeachtet die Wissenschaften unter dieser Regierung so große Fortschritte gemacht hatten, zeigt das Sittengemälde doch von großer Verdorbenheit. — Unter der Regentschaft Philipp von Orleans war sie noch ärger. — Dazu kam noch die schreckliche Verwirrung, verursacht durch das System von Law. Unter Ludwig XV. wird die Geschichte der Convulsionairs, die sich an den Streit der Jesuiten und Jansenisten anschließt, umständlich erzählt. Der letzte Theil führt die Geschichte bis zur Revolution herunter, und enthält wie in der ersten Ausgabe, manche treffende Bemerkung über dieselbe. Ebenfalls ist, wie bey der ersten, (Vol. X.) ein sehr brauchbares Sachregister beygefügt. Durch die ersten neun Bände dieses Werks sind 85 Kupferstiche, Aussichten der Stadt und einzelner Gebäude vorstellend, vertheilt. Sie sind nach sehr genauen und zierlichen Zeichnungen mit großer Harmonie gestochen. Man bemerkt dabey den vortheilhaften Einfluß des englischen Styls. Denn so meisterhaft auch die Franzosen den historischen Grabstichel führen, blieben sie doch bis jetzt

bey dieser Art Arbeiten weit hinter den Engländern zurück.
S. S.

Eben daselbst.

Der Vollständigkeit wegen verbinden wir noch mit obigem Werke: Description des environs de Paris, considérés sous les rapports topographique, historique et monumental; par Alexis Donnet, Ingénieur - Geographe. Avec une Carte, et soixante-deux Gravures représentant les Plan, Coupe, Elevation des principaux Edifices, et les vues pittoresques des Sites les plus remarquables. Chez Treuttel et Würz. 1824. XII und 468 Seiten in 8.

Eben daselbst.

Chez A. Bobée. Description de la Grèce de Pausanias. Traduction nouvelle — par M. Clavier. Supplément. 1823. S. 246 in Oct.

Claviers Ausgabe und Uebersetzung des Pausanias, von der in diesen Anzeigen zuletzt im Jahrgang 1822. St. 3. die Rede war, scheint mit diesem Supplementbande beschloffen. Er begreift die von dem Herausgeber hinterlassenen Anmerkungen in sich, zu den ersten Büchern ziemlich zahlreiche, hernach werden sie sparsamer, mit VIII, 53 gehen sie ganz aus. Ref. findet in ihnen wenig bedeutendes; die kritischen geben selten Gründe der Aufnahme oder Verwerfung einer Lesart an; die Sache wird meist mit einem: je crois, il me semble, j'aimerois mieux, abgethan. In den sachlichen Bemerkungen ist hier und da etwas Neues, aber auch viel Unüberlegtes, was Clavier bey wiederholter Durchsicht sicher verbessert hätte. Ref. bemerkt dieß nur, damit Niemand sich durch Behauptungen eines sonst der Sache kundigen Man-

nes täuschen lasse. Was S. 57 gesagt wird, um die Ueänderung Ἀφιδνας für Ἀθῆνας I, 41 zu begründen: on ne voit nulle part que les Dioscures aient pris ni même assiégé Athènes, widerlegen Apollod. III, 10, 7. und Pausanias V, 19, 1. selbst. Um in einer Stelle des Aristoteles bey Strabo VIII. p. 574. Ἀρκάδας für Κάρας ändern zu können, behauptet Ce. S. 89. je n'ai jamais lu nulle part, que les Cariens eussent fondé des établissemens en Europe. Rechnete er die Cykladen nicht zu Europa, oder waren ihm die zahlreichen Stellen nicht in Erinnerung, die Rarer als alte Einwohner der Cykladen erwähnen? Der Herausgeber dieses Supplement (A. B.) hat wenig Fleiß auf dies Geschäft verwandt, da die Masse der Druckfehler, und zwar der allerschlimmsten (S. 29 Spaulaius für Spanhemius, S. 52. Amphiaraiis für Amphiloehus, S. 130. Agigès für Ogyges u. dgl.) über alle Maassen häufig sind.

R. D. M.

K o p e n h a g e n.

Eriderici Munteri Epistola ad Sergium ab Ouvaroff — de monumentis aliquot veteribus scriptis et figuratis penes se exstantibus. 1822. S. 34. in 4.

In diesen Bogen beschreibt Herr Bischof Münter eine Anzahl von Denkmälern des Alterthums, größtentheils Inschriften in römischer, etruskischer, griechischer, auch arabischer Sprache, die er in Italien und Sicilien gesammelt und in seinem bischöflichen Hause als Vermächtniß für seine Nachfolger aufgestellt hat. Es ist darunter manches Interessante, und auch dem an sich Geringfügigen verleiht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn des Erklärers Reiz und Interesse.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

46. Stück.

Den 19. März 1825.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 18. April angesetzt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. u. Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Ueber die Methode des academischen Studium hält Hr. M. Krause, nach Dictaten, Mittwoch um 5 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Theologische Wissenschaften.

Die Encyclopädie, Methodologie und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Conf. R. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche (Hannover 1821), um 7 Uhr vor.

Eine allgemeine und besondere historisch-critische Einleitung in die sämtlichen canonischen und apocryphischen Schriften des Alten Testaments gibt Hr. M. Matthäi 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Geh. Justiz-R. Eichhorn, erklärt den Pentateuch von 11 bis 12 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Messianischen Weissagungen, öffentlich. Eine Erklärung der sämtlichen Messianischen Weissagungen des alten Testaments, nebst einer vollständigen geschichtlichen Entwicklung des Messias-Begriffes zur Zeit Jesus und der Apostel, gibt Hr. M. Matthäi (mit Rücksicht auf seine im Laufe der Vorlesungen erscheinende Schrift 'der Religions-Glaube der Apostel') Mont., Dinst. u. Mittw. um 3 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Ewald, um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die drey ersten Evangelien, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, in der ersten Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung, die drey ersten Evangelien, synoptisch, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Geh. Just. R. Eichhorn, die erste Hälfte der Briefe des N. T. um 9 Uhr; die Apostelgeschichte, Mont., Mittw. und Freyt. um 6 Uhr Ab. öffentlich; Hr. M. Reiche erklärt die Paulinischen Briefe um 3 Uhr; Hr. M. Matthäi, die Briefe Pauli an die Römer, Thessalonicher, Epheser, Colosser, den Philemon, Timotheus, Titus, den Brief Jacobi, und die Briefe Petri, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die Apologetik des Christenthums als Einleitung in die systematische Theologie, trägt Hr. Pastor M. Bialoblocky 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr vor;

Die Geschichte der Dogmen, Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr;

Die neueste Dogmengeschichte, Hr. M. Reiche um 11 Uhr;

Die Dogmatik, Hr. Prof. Hensen, um 3 Uhr;

Die ältere Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planch um 8 Uhr; die Universal-Geschichte der christlichen Kirche von der Reformation bis auf die neuesten Zeiten, Hr. Consistorialrath Stäudlin, nach der vierten Ausg. seiner 'Universalgeschichte der christl. Kirche. Hannover 1825' um 8 Uhr.

Eine vollständige critische Biographie Jesus wird Hr. M. Matthäi Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr unentgeltlich vortragen.

Die Homiletik lehrt Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarium fortsetzen wird. — Hr. Prof. Hensen wird Mittwoch um 6 Uhr Abends in einer öffentlichen Vorlesung die Grundsätze der geistlichen Beredsamkeit vortragen, und darauf practische Uebungen folgen lassen.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird Hr. Superint. D. Erfurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden. Für die Fortsetzung der verschiedenen practischen Uebungen im catechetischen Seminar bestimmt er zwey unentgeltliche Stunden, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr.

Zu Examinatorien und Repetitorien, so wie auch zu Disputier-Uebungen über theologische Gegenstände, erbiethet sich Hr. Pastor M. Biallobloky, Hr. M. Reiche, Hr. M. Matthäi, Hr. Repet. Hölty.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planch werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät wird Hr. Repet. Hölty zu leiten fortfahren.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. M. Ewald. um 11 Uhr, 4 Stunden wöchentlich, die kleinen Propheten erklären, und Hr. Repet. Hölty, in einer noch zu bestimmenden Stunde, Uebungen in Erklärung der Beweisstellen des N. T. halten.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr vor; versäumte Anfangsstunden erbiethet sich Hr. Universitäts-Secr. Nidel nachzuholen. — Hr. Prof. Evers trägt juristische Encyclopädie, verbunden mit einer Anleitung zur juristischen Bücherkunde, 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

Das Naturrecht, vorzüglich das Privat-Recht, trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der vierten Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr vor. Hr. Hofr. Bauer handelt das Naturrecht, Privat-Recht so wohl als Staats- und Völkerrecht, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuches (Göttingen, 1825), 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr ab. — Vgl. Philosophische Wissenschaften.

Das positive Europäische Völkerrecht trägt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundriß, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr vor;

Das heutige gemeine Deutsche Staats- und Regierungsrecht, Hr. Prof. Elvers, nach eigenem Grundriffe, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Das deutsche Bundesrecht, und das Staatsrecht der deutschen Staaten, Hr. D. Valett um 3 Uhr; das öffentliche Recht des deutschen Bundes mit Berücksichtigung des Europäischen Völkerrechtes, Hr. Dr. Ridel um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover, Hr. Prof. Saalfeld um 5 Uhr; Hr. D. Quentin (mit dem Privat-Rechte) um 7 oder 8 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, um 10 Uhr; Hr. Dr. Jordan, privatissime;

Die Geschichte des Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der neunten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Staats- und Privatrechtes, Hr. Prof. Elvers, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Alterthümer des Römischen Rechtes, nebst Erläuterung der Institutionen des Gajus, Hr. Prof. Ribbentrop 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten, unter der Presse befindlichen Ausgabe seines Lehrbuches des heutigen Römischen Rechtes, der Form nach statt der Institutionen, dem Inhalte nach statt der Pandecten, um 9 Uhr;

Die Institutionen des ältern sowohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Götschen um 9 und 10 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach einem seinen Zuhörern mitzuthel-

henden Grundrisse um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, um 9 und 11 Uhr; Hr. D. Jordan privatissime; Hr. D. Kern, nach Heise's Grundriß, mit Ausschluß des Erbrechtes, um 9 und 11 Uhr, und späterhin auch um 2 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Bösch um 7 Uhr; Hr. D. Kern, nach Heise, um 7 Uhr; Hr. D. Franke um 7 Uhr.

Ein Civil = Practicum als Einleitung in die civilistische Praxis, und als practischen mit mündlichen und schriftlichen Entscheidungen wirklicher Rechtsfälle verbundenen Theil von Pandecten-Vorlesungen, nach der in diesen jetzt üblichen Ordnung, hält Hr. Prof. Elvers, mit Rücksicht auf seine Schrift 'Ueber den Begriff und die Einrichtung eines Civil-Practicum ohne Rücksicht auf das Processualische. Aufl. 2. Göttingen. 1821' 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr vor; das heutige gemeine deutsche Kirchenrecht der Catholiken und Protestanten, Hr. Prof. Elvers, nach eigenem Grundrisse, 5 Stunden wöchentlich, vier Mal um 5 Uhr und Mittw. um 1 Uhr; Hr. D. Brose, nach Böhmer, in noch zu bestimmenden Stunden; Hr. D. Ridel, nach eigenem System, um 2 Uhr;

Das protestantische Kirchenrecht, verbunden mit einer Uebersicht des catholischen, zunächst für Theologen, Hr. M. Böhmer, nach eigenem Grundrisse, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Das Deutsche Privat = Recht, und das Lehnrecht, Hr. Hofr. Eichhorn um 6 und 8 Uhr, und Dinst. um 1 Uhr;

Das Deutsche Privat = Recht (mit Ausschluß des Lehnrechts), Hr. D. Kraut, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das Hannoversche Privat = Recht, nebst dem Staatsrechte, Hr. D. Quentin 6 Stunden wöchentlich um 7 oder 8 Uhr;

Das Lehnrecht, Hr. D. Rothamel, nach Päh, in einer noch zu bestimmenden Stunde; Hr. D. Balett um 11 Uhr;

Das Landwirthschafts = Recht, nach Hagemann's Handbuche, Hr. D. Brose, in noch zu bestimmenden Stunden;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr. Hofr. Bergmann, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, und Dinst. u. Donnerst. um 2 Uhr;

Die Theorie des Hannoverschen Processus, Hr. D. Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, derselbe, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Zu General-Examinatorien über alle Rechtstheile in deutscher oder lateinischer Sprache erbiethet sich Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Valett, Hr. Dd. Zimmermann.

Zu Special-Examinatorien über die einzelnen Theile der Rechtswissenschaft Hr. D. Jordan, Hr. D. Rothamel, Hr. D. Valett, Hr. Dd. Zimmermann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Encyclopädie und Methodologie der Medicin, mit besonderer Rücksicht auf medicinische Literaturgeschichte, trägt Hr. Dr. Marx Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 10 Uhr vor;

Neurologie, Hr. Hofr. Langenbeck Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Osteologie und Syndesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Dinst. u. Freyt. um 11 Uhr;

Physiologie, Hr. Ober-Med. R. Blumenbach 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Physiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach der zweyten Ausgabe seiner 'Einleitung in die Physiologie' 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf comparative und pathologische Anatomie, verbunden mit Untersuchungen an lebenden Thieren, nach Hrn. Ob. Med. R. Blumenbach's Institut. physiol. Hr. Dr. Herbst 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Allgemeine Pathologie, und allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Conradi, erstere nach der dritten Ausg. seines Handbuchs 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, mit vorgängiger Einleitung in die allgemeine Physiologie, Hr. Dr. Kraus um 6 Uhr M. oder in einer etwa bequemeren Stunde;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorzeigung vergleichender Abbildungen der officinellen Pflanzen, Hr. Dr. Kraus um 11 Uhr; Hr. Dr. Klose, nach seinem Grundrisse (Göttingen 1823), 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Receptierkunde, Hr. Dr. Kraus in einer mit den Zuhörern zu verabredenden Stunde, unentgeltlich;

Toxicologie, oder die Lehre von den Giften und Gegengiften, in pharmacologischer, medicinischer, forensischer und medicinisch-polizeylicher Hinsicht, Hr. Dr. Marx, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 4 Uhr;

Pharmacie, Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere, Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Morgens;

Specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 6 Uhr;

Specielle Therapie, derselbe um 7 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der zweyten Ausgabe seines Handbuchs, um 5 Uhr.

Die Krankheiten der Schwangeren, der Wöchnerinnen, so wie auch der neu geborenen Kinder handelt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr ab;

Die Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck um 7 Uhr.

Die medicinische Chirurgie trägt Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, derselbe, privatissime.

Uebungen in Operationen bey Krankheiten der Augen und Ohren stellt Hr. Hofr. Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten Hr. Hofr. Langenbeck, privatissime.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbands gibt Hr. Dr. Paull um 7 Uhr Abends;

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer gelegenen Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, und benutz zugleich die im Entbindungshause vorkommenden Fälle zu practischer Anleitung; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr. Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst um 10 Uhr; und wird

fernerhin privatissime Anleitung zu den verschiedenen geburtshülfflichen Operationen geben.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Prof. Mendel 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen Zweige der Medicin erbiethet sich Hr. Dr. Herbst.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradt in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Aeußeren des Pferdes betrifft, hält Hr. Stallm. Uyrer eine Vorlesung.

Der Director der königl. Thierarzney-Schule, Hr. Dr. Lappe, handelt die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr ab; die Pathologie der Hausthiere 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; die gerichtliche Thierarzneykunde 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr; für die practischen Uebungen ist die Stunde von 10 bis 11 Uhr, sechs Mal wöchentlich, angelegt.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Eine Darstellung und Würdigung der neueren Deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling, und Hegel, und der Lehre Jacobi's, gibt Hr. M. Krause, nach Dictaten, privatissime Mont., Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr, Abends.

Logik und Encyclopädie der Philosophie trägt Hr. Hofr. Schulze 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher;

Logik als Kunst zu denken, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr;

Das System der Logik, als Erkenntnißlehre und Denklehre zugleich als Einleitung in die Philosophie, Hr. M. Krause nach seinem 'Abriss des Systems der Logik. 1825' Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die Metaphysik, und die Grundlage der einzelnen theoretischen und practischen philosophischen Wissenschaften, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systemes der Philosophie, 1825', 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seiner 'Psychischen Anthropologie. Ausg. 2.' um 5 Uhr, nebst einer von der Mitte des Sommers hinzukommenden, der Erläuterung der in dem Anhang jenes Buches enthaltenen Lehre von den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr.

Die Psychologie, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten handelt Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr ab; auch ist er erbötig, in drey zu verabredenden Stunden wöchentlich, die Lehre von den Seelenkrankheiten und deren Heilung psychisch zubegründen, mit Zuziehung seiner 'Beiträge zur rein wissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde. Leipzig. 1824'.

Naturrecht, nach den Principien der allgemeinen practischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr vor — (Vergl. Rechtswissenschaft) —;

Das natürliche Criminal-Recht in seinen Verhältnissen zu den merkwürdigsten Gesetzgebungen älterer und neuerer Völker, Hr. M. Böhmer, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Moralphilosophie, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die practische Philosophie, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr unentgeltlich.

Zu Disputatorien über philosophische Gegenstände ist Hr. Pastor M. Bialloblocky erbötig.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird Freyt. von 5 bis 6 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, trägt Hr. Hofr. Sartorius um 11 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenhoock und Ruprecht 1821), um 10 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 6 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenhoock und Ruprecht), um 9 Uhr;

Die Encyclopädie der gesammten Cameralwissenschaften, d. i. einen kurzen Inbegriff der Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Technologie, Handlungs-Policey- und Finanzwissenschaft, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die Handlungs-Wissenschaft, mit vorzüglicher Rücksicht auf das Handelsrecht, Hr. Prof. Saalfeld, Donnerst., Freyt. u. Sonnab. um 11 Uhr;

Allgemeine u. specielle Landwirthschaftslehre, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Lehre vom Boden, vom Dünger, von der speciellen Pflanzen-Cultur und vom Wiesenbau, Hr. M. Sprengel, Mont., Dinst., Donnerstag und Freyt. um 7 Uhr, verbunden mit Excursionen;

Die Viehzucht, Teichwirthschaft, Haushaltskunde, und die Ackerbau-Systeme, Hr. M. Sprengel Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr.

In der Veranschlagung der Landgüter, und dem öconomischen Rechnungswesen gibt Hr. M. Sprengel privatissime mit practischen Uebungen verbundenen Unterricht.

Die Forstwissenschaft lehrt Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann, nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Hofr. Ehibaut um 4 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Hofr. Thibaut um 11 Uhr;

Die Algebra und die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr;

Die Integration der Differential-Gleichungen, partielle Integral-Rechnung, nebst den Anfangsgründen der Variations-Rechnung, Hr. M. Schmidt um 10 Uhr, privatissime;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Schrader in beliebigen Stunden.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, mit Anwendung theils von Hr. Hofr. Thibaut ihm gütigst zugestanderer theils eigener Werkzeuge, Mont., Mittw., und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr. M. Focke um 5 Uhr Abends.

Die theoretische Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr vor. — Hr. Hofr. Gauß wird seine Vorlesungen, im Fall die von Königl. Regierung ihm aufgetragene Gradmessung ihm diesen Sommer Zeit dazu übrig läßt, am schwarzen Brete anzeigen.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 3 Uhr vortragen. Da der Hr. Hofr. Gauß ihm zu diesem Behufe den Gebrauch der auf der Sternwarte befindlichen Telescope gestattet hat, so wird er im Stande seyn, die Erscheinungen an den Himmelskörpern zu zeigen, wie sie dem bewaffneten Auge vorkommen.

Die Lehre von der Bestimmung der geographischen Länge und Breite handelt Hr. Prof. Harding um 3 Uhr ab.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr, und verbindet damit Uebungen in architectonischen Zeichnungen; Hr. M. Schrader, nach eigenen Dictaten, verbunden mit Ausarbeitung der dabın gehörigen Risse, in zu verabredenden Stunden; Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der Landbaukunst, um 10 Uhr;

Die Landbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach dem ersten Theile seines Handbuchs, um 8 Uhr.

Eine Anleitung, Stadt- und Landgebäude zweckmäßig zu erfinden und die Risse gehörig auszuarbeiten gibt Hr. M. Schrader in bequemen Stunden;

Eine Anweisung zur Anfertigung richtiger Bau-

Aufschläge, derselbe um 3 Uhr oder einer passendern Stunde.

Eine Anleitung zur architectonischen Zeichnungskunst gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein in beliebigen Stunden.

Die Mühlenbaukunst lehrt Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck um 11 Uhr;

Die Straßen- und Brückenbaukunst, derselbe um 9 Uhr.

Eine Anweisung in der militärischen Aufnahme nach dem Augenmaße ertheilt Hr. M. Schrader.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr. M. Schrader so wie auch Hr. M. Focke erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik trägt Hr. Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor; die öconomische und Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. D. Meyer trägt Generelle Botanik 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor; Medicinische Botanik, 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; auch hält er über die Geographie der Pflanzen besonders Nord-Deutschlands Mittw. um 9 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung; und ist bereit privatissime Unterricht in der Botanik zu geben. — Hr. M. Bartling lehrt Specielle Botanik nach den natürlichen Familien 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr; Medicinische Botanik an denselben Tagen um 3 Uhr. Auch wird er zur gewöhnlichen Zeit Botanische Excursionen machen.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an.

Die Crystallographie trägt Hr. Hofr. Hausmann Dinst. und Donnerst. um 8 Uhr vor.

Zu mineralogisch = practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Mont., Mittw. und Freyt., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Die Experimental = Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die Lehre von der Polarität und Inflexion des Lichtes handelt Hr. Hofr. Mayer Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Dinst. und Freyt. von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Die theoretische Chemie durch Experimente erläutert, für Deconomen, Forstmänner und Cameralisten, trägt Hr. M. Sprengel Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr vor.

Eine practische Anleitung zu der chemischen Analyse der Ackerden, der mineralischen Dünge = Substanzen, der öconom. Pflanzen u. s. w. gibt Hr. M. Sprengel in näher zu bestimmenden Stunden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder = und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Diplomatie, Hr. Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, in einer zu verabredenden Stunde;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren nach der vierten Ausg. seines Handbuches, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenboeck und Ruprecht, 1821), um 3 Uhr;

Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, Hr. Dr. Kraut, sechs Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Reichsgeschichte mit besonderer Hinsicht auf Rechts-Institute, nach Voigtel's Deutscher Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Halle. 1818', Hr. M. Bödmer, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Eine historisch-politische Vorlesung über die Annalen des Tacitus hält Hr. Dr. Ehspermann 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr.

Die Statistik der europäischen Staaten und des Nord-Americanischen Freystaates trägt Hr. Hofr. Sartorius, mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung und Verwaltung derselben, um 2 Uhr vor.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer um 1 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Reuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr eine Vorlesung.

Ueber eine Dinst. und Freyt. Abends um 6 Uhr privatissime zu haltende historisch-critische Vorlesung über die Deutsche Literatur wird Hr. Hofr. Bouterwek mit denen, die sich zu diesem Collegio um melden, die nöthige Verabredung treffen.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen, sowohl im Allgemeinen als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer und naturhistorischer Gegenstände, im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Eine Einleitung zur Aesthetik der Tonkunst gibt Hr. Musik-Director Heinroth Mont., Mittw. u. Freyt. um 6 Uhr, Abends. Außerdem ertheilt er Privat-Unterricht im General-Baß, Singen und Clavier-spielen und hält seine Sing-Academie, Mont. Ab. von 8 bis 10 Uhr.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten trägt Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr vor.

Orientalische und alte Sprachen.

Eine Einleitung in die Sprachen und die Literatur der Semitischen Völker gibt Hr. Hofr. Tychsen um 9 Uhr.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. Conf. N. Pott um 10 Uhr. — Hr. M. Ewald lehrt die Hebräische Grammatik 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr, und verbindet damit grammatische Uebungen, u. die Hellenistische Grammatik des N. Testaments.

Die Arabische Grammatik lehrt Hr. Hofr. Tychsen, nach seiner 'Grammatik der arab. Schriftsprache' um 1 Uhr; Hr. M. Ewald, 4 Stunden wöchentlich, um 2 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Eine philologische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Dissen um 6 Uhr vor.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Prof. Müller übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Homerischen Hymnen, und hält 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr eine Vorlesung über den Herodot. Hr. Prof. Hoeck erläutert die ersten Bücher des Herodots philologisch und historisch 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr. Hr. M. Lion erklärt Dionysius Periegesis, nach Vorausschickung einer Geschichte der Geographie der Alten Mont., Mittw. und Donnerst. um 2 Uhr. Hr. M. Lachmann wird 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr eine Einleitung in das Studium der Griechischen Tragiker geben, und darauf Sophocles Colonnischen Oedipus erklären. Hr. M. Eulemann erklärt 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr die Trachnietinnen und die Electra des Sophocles. —

Privat-Unterricht im Griechischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. Pastor M. Bialloblosky, Hr. M. Culemann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich übt Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Pharsalia des Lucans, und erläutert um 2 Uhr Horazens Satiren und Briefe nebst dem Briefe an die Wisonen. Hr. Prof. Dissen übt Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Disputieren, und hält um 3 Uhr eine Vorlesung über die Adelphe des Terenz. Hr. M. Lion erläutert 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr die historischen und philosophischen Kapitel in den Attischen Nächten des Sallust. Hr. M. Culemann erklärt Dinst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends Calpurnii Eclogae unentgeltlich. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. Pastor M. Bialloblosky, Hr. M. Culemann.

Die Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter wird von Hrn. Hofr. Benedek Mittw. u. Sonnabend um 1 Uhr fortgesetzt werden.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector von Ebateaubourg. Zu gleichen Zwecken erbiethet sich Hr. M. Lion, u. Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, Hr. Hofr. Benedek Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. Ferner ertheilt Hr. M. Bodenburg Unterricht im Englischen, wobey er sich der Französischen Sprache zur Erklärung und Vereinfachung bedienen wird. Geübtern wird er Thomson's Jahreszeiten erklären.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen um 5 Uhr. Hr. M. Bodenburg lehrt das Italiänische in beliebigen Stunden, nach seiner so eben erwähnten Methode, und erklärt Alfieri's Orces.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Fechtboden dem Univ. Fechtm. Hn. Castrop; der Tanzboden dem Univ. Tanzmeister, Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 21. März 1825.

H a m b u r g.

Lebensbeschreibung des ehrenwerthen Ernst Georg Sonnin, Baumeisters und Gelehrten in Hamburg. Herausgeg. von seinem Zöglinge Joh. Fried. Reinke, Hamburgischen Strom- und Canal-Baudirector und Grenzinspector. Mit Kupferstichen und Steinabdrücken. 1824. Auf Kosten des Verfassers und in Commission in der Heroldischen Buchhandlung. XVIII u. 197 Seiten in Octav.

Hr. Reinke erfüllt in dieser Schrift sein in Schlichtegroll's Nekrolog (Jahrg. 1794, II. Bd.) gegebenes Versprechen, "eine ausführlichere Schilderung von Sonnin's Arbeiten als Baumeister und Mechanikus, nebst Zeichnungen einiger von demselben gebrauchten mechanischen Werkzeuge u. s. w. zu geben. Findet man hier auch keine kunstvolle Biographie, so enthält das Buch dennoch die vormaligen Züge zu einer Entwicklungsgeschichte und Characterschilderung eines Mannes von ausgezeichnetem Geiste und Herzen, so wie schätzbare Nachrichten über Sonnin's mechanische Erfindungen und architectonische Leistungen, besonders über den Bau seines Hauptwerkes, der St. Michaelis Kirche in Hamburg, wovon eine Ansicht, und der Grundriß

in zwey Kupfertafeln gegeben wird. Wer mit Zweck und Plan unserer Blätter bekannt ist, wird in ihnen die Auszeichnung der einzelnen Lebensumstände des denkwürdigen Mannes nicht erwarten, sondern sich dieselben lieber aus der uns vorliegenden Schrift selbst bekannt machen; und sich dann gleich dem Referenten, besonders von ihrem Schluß (S. 157 = 191) angezogen fühlen, von Connin's Pro Memoria, welches derselbe im J. 1791 auf Verlangen, über Eindeichung von Marschländern, der Hannöverschen Regierung übergab. Diese gediegene Abhandlung gewinnt an Interesse bey den harten Unglücksfällen, welche vor kurzem das Vaterland betroffen, und bey dem dringenden Bedürfniß, die entstandenen Schäden so zu heilen, daß zugleich ähnliches Unglück durch zweckmäßigere wirksamere Mittel verhütet werde. Die Conninsche Abhandlung scheint es zu verdienen, unter den jetzigen dringenden Zeitumständen, von Sachkennern weiter geprüft, und von den Regierungen wohl erwogen zu werden, zumahl da vielleicht die meisten der von Connin selbst erwähnten, seinen Vorschlägen entgegenstehenden Hindernisse in gegenwärtigem Augenblick beseitigt oder doch vermindert worden, da viele Deiche stark beschädigt und überhaupt solche Umstände eingetreten sind, daß die Regierungen jetzt doch ins Mittel treten müssen, um den unmittelbar bedrängten Unterthanen aufzuhelfen, und mittelst gründlicher Maßnahme für die Zukunft einem ähnlichen Unglücke vorzubauen, welches allemal mittelbar den Staatseinkünften und dem ganzen Lande Abbruch thut und zur Last fällt. Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die verschiedenen dabey interessierten Regierungen, in Ueberzeugung, daß sie dazu rechtlich befugt und moralisch betrachtet, auch dazu verpflichtet sind, zufolge gemeinsamer Berathung nach einem gemeinsamen Plane in dieser wichtigen Angelegenheit einschreiten mögen; weil es nur dadurch möglich

werden kann, daß in harmonischem Zusammenwirken der Anwohner der gegenüberliegenden Flußufer das einzig angemessne System der Entwässerung und des Deichbaues in dem ganzen Stromgebiete angenommen, ausgeführt, und durch eine übereinstimmende Deichordnung in Wirksamkeit erhalten werde. Wir verweilen uns daher Plan- und Zeitgemäß bey diesem Gutachten. — Sonnen schließt seinen Entwurf an die Vorschläge zu Entwässerung beider Marsch-Boigteyen an, welche damals der Ober-Untmann * * * in Winsen hergegeben hatte, weil "der Bedruck der armen Unterthanen, ihr sich nähernder Untergang, die un Zweckmäßige Anlage der Deiche, ihre äußerst ungleiche Vertheilung, die augenällige Gefahr der Scherdeiche, der landesherrliche bisherige und künftige Verlust, — weil alles dieses darin bündig und deutlich vorgestellt sey". Die Prämissen zu diesem Plane seyen indes bloß aus den gangbarsten Deichbaues-Kenntnissen entnommen, ihm selbst aber sey es durch genauere Kenntniß des Landes Gadeln und besonders des Siedlandes höchst wahrscheinlich geworden, "daß unsere gewöhnlichen Deichproceduren an der Elbe dereinst eine sehr große Revolution, mithin die Deichordnung angemessne Modificationen untergehen würde und nothwendig müßte"; er wolle daher die Grundlage zu dieser durchgreifenden Verbesserung des Deichwesens aufstellen. Er geht dabey von folgenden Grundsätzen aus: 1. daß die Elbe durch die allenthalben vorgenommenen Eindeichungen gar sehr, und vielleicht um zwey Drittel ihrer ersten Breite, beengt sey; 2. daß der zwischen den Deichen eingeschlossene Strom bey Regengüssen, Schnee- und Eiswechungen zu einer ungeheuren Höhe anschwellen und reißend sich herabstürze; 3. daß seine Kluthen Land und Sand mit sich fortführen; das Fortgeführte an einen niedrigen oder ruhigern Ort lagern, und dadurch nicht nur das Strombette verändern, sondern auch

daßselbe nach und nach erhöhen, mithin den über seinem erhöhten Bette daher fließenden Strom selbst erhöhen; 4. daß der Elbstrom bey kleineren und größeren Fluthen einen feinen Schluff mit sich führe, und damit vielleicht in etwas sein Bette, weit mehr aber die überströmten Ländereyen erhöhe und zugleich dünge oder fruchtbarer mache.

Hieraus zieht nun Sonnin folgende drey "Maximen oder Hauptregeln für die Deichwissenschaft". I. Man soll den Strom nicht mehr beengen, sondern wo möglich, ihm mehreren Raum zu schaffen suchen. II. Man soll kein Land eindeichen, bevor es seine gesetzmäßige Höhe erreicht habe. III. Man soll ein niedriges Land nicht erniedrigen, wohl aber zu erhöhen suchen. Die erste Hauptregel haben unsere Vorfahren nicht errathen, weil ihre ersten nur schmalen Eindeichungen den Strom nicht merklich beengten, auch ihnen nicht bekannt war, daß die Strombetten sich erhöhen, und die Fruchtbarkeit der eingeschloßnen Ländereyen sie reizte; daher ließen sie bald nicht die geringste Krümme, Spitze oder schiefen Eck uneingedeicht. Sie sahen unbesorgt über alle Schwierigkeiten hin, weil sie das Eindeichen als eine untrügliche Empfehlung bey ihren hohen Gönnern benutzten. Nach vielen daraus erfolgten Unglücken, Deichbrüchen und verlornen Kosten habe man seit einem halben Jahrhundert bemerkt, "daß unsre Deiche zu niedrig und zu schwach seyen"; daher habe man selbige höher und dicker gemacht, das Eindeichen fortgesetzt, und die große Anzahl solcher Marschländereyen vermehrt, von welchen der Ober-Amtmann *** richtig sage: "daß ihr Ertrag unsicherer und geringer als der sohren Heidgeest sey". Wenn man nun gleich durch unsere höheren, zu gehöriger Kappe und Böschung, angelegten Deiche die schwersten Fluthen abhalte (wovon indeß die neueste traurige Erfahrung den Gegenbeweis geliefert hat), und wenn man ihnen ihr gehöriges Deichprofil gebe, noch weit

schwerere Ueberströmungen bestehen könne, so sehe man doch noch lange nicht weit genug, wenn man glaube, daß man dadurch alle von der Strombeengung entsprungene Uebel heilen werde, von denen die auffallendsten seyen: daß in dem beengten Strome das Eis sich höher, als unsere Deiche sind, aufthürmen kann; daß ein beengter Strom weniger Berland gestattet; daß ein beengter Strom seine von der Natur ihm vorgeschriebenen Schlangelungen nicht gehörig machen kann, woher oft Schardeiche entstehen, die dem Deichkünstler oft sehr weit überlegen sind; daß das hoch angeschwollene Wasser den Fuß der Schardeiche erweicht, auch oft unterweicht; daß solches ferner sich unter den Deichen durchseigt, u. daß dieses als Durchqualm oder Kuverwasser im Binnenlande hervortrete. Dieses durchgeseigte Kuverwasser aber (S. 177) führe keinen Schlack oder düngende Theile mit sich, lauge aber gegenseitig jedesmal einen Theil der Gahre aus dem Lande aus (sohe das Land aus). Erhöhe man aber das Land, so werde relative der Strom niedriger, und dränge nicht so vieles Kuverwasser durch. Hierzu komme aber, das Lästigste von allem: "daß das Bette des Stroms sich immer mehr und zwar um desto mehr erhöhet, je schmaler man den Strom eingeschlossen hat." Dieß schleichende Uebel sehe den Deichkünstler so weit herunter, daß seine bisherige Deichpraxis endlich ganz aufhören müsse. Auch über den Schleusenbau spiele bereits der Strom den Meister; denn, auf seinem erhöhten Bette erhöhet, verschleußt er die Schleusen und machet sie unnütz. Die holländischen Wasserschäufel-Räder, sogar die Schnecken- oder Wasserschäufel-Mühlen, verlieren bey bestimmten Höhen des Wasserstandes ihre Wirkung, und lassen dann den Besizer in unheilbarer Wassersnoth sitzen, und dieses zwingt endlich: "die einfacheren, unglänzenden, sicheren Proceduren der guten Natur wieder zu umarmen".

Aber das, was die erste Grundmaxime fordert, werde effective erreicht durch die Anlage von Som-

merdeichen; denn dadurch gibt man dem Strome Raum über die ganze hinter dem Sommerdeiche belegene Fläche hinzuzuließen. Jetzt aber könne man annehmen, daß das zu jeder Seite des Elbstromes eingedeichte Land eben so breit als der Strom selbst sey, und daß daher endlich, wenn man sich lange genug gesträubet hat, alle Winterdeiche in Sommerdeiche verwandelt werden müssen, und es sey offenbar, daß eine Fluth, die jetzt 3 Fuß steigt, alsdann nur einen Fuß hoch seyn würde, wenn einst die Elbe lauter Sommerdeiche habe. In vielen Marschen sey das Mayfeld 6, 8 bis 10 Fuß niedriger als der Kamm des Winterdeiches; könnten wir 6 Fuß zur Mittelzahl annehmen, so würden die hohen Fluthen 4 Fuß niedriger seyn. Wenn die Winterdeiche auf einmal weggenommen würden, so würden die meisten Marschen schon Sommermarschen seyn. Bey Sommermarschen sey das Außenland so einträglich als das Binnenland; deswegen könne man dem Strome auch mehr Raum geben, wenn man den Sommerdeich weiter vom Ufer entferne, und dieses allenfalls anlaufen lasse; und auf diese Weise würde mancher Schardeich unschädlich, und sogar nützlich seyn. "Und warum verschieben wir das, was uns die Natur unwiderrüflich gebeut? Wie lange wollen wir das unentbehrliche Bedürfniß des Marschlandes (der Elbschlick) in die wilde See schicken? Wie lange wollen wir uns bemühen, Siedländer zu machen? Warum soll der getreue Fleiß hinter den sauer aufgethürmten Deichen winseln? Soll er nicht Erlaubniß erhalten, aus seinem Moraste zu emergiren? wie feurig wird er die gnädigsten Hände küssen, die ihm solche ertheilen! — Ich weiß gar zu wohl, daß in vielen Districten der Sommerdeichsplan nicht geradezu angebracht werden kann, sondern erst vieles vorbereitet werden muß. Doch wird man nicht unübersteigliche Schwierigkeiten, vielleicht gar unvermuthete Erleichterungen, finden." Aber vermuthlich werde es nicht an Widersachern fehlen. Der Fauler werde ihr Syrtcher seyn: er werde mit dem Davonlaufen drohen. "Nun, man lasse ihn gehen, sein Knecht, der die Arbeit gewohnt ist, kann seine Stelle vertreten. Dem wird sein errungenes Brod besser schmecken, als seinem Herrn das, was er auf Kosten der Kö-

niglichen und Landschaftlichen Cassen erbettelte. Bey ihm ist der Landesherr für seine Abgaben gesichert; wird Seine milde Hand hier zur ersten Einrichtung Begünstigungen ausspenden, so kehrt das Capital zuverlässig mit reichen Zinsen zurück. Welch ein sanfter Prospect! wenn in den Churhannoverschen Landen die Aussaaten nicht mehr im Wasser verfaulen; wenn ihre Niederungen mit einer gedeiblichen Kleydecke überzogen die edelsten Sommer- und Winterfrüchte aller Gattungen erzeugen u. s. w.

In Ansehung der zweyten Grundmaxime bemerkt unser Verf. hauptsächlich folgendes: — “Unter jenem, vom erhöhten Strom bewirkten Elende, seuffzen am bedrücktesten diejenigen Marschländer, die am frühesten eingedeicht sind, (z. B. das Hadelnsche Siedland und der Hamburgische Willwärder). Ich könnte leicht ein Duzend niedriger Marschländereyen am Elbströme nennen, die uns mit lauter Stimme warnen, daß man kein niedriges Land, das ist: überall kein Land eindeichen solle, welches nicht die gesetzmäßige Höhe hat, welches diejenige ist, die mit der jedesmaligen Erhöhung des Strombettes und Stroms also gleichlaufend erhalten werden könne, daß es ihm an einem reichlichen Abzuge nicht fehle. Außerdem sind alle Schaufel- und Schnecken- und Schraubenmühlen nur eine Pallativ-Kur: “denn wenn man in einer langen Reihe von Jahren so schwere Deiche unterhalten, sie gehörig erhöhet, sie zu jedesmaligem Behufe verstärket, und eine Menge von Mühlen hingepflanzet hat, so hat man sich mit allen diesen Kosten ein wirkliches Siedland angeschafft, das nach einer Reihe von Jahren ein Sumpf und nach einer dritten Jahrenreihe ein stehender See werden kann. Wer hier einwenden wollte, daß uns, wenn die Schneckenmühlen nicht mehr dienen, die Holländer, Engländer, Franzosen mit Erfindung einer viel wirksamern Maschine ausbelfen werden, der zeigt, daß er von Statik und Mechanik nichts wisse, und daß er unbesonnen genug seyn wolle, noch tiefere Siedländer zu machen. Diesem betrübten Schicksale, das, so lange die Natur ihren Lauf behält, unvermeidlich ist, nähern sich leider schon die meisten Marschen am Elbströme.”

“Die dritte obige Maxime”, sagt unser Verfasser, “empfiehlt sich angelegentlichst zu nur gedachtem erspriehlichen Endzwecke. — Weil der Strom mit seinem Bette beständig höher wird, so erniedriget man effective ein eingedeichtes Land schon dadurch, wenn man es in seinem niedrigen, zur gesetzmäßigen Höhe nicht gediehenen Zustande löst; und eben so erniedriget man auch ein uneingedeichtes Land, wenn man es eindeichet, bevor

es die gesetzmäßige Höhe hat. Wegen diese Regel sündigten unsere älteren und neueren Vorfahren lediglich aus Mangel der Stromkenntnis. Sie hielten ein jedes niedriges Land, das mit einem hohen, dicken Winterdeiche gedeckt war, für ein Land von großem Werthe. Wir hingegen müssen es nach obigen Gründen für unwerth achten, weil es mit unerschwinglichen Deichkosten und mit Verschwendung der ganzen bisherigen Deichpraxis doch auf die Dauer nicht wasserfrey gehalten werden kann. Bey Ausführung des hier vorgeschlagenen, werde, da nicht mehr *res integra* ist, verschiedene Localitäten verschiedene Modificationen erfordern, bey welchen dennoch der Hauptzweck die niedrigen Länder zu erhöhen, sich so erwünscht als glücklich erreichen lassen wird. Wir haben die Mittel dazu in Händen, der Deichverständige kennt sie, dem Landmann sind sie nicht fremd, beglückte Beyspiele sind in unserm Lande; und glücklich sind die niedrigen Länder, welche sie bald ergreifen, um sich je eher je lieber aus traurigen Pfützen zu gesegneten Marschländern emporzuschwingen". — Der V. bemerkt hierbey richtig, daß die nach obigen drey Maximen veränderte Deichpraxis auch eine Veränderung in den Deichordnungen involvire, wozu er S. 172 f. einige wichtige Punkte erwäget. Hierauf folgt eine gründliche Würdigung des eingangs erwähnten Entwässerungsplanes des Oberamtmannes ***, von welchem Plane gesagt wird, daß ihm das Prädicat des Bestandes nicht zukomme, "indem er nur eine Zeitlang dauern könne, u. alsdann, es sey früh oder spät, man so viel schwerere Kosten und so viel längere Zeit anwenden müsse, um ein so viel mehr verdorbenes Land in einen brauchbaren Stand zu versetzen." — Sodann erwähnt er den Vorschlag des Oberdeichrefen ***, welcher ebenfalls dahin lautet: er sey zweifelhaft, ob es nicht, wenn man die enorme Deichlast dagegen rechne, im Ganzen vortheilhafter sey, alle Winterdeiche, mit Beybehaltung eines kleinen Sommerdeiches niederzulegen, und das Land bloß zu Viehweide und Sommerkorn so lange zu benutzen, bis es durch jährliche Ueberschwemmungen so hoch aufgeschlicht sey, daß es zum Bedeichen besser als voriezt noch taue." Unser Vf. zählt nun die im Protocolle und im hohen Commissionsberichte dawider erhobnen wichtigen Bedenklichkeiten auf, und zeigt, daß sie ganz oder theilweis un begründet, oder daß diejenigen, welche und so fern sie allerdings begründet sind, durch die sich nach und nach einstellende vermehrte Nutzung der Marschländer, und durch den Beqfall vieler bedeutenden Kosten der bisherigen Deichpraxis, reichlich übertragen werden.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1825.

W i e n.

Bei Heuber: Die Naturlehre nach ihrem gegenwärtigen Zustande, mit Rücksicht auf mathematische Begründung. Dargestellt von Andr. Baumgärtner, Dr. der Philos. u. öffentlichem ordentl. Professor der Physik und angewandten Mathematik an der Wiener Universität. 1. Theil 260 Octavf. 3 Kupfertafeln II. Thl. 280 S. 4. Kupfert. III. Thl. 346 S. 3 Kupfert. 1824.

Der Zweck dieses Werkes erhellet aus dem Titel desselben zur Genüge. Fast in allen unsern physikalischen Lehrbüchern vermisst man eine hinlängliche mathematische Begründung der einzelnen Lehren, weil die Verfasser derselben, dem durch Gewohnheit oder durch Gesetze eingeführten Lehrplane gemäß, den mathematischen Theil einem eignen Lehrer überlassen mußten. Die Naturlehre sey aber jetzt mehr als je dem Zustande nahe, wo man den mathematischen Theil nicht mehr von ihr trennen könne, wenn man sich nicht mit oberflächlichen Kenntnissen begnügen, und sich zufrieden stellen wolle, bloße

R (2)

Facta und ihren Zusammenhang im Allgemeinen zu wissen, ohne den eigentlichen Zustand der Dinge bis ins Einzelne zu beachten. Bey einer solchen Behandlung der Wissenschaft laufe man große Gefahr, eingebildete Halbwisser zu bilden, die das Bedürfniß einer gründlichen Ausbildung gar nicht fühlten, weil sie schon alles zu umfassen wännen. (Es ist freylich traurig, wenn sich gegenwärtig so viele zu Lehrern der Physik berufen fühlen, deren Lehrbüchern man auch schon in der Ordnung der vorgetragenen Lehren den Mangel an mathematischem Geiste ansieht, und in denen oft alles so durch einander liegt, daß die Schüler den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen. Der durch Mathematik gebildete Lehrer wird wissen, wie viel er aus dem weiten Felde der Naturlehre ohne Ueberladung des Zuhörers vortragen darf, und rechnet darauf, daß wenn ein Zuhörer sich ausschließlich mit der Naturlehre beschäftigen will, derselbe sich auch die nöthigen mathematischen Kenntnisse erwerbe, um diejenigen Lehren der Physik, deren weitere Ausführung eigentlich der Mathematik überlassen bleibt, gehörig verstehen zu können. Aber die Thatsachen und Principien, auf die der Mathematiker eigentlich seine Forschungen gründet, müssen immer der Hauptzweck des physicalischen Vortrags seyn, und ist der Physiker selbst, Mathematiker, so wird er wissen, wie viel Mathematik selbst er seinem Vortrage einmischen darf, um den Zuhörer zu den tiefern Untersuchungen zweckmäßig vorzubereiten, ohne die Gränzen zu überschreiten, wodurch eigentlich Physik, und Anwendungen der Mathematik auf dieselbe, von einander getrennt bleiben müssen. Daß mehrere unserer physicalischen Lehrbücher diese Gränzen sorgfältig beachtet haben, bedarf keiner besondern Anführung. Der Verf. des vor uns liegenden Werkes ist zwar in mathematischen Ausführungen etwas weiter als jene meist zum Vortrage bestimmten Lehrbücher gegangen, aber man wird

finden, daß er immer jene Gränzen, die ja ohnehin so scharf nicht bezeichnet sind, mit Wahl und Einsicht befolgt hat, z. B. in der Lehre von der Haarröhrchen-Kraft, wo die tiefen mathematischen Untersuchungen über diesen Gegenstand allerdings dem Selbststudium überlassen bleiben müssen. So würde es auch zweckwidrig seyn, in einem physikalischen Werke sich ausführlich mit der Lehre von der Bewegung und den hieher gehörigen tiefen Untersuchungen zu befassen, wenn man gleich von einem gründlichen Physiker verlangen kann, daß ihm auch diese nicht unbekannt seyn dürfen). In dem ersten Theile dieses Werkes handelt der Verf. nach einer vorausgeschickten kurzen Einleitung über den Gegenstand der Naturlehre, von den allgemeinen Eigenschaften der Körper (bey der Ausdehnbarkeit derselben vorläufig auch schon von Thermometern und Pyrometern), von der äußern und innern Verschiedenheit der Körper in Rücksicht ihres Aggregatzustandes; feste Form, tropfbarflüssige u. dgl. Von den chemischen Operationen. Hierauf von dem Gleichgewichte der Kräfte an Körpern, die vorzüglichsten Lehren der Statik, von der Cohäsion, Elasticität, und der Ausdehnung der Körper durch die Wärme. Statik tropfbar flüssiger Körper, specifisches Gewicht, Wirkungen der Haarröhrchen-Kraft. Statik ausdehnbarer Körper, die vorzüglichsten Gasarten, mechanische Eigenschaften derselben. Atmosphärische Luft, Luftpumpe u. s. w. Von den Dämpfen und den Eigenschaften hygrometrischer Substanzen; hierauf von den allgemeinen Bewegungsgesetzen der festen Körper. Vom Stöße der Körper, von den Hindernissen der Bewegung. Dynamik der tropfbar flüssigen Körper. Bewegungsgesetze der ausdehnbaren. Die Lehren vom Schall und Ton. Im zweyten Theile von dem Lichte und den gewöhnlichen optischen Lehren; von der Beugung und Polarisation des Lichtes, von den Erscheinungen der Wärme, der Electricität, des Gal-

vanismus, Magnetismus und Electromagnetismus. Im dritten Theile, Physische Astronomie, physische Geographie und Meteorologie. Der beschränkte Raum unserer Blätter gestattet keine ausführlichere Anzeige der vielen in diesem Werke mit Gründlichkeit und Ordnung behandelten Lehren, aber wir können die Versicherung ertheilen, daß kein wichtiger Gegenstand übergangen ist, der auf richtige Beobachtungen und Erfahrungen sich gründet, und alles nur halb wahre, oder gar aus naturphilosophischen Phantasmen abgeleitete, womit so manche Lehrbücher überschwemmt sind, sorgfältig vermieden worden ist. Wo hypothetische Ansichten zum Behuf der Ordnung und Zusammenstellung der Phänomene erforderlich waren, hat der Verf. sie sorgfältig von dem wahren Grunde der Erscheinungen geschieden, damit man gleich einsieht, was der Wissenschaft noch fehlt, und worin sie schon ihrer Vollkommenheit nahe steht. In der Lehre von dem Lichte scheint sich der Verf. für das Vibrationsssystem zu erklären. Die chemischen Wirkungen des Lichtes, welche viele mit dieser Hypothese ganz unvereinbarlich finden wollen, würden wohl begreiflich, wenn man bedenke, daß sie von der Wirksamkeit der den kleinsten Körpertheilen eignen Kräfte abhängen, und daß diese durch die abwechselnden Annäherungen und Entfernungen der Theile, wie sie bey der vibrirenden Bewegung statt finden, wohl eben so begünstigt werden könnten, wie man dieses an den Dämpfen sähe, welche durch bloßes Zusammendrücken in tropfbare Flüssigkeiten übergangen. Dies ist unseres Erachtens wohl leicht gesagt, aber wir haben nichts Analoges dafür z. B. aus der Lehre vom Schall aufzuweisen. Noch nie ist auch durch die heftigsten Schallvibrationen die sich doch sogar unserm Tactgefühl offenbaren, ein chemischer Proceß auch nur eingeleitet worden, und es steht sehr zu bezweifeln, daß aus dem salzsauren Silber sich nur ein Atom Silber abscheiden würde, wenn

es auch einen ganzen Tag dem heftigsten Kanonendonner, der rauschendsten Fuge oder Ouvertüre ausgesetzt würde. Das Spiel der Verwandtschaften scheint von dergleichen mechanischen Bewegungen, die körperlichen Theilen eingedrückt werden, ganz unabhängig zu seyn, und mit jenem Beyspiel von den Dämpfen hat es eine andere Bewandniß. Wir wollen indessen der individuellen Ueberzeugung der Verehrer des Undulationsystems keineswegs entgegen seyn. Jede Art unserer Vorstellung, auf welche Weise körperliche Dinge sich unserm Gehör manifestiren, bleibt wohl für uns immer eine Hypothese. Aber die Idee einer emanirenden Substanz empfiehlt sich doch vor jeder andern, durch die Leichtigkeit, womit nach ihr die Erscheinungen des Lichts dargestellt, und einer mathematischen Construction unterworfen werden können, da im Gegentheil das System der Undulationen höchst verworren und schwierig bleibt, indem uns die Beschaffenheit dieser Undulationen eigentlich selbst noch nicht bekannt ist, und schon d'Allembert eingestand, er wisse nicht auf welche physische Principien man mit Sicherheit eine mathematische Theorie solcher Undulationen begründen könne. Was neuere hierin geleistet haben, ist nicht viel besser als was man zuvor schon hatte, man müßte denn einen verworrenen Calcul in den die physischen oft nicht naturgemäßen Principien sich verhüllen, für etwas Besseres halten. Auch muß man das, was der Verf. überall von den sogenannten wirklichen Undulationen anführt, noch auf sich beruhen lassen, indem dadurch alles nur noch verwickelter wird. Hieher auch die Lehre von den Interferenzen des Lichts (2r Thl. S. 91.) welche von Young sich herschreibt und von Fresnel weiter ausgeführt ist. Es bedarf übrigens keines Beweises, daß die Erscheinungen (§. 174.) wodurch die Existenz dieser Interferenzen bewiesen werden soll, auch andere Ansichten zulassen, so wie auch die Erscheinungen der Beugung des Lichtes, welche der Verf. gleichfalls der Ema-

nations-Hypothese ungünstig findet. Auch ist kein Zweifel, daß die Erscheinungen der Polarisation des Lichtes einfacher nach dem Emanationssysteme, als nach der Theorie der Undulationen sich darstellen lassen. So ist der Verf. auch in der Lehre von der Wärme der Schwingungstheorie günstiger als der gewöhnlichen, indem er unter andern meint, es lasse sich bey der Annahme eines wirklichen Wärmestoffs schwer erklären, wie ein Körper ununterbrochen mit gleicher Stärke glühen, und dabey immerfort Wärme in die Umgebung senden könne, wie dies z. B. in Rumfords Versuchen bey der durch die Reibung erregten Hitze der Fall sey. Denn diese Schwierigkeit könne man nicht dadurch heben, daß man behauptet, der Wärmestoff werde dem erhitzten Körper von den Umgebungen gleich wieder zugeführt, in der Maasse als er von dem Körper ausstrahle, weil es gegen ein anerkanntes Naturgesetz streite, vermöge dessen der kältere Körper von dem wärmeren Wärme bekomme, aber nicht umgekehrt. Wir sind der Meinung, daß es sich gar wohl gedenken läßt, wie ein Körper, der durch eine mechanische Einwirkung wie z. B. durch das Reiben, eines gewissen Stoffes beraubt wird, vermöge seiner Capacität oder Anziehung zu diesem Stoffe, sich desselben aus der Umgebung auch wieder bemächtigen könne, wie es ja auch bey der Electricität der Fall ist. Jene Beziehung des wärmeren Körpers zum kältern und umgekehrt, ist nur das was wir Temperatur, oder Mittheilung derselben nennen, welche Gesetze mit denen der Capacität oder Anziehung der Körper zum Wärmestoffe nicht verwechselt werden dürfen. In dem dritten Theile hat der Verf. die vorzüglichsten Lehren sehr gut geordnet, und wenn er über manche Gegenstände z. B. der Meteorologie, sich minder umständlich verbreitet, so wird man dies dem Zwecke dieser Schrift sehr gemäß finden. Denn wie vieles liegt hier noch im Dunkeln, worüber die Folge uns

erst noch sicherere Ansichten und Aufschlüsse verschaffen muß. In jedem Falle dürfen wir dieses Werk als eines der besten hiehergehörigen zum Unterrichte und Selbststudium empfehlen.

L e i p z i g.

Bey Hinrichs: Flora Classica. Herausgegeben von Dr. Jul. Billerbeck, in Hildesheim. 1824. — VIII und 285 S. in Octav.

In Form einer Flora nach Linné'schem System hat der Verf. alle diejenigen bey Griechen und Römern vorkommenden Pflanzen, welche mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit sich bestimmen ließen, zusammengestellt. Statt der in eigentlichen Floren enthaltenen Diagnosen, Synonymie und Beschreibungen, findet man hier unter dem systematischen Namen jeder Pflanze die Stellen der Alten gesammelt, in welchen derselben Erwähnung geschieht, und so geordnet und mit eignen und fremden Bemerkungen durchflochten, daß daraus jedesmal eine kurze Uebersicht dessen, was unsern Nachrichten zufolge die Alten von der Pflanze gewußt, geglaubt oder gedichtet haben, hervorgeht. Wer die Schwierigkeiten botanisch-antiquarischer Untersuchungen, die daraus entspringenden mannichfaltigen Abweichungen und Widersprüche der Ausleger kennt, dem wird vorliegende mit Liebe, Sorgfalt und Einsicht gearbeitete Zusammenstellung der wichtigsten Materialien und Meinungen aus diesem Fach eine sehr willkommene Erscheinung seyn. Da hier eine ganz neue Bahn betreten worden, so läßt sich mancher kleine Uebelstand leicht entschuldigen, und da der Verf. wahrscheinlich fortfahren wird, seinen Lieblingsplan zu erweitern und auszufüllen, so erlaubt sich Ref. einige Bemerkungen, deren Berücksichtigung einer zweyten Auflage vielleicht noch einige Vorzüge geben könnte. — Zuförderst scheint die Wahl des Linné'schen Systems zur Anordnung des Materials hier nicht ganz glücklich. Der große, aber auch einzige Vorzug dieses Systems nach so wenigen Merkmalen als möglich eine gegebne Pflan-

ze so leicht als möglich im System auffinden zu lassen, fällt hier ganz weg, da man dem Namen nicht ansehen kann, wie viel Staubfäden, Griffel u. s. w. die dadurch bezeichnete Pflanze hat. Zum leichten Auffinden des Einzelnen wäre daher eine alphabetische Stellung der Gattungen bequemer gewesen. Beabsichtigte aber der Verf., wie es nach der Vorrede der Fall zu seyn scheint, eine wissenschaftliche Uebersicht der den Alten bekannten Pflanzen, so war dieser höhere Zweck unstreitig nur durch Zusammenstellung der Samillen zu erreichen; und je weniger die Alten auf einzelne oft unscheinbare Theile der Pflanzen achteten, je mehr sie bey ihren Angaben nur den Habitus der ganzen Pflanze zu bezeichnen trachteten; desto unerläßlicher ist die genauere Kenntniß des natürlichen Systems bey jeder antiquarischen Untersuchung der Art. — Sodann fehlt dem Werke offenbar noch ein sehr nothwendiger Anhang, welcher diejenigen bey den Alten vorkommenden Pflanzen aufzuzählen hätte, welche sich bisher noch nicht bestimmen oder auch nur muthmaßen ließen, u. folglich in einem Pflanzensystem, welches es sey, keinen Platz finden konnten. — Noch mehr vermißt man aber eine genaue Angabe der Quellen und Hülfsmittel, welche der Vf. bey seiner Arbeit benützt, und der Art, wie solche benützt worden. In welcher Ordnung die Artikel aufgeführt seyn mögen, so bleibt das ganze Unternehmen seiner Natur nach immer lexicographisch. Ein Werk der Art kann sich nur allmählich vervollständigen. Wenn aber der Vorgänger nicht gewissenhaft angegeben, was und wie er ein jedes benützt, so muß der Nachfolger, um sich vor Auslassungen und Einseitigkeiten zu bewahren, die ganze Arbeit wieder von vorn anfangen. Das Wesentlichste bleibt aber immer die Ausführung der einzelnen Artikel; und hierbey müßte Ref. im Allgemeinen nichts zu erinnern, als daß die Stellen der Griechen bis auf die Pflanzennahmen fast nur in lateinischer Uebersetzung beygebracht sind, und daß Plinius, ich will nicht sagen zu sehr, doch im Verhältniß zu den übrigen, wohl mit etwas zu großer Vorliebe benützt zu seyn scheint. Einzelne Angaben zu kritisiren, ist hier nicht der Ort. Meistens, und mit Recht folgt der Vf. seinen Vorgängern, namentlich Link und Sprengel, denen auch das Werk zugeeignet. Doch stößt man auch nicht selten auf eigenthümliche Meinungen, bey denen in der Regel der Grund der Abweichung kurz und bestimmt angegeben worden. Es leidet keinen Zweifel, daß aus den Bemühungen des Vf. vielerley Gewinn für die Wissenschaft hervorgehen werde, wenn auch die Vorrede in dieser Hinsicht wohl etwas zu viel verspricht, und an gewisse Buchhändleranzelgen erinnert, zu denen ein Gelehrter nicht die Hand bieten sollte.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1825.

B e r l i n .

Bey Mylius: Spittlers Entwurf der Geschichte der Europäischen Staaten, mit einer Fortsetzung bis auf die neuesten Zeiten versehen von Georg Sartorius. Th. 1. S. XXVI. u. 601. Th. 2. S. X. u. 851 — 1823. in Octav.

Die Vortrefflichkeit des Spittlerschen Werks hat im Verlauf der Zeit und nach des Verf. Tod die Zahl der Freunde desselben stets vermehrt, drey Abdrücke sind, seit dessen ersten Erscheinung, nöthig geworden. Während dieser Zeit sind nicht nur bedeutende Veränderungen in der Sprache eingetreten, sondern auch manche neuere geschichtliche Forschungen unternommen, früher unzugängliche Nachrichten bekannt gemacht worden. Andere haben in dem Werke die Geschichte Deutschlands, Oestreichs und des gesammten Königreichs Preussen vermisst, welche Sp. übergangen hatte, da er auf hiesiger Universität, besondere Vorträge über Deutsche Geschichte, und über die der allgemeinen Europäischen Angelegenheiten, während der drey letzten Jahrhunderte, zu halten pflegte, über welche

er wahrscheinlich ähnliche Entwürfe geschrieben haben würde, wäre er nicht der gelehrten Laufbahn entzogen worden.

Der Herausgeber hat keinen Auftrag gehabt, die in dieser dreysfachen Beziehung von Einigen etwa gehegten Wünsche zu befriedigen, doch ist geschehen, was billiger Weise gefordert werden konnte, ohne das Ganze umzuschaffen, wovon ihn eine gerechte Scheu und die Verehrung für den Verstorbenen in jedem Falle abgehalten haben würde. Es wäre sonst leicht gewesen, zufolge der gemachten neuern geschichtlichen Forschungen und gewonnenen Aufklärungen, durch einige Veränderung in der Sprache, mit Beybehaltung der vortheilhaften neuen geschichtlichen Ansichten des Verfassers diesen in den Schatten, sich selbst aber in ein helles, obwohl meist entlehntes Licht zu stellen: allein die Aufforderung zu einem solchen Verfahren, wie nahe sie auch liegen mochte, würde er auf jeden Fall mit Abscheu stets zurückgewiesen haben. Wie das Buch vorlag, so hatte es sich Freunde gewonnen, ungeachtet kleiner Mängel, denen auch die Besten unterworfen bleiben. Wir können dreist fragen: Hat irgend ein Buch ähnlicher Art sich einen solchen Einfluß unter uns verschafft, und würden dessen Freunde mit den Veränderungen des Herausgebers stets zufrieden gewesen seyn? Allein ohne dem Verehrten zu nahe zu treten, konnte mit Recht gefordert werden, daß die später erschienenen Werke angeführt und in kurzen sie begleitenden Bemerkungen erwähnt würde, in wiefern dadurch eine neue geschichtliche Wahrheit, oder eine darin begründete neue Ansicht gewonnen werde: Dieß ist geschehen, und wird auch bey künftigen Abdrücken, mit Recht gefordert werden. Die Umwälzungen in unsern Tagen, die theilweise im Westen bestehende Pressfreyheit haben Manches, was für immer verbor-

gen schlen, an den Tag gefördert; es ist wahrscheinlich, daß es noch mehr in der Folge geschehen werde. Nach Osten hin aber sind durch die vaterländischen Bemühungen, besonders der Polen und Russen, jedes Jahr neue Entdeckungen und Eroberungen in der Geschichte dieser Länder gemacht worden, und noch größere zu erwarten.

Was den Wunsch betrifft, die Geschichte der in dem Werke fehlenden Reiche hinzuzufügen, so hat sich, so viel uns bekannt geworden, nur Eine Stimme dafür erklärt, die Andern haben geschwiegen, weil sie wahrscheinlich den Mangel durch andere und geschicktere Hände bereits für völlig ersetzt hielten.

Die Fortsetzung bis auf die neueste Zeit ließ sich ohne jene Bedenklichkeiten geben, ohne dem Verstorbenen Eintrag zu thun. Ihr Verfasser hat auf die Beschreibung dieser neuesten Geschichte während der letzten sechszehn Jahre, welche dieser dritte Abdruck enthält, die ununterbrochene Bemühung zweyer Jahre seines Lebens verwendet. Vielleicht hat er es sich zu schwer gemacht, aber wer tiefer sich einläßt, wird leicht bemerken, wie Vieles in der neuesten Geschichte, selbst bey den gemeinsten Angaben der Zahlen, der Namen u. A. zu berichtigen sey; Manches der Art hat Tagelange Nachforschungen gefordert, wovon keine nähere Rechenschaft hier gegeben worden ist, wiewohl zuletzt doch Einiges ungewiß blieb. Der Gewinn langwieriger Forschungen ist oft nur durch Ein Wort, Eine Zahl ausgedrückt worden; leider muß der Verf. aber auch gestehen, daß ihm nach der gewissenhaftesten Benutzung unserer reichen Bücher-Sammlung, nach dem Bestreben andere Nachrichten einzuziehen, die nicht aus Büchern zu erhalten sind, dennoch Manches dunkel geblieben ist, welches allein nur eine spätere Zukunft aufhellen wird.

Ein wohlwollender Recensent in der *Hall. allg. Lit. Zeit. Ergbl.* Nr. 86. des vorigen Jahrs hat einige Beyträge und Berichtigungen mitgetheilt, welche der Verf. der Fortsetzung dankbar benutzen wird, wenn ein neuer Abdruck nöthig werden sollte, in so fern er anders ihnen glaubt beytreten zu müssen: einige wenige andere vorzunehmende Berichtigungen sind ihm selbst seit dem Abdrucke aufgestoßen, da es nun einmahl, zufolge der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, unmöglich ist, bey einer solchen Menge zusammengedrängter Thatsachen, Zahlen, Nahmen und Bücherangaben auch selbst nur alle Schreib- und Druckfehler immer zu vermeiden. Bey der Literatur ist zu bemerken, daß unter der großen Zahl von Schriften nothwendig eine Auswahl getroffen werden mußte. Wenn z. B. *Hallam*, *Haliday* u. A. nicht erwähnt worden sind, so hat dies nicht darin seinen Grund, daß ihm deren Schriften unbekannt geblieben wären; er hat sie und hundert andere in Händen gehabt und durchgesehen, sie aber aus der erwähnten Ursache nicht angeführt. Schriften die schon Spittlern bekannt seyn konnten, und die er aus ähnlichen Gründen nicht aufgenommen hatte, sind gleichfalls von dem Herausgeber unangeführt geblieben und nur diejenigen nachgetragen worden, welche nachher erschienen sind, als Sp. seine Hand von dem Werke abgezogen hatte, von deren Bedeutung aber der Herausgeber sich überzeugt hielt.

In einem andern öffentlichen Blatte ist bemerkt worden, daß von dem *tableau de l'empire Othoman* von *d'Ohsson* fünf Foliobände vorhanden wären, dieß beruht auf einer Verwechslung mit der *Octav*-Ausgabe; mit jener verhält es sich genau so, wie in dem vorliegenden Werke angegeben worden ist. Die *histoire de la maison Othoman depuis Osman jusqu'au sultan mort en 1758* — soll wohl 1757 heißen, da *Dsman III.* in diesem

Jahre starb — habe ich nach einer buchstäblich abgeschriebenen Anführung in einem Französischen Werke mit der Bemerkung erwähnt, daß ich die Schrift nicht kenne; dieß ist noch der Fall und bleibt es ungewiß, ob und welcher Irrthum zum Grunde liege.

Dagegen hätte Ferrands *histoire des trois démembremens de la Pologne* angeführt werden sollen, deren Daseyn mir zwar bekannt war, die aber bey der Ausarbeitung hier, ungeachtet aller Mühe, nicht zu erhalten stand, und welche ich, ohne sie zu kennen, nicht anführen wollte. Zwar hat ein anderer Mitarbeiter an diesen Blättern (St. 30. d. J. S. 298.) und ein sehr einsichtsvoller Kenner der Polnischen Geschichte ein Urtheil, mit dem wir im Ganzen einverstanden sind, darüber abgegeben, welches das Uebergehen des Werkes zu rechtfertigen scheint: allein bevor wir nicht Vollkommeneres besitzen, darf es doch nicht fehlen. Mit aller Achtung für die Bemühung der Polen ihre vaterländische Geschichte zu bearbeiten, deren auch im vorliegenden Werke, so weit die Kenntniß davon nach Deutschland gekommen war, ruhmvolle und wohlverdiente Erwähnung geschehen ist, wird die Enthüllung der unheilbringenden Theilung mehr aus den geheimen Archiven der Cabinette, als aus Polnischen Quellen zu bewirken seyn. Daß Ferrand den Nachlaß des Kulhieres benutzt habe, sagt er selbst. Wir sind nicht gemeint diesem letzten Schriftsteller einen besondern Werth beizulegen, aber Manches hatte er zusammengebracht, und da F. auch häufig Briefe der Französischen Gesandten anführt; so mag er diese in demselben Nachlasse gefunden haben, oder es ist ihm der Zutritt zu dem Archive der auswärtigen Angelegenheiten verstattet worden, wie es auch bey Flasan der Fall war. Kommt nun noch hinzu, daß, wie unser Mitarbeiter sagt, es gewiß sey, Ferrand habe, die Berichte und Papiere des

Gr. M***, Bevollmächtigten Napoleons zu Warschau, benutzt, ohne ihn jedoch zu nennen; so darf das Buch um so weniger unangeführt bleiben, bevor man nicht Besseres erhalten hat. Der Widerspruch zwischen Vorrede und Inhalt ist schon öfters auch bey andern Schriftstellern vorgekommen, wenn jene später als das Werk selbst geschrieben wurde, und in unserer bewegten Zeit neue Götzen des Tages aufgekommen waren, denen in der Vorrede zu huldigen, Manchem ganz klug schien, wie verächtlich es auch oft seyn mochte, und wie schnell auch diese Götzen wieder von der Bühne verschwanden. Der größte Vorwurf, den Ferrand verdient, ist, daß er sogleich eine Geschichte mit allen Geheimnissen, als wäre er selbst dabey handelnd zugegen gewesen, schreibt, während er den Stoff, etwa mit Anmerkungen begleitet, hätte geben sollen: dieser würde dankbar von den Kennern aufgenommen worden seyn; er hat aber dem Kitzel, als Geschichtschreiber sofort aufzutreten, nicht widerstehen können. In seiner Darstellung macht das durchscheinende Bestreben, Frankreich zu rechtfertigen, daß es die Theilung stillschweigend zugegeben habe, sehr mißtrauisch. Nun soll Kaunitz die Schuld tragen, der aus Neid Frankreich habe aus dem Spiele halten wollen. Aber er hatte ja angefragt, was er im Fall eines Kriegs zu erwarten hätte. Jedermann kann es wissen, wie damals Frankreichs Kräfte beschaffen waren, wie es sein Augenmerk auf das Brittische Nord-Amerika schon gerichtet hatte, wie wenig es im Stande war, zwey so bedeutende Kriege zu gleicher Zeit zu führen. Die Nachrichten, die das Buch enthält, sind mit andern bereits bekannten und denen, die noch zu Tage gefördert werden, zu vergleichen, zu sichten; bis dahin muß man sein Urtheil in einiger Beziehung noch aufschieben, nicht fingerfertige Geschichten schreiben. Was ewige Nacht decken sollte, kommt dennoch zu-

leht an den Tag. Nicht Jedermanns Sache mag es seyn die geschichtliche Wahrheit nach sorgfältiger Prüfung und Sichtung der vorhandenen Nachrichten auszuforschen, und Zeit und Kräfte darauf zu wenden; aber ohne solche Bemühung ist, wenn man nicht selbst Theilnehmer war, eine der Wahrheit sich nähernde Geschichte nicht möglich; bequemer ist's zu sagen: Geschichte ist die Fabel, die man glaubt.

Wenn man an der Fortsetzung des Spittlerschen Werks eine gewisse Freymüthigkeit bemerkt haben will, so ist dabey wenig Verdienst, in so fern diese bey der Englischen Geschichte angewandt wird; die Britten sagen: *hanc veniam petimusque damusque vicissim*. Die Sache hat größere Schwierigkeiten, wenn von Staaten des festen Landes die Rede ist. Indes ist der Verfasser des Ausdrucks eines scharfsinnigen, und beredten Vertheidigers der Censur in den Wiener Jahrbüchern der Literatur B. I. S. 245. eingedenk geblieben, worin es heißt: Wer die Kunst versteht, sich in gewissen Schranken zu halten, der genießt allenthalben Pressfreyheit. —

Verwerfend die Sprache, welche den Ultraß bey der Theile eigenthümlich ist, hat er sich einer Rede befleißigt, die der Wahrheit, in so fern er sie erkannt hat, allein ziemt, ohne zu beleidigen, zu reizen, oder Deutsche Regierungen, unter deren Schutze er lebt, gegen mächtigere Nachbarn in Verlegenheit zu bringen. Bey aller mit der Achtung für sich selbst und für die Wahrheit bestehenden Umsicht, haben jedoch einige Sätze der Handschrift Anstoß gegeben. Zwey darunter blieben zulezt so bedenklich, daß der Verleger, um den freyen Vertrieb des Buchs nicht verhindert zu sehen, sie unterdrückt hat, während eine andere Deutsche Behörde sie unbedenklich gefunden hatte. Ihr Verf., ohne in jenes Urtheil einzustimmen, da er deren Wahrheit und den gewählten Ausdruck glaubt vertheidigen zu können,

läßt es geschehen, weil die Censoren die schwierigen Verhältnisse ihrer Regierungen besser kennen müssen, er schweigt für jetzt auch in dem Falle, wenn eine übertriebene Aengstlichkeit die Unterdrückung geboten haben sollte.

G. S—s.

Braunschweig.

In der Schulbuchhandlung: Acht Abschnitte des Rabbi Moses John Maimon, eines im zwölften Jahrhundert lebenden, unter dem Namen Rambam, auch Maimonides, berühmten Spanischen Philosophen. Eine theologisch-moralisch-psychologische Abhandlung. Aus dem Arabischen. 1824. 8. 79 Seiten.

Diese kleine Schrift ohne Vorrede und nähere Bezeichnung des Zwecks der Herausgabe kann den mit der rabbinischen Literatur wenig Vertrauten leicht ungewiß lassen, was sie übersezt enthalte und wie sie dieses liefere. Die auf dem Titel genannten acht Abschnitte bilden ein Ganzes und sind von Maimonides als Eingang oder Vorrede seinem Pirke-aboth vorgesetzt. Nebst fünf andern größern Excerpten aus dieses Rabbinen arabischen Schriften hat sie schon 1655 Ed. Pocock in der Porta Mosis S. 131-258. bekannt gemacht und dem mit hebräischen Buchstaben gedruckten arabischen Text eine treue lateinische Uebersetzung beygefügt. An diese Uebersetzung Pocock's schließt sich jene deutsche genau an, wenige unrichtige Abweichungen, Auslassungen und Mißverständnisse ausgenommen. Dem des Original kundigen Gelehrten gibt sie demnach nichts aus Pocock's Ausgabe Undeutliches; doch ist nicht zu zweifeln, daß sie manchem Leser nützlich werden kann, um an einer kurzen Probe zu sehen, wie die Rabbinen des Mittelalters aristotelische Philosophie mit dem Buchstaben ihres Gesetzes zu vereinigen sich bemühten.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. Stück.

Den 26. März 1825.

D u b l i n.

For Hodges and M'Arthur: The Dublin hospital reports and communications in medicine and surgery. Vol. the first. 1817. IV und 331 Seiten in Octav.

Sogleich schon mehrere Jahre nach der Herausgabe dieser Hospitalberichte und heilkundigen Abhandlungen verstrichen sind, und sie dadurch einen Theil des Reizes der Neuheit verloren haben mögen, so kann es dem größern ärztlichen Publicum bey der Seltenheit der nach dem Continent kommenden englischen Schriften und der Kostbarkeit größerer Werke wohl nicht uninteressant seyn, einige Nachrichten von dem vor uns liegenden Werke zu erhalten, besonders da die darin sich befindenden Nachrichten und Fälle nicht ohne Werth sind. Die in den Dubliner Hospitalern vorkommenden und von den Aerzten derselben gesammelten Krankheitsfälle gaben zur Entstehung dieses Werks die Veranlassung, welches also vorzüglich in practischer Rücksicht Beachtung verdienet.

Dieser Band enthält zwey Hospitalberichte und funfzehn Abhandlungen über ärztliche und wundärztliche Gegenstände. Erster Theil. 1. Medical report of the Hardwicke fever hospital for the year 1816 till 1817 by F. Cheyne, M. D. F. R. S. Professor of Physic etc. handelt

E (2)

vom Fieber. Nach einer kurzen Schilderung des Hardwick-Hospitals, welches vorzüglich zur Aufnahme von Fieberkranken bestimmt ist, beschreibt der Verf. besonders das in den Jahren 1816 und 1817 herrschende Fieber, welches entzündlicher gastrischer Art war und zur synochus non putris von Grant gehörte. Doch hatte dasselbe nicht immer den nämlichen Charakter, sondern dieser veränderte sich nach den verschiedenen Jahreszeiten. Im Durchschnitte zeigten sich die gewöhnlichen Fiebersymptome, wobey fast die Hälfte der Kranken an heftigem Kopfschmerz, der oft in Delirien ausartete, litt. Bey vielen waren damit auch Stiche in der Brust verbunden mit mehrern oder wenigern Athmungsbeschwerden, und bey andern zeigten sich Druck in der Herzgrube, Ekel und alle Zeichen gastrischer Anhäufungen. Dieses Fieber endigte sich gewöhnlich an einem nach dem siebenten folgenden kritischen Tage. Diese Form des Fiebers war im Frühlinge und Vorsommer dauernd. Die Witterung war im Ganzen kalt und feucht, und der entzündliche Charakter des Fiebers hervorspringend. Blutentziehungen leisteten deswegen auch den meisten Nutzen, selbst bey hervorstechend gastrischen Beschwerden, Diarrhöen, selbst Petechien und heissen der Hitze der Haut (*calor mordax*). Nächst den Blutentleerungen wurden Abführungsmittel mit dem besten Erfolge angewandt, ja der Gebrauch derselben war so allgemein, daß selbst die Wärterinnen angewiesen waren, jedem neu angekommenen Kranken ohne erst den Arzt zu fragen, ein oder mehrere Dosen abführender Pillen zu geben, welches aber wahrlich nicht zu loben ist, besonders da diese Pillen sehr drastisch waren, indem eine Dose derselben aus fünf Gran Kalomel, Specacuanha, Stammonium und Aloe bestand. Als Abführungsmittel, welches in der Folge gereicht wurde, diente eine sonderbare Mischung aus einem Infusum *sennae* mit Campher und Tinctura *sennae*. Bey

Schmerzen in dem Unterleibe diente Ricinusöl mit Opium, oder bey einiger Heftigkeit derselben ein Aderlaß. Brechmittel wurden nur gegeben bey der Furcht vor einem Recidive. Als aufregendes und stärkendes Mittel diente Wein, dem der Verf. den Vorzug vor Punsch gibt. Da der Schlaf die Genesung sehr beförderte, so erhielt der Kranke gewöhnlich des Abends eine Dose Opium. Blasenpflaster wurden bey örtlichen Schmerzen oder Affectionen gebraucht. Im Augustmonate verbanden sich mit dem Fieber Diarrhöen und Dysenterien. Im September war dasselbe mit heftigen Gliederschmerzen begleitet, und die gastrischen Symptome traten mehr hervor. Blutlassen schien nicht mehr so heilsam zu wirken, als früherhin, besser bekamen die örtlichen Blutentziehungen mit gelinde abführenden, verdünnenden und kühlenden Mitteln. Im October wurden die gastrischen Symptome noch stärker, und es stellten sich mehrere Exantheme ein, selbst violettrothe Petechien, Leibesverstopfungen, große Schwäche, und die Genesung erfolgte sehr langsam. Mehrere Kranke starben plötzlich, ohne daß die Gefahr groß schien; gewöhnlich waren Druck, Beschwerde und unangenehmes Gefühl im Unterleibe mit Bülle und Austreibung desselben vorhergegangen, hierauf folgten häufige Ausleerungen, große Erschöpfung und Tod. Nach dem Tode zeigte sich die Schleimhaut der Gedärme bald mehr bald weniger entzündet und verdickt. Dieses war der Fall in den drey letzten Monaten des Jahrs. Diese Entdeckung veranlaßte den Verf., der entzündungswidrigen Heilmethode noch ferner zu folgen, und selbst bey großer Schwäche Blut zu entziehen und abführende Mittel zu reichen. Gewöhnlich gab er nach erstern Kampfer mit Salpeter, ließ Blasenpflaster über die schmerzhaften Stellen legen; der Merkur leistete ihm nicht den gehofften Effect. Die Neigung zur Dysenterie war in einigen Fällen stark und die Ursache die

nämliche, wie bey den andern Zufällen, nämlich Entzündung und Verdickung der Schleimhaut der Gedärme. Bey einigen Kranken zeigte sich ein böser Singultus, der nach der Anlegung von Blutegeln, Blasenpflaster und nach dem Gebrauche vorabführenden Mitteln sich verlor. Den großen Zustand von Schwäche, der sich bey einigen Kranken einstellte, konnte sich der Verf. anfangs nicht erklären, bis er ihm nachher alleinige Folge der Entzündung der Schleimhäute zu seyn schien, gegen welche nur das entzündungswidrige Verfahren nützlich seyn konnte. Im Anfange des Winters war das Fieber oft mit Lungenentzündung verwickelt. Die Entzündung der Schleimhaut des Darmkanals entschied sich durch stärkere schleimichte Absonderung und ähnliche Stuhlgänge, durch Blutabsonderung mit Schleim, durch reines Blut, durch Geschwüre, durch Absatz von gerinnbarer Lymphe und durch Uebergang der Entzündung der Schleimhaut in die serösen Häute. Im Januar trat zu dem Fieber eine Entzündung der Bronchie, wobey Blutlassen die beste Wirkung that. Im Februar zeigten sich mehrere Kopffectionen und ein typhöser Charakter des Fiebers. Die Exantheme, welche sich bey vielen Kranken, während dieser ganzen Epidemie zeigten, waren Petechien, rothe Stippchen, masernartige Flecke, Blasen, Pusteln, dem Friesel ähnlich. Im ganzen wurden in dem Jahre 780 Kranke im Hospitale aufgenommen, wovon 53 starben. Ein Bericht über den Verlauf des Fiebers bey diesen Gestorbenen, so wie über den Befund in den Leichen nach dem Tode, beschließt diese Abhandlung, in der man zwar manche schöne und nützliche Bemerkung mit Dank anerkennen muß, wobey man sich aber doch auch des Gedankens nicht erwehren kann, daß leider, wie schon so oft in unsrer Wissenschaft der Fall gewesen ist, auch hier wiederum nur ein Gesichtspunkt, nämlich der der Entzündung, festgehalten und alle andre Nuancirungen des Fie-

bers übersehen sind. Dieses wird vorzüglich klar aus den beigefügten Krankheits- und Sectionsbereichten, wo so manche Fälle vorkommen, die bey einer genauern Individualisirung wohl eine Heilung zugelassen haben würden, aber dann müßten auch kräftige Mittel gewählt und nicht die ganze Behandlung durch die so ärmliche *Materia Medica* der Engländer so sehr beschränkt worden seyn. Wohl dem Deutschen, der sich keine Mühe verdrießen läßt, aus dem ganzen Reiche der Natur für die leidende Menschheit zu schöpfen. — 2. Report of certain morbid conditions of the abdominal viscera in some varieties of maniacal disease. By Edw. Percivall. Nachdem der Verf auch seine Ueberzeugung von unserer Uebekanntschaft mit der idiopathischen Ursache der Geisteskrankheiten ausgesprochen, und als Resultat seiner Beobachtung und Erfahrung angegeben hat, daß diese Krankheiten nur selten mit Veränderungen in der Organisation des Gehirnes oder dessen pathologischen Abweichungen in bestimmter und nachzuweisender Verbindung ständen, sucht er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die schon von Aretäus und den ältern Schriftstellern angegebenen Abweichungen in den Functionen der Verdauungs- und Assimilationsorgane zu richten, und zeigt in der Folge, daß die Geisteskrankheiten wohl größtentheils hieraus ihren Ursprung nehmen, also als consensuelle Leiden betrachtet werden müßten. Obgleich hierdurch nun zwar die Wissenschaft keine besondere Bereicherung erhält, indem dieses eine bekannte von ältern und neuern Aerzten besonders den deutschen vielfach ausgesprochene und erwiesene Sache ist, so hat seine Abhandlung doch das Verdienst, daß sie Bestätigung des Alten und Bekannten liefert, und die Aufmerksamkeit aufs neue auf diesen Punkt richtet. Trägheit (torpor) des Darmcanals mit vermehrter Absonderung der Schleimhaut desselben ist die erste und vorzüglichste Abweichung, die bey Wahnsinnigen und Irren

beobachtet wird, und verbunden mit allen Zeichen einer perversen Function der Digestiv- Organe sich zuerst zu erkennen gibt und den Weg anzeigt, welcher bey dem Heilverfahren einzuschlagen ist. Vorzüglich macht er auf den üblen Geruch aufmerksam, welchen der Athem und die ganze Atmosphäre des Kranken verbreiten, so wie auf die Härte, Ausdehnung und Anspannung des Unterleibes. Keine Ausleerung ist deswegen auch von so günstigem Erfolge, als Brechen, vorzüglich aber Ausleerung durch den Stuhl, und letztere müssen deswegen zuerst bewirkt werden. Zuweilen müssen bey vollblütigen oder solchen Kranken, deren Gefäßsystem sehr aufgereggt ist, oder bey denen sich Congestionen nach dem Kopfe zeigen, mäßige Blutentziehungen vorangeschickt werden, welche überhaupt in der Folge, noch öfter angewendet zu werden verdienen, doch nie zu stark und nicht zu bald wiederholet; der Darmkanal ist oft so träge und gleichsam unempfindlich, daß die Ausleerungen sehr schwer erfolgen, ein Ueberlaß hebt zuweilen diese Starrheit. Die Hauptmittel, deren guten Erfolg ihm die Erfahrung gelehrt hat, sind Brechmittel in getheilten Dosen und Abführungen. Nach den ersten 24 Stunden muß oft das Ueberlassen wiederholt werden, wenn die Heftigkeit des Pulses dazu die Anzeige gibt, und nach diesem wird ein Abführungsmittel aus einem Quecksilberapparate gereicht, worauf gewöhnlich starke Ausleerungen zu erfolgen pflegen. Mit diesen Mitteln verbindet man die Besprengung und Waschung des kahlgeschornen Kopfes mit Wasser, Eis, Essig oder Aether.

Diese kräftige Behandlungsweise ist dem Verf. immer nützlich gewesen, und leistet auch nach ihm mehr, als die von Pinel empfohlene langsame, da durch sie der nämliche Zweck, nur auf eine kräftigere Weise und schneller erreicht wird. Um die

secernirende Thätigkeit der Schleimhaut zu ihrer Norm zurückzuführen, gebrauchte derselbe die Mercurialpillen mit Spekaluanha oder bey zu großer Erschlaffung des Darmkanals das Doversche Pulver, und bey sparsamer Harnabsonderung Taraxakum mit Squilla. So heilsam das Blut lassen bey Wahninnigen in den, dazu geeigneten Fällen ist, so nachtheilig kann es werden, wenn man es, wie in Frankreich und England oft geschieht, ohne Unterschied in jedem Falle anwendet. Die Melancholie kann dadurch in Wuth, und die Raserey in Stumpfsinnigkeit verwandelt werden. Selbst Sydenhams Empfehlung des mehrmaligen Uderlassens ist nicht unbedingt zu befolgen, ob es gleich in manchen Fällen heilsam ist. Das nämliche gilt von den Brechmitteln, die zu rechter Zeit mit Vorsicht angewandt, von großer Wirkung sind, aber bey Hintenansehung der nöthigen Cautelen und bey Vernachlässigung des rechten Zeitpunktes großes Unheil machen können. In den mit langen hellen Zwischenräumen versehenen Fällen des Wahnsinnes muß die Kur in diesen oft eine ganz andre seyn, als in den Anfällen, Brech- und Purgirmittel müßten wo möglich kurz vor letztem gegeben werden, und nach diesen reicht man das rectificirte Terpentinöl von 1 bis zu 3 Drachmen täglich, welches sehr beruhigend wirkt. Bei Geisteskrankheiten ist nicht, wie fälschlich geglaubt wird, immer Leibesverstopfung vorhanden, sondern sie sind oft mit Diarrhöe begleitet; besonders bey Skrophulösen, und diese ist zuweilen sehr nachtheilig, indem sie die Manie in Narrheit oder Stumpfheit verwandelt. Am Ende eines Anfalls von Manie hat sie einen kritischen Charakter. Ihre Heilung muß mit Vorsicht mit gelinden anhaltenden und auf die Haut wirkenden Mitteln versucht werden; bey vollblütigen hilft oft ein mäßiger Uderlaß. Die Zeichen-

öffnungen haben gezeigt, daß bey Maniacis, die an Diarrhöe litten, eine Verstopfung der Gefrößdrüsen, eine Entzündung der Schleimhaut und Verengerungen des Darmkanals vorhanden waren. Eben so übel und lästig als die Diarrhöe sind oft die Gefräßigkeit und verlornen oder verdorbner Appetit der Kranken. Ersterer zeigt die Hartnäckigkeit der Manie und ihre Neigung in Narrheit überzugehen, an. Der Verf. hält mit Portal dafür, daß derselbe von innormaler Absorption des abgesonderten dünnern Theiles des Magensaftes herrühre, nach welchen der übrige concentrirtere eine größere Reizung mache. (Daß die innormale Thätigkeit des Magens und Verstimmung seiner Nerven einen abgeänderten chemisch-animalischen Prozeß hervorbringen müssen, ist wohl mehr als wahrscheinlich). Der Verf. empfiehlt gegen dieselbe Brechmittel und die Ekelcur, imgleichen kleine Dosen von Opium, Cicuta mit Mercurialpillen, dabey Kalkwasser mit Milch zum Getränk. Der Widerwille mancher Geisteskranken gegen alle Nahrungsmittel und die gänzliche Enthalttsamkeit derselben, die oft mit aller Gewalt nicht überwunden werden kann, beruht in manchen Fällen auf einer falschen Idee oder Imagination, aber auch nicht immer. Nicht selten ist ein wirklich krankhafter Zustand der Verdauungsorgane, Unthätigkeit oder Uebersfüllung derselben daran Schuld, und diese Fehler müssen nach den Anzeigen gehoben werden. Eine kranke und in ihrer Function unthätige Leber wird oft als die veranlassende Ursache dieser Erscheinung angetroffen. Der allernüchternste Begleiter der Manie ist die Epilepsie; die Kranken, welche sie erleiden, sind fast immer unheilbar, und werden zuletzt Narren. Das Serpentinöl, welches in der Epilepsie oft von großem Nutzen ist, wurde in der mit der Manie verbundenen vom Verf. ohne allen Erfolg angewandt. Eine Reihe von 20 Be-

obachtungen, wovon 7 hier geliefert sind, bewies die Unwirksamkeit dieses Mittels. Doch erfolgte bey einigen Krankheiten Nachlaß der Anfälle und Erleichterung derselben.

2ter Theil. Abhandlungen. 1. On the distortion termed varus or clubfoot. By A. Colles M. D. Prof. of Anatomy etc. Der Verf. hat mehrere Arten von Bandagen und Maschienen diese Difformität zu heilen, versucht, aber keine gefunden, welche ganz seinen Wünschen entsprochen hätte. Dieserwegen erfand er eine andre Behandlungsweise, vermittelst eines Schuhs, die in kurzer Zeit alles leistete, was er nur erwarten konnte. Diesen Apparat hier ausführlich zu beschreiben, erlaubt der Raum nicht, nur so viel davon, daß er in einem oben offenen Schuh von weichem Leder besteht, und eine Sohle von dünnen Zinnblech hat, an welcher sich in der Gegend des Ballens des großen Zehens und des äußern Knöchels eine Hervorragung mit einem Einschnitte befindet. In diese Einschnitte paßt der unten zugespitzte Theil von zwey Schienen von Zinn mit Leder überzogen. Die Schiene für die äußere Seite ist gleichförmig breit und von der Länge des Unterschenkels, die für die innere Seite hat die Form eines an dem Unterschenkel befindlichen Fußes, eine Strumpfform. Wenn der Schuh über den Fuß gezogen und vermittelst Schnüre bis an die Zehen zugeschnürt und durch eigne an ihm befestigende Bänder an den Haken festgebunden ist, werden die Schnüre in ihre Verbindung mit der Sohle gebracht, und vermittelst daran befindlicher Bänder an dem Fuße und Unterschenkel so befestiget, daß sich der Fuß nicht bewegen kann, sondern in der ihm gegebenen natürlichen Lage bleiben muß. Eine Kupfertafel erläutert die ganze Einrichtung. Der Ref. hat sich in ein Paar Fällen einer ähnlichen mit dem besten Erfolge bedient. Am Schlusse der Abhandlung gibt der

Verf. noch eine anatomische Beschreibung eines verdrehten Fußes, und zeigt gegen Scarpa, daß der astragalus wirklich dabey verdreht und gebogen sihe. Gewundert hat sich Ref., daß der Verf. seine Hoffnung allein auf diesen Apparat setzt, und nichts von den so nützlichen Einreibungen des Fußes und dem methodischen Biegen und Behandeln desselben erwähnt. 2. Observations on the remittent fever and on the plague which prevailed in the island of Corfu during 1815-1816 by William Goodison, M. D. Diese Beobachtungen sind Auszüge zweyer an den General-Chirurgus Crampton geschriebener Briefe. Der erste von diesen gibt einen Bericht über das Erscheinen eines gallichten remittirenden Fiebers, welches für eine gelinde Gattung des gelben Fiebers gehalten wurde. Bey der Hestigkeit der Kopfsaffectionen, die dasselbe begleiteten, sah man von keinem Mittel so großen Nutzen, als vom Öffnen der Temporalarterie. Drey Viertel der Kranken starben an diesem Fieber, und bey der Leichenöffnung fand man die Gallenblase übermäßig mit einer schwarzen klebrichten Galle angefüllt. In den bald zusammengezogenen, bald erweiterten Gedärmen fanden sich deutliche Zeichen von Entzündung, so wie auch im Gehirn; wobey in einigen Fällen sich Wasser in den Höhlen fand, in andern die Gefäße der weichen Hirnhaut vom Blute ausgedehnt waren, so wie sich auch zuweilen Extravasate von gerinnbarer Lymphe zeigten. Hitze und Feuchtigkeit scheinen zur Entstehung dieses Fiebers gewirkt zu haben. Beym Ausbruche der kalten Witterung ging es in ein Wechselfieber über. Die am häufigsten gebrauchten Mittel waren Abführungen, und James-Pulver. Kalomel schien nicht zu nützen. Der zweyte Bericht betrifft die Pest, welche sich 1816 in dem Dorfe Marathea auf Korfu zeigte. Durch Unachtsamkeit und abergläubische Gebräuche breitete sie sich anfangs sehr aus,

und richtete große Verherungen an. Die brittischen Truppen und die Gegend, wo sie lagen, wurde verschont, da die nöthigen Maßregeln, die inficirten Gegenden zu isoliren, genommen wurden. Einer von funfzehn, die davon befallen waren, entgieng gewöhnlich nur dem Tode. Das Erscheinen derselben sieng fast immer nur mit unbedeutenden Symptomen, vorzüglich mit Schwindel und einem der Trunkenheit ähnlichen Zustande an, bald zeigten sich aber Bubonen, Karbunkeln und schwarze Petechien, und nun dauerte es auch nicht mehr lange. Es herrschte eine große Verschiedenheit und Modification in den Erscheinungen, so daß von diesen wenig auf geringere oder größere Gefahr geschlossen werden konnte; die Krankheit war oft *forma levis, specie vero gravis*. 3. An account on the removal of a tumor, which was situated beneath the angle of the jaw, by J. W. Cusack. M. D. Diese Geschwulst nahm fast die ganze linke Hälfte des Halses von der untern Kinnlade bis zum Schlüsselbeine ein, und war mit dem Zungenbeine verwachsen. Durch die Geschicklichkeit des Operateurs wurde sie glücklich entfernt, und dabey die äußere Carotis unterbunden. Nach der Heilung behielt der Patient keine andre Beschwerde davon zurück, als eine Unbeweglichkeit der linken Seite der Zunge, weil bey der Operation ein Theil des Zungenbeines mit abgetrennt wurde. 4. Account of an epidemic petechial febricula by Edw. Percivall, M. B. Dieses Petechialfieber zeigte sich in einer Schule ohne alle Veranlassung, dauerte nur kurze Zeit und war von keinen gefährlichen Zufällen begleitet, ja so gelinde, daß nur wenige Patienten das Bette zu hüten genöthiget waren. Die Petechien selbst hatten eine hellrothe Farbe und zeigten sich als bestimmte Flecke. Hiebey bemerkt der Verf., daß alle Petechien, welche bey jungen Scuten vor dem 4ten oder 5ten

Tage eines Fiebers mit hellrother Farbe erscheinen, nach wenigen Tagen bey Anwendung kalter Luft, kalter Waschungen und Abführungsmittel wieder verschwinden, diejenigen aber, die in der Folge der Krankheit oder zur Zeit ihrer Krise erscheinen, immer Gefahr anzeigen. Zugleich führt er hiebey an, daß er zu Dublin im Jahre 1813 zweymalige Masern kurz nach einander bey mehreren Individuen beobachtet habe. 5. Some brief notices of the deleterious and the medicinal effects of green Tea, by Edward Percivall. Der Verf. erzählt einen von ihm und einen andern von Doct. Harvey beobachteten Fall, wo der wiederholte Genuß eines starken Aufgusses von grünem Thee, Ohnmachten und einen nahe an völlige Asphyxie grenzenden Zufall hervorbrachte, und eine große deprimirende Kraft auf das Herz und das Arteriensystem äußerte, welche Wirkung in dem einen Falle durch Opium und Brantwein, und im andern durch Iektern allein gehoben wurde. Hieraus zieht er einen Schluß auf die arzneyllichen Wirkungen des Thees, besonders des grünen. Er erhebt ihn zu einem der kräftigsten Gegenmittel des Opiums, setzt ihn der Digitalis an die Seite und schreibt ihm ähnliche Wirkungen als dem Opium, der Cicuta und dem Hyoscianus zu, und empfiehlt seinen Gebrauch in Fiebern, Wassersuchten, Hämorrhagien, Herzkrankheiten, im allgemeinen da, wo das arterielle System herabgestimmt, und die unmäßigen Bewegungen des Herzens gemindert werden müssen, wo er sich eben so wirksam, als die Digitalis beweiset, ohne deren nachtheilige Wirkungen zu haben. 6. Observations on hernia, by Charles Todd. Diese Bemerkungen betreffen zuerst die Verschiedenheit der Structur und Dicke der Bedeckungen des Bruchsackes, worauf gewöhnlich nicht genug geachtet wird. Außer den allgemeinen Bedeckungen und dem Zellengewebe, wird der Bruchsack noch mit verschiedenen andern

Bedeckungen bekleidet, und finden sich noch Bündel der Sehnenhaut des Cremasters. Unmittelbar unter den allgemeinen Bedeckungen bildet die oberflächliche Sehnenhaut ein Stratum von sehr verschiedenem Ansehen. Oft ist sie dick, hat verschiedene Lagen, zwischen welchen Blutgefäße und Nerven laufen, meist ist sie dünn und durchsichtig. Eine andre Bedeckung entsteht von der Sehnenhaut, die von den Rändern des Bauchringes herkömmt, und sich mit dem Cremaster verbindet. Diese ist zuweilen sehr dick und fest, und der zuweilen sehr dick und fest seyende Cremaster trägt viel zum Halten des Bruchs bey, doch ist derselbe auch mannigmal ganz schwach und dünne. Die Menge der Theile, welche sich zwischen dem Bruchsacke und dem Cremaster befinden, hängt viel von dem Verhältnisse ab, in welchem der Bruch zum Samenstrange und der denselben bedeckenden Zellenhaut steht. Zuweilen steigt der Bruch zwischen dem Cremaster und Samenstrange herab, oft aber auch in der Scheide der letztern oder zwischen den denselben bildenden Gefäßen. Daß diese Punkte bey der Operation sehr beachtet werden müssen, ist klar. Ueberhaupt sind hiebey der Verschiedenheiten, die von der Art der Herabsenkung des Bruchs entstehen, eine große Menge, welche der Operateur kennen muß. Der Verf. macht auf die vorzüglichsten aufmerksam und beschreibt sie so, wie er sie gefunden hat. Ref. muß aber die detaillirte Darstellung derselben übergehen, da sie zu vielen Raum einnehmen würden. Zu diesen gehören die Beschreibung der Entstehung der angeborenen Brüche und die dadurch bewirkte Verschiedenheit in der Structur desselben, wobey der Verf. den Ansichten Scarpa's den Vorzug vor andern gibt. Nach seiner Meinung ist der Bruchsack niemals in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Testikel, sondern der Bruch tritt innerhalb der Zellscheide des Samenstranges herunter, und, wenn er bis dahin gekom-

men ist, wo die Samen Gefäße in den Testikel gehen, kömmt sein Grund mit dem obern Theile der Scheidehaut des Testikels in Berührung, und empfängt von ihm an seiner untern Seite die Bedeckung einer serösen Haut. Bey großen Inguinal-Brüchen findet sich der Testikel oft im Grunde der Geschwulst und hiermit ist nicht selten eine Hydrocele verbunden. Wird ein solcher Bruch eingeklemmt, so ist es oft möglich die Operation zu machen, ohne die Scheidehaut des Testikels zu öffnen, wenn der vordre Theil des Sacks, der nicht von der serösen Haut des Testikels bedeckt wird, groß und ausgezehnt genug ist. Bey den Schenkelbrüchen verdient der Sitz, die Lage und die Bedeckung derselben eine vorzügliche Aufmerksamkeit; Gimbernat, Hey und Cooper haben die besten Beschreibungen davon geliefert. Der Verf. macht hiebey verschiedene aus seiner Erfahrung geschöpfte Bemerkungen besonders in Rücksicht der Meinungen Lawrence's und Cooper's über die Lage derselben und die ihnen durch die Sehnenhaut zu Theil werdende Richtung; ersterer nämlich behauptet, daß sie mehr vor dem Schenkelbogen sey, letzterer aber, daß sie mehr unterwärts statt habe. Der Verf. ist der Meinung, die oberflächliche Sehnenhaut sey mit dem musculus obliquus externus verbunden und erlaube die Erhebung des Bruches nach oben. Eine Beschreibung der fascia lata und fascia propria hat den Zweck dieses deutlicher zu machen, welches aber schwerlich der Fall seyn wird. Die Ursache der Einklemmung bey den Schenkelbrüchen liegt gewöhnlich in dem sehnichten Bande, der den Schenkelring umgibt, und wird leicht durch Einschneiden desselben in der Richtung nach den Schambogen gehoben. Cooper behauptet zwar, daß dadurch nicht genug um die Einklemmung zu heben, gewonnen würde, des Verf. Erfahrungen haben ihn aber das Gegentheil gelehrt.

7. A case of melaena with observattions on the

alternate excess of morbid action in the mucous and the serous Membranes, by J. Cheyne, M. Dr. Die Absicht des Vf. geht dahin, zu zeigen: daß die serösen und Schleimhäute in ihrer Thätigkeit abwechseln und bey Krankheiten der einen leicht auf die andern übergehen, wenn sie in jenen aufhörten oder schnell gehoben werden, mit einem Worte, daß sie für einander vicariiren. Diesen bekannten physiologisch-pathologischen Satz sucht er durch 2 Beispiele zu erweisen; in dem einen folgte auf eine melaena, nachdem der Blutabgang durch Terpentinöl gehoben war, Bauchwassersucht und nach der Ausleerung des Wassers wieder Blutabgang. Nach dem Tode des Kranken fand man nur wenig Wasser, aber dagegen die Gefäße der Schleimhaut, des Magens und der Gedärme angefüllt. In dem andern entstand nach einer Erkältung Dysenterie, und als diese gehoben war, Anhäufung seröser Feuchtigkeit in der Bauchhöhle, welche sich nach Abführungsmitteln wieder verlor. — 8. Of Jaundice unaccompanied with any discoverable disease of the liver or turgescence or obstruction of the biliary ducts, by J. Cheyne. Die Oeffnung der Leiche eines am typhus icterodes verstorbenen Mannes, bey welchem die Leber und Gallengänge ganz normal gefunden wurden, die Nieren aber degeneriret waren, in den Hirnventrikeln sich viele seröse Flüssigkeit fand, und die Wände derselben mit Petechienähnlichen Flecken bezeichnet waren, bestätigte den Verf. in der Ansicht, daß Gelbsucht besonders bey gallichten Fiebern entstehen könne, ohne Verstopfung der Leber- oder Gallengänge, sondern ihr Grund in Fieberregungen, in Hirnaffectio- nen, in Krämpfen und andern Veranlassungen liegen könne, wie sich dieses im gelben Fieber oder den epidemischen und contagiösen Gallenfiebern zum öf- tern zeige. Nach diesem macht er die wichtige und beherzigungswerthe Bemerkung, daß bey einer Mer- curialkur oft Gelbsucht entstehe und bey dem Fortge- brauche dieser Kur leicht tödtlich werden könne. — 9. On the cause of the disease termed trismus

nascentium, by A. Colles. M. Dr. Der Verf. hat zur Ergründung des Antheils, den die Nabelschnur und das Abfallen derselben an dieser Krankheit der Neugeborenen hat, genaue Untersuchung angestellt und gefunden, daß sie nicht allein dem Wundstarrkrampfe in ihren Zufällen und Verlaufe sehr gleiche, sondern auch in einer Entzündung begründet sey, die in der Nabelgrube anfangt und in den Gefäßen der Nabelschnur fortgeht. In Jamaika, wo diese Krankheit unter den Negerkindern sonst sehr häufig war, hat dieselbe nachgelassen, nachdem man die Kinder in den ersten neun Lebenstagen, täglich kalt badet und auf den Nabel Serpentinspiritus applicirt. Der Verf. schließt mit der Frage: ob letzteres Mittel nicht beständig in Anwendung zu bringen sey, und ob sich davon Nutzen versprechen ließe, daß man den Nabelstrang dicht am Unterleibe abbinde? Der Nutzen dieses letzten Vorbauungsmittels will Ref. nicht einleuchten; über das, was ersterer zu leisten vermag, müssen erst mehrere Erfahrungen entscheiden. — 10. Case of dropsy by conversion of disease from the skin to the serous and cellular membrane, by Edw. Percivall. M. B. Nach einem Fieber entstand in der Reconvalescenz ein krätkartiger Ausschlag, welcher sich nach dem Gebrauche der gewöhnlichen Mittel verlor, und worauf gleich allgemeine Wassersucht entstand, an welcher die Patientin starb. Bey der Leichenöffnung zeigten die meisten Organe der Brust und des Unterleibes deutliche Merkmale von Entzündung und auf der Oberfläche der Gedärme sowohl als des Gefäßes waren dunkle Flecke, welche mit den Krätkauschläge Aehnlichkeit hatten, so daß also hier die Wassersucht durch die vermittelst des Reizes des auf die innern Organe abgelagerten Krätkgiftes erzeugte Entzündung entstanden war. Durch eine ganz entzündungswidrige Behandlung würde die Kranke wahrscheinlich erhalten worden seyn, allein davon wurde der Verf. durch die Schwäche des Körpers abgehalten.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 28. März 1825.

G ö t t i n g e n.

Der unermüdeten und weisen Sorge des Königl. Curatoriums für das Wohl der hiesigen Universität hat dieselbe neben den früheren klinischen Instituten noch ein neues medicinisches Klinikum zu verdanken, welches gegen das Ende des Jahres 1823 unter der Direction des von Heidelberg hierher berufenen Hrn. Hofr. Conradi errichtet wurde. Da dieses bereits über zwey Semester bestanden und sich sein Verhältniß schon mehr ausgebildet hat, halten wir es jetzt für angemessen, über den Fortgang desselben hier einige Nachricht mitzutheilen.

Es wurden anfangs auswärtige sowohl als einheimische Kranke in das Institut aufgenommen, indem in der ersten Zeit kaum zu erwarten war, daß das noch nicht gehörig bekannte Institut, in einer Universitätsstadt von dem gewöhnlichen Umfang und neben anderen klinischen Instituten, eine für den Unterricht hinlängliche Zahl von Kranken erhalten würde. Da indessen schon in den ersten Monaten die Zahl der städtischen Kranken,

welche sich an das Institut wandten, über alle Erwartung zunahm, wurde die Aufnahme auf diese beschränkt, indem ohnehin sowohl ein Theil des Fonds ursprünglich für deren Unterstützung bestimmt war, als sie (auch abgesehen von denen, die in städtischen Krankenzimmern verpflegt werden) für den klinischen Unterricht wichtiger sind als auswärtige, da man sie an Ort und Stelle unter genauerer Aufsicht haben, den Gang der Krankheit besser beobachten, auch der Director in ihren Wohnungen liegende schwere Kranke, so oft es nöthig ist, mit den Practicanten selbst besuchen, diese, wo sie zweifelhaft sind, auf den rechten Weg führen kann u. s. w.; dagegen von auswärtigen Kranken, die nicht persönlich erscheinen können, meistens keine irgend genügende Krankenberichte, oft auch gar keine oder keine befriedigende Nachrichten über die Wirkung der Mittel und den Ausgang der Krankheit, zu erhalten sind, und die Arzneimittel dann oft unnützer Weise verschwendet werden.

Ungeachtet dieser Beschränkung der Aufnahme auf städtische Kranke wurden vom 20. December 1823 bis zum 20. März 1825 doch 1548 Kranke in dem Institut behandelt, wovon 29 starben. Das Institut hat hiernach einen Umfang erhalten, wie ihn kaum die bedeutendsten der Art in großen Städten haben. Daß es auch an Mannigfaltigkeit der Fälle nicht fehlte, daß die Studirenden Gelegenheit hatten, hiefige fieberhafte sowohl als chronische Krankheiten, insbesondere auch viele Kinderkrankheiten, und andere, welche in den Hospitälern nicht vorzukommen pflegen, zu beobachten, mag aus folgendem kurzen Verzeichniß derselben erhellen.

Von Fiebern, und zwar theils einfachen entzündlichen, theils gastrischen, katarrhalischen und rheumatischen, kamen vor 315 Fälle, auch einige von Nervenfiebern und drey von Wechselfiebern, wie

auch ein Kindbetterinfieber. Von örtlichen Entzündungen kamen besonders vor die Bräune (25) worunter 9 Fälle von Group, Entzündung der Ohrdrüsen, Lungenentzündung (18), Entzündung der Luftröhrenäste (Bronchitis) 3, Darmentzündung (1), Rose (19), Augenentzündung (59), Ohrentzündung ic. Von fieberhaften Hautauschlägen kamen am häufigsten vor die Masern (150), außerdem die falschen Pocken (14), der Gürtel (1), die Nesselsucht (10), Friesel (5), Schwämmchen, Hitzblätterchen; von chronischen die wahre (16) und falsche Krätze (Psudrasia), 51, Flechten (mehlichte, Friesel- und ringförmige) (30), Kopfgrind (45), Milchborke (5).

Aus der Classe der abnormen Ausleerungen kamen vor Bluthusten (22), Blutbrechen (8), Hämorrhoiden (8), Mutterblutfluß (8), Stomacace, Mangel der Menstruation, dann viele Fälle von Bauchflüssen, weißer Fluß, Saamenfluß ic. vor. Von Scacherien die Werlhofsche Blutfleckenkrankheit (1), Gelbsucht (6), Haut-, Bauch- und Brustwassersucht (20), die Darrsucht der Kinder, sehr häufig besonders die Lungenschwindsucht und Scropheln, die Lufteuche, Wurmbeschwerden, darunter mehrere Fälle von Bandwurm; von krampfhaften Krankheiten besonders der Keichhusten (an 50 Fälle), Magenkrampf, Kolik, Epilepsie (12) ic. Von andern Nervenkrankheiten, Hysterie, Hypochondrie, Lähmung ic. Außerdem viele Fälle von chronischem Katarrh, Rheumatismus und Gicht, Dyspepsie und andern gastrischen Beschwerden, mehrere organische Krankheiten des Herzens, Scirrhus des Magens, Kropf (19) ic.

Die Zahl der Studirenden, welche das Institut während dieser Zeit, theils als Practicanten, theils als Auscultanten benutzten, beträgt 84.

In Ansehung der Einrichtung des klinischen Unter-

richts, der Ordnung der klinischen Uebungen und der Gesetze für die das Institut benutzenden Studirenden hat der Hr. Hofr. Conradi auch hier den Plan befolgt, welchen er in seiner Schrift über die Einrichtung der medic. Klinik im akadem. Hospital zu Heidelberg, 1820. 8. angegeben hat.

Uebrigens hatte er, um sein klinisches Collegium so nützlich als möglich zu machen, außer den gewöhnlichen Stunden noch einige wöchentlich zu einem Casuisticum bestimmt, worin er sich über einzelne Fälle mit den Studirenden umständlicher unterhielt und die von anderen Aerzten mitgetheilten Beobachtungen mit den im Klinikum gemachten verglich. — Ueber interessante, der Mittheilung würdige Fälle, welche in dem Klinikum vorgekommen sind, wird er sich aber künftig in Beyträgen zur medicinischen Klinik weiter auslassen.

D u b l i n.

Beschluß der Anzeige der Dublin Hospital Reports. Vol. I. S. S. 504.

11. History of a wound in the neck in which the operation of tying the common carotid artery was performed with success, by John Browne. M. D. Der gemeinschaftliche Stamm der arteria carotis war hier durch eine Halswunde verletzt, die Hämorrhagie fürchterlich und keine andre Hülfe da, als Unterbindung derselben, welche von dem Verf. glücklich gemacht wurde, ohne daß bedeutende und gefährliche Zufälle darnach erfolgten, die Wunde heilte glücklich. 12. A case of ruptured intestine, by Charles Todd. Ein zweyjähriges Kind fiel von einem Stuhle, schrie darauf heftig und erbrach sich stark; nach wenigen Stunden starb es und bey der Section fand man, daß

der obere Theil des Jejunum von dem duodenum abgerissen war. 13. On the virtue of James's powder in the apoplectic diathesis, by J. Cheyne. M. D. Dieser Aufsatz enthält einen Fall, in welchem wiederholte apoplektische Anfälle bey einem plethorischen Mann, nachdem die gewöhnlichen Mittel den Drang des Bluts vom Kopfe abzuhalten, vergebens angewandt waren, durch den Gebrauch des Jamespulvers, welches wie bekanntlich aus phosphorsaurem Kalk und Weißglanz Dryd besteht, gänzlich entfernt wurden, so daß der Kranke ein Alter von 91 Jahren erreichte. Er fing an, jeden Abend einen Gran zu nehmen, stieg aber allmählich bis zu 20 Gran, und setzte dieses bey angemessener Diät ein Jahr lang fort. Andre Beispiele vom Gebrauche dieses Mittels bey Congestionen nach dem Kopfe, Schwindel, unruhigem Schläfe und mehreren Vorboten der Apoplexie bewährten seinen Nutzen. — 14. History of a remarkable enlargement of the biliary Duct, by Charles H. Todd. Dieser Fall gehört zu einem der seltensten in der Pathologie und betraf ein Mädchen von 14 Jahren, die von Jugend auf sehr zart gewesen war und seit einigen Monaten an immer zunehmenden Verdauungsbeschwerden gelitten hatte. Der Verf. fand sie ganz gelbsüchtig, mit Unempfindlichkeit und höchster Geistesabspannung; kaum konnte sie den Mund öffnen, um einen Theelöffel Flüssigkeit zu sich zu nehmen. Bey Untersuchung des Unterleibes zeigte sich derselbe allenthalben ausgedehnt und gespannt, besonders in der rechten Seite. Hier bemerkte der Verf. eine weiße fluctuirende Stelle, die ihn verleitetete, einen Absceß zu vermuthen. In dieser Meinung machte er eine Deffnung, aus welcher zu seinem Erstaunen eine gelbgrüne Flüssigkeit abfloß; nun stach er tiefer mit dem Troikar, und hiebey flossen mehrere

Quartier einer ähnlichen Flüssigkeit ab, und der Bauch fiel bey, füllte sich aber bald wieder und die Patientin starb. Die Leichenöffnung ergab, daß Leber und Gallenblase gesund und letztere leer war, der Leber und gemeinschaftliche Gallengang aber waren ungeheuer ausgedehnt und enthielten über ein Quartier Galle. Beide bildeten einen Sack, welcher von der Pforte der Leber bis zum heiligen Beine ging, und die rechte, so wie einen Theil der linken Niere bedeckten. Bey ihrem Ausgange aus der Leber zeigte sich der erste von der Größe, daß ein Finger bequem hineingebracht werden konnte, der andre aber $\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser hatte. Das Pankreas war ganz verhärtet, und weder von der Oeffnung des Ausführungsganges desselben noch von der des gemeinschaftlichen Gallenganges im Duodenum konnte eine Spur gefunden werden. —

15. On periostitis, by Philipp Crampton. M. D. Die Entzündung des Periosteums ist eine der schmerzhaftesten und oft das Leben gefährdenden Krankheiten. Denn obgleich das Periosteum zu den unempfindlichen fibrösen Häuten gehört, so nimmt es doch wie diese bey Entzündung oder gewaltsamer Ausdehnung eine besondere Empfindlichkeit an, und ist mit sehr üblen Folgen verbunden. Oft entsteht sie von einer constitutionellen Krankheit, oft aber ist sie rein idiopathisch. Von dieser handelt hier der Verf. Außerlich gibt sie sich durch Schmerz und harte Geschwulst zu erkennen. An keinem Theile ist sie so gefährlich wie am Schedel, weil die dura mater hier in den Kreis des Beines gezogen wird und an der Entzündung Theil nimmt. Die Folgen der Entzündung sind Aufschwellung oder Verdickung dieser Haut, Aufsaugung des darunter seynenden Knochens oder Verdickung desselben. Sie kann acut und chronisch seyn. Ihre Behandlung erfordert den allgemeinen und örtlichen entzündungswidrigen

Apparat, und dann vorzüglich die Durchschneidung der Geschwulst bis auf die Knochen, auf welche gleich Nachlaß der Schmerzen und Heilung zu erfolgen pflegt.

T ü b i n g e n.

Bei Schramm, auf Kosten des Herausgebers: *Chrestomathia geometrica, continens Euclidis elementorum principium graece usque ad libri primi propositionem XXVI; et ad illud graeca Procli, latina Savilii aliorumque scholia cum notitiis historicis.* Nebst einem Anhang aus Hn. Professor Pflleiderer's Papieren und Materialien zur Uebung in geometrischen Betrachtungen und Beweisen vom Verfasser C. F. Hauber, Professor am Seminarium in Schoenthal. Mit zwey Tafeln in Steindruck. 1820. XXIV. und 396 Seiten in Octav.

Hr. Prof. Hauber bestimmte diese Chrestomathie für angehende Mathematiker, welche die gehörigen Kenntnisse in den alten Sprachen besitzen, also Jünglingen auf Gymnasien und der Universität zum Selbststudium, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich durch eignes Denken, Erfinden und Auflösen von Lehrsätzen, Aufgaben und Beweisen fortzubilden, das in den Lehrstunden Vorgetragene zu benutzen und anzuwenden, dabey aber sich zugleich in der Sprache zu üben, also den mathematischen Unterricht mit den philologischen zu verbinden. Die Elemente Euklids liegen also zum Grunde, außerdem sind die Scholien von Proclus und Savilius benützt, weil, wie Hr. H. hinzusetzt, beide noch der Reinheit der Sprache wegen gebraucht werden können. Außerdem sind auch noch einige Bemerkungen anderer Schriftsteller, z. B. Cicero's obgleich nur selten hinzugefügt, wenn sich die Ge-

legenheit darbot. Das Ganze zerfällt in drey Sectionen, wovon die erste unter dem Titel *Historica* eine kurze Geschichte der Geometrie enthält, welche mit dem Griechischen des Proclus beginnt, dann mit Auszügen aus Savilius fortgesetzt, und endlich vom Verf. selbst, ebenfalls in lateinischer Sprache, bis auf die gegenwärtige Zeit fortgeführt ist. Anfänger möchten nicht leicht in einer andern Schrift einen so kurzen Ueberblick von der Geschichte der Wissenschaft erhalten, als hier. Die zweyte Section enthält die *αρχαι* d. h. Definitionen, Postulate und Axiomen, und die dritte die Elemente, (*στοιχεια*) selbst, beide Abschnitte ebenfalls nach Proclus und Savilius. Dazu kommt endlich noch der doppelte Anhang, nämlich die Zusätze von Pfleiderer und vom Verfasser, und zwar die ersten zum Theil in lateinischer Sprache. Beide Zugaben enthalten Nachweisungen, Erweiterung und andere Zugaben zu den Elementen Euklids, zu dem auf dem Titel angegebenen Zwecke. So ist diese Schrift von zwey sachkundigen Männern ein Hülfsmittel mehr zur Erleichterung des mathematischen Studiums und zur Beförderung und Verbreitung der Wissenschaft.

L e i p z i g.

Bey Cnobloch sind von der Kühnschen Ausgabe der Griechischen Aerzte, deren erste vier Bände wir im Jahrgang 1823. St. 116. anzeigten, die vier folgenden erschienen, alle noch Werke Galens enthaltend. Ueber das, was am Text geschehen, zu urtheilen, werden uns erst die kritischen Noten in Stand setzen, deren Erscheinung wir baldigst erwarten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

52. Stück.

Den 31. März 1825.

W e i m a r.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs
1824: Umriss der deutschen Alterthumskunde. Zur
Grundlage von Vorlesungen bestimmt von Dr.
Joh. Gust. G. Büsching. Mit einer Charte des
alten Germaniens. 36. S. in 8.

Veranlassung zu dieser Schrift, wohl auch zu
den Vorlesungen, waren die von dem Herrn Pro-
fessor Büsching zu Breslau aus schlesischen Grab-
hügeln gesammelten Köpfe und Geräthschaften. In
Zeit von sechs Jahren haben sich nicht weniger denn
2128 Nummern solcher Alterthümer aufstellen las-
sen, 306 auswärtige Stücke sind hinzugekommen.
Der Sammlung ist ein mehrseitiger Nutzen nicht ab-
zusprechen. Wenn auch unter vielen Gegenständen
dieser Art auf den ersten Blick selten einer, der
für sich betrachtet etwas neues zu lehren schiene,
gefunden wird; so kann doch eben die wohlgeord-
nete Masse gleichartiger Gefäße und Werkzeuge,
welche man in alten Gräbern antrifft, in gut oder
schlecht erhaltenen Exemplaren, unerwartete Folge-

rungen über die Beschaffenheit und Verbreitung derselben herbeysühren. Der Erfolg, den des Hrn. Professors Mühe und Eifer gehabt haben, ist darum alles Dankes werth, zumahl in neuerer Zeit, wo von mehrern Seiten her endlich auf ein planmäßiges Verfahren bey Untersuchung der heidnischen Grabstätten selbst gedrungen und gesehen wird. Tumultuarisches Umherwühlen in den Erdhaufen, um nur schnell für die patriotische, leichtverfliegende Liebhaberey einiger Scherben, Ringe und Messer der Vorfahren habhaft zu werden, hat bisher mehr geschadet als gefruchtet. Wenn Rec. sagen soll, von wessen Unternehmungen auf diesem Felde er den meisten Gewinn erwartet, so sind es die von Hrn. Dr. Wilhelm zu Rosleben in Thüringen mit besondrer Sachkenntniß, Vorsicht und Genauigkeit veranstalteten Nachgrabungen. Wissen sich bey so angemessenem Betrieb diese Studien bald zu beleben, d. h. sieht man, daß es zu Resultaten kommt, so werden sie die bisherige Verachtung des unscheinbaren, auch künstlerisch angesehen wenig bedeutenden Stoffs schnell besiegen. Wo nicht, verdienen die alten Urnen und Geräthe in der That den Winkel, den man ihnen in den Rüstkammern anzuweisen pflegt.

Seite 23=34 theilt Hr. B. seine Nomenclatur aller Gegenstände mit, die in den Hügeln gefunden werden. Das Geräthe ist, was von Nutzen seyn kann, nach dem Material geordnet (Thon, Glas, Bernstein, Metall, Horn, Perle, Stein etc.); einzelnes wiederum, wenn wir S. 8. richtig fassen, örtlich, was sich dann auf die außerschlesischen Stücke der Sammlung, also den geringsten Theil derselben beziehen wird. Der Verf. sagt nicht sehr deutlich: "daß ich die Anordnung — von Osten her getroffen habe, hatte seinen Grund darin, weil von hier aus der Strom der Völker gegen Westen geht und deshalb der Zug der Sachen, die ihnen einfi

gehörten, die Spuren, die sie hinterließen, so geordnet, am belehrendsten und wichtigsten erscheinen müssen." Dieser Zug der Sachen kommt uns übersehn ausgedacht vor, wenigstens vorläufig, indem nach S. 11. "gar verschiedene Zeiträume dastehen", obnehin zur alten Völkerwanderung die spätere deutsche Kreiseintheilung gar nicht paßt, bey deren Anwendung übrigens ein unerhörter Kreis, nämlich neben dem oberrheinischen ein kurhessischer den Leser ein wenig verwundern wird. Wie Noth darum! wichtiger ist die Frage und das Bedenken, ob hier insgemein Deutschland in Betracht komme? Denn S. 11. wird sogar gestanden: "es ist für Schlesien noch ganz dunkel, ob die hier gefundenen Alterthümer der frühern deutschen oder der spätern slavischen Zeit zugehören." Möglicherweise erläutert also Hr. Prof. B. seinen Zuhörern Jahrelang slavische Antiquitäten, keine deutsche. Auf gutes Glück hin, obgleich mit der gebrauchten Vorsicht, S. 20. die Slaven und Altpreußen anzuhängen, wagt er es, dem Rumpf oder der Grundlage seiner Vorlesungen ein ungefügiges Haupt aufzusetzen, nämlich die "belesen tüchtige" (tüchtig belesene schie-ne seiner) Wilhelmsche Eintheilung der Germanischen Völker, welche er jedoch in den Hauptzügen "wohl nur zumeist ein unzubegründendes Werk der Einbildungskraft" S. 9. 10. nennt. Nach Abhandlung der eigentlichen alten Germania wird ein Blick geworfen auf die spätern Völkerhaufen, "die aus den alten Germanen sich zusammenballten", worunter Alemannen, Franken, Sachsen, Thüringer und Burgunden verstanden werden; ungeballt stehen die Letztern als Burgundionen bereits S. 15 unter den Vandalen, unter den Ingvänonen die Sachsen. An dergleichen hat Hr. Dr. Wilhelm's verdienstliches Werk keine Schuld, in welchem freylich Rec. lange nicht alles unterschreiben möchte. So z. B. handeln Wilhelm und nach ihm Büsching

immer noch von der Göttin *Hertha*, da doch *Paffow* (Breslau 1817) gezeigt hat, daß die Handschriften und alten Drucke *Nerthum* lesen, *Herthum* nichts als eine unglückselige Conjectur des *Rhenanus* ist. *Nerthus* aber läßt sich dem altnordischen *Niördr* (Gen. *Niardar*, Dat. *Nirdi*) wohl vergleichen, wofür ein althochdeutsches *Nërdu* oder *Nërdu* gegolten haben kann. *Niördr* war einer der Hauptgötter, an der Seeküste, zumahl in Schweden hochverehrt; daß er bey *Tacitus* weiblich, als *terra mater* dargestellt wird, macht keine übergroße Schwierigkeit.

Was S. 34. 36. unter VII. vorkommt bezieht sich eigentlich nicht mehr auf den Inhalt der *Gräber*; Num. 3. merkwürdige Zahlenverhältnisse, Num. 4. Namensübereinstimmungen, wobey die *Hessen* von den *Satten* getrennt und sogar vor ihnen angeführt werden. *Rec.* legt auf die vielen Ortsnamen, die mit *Hessen* componiert sind, nicht das mindeste Gewicht, *Hesso* war bis zum 14ten Jahrhundert ein ganz geläufiger Mannsname, nach dem Besitzer eines Grundstücks können aller Orte *Bach*, *Wald*, *Aue* u. c. *Hessin-pah*, *Hessin-walt* benannt worden seyn. Noch weniger mythologische Beziehung hat das die bloße östliche Richtung bezeichnende *Oster* in *Osterborn*, *Osterbach* u. dgl. obgleich wir erst kürzlich bey Gelegenheit der *lippischen Externsteine* von einer *Ostergöttin* und zwar nach der angelsächsischen Form *eástro* haben hören müssen. Von den buchstabenartigen Zeichen in uralten Bäumen (Num. 6.) wird sich wenig Gescheidtes berichten lassen. Aber die Götzen bilden schon eine kleine Reihe (S. 34.): *Thor* oder (!) *Tirbild*, Götzen mit ausgestreckten Armen, *Ostarbilder* (!), *Siwabilder*, *Püsterich* u. s. w. der Verf. geräth ins Slavische. *Rec.* ist überzeugt, daß es kein germanisches Götterbild gibt und erlaubt sich hier noch einige Worte über *Herrn Büschings* zu *Bres-*

Im Jahr 1819 bekannt gemachte Abhandlung "das Bild des Gottes Tyr gefunden in Oberschlesien und verglichen mit zwey andern Bildern desselben Gottes entdeckt am Rhein und in Mecklenburg" hinzuzusetzen. Dasselbst wird ein kleines Idol von Bronze beschrieben, Seite 6. das "kostbarste Stück" der schlesischen Alterthümersammlung genannt und für den altnordischen Gott Tyr ausgegeben. Nämlich dem Figürchen mangelt die rechte Hand und von Tyr berichtet die Edda, daß er einmal dem Wolfe Fenrir seinen Arm in den Rachen gesteckt und durch den Biß des wüthenden Thiers die Hand eingebüßt habe. Tyr heißt darum der einhändige, und *ülflidr* bedeutet *carpus*. Eine Conjectur, die seit ihrer Entstehung allen Anspruch darauf hatte, unter die mißlungenen gerechnet zu werden. Denn das Abbrechen eines Arm oder Armsleins gehört zu den häufigsten, fast unvermeidlichen Beschädigungen aller Bildsäulen. Nie gab es in Deutschland einen Gott Namens Tyr, ein diesem nordischen Worte ähnliches deutsches Ziu läßt sich allenfalls aus einigen Spuren darthun. Aber kein Denkmahl erwähnt der Gottheit, keines und keine Volksfage der Fabel von dem Handverlust. Noch mehr, selbst in Scandinavien ist keine Spur, daß Tyr jemahls einhändig abgebildet worden sey, so wenig wie Odin einäugig, obgleich die Edda wie er das Auge eingebüßt erzählt und die Sagen ihn als einäugigen Alten den Menschen erscheinen lassen. Solche Gründe rühren nicht jedermann. Wie aber Hr. Prof. B. selbst klagt: "*interdum κακοδαίμων calamum videtur regere, nam vix aliquid scriptum est et repente contrarium invenimus*" (*de antiq. siles. sig. Vratisl. 1824. p. 14.*), so ist der ganzen Sache neulich durch eine Entdeckung des Herrn Directors Bötkel entschieden ein Ende gemacht worden. Das kurfürstliche Museum zu Cassel bewahrt ein bronzenes Götzlein, das dem schlesischen völlig gleicht, nur ist die Hand nicht abgebro-

chen, sondern schwingt hinter dem Kopf eine Aule. Beide Bilder sind also dem römischen Hercules nachgebildet; wie auch die auf dem Casseler Exemplar deutliche corona torilis (kein Haarschmuck) bestätigt. Zu welchem Gebrauch, wo und wann solche Idole gearbeitet worden sind, läßt sich kaum ermitteln; warum sollte es aber nicht erst im 10. Alten Jahrhundert oder noch später können geschehen seyn? Für neueren Betrug, wie er seit dem 16ten in Italien geübt wurde, halten wir sie nicht. Aber aus glaubwürdigem Munde hat Rec. und Rostocker Gelehrte sollen mehr davon wissen, daß im vorigen Jahrhundert ein mecklenburgischer Goldschmid kleine Götzenbilder erfunden und gearbeitet habe. In wie weit das die Prilwitzer Bilder angehe, mögen andere untersuchen. Uns genügt hier den Ungrund eines germanischen Tyr-Bildes erwiesen zu haben. In Scandinavien gab es lebensgroße, ja colossale Götterbilder, meist von Holz, vielleicht auch kleine von Kupfer oder Wallfischzahn (Finn Magnussen Archäologie S. 130. 137.); an den irgendwo von Gräter an einem außerhalb Scandinavien gefundenen Bildchen heraus erklärten bronzenen Heimdallr wird niemand im Ernste glauben.

J. G. — m.

Göttingen.

Bey Rudolf Deuerlich: Dr. Ernst Ferdinand Klein's, vormaligen Königl. Preuß. Ober-Tribunal-Raths, wie auch Mitgliedes der Kön. Preuß. Gesetzcommission und der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Gedanken von der öffentlichen Verhandlung der Rechtshändel und dem Gebrauche der Beredsamkeit in den Gerichtshöfen. Aufs neue zum Druck befördert und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Georg Wilhelm Böhmer, 1825, XVI und 84 S. gr. 3.

Es gehört zu den weniger bekannten Merkwürdigkeiten der Litteratur, daß schon im Jahre 1780, mithin vor beynabe einem halben Jahrhundert ein als Rechtsgelehrter und Geschäftsmann allgemein geschätzter Deutscher seine Stimme zu Gunsten eines echtgermanischen Institutes erhob, das sich, bis auf einige, freylich noch immer merkwürdige, Ueberreste aus den Gauen Deutschlands auf Britischen Boden geflüchtet hatte und selbst im damaligen Frankreich nur unter höchst drückenden Beschränkungen Stott fand. Der Aufsatz erschien in dem aus drey Stücken bestehenden, dem damaligen Chef der Justiz, Großkanzler von Carmer, gewidmeten, ersten Bande der zu Leipzig 1780 gedruckten Vermischten Abhandlungen über Gegenstände der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit S. 67-77. Der Name des Verfassers ist zwar nicht auf dem Titel, wohl aber am Schlusse der Vorrede vollständig ausgedrückt, mithin ist jedem Zweifel über die Authenticität dieses Aufsatzes auf das kräftigste vorgebeugt. Da das deutsche Publicum auf den Inhalt desselben durchaus nicht vorbereitet war, so blieb derselbe bey seiner ersten Erscheinung fast ganz unbeachtet. Selbst bey dem seit einem Jahrhundert, nicht ohne leidenschaftliche Erbitterung, geführten Streite über die Zurückführung dieses Institutes in die deutschen Gerichtshöfe scheint er der Aufmerksamkeit beider Parteyen entgangen zu seyn. Beiden glaubte der gegenwärtige Herausgeber einen Dienst zu erzeigen, wenn er sie in den Stand setzte, mit wenigen Kosten die Acten dieser für die Geschichte der deutschen Rechtspflege so wichtigen Verhandlungen zu vervollständigen. Das Hauptverdienst der vorliegenden Abhandlung schien ihm nach S. XIV. des Vorworts in der glücklichsten Vereinigung des politischen und juristischen Gesichtspunctes und in einem seltenen Grade von Unbefangtheit und Scharfsinn zu liegen, der schon

durch den gewählten Standpunct eine bedeutende Anzahl kleinlicher Bedenklichkeiten, bey denen sich mehrere selbst der achtungswerthesten spätern Schriftsteller oft ganz unnöthig verweilten, ohne Weiters beseitigt. Durch die Eintheilung in Paragraphen und deren Ueberschriften suchte der Herausgeber die Uebersicht und den Gebrauch der Abhandlung zu erleichtern und durch beygefügte Anmerkungen manche Aeußerungen des Verf. in ein helleres Licht zu stellen oder auch, wo es nöthig schien, zu berichtigen. Doch machte er sich's zum Gesetz, sich nicht wesentlich von dem Inhalte eines jeden einzelnen Paragraphen zu entfernen, fest überzeugt, daß wenn erst die Vorfrage über Seyn oder Nichtseyn des Instituts (to be or not to be) von den Gesetzgebern unsers deutschen Vaterlandes entschieden seyn wird, angemessne Vorschläge zu dessen organischer Gestaltung nicht fehlen werden. Am Schlusse des Vorworts bemerkt der Herausgeber, wenn die hinzugefügten Anmerkungen auch für diejenigen einigen Werth haben könnten, welche die Abhandlung selbst bereits in der gedachten Sammlung besitzen, wenn das Ganze bey den ständischen Berathungen mehrerer deutschen Bundesstaaten höherer Berücksichtigung nicht ganz unwürdig befunden werde, so wäre der Zweck dieser neuen Ausgabe überwiegend erfüllt. Die Schrift ist Sr. Excellenz dem Herrn Geheimen Rath Rumann, hochverdienten Chef des Justizdepartements dieses Königreiches, gewidmet. — Auf dem, einem Theile der Exemplare beygefügten, farbigen Umschlage befindet sich die Subscriptions-Anzeige einer in zwey Abtheilungen herauszugebenden Fortsetzung und Vollendung des Handbuchs der Literatur des Criminalrechts, deren erster Theil bekanntlich vor neun Jahren erschien — eine Horazische Frist, die der Verfasser für die größere Vollständigkeit des Ganzen nicht unbenutzt ließ.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1825.

B r e s l a u.

Ben Korn: Goffred albo Jeruszalem wyzwolona Torquata Tassa. Przek Piotra Kochanowskiego, Sekretarza Je. K. M. Zprzy. rozprawy obeymin. uwagi nad poez. polsk., zyciopismo Torquata Tassa, rozbiór i przek. Jerozolimy wyzwolónéy P. Czaykowskiego. 1825. 493 S. in 8.

Es darf eine erfreuliche Erscheinung genannt werden, daß mitten in Deutschland, wo es fast zum Lohne gehört, mit der polnischen Litteratur unbekannt zu seyn, und sie eben deshalb zu verachten, doch in den neuern Zeiten so manche classische Werke dieser Nation abgedruckt sind. Zu diesen gehört auch die vorliegende classische Uebersetzung des befreuten Jerusalem's von Tasso, welche den Sekretair des Königs Peter Kochanowski zum Verfasser hat. Sie erschien in einem Zeitalter, wo auf einem großen Theile Europa's, welches mit Verachtung auf Sarmatische Litteratur zu blicken gewohnt ist, noch finstere Nacht lag. Wir glauben

nicht zu weit zu gehen, wenn wir behaupten, daß keine einzige Europäische Nation eine so classische Uebersetzung des befreiten Jerusalems aufzuweisen hat. Selbst die übrigens sehr verdienstvollen Arbeiten von Gries und Streckfuß stehen dem Peter Kochanowski, welcher unter Sigismund III. lebte, bey weitem nach. Freylich muß man hierbey, um nicht ungerecht zu seyn, den natürlichen Wohlklang und die außerordentliche Gefügigkeit der polnischen Sprache mit in Anschlag bringen. Was würde aus dieser Sprache geworden seyn, wenn sie auf dem betretenen Wege immer weiter geschritten wäre, und sich nicht nachher zu sehr an französische Uebersetzungen und Panegyriken gehalten hätte! Uebrigens ist dieser Peter Kochanowski wohl zu unterscheiden von dem noch berühmtern Johann Kochanowski, welcher als lyrischer Dichter in seinem Zeitalter da steht.

Wenn nun schon in allen diesen Beziehungen es sehr zu loben ist, daß von einem so alten polnischen Dichter in Deutschland eine sehr saubere Ausgabe erscheint, so hat man dem Dichter um so mehr Glück zu wünschen, daß die Besorgung dieses Abdruckes in die Hände eines Mannes gefallen ist, welcher selbst als Dichter und Litterator in der polnischen Litteratur vortheilhaft bekannt ist, und dessen wir schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern Erwähnung thaten. Herr Czajkowski, Professor der polnischen Litteratur an der Krakauer Universität, hat diesen Abdruck nicht nur mit der größten Strenge besorgt, sondern auch eine gelehrte Abhandlung zugegeben, in welcher er Bemerkungen über den Geist der polnischen Poesie im Allgemeinen, dann über das Leben des Torquato Tasso und über das Werk des Peter Kochanowski insbesondere mittheilt. Er rühmt die Verdienste eines Potocki, Ossolinski, Vinde und Bandtkie um die polnische Litteratur, spricht dann über den Geist

des Skarga, Gornicki, Orzechowski, Rey, Harowski, Sulikowski, Tomicki, Janicki und Goslicki, und zergliedert die Schönheiten der Kochanowski'schen Uebersetzung im Vergleiche zum Originale. Er hebt besonders solche Stellen aus, in welchen ein besonderer Wohl laut, oder die Darstellung irgend eines Affectes oder einer Begebenheit, welche der Dichter mahlend in Worten nachbildete, vorherrschend ist, und zeigt, wie lieblich die polnische Sprache, mit welcher Treue und Freyheit zugleich, sie das italiänische nachbildet. In die erste Klasse jener Vergleichen, welche er einer zergliedernden Kritik unterwirft, setzt er jene Stelle im 13. Gesange:

Sai, che là corré il mondo, ove più versi
Di sue dolcezze il lusinghier Parnaso,
E che'l vero condito in molli versi,
I più schivi alletando ha persuaso etc.

Hierauf vergleicht er solche Stellen, in welchen der Aufruhr, Schrecken u. in Worten gemahlt wird, z. B.:

Chiama gli abitator del'ombre eterne
Il rauco suon de la Tartarea tromba:
Treman le spaziose atre caverne,
E l'aer cieco a quel rumor rimbomba etc.

Zugleich noch wird als Beispiel der Vergleichung des poetischen Charakters zwischen beiden Sprachen jene Stelle angeführt, welche die Italiänischen Kritiker mit Recht als ein Muster des Wohl lauts betrachten:

Argo non mai, non vide Cipro, o Delo,
D'abito, o di bettà, forme si care:
D'auro ha la chioma, ed or dal bianco velo
Traluce involta, or discoperta appare etc.

Druck und Papier sind sauber, und machen der Verlagshandlung Ehre. Vor dem Werke findet sich das Brustbild des Tasso, welches viel Aehnlichkeit mit dem Gypsabdruck hat, welchen Rec. sich erinnert in der Sammlung des Bildhauers

Schadow zu Berlin, als ein Geschenk des Hrn. Geh. R. von Göthe gesehen zu haben.

P a r i s.

Bulletin de la Société d'Encouragement pour l'Industrie nationale. Publié avec l'approbation de S. Exc. le Ministre Secrétaire d'Etat de l'intérieur. Vingt-deuxième Année. 1823. 388 Seiten in Quart. Mit vielen Kupfern.

Die ununterbrochene Fortsetzung und der reiche Inhalt der vorliegenden Zeitschrift, legen ein erfreuliches Zeugniß ab, von der unablässigen Thätigkeit des Vereins, dessen Organ sie ist; von dem großen Einflusse, den seine Bemühungen auf die Belebung und Vervollkommnung der Industrie Frankreichs fortdauernd äußern. Die Arbeiten der von dem vormaligen Minister des Innern, Grafen Chaptal im Jahr 1802 gestifteten Gesellschaft, wurden von diesem großen Kenner und Beförderer der Wissenschaften und Künste immerwährend geleitet; und viele der angesehensten Staatsmänner, der ausgezeichnetsten Gelehrten, und geschicktesten Techniker, widmeten ihnen ihre Kenntnisse und Kräfte. Wie viel Nützliches kann ausgeführt, wie viel Segen verbreitet werden, wenn tiefe Einsicht das Steuer lenkt und guter Wille und uneigennützigte Vaterlandsliebe die Segel spannen! Daß alsdann auch bey ungünstigem Winde, ja selbst bey den heftigsten Stürmen das Ziel zu erreichen ist, zeigt die Geschichte der Fortschritte der Industrie in Frankreich. Es ist darum ganz besonders lehrreich und erhebend, die vorliegende Zeitschrift zu durchblättern, welche die Mittel kennen lehrt, die in Frankreich zur Weckung und Belebung des Kunstfleißes angewandt werden und zugleich die Fortschritte und Gegenstände desselben nachweist. Es ist daraus zu ersehen, wie mit verhältnißmä-

fig geringem Capital viel ausgerichtet werden kann, wenn die Verwendung zweckmäßig geleitet wird; wie gründliche Aufklärungen über Material und Kräfte, welche die Natur dem Vaterlande verlieh, Verbreitung wissenschaftlich begründeter, technischer Kenntnisse, Hinwegräumung äußerer Hindernisse, Schätzung des durch Nachdenken und Fleiß erworbenen, ungleich wirksamere Hebel der Industrie sind, als unmittelbare Geldunterstützungen und erzwungene Einführung von Fabricationen, die mit der Natur des Landes und seiner Bewohner im Widerspruche stehen. Der große Einfluß, den der Gewerbeverein in Frankreich und zu ähnlichen Zwecken in England gestiftete Anstalten auf die industrielle Thätigkeit geäußert haben und fortwährend äußern, ist in einigen anderen Ländern nicht unbeachtet geblieben; und namentlich ist man in mehreren deutschen Staaten bemühet, jene großen Beispiele nachzuahmen. Aber zu verkennen ist es doch nicht, daß darin bey uns bey Weitem noch nicht genug geschehen. Eben so wenig darf man es sich verhehlen, daß das Nachtheilen in demselben Grade schwieriger wird, je länger man säumt, sich dazu in Bewegung zu setzen; daß aber gewiß keine Zeit mehr, als gerade die gegenwärtige, die Ueberzeugung gibt, wie hoch nöthig es ist, nicht bloß das Feld zu beackern, die Schaafse zu scheeren, den Wald zu pflegen, die Erze zu Tage zu fördern, sondern auch das Gewonnene so viel wie Kräfte und Verhältnisse gestatten, zu veredeln, um neue und schwerere Gewichte in die Schaaale der Handelsbilanz zu legen.

Die vorliegende Zeitschrift enthält die Protocolle von den Verhandlungen der Gesellschaft in ihren allgemeinen, jährlichen Versammlungen, nebst Berichten von den Arbeiten des Administrations-Conseils im Verlaufe des Jahres und den Rechnungsabschlüssen über Einnahme und Ausgabe. Die Be-

richte liefern eine gedrängte Uebersicht von Allem, was auf den Zustand der Industrie Frankreichs Bezug hat. Zahlreiche, dem Administrations-Conseil von einzelnen Mitgliedern erstattete Gutachten über einzelne Erfindungen, Verbesserungen, Fabricate, geben genaueste Kunde von den neuesten Fortschritten der Industrie. Die darauf sich beziehende Litteratur, lehren Auszüge und Beurtheilungen von Schriften kennen. Die Programme der jährlichen Preisaufgaben, nebst den Berichten über die Preisvertheilungen beleben den Wettseifer und lenken die Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung der Fabricate, auf die Einführung neuer Industriezweige. Jährliche Verzeichnisse der von dem Gouvernement auf Erfindungen und Verbesserungen ertheilten Patente, ermuthigen zu neuen Anstrengungen. Von auswärtigen Correspondenten eingesandte Berichte (aus Deutschland hat Herr Baron von Fahrenberg zu Carlsruhe viele Notizen mitgetheilt) und Auszüge aus den Verhandlungen auswärtiger Gewerbevereine, ertheilen Kunde von den Fortschritten der Industrie des Auslandes.

Vergleicht man den Inhalt der verschiedenen Jahrgänge dieser Zeitschrift, so erlangt man ein lehrreiches Bild von dem Wechsel der industriellen Thätigkeit in Frankreich; von dem Einflusse, den die verschiedenen inneren und äußeren Conjunctionen, auf die Bedung verschiedener Zweige jener Thätigkeit geltend gemacht haben. Wenn man z. B. in früheren Jahrgängen viel von Erfindungen liest, die sich auf Verbesserungen der Schießgewehre, der Salpeter- und Pulverfabrication, der Bereitung von Trauben- und Runkelrübenzucker und andere Productionen beziehen, welche durch Krieg und Continentsperre hervorgerufen wurden; so findet man dagegen in den neueren Jahrgängen überall die Spuren von der Rückkehr der ungestörteren Ausübung von Künsten des Friedens und eines freyer sich bewegenden Handelsverkehrs. Dar-

unter befinden sich viele Gegenstände, die für Deutschland von nicht minderer Wichtigkeit als für Frankreich sind.

Von den vielen Originalmittheilungen über neue Erfindungen und Verbesserungen, oder nicht allgemein bekannte Einrichtungen, können wir hier nur Einige auszeichnen. Aus dem Jahrgange 1822: Beschreibung eines von dem Mechaniker Wagner verfertigten, gußeisernen Thurmuhrwerks. pag. 46. Nachricht von einem bey einer Dampfmaschine angewandten, Rauchverzehrenden Ofen mit sich drehendem Roste. p. 164. Darstellung einer von Brahmah erfundenen Maschine, zur Verfertigung künstlicher Mineralwässer. p. 216. Beschreibung einer von Baichoz erfundenen, Raum ersparenden Maschine, zur Verfertigung von Bindfäden. p. 235. Nachricht von einer von Guilbaud erfundenen, beweglichen, geneigten Ebne, um Pferde arbeiten zu lassen. p. 263. Beschreibung einer von Durand erfundenen Zylinder-Buchdruckerpresse. p. 283. — Aus dem Jahrgange 1823: Unterricht zur Verfertigung der sogenannten terrassirten Fußböden nach Venetianischer Art, von Laudier. p. 31. Beschreibung einer zu Freyberg in Sachsen angewandten Maschine zum Schneiden der Radfelgen. p. 57. Angabe eines Apparates zur Verfertigung bleierner Röhren aus einem Stücke, von Hague. p. 73. Bericht von Bréant über des jüngeren Puymarin's Verfahren bey der Verfertigung bronzenener Denkmünzen. p. 115. Sie werden gegossen und dann vollends ausgeprägt; eine Methode, deren sich wahrscheinlich schon die Alten bedient haben. Bericht über das von Gluck erfundene Mittel, das Eis der Flüsse zu sprengen. p. 118. Bericht von Somard über die zur Erleichterung und Vervollkommnung des Kupferstechens erfundenen Maschinen. p. 170. Ueber die vom Grafen von Thiville erfundene, sogenannte hydraulische

Wiege, zum Wasserschöpfen. p. 212. 229. Bréant über die Bereitung eines Gußstahls, der dem ähnlich ist, woraus die orientalischen, damascirten Klingen verfertigt sind. p. 222. Ueberaus interessante, beachtungswerthe Erfahrungen. Ein von Lasteurie im Namen einer Special-Commission erstatteter Bericht über die Aufbewahrung des Getreides in Gruben. p. 241. Ein Gegenstand der in der gegenwärtigen Zeit auch in Deutschland die Aufmerksamkeit verdient, welche man ihm in Frankreich zugewandt hat. Beschreibung einer Berner Korndarre. p. 250. Beschreibung einer von Lescuré erfundenen Mühle, zum Enthülsen und Mahlen von Buchweizen. p. 255.

Weiter in das Einzelne des eben so lehrreichen als mannigfaltigen Inhaltes einzugehen, erlaubt weder die Bestimmung, noch der Raum dieser Blätter. Dankbar ist es zu erkennen, daß das Wichtigste davon durch mehrere Zeitschriften, besonders durch das schätzbare, Dingler'sche, polytechnische Journal, den deutschen Gewerbsfreunden mitgetheilt wird.

B e r n.

Ueber die Verbesserung des geistlichen Standes im protestantischen Theile des Cantons Bern. 1824. S. 82. in 8. Die fast ganz locale Beziehungen dieser kleinen Schrift würden uns abgehalten haben, ihr Daseyn in unseren Blättern anzuzeigen, wenn uns nicht einige besondere Umstände hätten wünschen lassen, daß sie auch unter uns bekannter werden möchte. Sie besteht aus zwey Abhandlungen, in deren einer die gegenwärtigen Verhältnisse, und in der andern die gegenwärtigen Bedürfnisse des geistlichen Standes zunächst in den Gesichtspunkt gestellt sind, in welchem sie einem Berner Prediger erscheinen müssen. Das örtliche schlägt also überall vor: aber mehrere dieser örtlichen Verhältnisse und Bedürfnisse, und zwar mehrere der bedenklichsten und der dringendsten finden auch in allen unsern protestantischen Kirchen statt, und nirgends hat Rec. die ersten mit so offener Freymüthigkeit und doch zugleich mit so schonender Billigkeit geschildert, die zweckmäßigsten Vorschläge zu der Hebung der andern aber mit so würdigem und kräftigen Ernste und doch zugleich mit einer so weisen Hinsicht auf ihre Ausführbarkeit und mit einer so bescheidenen Mäßigung ausgeführt gefunden, wie es in diesen Blättern geschehen ist.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 2. April 1825.

P a r i s.

Bey Delaunay 1822: Histoire de Philippe II. Roi d'Espagne. Par Alexis Dumesnil. 411 Seiten in 8.

Ein Geschichtschreiber, der den Wunsch hegt, seine Leser für die Person seines Helden zu interessieren, darf nicht den zweiten Philipp von Spanien zum Gegenstande wählen. Mit dem Herzen betrogen, ohne persönlichen Muth, bigotter wie noch jemals ein Herrscher auf dem Throne saß, verstand er nur einige Machiavel'sche Lehren in Ausübung zu bringen. Ein schlechter Ehemann, böser Vater, schrecklicher Liebhaber, unsicherer Freund, ein finsterner religiöser Despot: so erscheint Philipp auf allen Seiten seiner Geschichte.

Der Verf. verweist, statt der Einleitung auf Robertson's Geschichte Carls V., wovon die seinige eine Fortsetzung seyn soll. Philipps fanatische und blutige Devotion war der Geist seines Jahrhunderts; er war der Held dieses Geistes. Die schwere Regierungskunst lernte er frühzeitig ausüben. Schon drey Jahre vor dem Tode seines Vaters hatte er die spanische Krone getragen. In dieser Periode heirathete er die liebenswürdige Maria, Prinzessin von Portugall, die im ersten Wochenbette starb. Der unglückliche Don Carlos war die Frucht dieser

Ehe. Carl V. ließ Philipp in der Absicht, ihm die kaiserliche Würde zu verschaffen, nach den Niederlanden kommen; allein die deutschen Fürsten gaben Ferdinand ihre Stimme. Zum Ersatz für die fehlgeschlagene Hoffnung der Kaiserkrone, heirathete er die Königin von England, Maria, die eilf Jahr älter war als er. Im folgenden Jahre, 1555, legte Carl V. seine Krone nieder.

Philipp, nun Herr so vieler Länder, ward gleich im Anfange seiner Regierung in einen Krieg mit Frankreich und dem Pabste verwickelt. Die berühmten Feldherren seines Vaters, unter diesen der nachher so unglückliche Graf Egmont, an der Spitze jener furchtbaren spanischen Infanterie, gewannen die große Schlacht bey St. Quentin gegen die Franzosen. Philipp war bey der Armee anwesend, zeigte sich aber nicht am Tage der Schlacht. So lange das Treffen dauerte, betete er mit zwey Franciscaner Mönchen in seinem Zelte, und that Gelübde. Der Verf. glaubt seinen Helden entschuldigend zu müssen: Pausanias opferte auch während der Schlacht vor Plataeae; Philipp erschien einige Tage nach dem Treffen bey St. Quentin in voller Rüstung vor seinen Soldaten, und munterte sie zum Sturme der Festung dieses Namens auf; entfernte sich aber zeitig genug, um sich keiner Gefahr auszusetzen, wahrlich sehr heroisch! Er verstand nicht die Kunst, den Sieg, den seine Feldherren erfochten hatten, zu benutzen. Nicht besser verfuhr er in Italien. Der Herzog von Alba war mit einer spanischen Armee bis vor die Thore von Rom gedrungen. Im Begriffe, diese alte Herrscherin der Welt mit Sturm einzunehmen, erhielt er von Philipp den Befehl, dem Pabste Friede und Unterwürfigkeit anzutragen. Sein Feldherr hatte vergebens gesiegt, Philipp machte sich freywillig zum Besiegten. Damals entwickelte er den seltsamen Grundsatz, der durch seine ganze Regierung schimmert, daß seine Macht nur auf die Größe des päpstlichen Stuhls gegründet seyn könne.

Der Charakter des Königs entwickelte sich immer mehr und mehr in seiner furchtbaren Gestalt, seitdem er wieder nach Spanien zurückgekehrt war. Die Reformation hatte vorzüglich in Deutschland große Fortschritte gemacht. Philipp im höchsten Grade bigott, für seine Krone und sogar für sein Leben fürchtend, ward durch religiöse und politische Gefühle aufgeregt, sich zum ersten Verfechter des echt catholischen Glaubens aufzuwerfen. Meinungen wollte er mit dem Schwerte bekämpfen; überall ließ er Scheiterhaufen errichten. Das Blut der wirklichen Ketzer oder die es seyn sollten, floß in Strömen keine größere Unterhaltung für den König, als ein Auto-da-fe. Einem Unglücklichen, der zum Scheiterhaufen geführt, sich noch rechtfertigen wollte, rief er zu: "für meinen eignen Sohn würde ich den Scheiterhaufen errichten, wäre er so strafbar, als du!" Die Rolle, die Philipp als Herrscher so vieler verschiedenartiger Staaten zu spielen hatte, war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Er mußte zu gleicher Zeit für die päpstliche Gewalt, und gegen ihren Einfluß auf seine eigene, kämpfen; seinen und aller Monarchen in Europa größten Feind, den Pabst, mußte er mit allen Kräften, sollte die Religion nicht unterliegen, unterstützen. Und schon erhob der Geist der Reformation sein Haupt in mehrern seiner Staaten. Philipps furchtsame und schwache Seele kannte nur ein Mittel, allen Hindernissen die Stirn zu bieten: den Despotismus. — Ein solcher Monarch mußte bald der Günstling des päpstlichen Stuhls werden. Pius IV. hatte kürzlich die päpstliche Würde erlangt. Er begriff schnell, wie viel Philipp für ihn leisten konnte, und geschickt wußte er ihn durch die größten Schmeicheleyen zu gewinnen. Aber Philipp ward vom Unglücke verfolgt, wenn man Folgen schlechter Maaßregeln Unglück nennen darf. Der Aufruhr brach in den Niederlanden in heller Flamme aus. Die spanischen Truppen erlitten

auf der africanischen Küste eine schimpfliche Niederlage. Größeres Unglück noch erfuhr Philipp in seinen häuslichen Verhältnissen.

Elisabeth, Tochter König Heinrichs II. von Frankreich, war mit Don Carlos, einzigem Sohn Philipps, versprochen gewesen. Nach dem Tode der Königin von England, Maria, nahm Philipp die seinem Sohn bestimmte Braut für sich selbst. Die Prinzessin Elisabeth kam bald nach der unglücklichen africanischen Expedition in Spanien an. Die Inquisition glaubte ihr ein Fest geben zu müssen; den Tag nach ihrer Ankunft in Toledo fand ein großes Auto-da-fe Statt, dem sie beywohnen mußte. Philipp empfing seine junge Gemahlin mit allen Zeichen der heftigsten Liebe, aber kurze Zeit nachher machte diese der größten Abneigung Platz. Philipp wurde finsterner als je zuvor. Die schreckliche Catastrophe, die nun folgt, ist von den Schriftstellern, je nachdem sie Philipps Unterthanen waren, oder nicht, oder zur catholischen oder protestantischen Partey gehörten, sehr verschieden erzählt worden. Nach dem Verf. war das Ende dieses unglücklichen Prinzen das Werk des päpstlichen Hofes, der seine freye Denkungsart fürchtete, und sich der Jesuiten bediente, dem argwöhnischen Gemüthe Philipps, Verdacht gegen seine Gemahlin und seinen Sohn einzulösen. Vielleicht würde dieses alles nicht hinreichend gewesen seyn; allein als es den Jesuiten gelang, Don Carlos als einen Ketzer darzustellen: da war sein Tod beschlossen. Er ward der Inquisition übergeben und strangulirt. Der Verf. spricht die Königin und den Prinzen von jedem Verdachte eines Einverständnisses frey, räumt aber ein, daß der letztere durch sein heftiges und unüberlegtes Bewegen, so wohl die Geistlichkeit aufgebracht, als seinen Vater sehr gereizt habe. Die Worte, die Philipp den Inquisitoren, als er ihnen seinen Sohn übergab, sagte, charakterisiren ihn vollkommen: "bekümmert euch nicht um den

Rang des Prinzen; thut eure Schuldigkeit und wisset, Religionsseifer hat längst in meiner Seele die väterliche Liebe erstickt." Bekanntlich sind in neuern Zeiten in englischen und deutschen Blättern mehrere Aufschlüsse über diesen tragischen Vorfall erschienen, die dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Drey Monate nach Don Carlos starb die Königin unter den heftigsten Schmerzen, höchst wahrscheinlich vergiftet. — Ein Vorfall, der Philipp über alles Mißgeschick, das er in dieser Zeit erfuhr, tröstete, war: der Pabsternannte ihn zu seinem Vicar. Die Ereignisse des bürgerlichen Krieges in den Niederlanden sind zu bekannt, uns lange dabey zu verweilen. Der Herzog von Alba ersetzte die sanfte Herzogin von Parma in dem Gouvernement der Niederlande. Ein Sieg, den er über den Prinzen Ludwig von Nassau in der Nähe der Yssel erfocht, war nun das Vorspiel zu vielen andern. Der Verf., gern wie viele französische Schriftsteller die Alten anführend, versetzt das Schlachtfeld in die nämliche Provinz, wo Arminius von den Römern geschlagen ward, um zu sagen, Prinz Nassau habe sich, wie einst der deutsche Held, schwimmend retten müssen. — Don Juan von Oesterreich tritt mit der Unterdrückung des Aufstandes der Mauren in Granada auf eine glänzende Art auf die Bühne. Der große Seckrieg über die Türken vollendete seinen Kriegsrhüm. — Diesen Krieg gegen die Türken führte Philipp auf Verlangen des Pabstes, der aber die Anhänglichkeit und den Gehorsam seines Vicars schlecht belohnte. Pius V. ertheilte ohne sein Vorwissen den Titel von Großherzog von Toskana (ein Land, auf welches Philipp Anspruch machte) an Cosmus von Medicis, er unterstützte die Königin, ohne Genehmigung des päpstlichen Stuhls, ihre Unterthanen mit Auflagen zu belegen; aber dem Herzoge von Alba, den er gewinnen wollte, verlieh er einen geweihten Hut und Degen. Dieß Geschenk hatte die Wirkung,

daß Alba auf sein Ansuchen, so fort ein Corps Wallonen, gegen die Hugonotten in Frankreich abschickte. Dies Corps trug nicht wenig zu dem Siege bey Jarnac bey, der dem Prinzen Condé, Oberhaupt der Protestanten in Frankreich, das Leben kostete. Zur Feier dieses Sieges gab Philipp die glänzendsten Feste. Bey einer solchen Gelegenheit verliebte er sich in die schöne Anna de Mendoza, die erst kurz zuvor mit Ruy Gomez de Sylva verheirathet worden war. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, Blicke in das Herz dieses Königs zu werfen; aber nicht uninteressant wird es seyn, den Einfluß der mächtigsten aller Leidenschaften auf ihn zu verfolgen. Hestig wie seine Liebe war, wollte er doch nicht das Ansehen eines Ehebrechers haben; mit der Gewinnung des Ehemanns machte er den Anfang. Ruy-Gomez, zum ersten Minister ernannt und mit Reichthümern und Ehren überhäuft, wurde das gefällige Instrument seiner eigenen Schande. Nun war das zärtliche Gewissen Philipps befriedigt. Der Ehemann hat ja selbst die Veranlassung gegeben. Einige Zeit genoß Ruy Gomez die Gnade seines Herrn in voller Maasse, plötzlich starb er, und gleich nachher ward die schöne Anna, unter dem Vorwande dem Könige ungetreu gewesen zu seyn, in ein schreckliches Gefängniß geworfen. Die Symptome der Liebe Philipps waren: Bestechung, Gefängniß, Tod. — Der König schritt zu einer dritten Heirath, nämlich mit der ältesten Tochter des Kaisers Maximilian, Anna Maria, die, seltsam genug, auch mit seinem Sohn Don Carlos versprochen gewesen war. Von ihr erhielt er einen Erben.

Die berühmte Pariser Bluthochzeit in der Bartholomäus-Nacht, gab der protestantischen Partey in Frankreich einen starken Stoß. Dieser Kampf in dem benachbarten Lande, war den Protestanten in den Niederlanden bis dahin günstig gewesen. Wilhelm von Oranien hatte in Holland bedeutende Fortschritte gemacht. Nur zu pünktlich hatte

Alba die grausamen Befehle seines Herrn erfüllt; er hatte während der sechs Jahre seiner Statthalterchaft in den Niederlanden große Feldherrn-Talente entwickelt, jetzt ward er von Requesens abgelöst. Für das unbeschreibliche Unglück, das auf Philipps Befehl die Niederlande erfahren hatten, glaubte dieser bigotte Fürst, durch Erbauung und Stiftung von Kirchen und Klöstern dem Himmel ein Sühnopfer zu bringen. Vorzüglich aber suchte er der Inquisition einen möglichst größern Spielraum zu verschaffen. Auch in den jenseit des Meeres gelegenen spanischen Provinzen ward dies schreckliche Tribunal eingeführt. Mit der gräßlichen Gewalt, die es schon besaß, verband er eine weltliche: nicht allein die Ketzer, sondern auch diejenigen, die seiner Person und Regierung nicht ganz geneigt waren, wurden von der Inquisition gerichtet. Er vermehrte dadurch seine persönliche Sicherheit, verpflichtete sich die Mönche, die Jesuiten und den päpstlichen Hof; dieß war das Ziel seiner Bemühungen, was kümmerte ihn das Glück seiner Unterthanen?

Der Krieg in den Niederlanden ward mit abwechselndem Glücke geführt. Der Sieger von Lepanto ersetzte den mit Tode abgegangenen Requesens. Don Juan erfocht den großen Sieg bey Gemblour. Der Tod unterbrach seine Siegesbahn. Die schwarzen Flecke, die sich gleich nach seinem Ableben an seinem Körper zeigten, verriethen seine Todesart. Don Juan, ein natürlicher Sohn Kaiser Karls V., verband mit einem sanften Charakter und außerordentlichen Kriegstalenten, einen sehr großen Ehrgeiz. Ein früheres Project, sich auf der afrikanischen Küste ein neues Reich zu bilden, war, wie das spätere, durch eine Heirath mit der unglücklichen Maria Stuart, König von Schottland zu werden, mißglückt. Man beschuldigte ihn nun Absichten auf die Souverainetät der Niederlande zu haben. Ein solcher Verdacht war

bey Philipp hinreichend, ihn durch gewaltsame Mittel aus dem Wege zu schaffen. Don Juan erhielt in der Person des Prinzen Alexander Farnese von Parma, einen Nachfolger, der seiner würdig war. —

Sebastian, König von Portugal, war in einer Expedition nach Afrika umgekommen. Mehrere Prinzen hatten nähere Ansprüche als Philipp zu der Thronfolge; aber dies kümmerte ihn nicht. In dem Edicte das er an die Portugiesen erließ, heißt es unter andern: “die Macht der Könige kommt von Gott; ihre Würde verstattet nicht, sich der Beurtheilung ihrer Unterthanen zu unterwerfen. Die Rechtmäßigkeit der Fürsten hängt nicht von der Meinung des Volks ab. Die Untersuchung meiner Ansprüche auf den portugiesischen Thron ist nicht mehr in Frage; als Rebellen werde ich diejenigen behandeln, die sich meiner Macht widersetzen werden”. Diesen Worten Nachdruck zu geben, versammelte er eine starke Armee. Aber es fehlte der Anführer. Da erinnerte er sich des altgewordenen Alba, der seit zwey Jahren in Verbannung lebte. Alba verlangt sich zuvor zu rechtfertigen. Philipp verstattet es ihm nicht, erst in Lissabon will er weiter von ihm hören. Alba, ein getreuer Diener seines Herrn, — wie in unsern Tagen D’Aoust von Buonaparte — setzt die Armee in Bewegung, und erobert in kurzer Zeit ganz Portugal. Philipp, um doch seiner Seits Etwas zu thun, mustert seine Armee wie vor dem Sturme von St. Quentin, ehe sie über die spanische Gränze ziehet, und folgt ihr dann in langsamen Tagereisen nach, um sich krönen zu lassen. In dem Pallaste der Könige von Portugal, starb der Herzog von Alba. Dieser war vielleicht der einzige von allen seinen Dienern, für welchen Philipp einige Gefühle der Zuneigung äußerte; doch hatte er ihn oft übel behandelt.

Ein neues Königreich hatte Philipp erobert, aber der Besitz eines Theils seiner Erbländer ward,

phnerachtet der Thaten des Herzogs von Parma, immer zweifelhafter. Den Degen zu führen, versteht Philipp nicht, wohl aber Meuchelmörder zu dingen. Auf den Kopf des Prinzen Wilhelm von Oranien setzt er einen Preis von 25000 Thalern. Der Prinz setzt diesem ein Manifest entgegen, in welchem er dem Könige von Spanien starke Vorwürfe macht: seine geheime Heirath mit der Isabella Osons; der Mord des Prinzen Ascoli, nachdem er ihn zuvor gezwungen habe, eine seiner Maitressen zu heirathen; die schreckliche Verurtheilung seines Sohns; die Vergiftung der Königin Elisabeth. "Ich räume ein, sagt der Prinz, daß Philipp Ursache hat, sich über meine Undankbarkeit zu beklagen, weil ich nicht zum Werkzeuge seiner Tyranny habe dienen wollen. Aber bin ich hierin strafbarer, als Erzherzog Albert; Stammvater der Familie Philipps, der sich auch gegen Kayser Adolph von Nassau auflehnte?" Diese Sprache war zu stark ungestraft zu bleiben. Ein Spanier, Namens Sauregni, verwundete den Prinzen von Oranien mit einem Pistolenschuß, in seiner Wohnung in Antwerpen. Die Wunde schien tödtlich zu seyn, aber Wilhelm ward diese-mahl gerettet. Bald nachher kamen zwey andere Meuchelmörder aus Spanien nach Antwerpen; sie wurden entdeckt, ehe sie Philipps Auftrag ausgerichtet hatten. Ein dritter Mörder, Namens Gerard, Unterthan des Königs von Spanien, tödtete den Prinzen von Oranien in seinem Hause zu Delft. Die Untersuchungen dieser verschiedenen Mord-Anschläge ergeben, daß Philipp sich vorzüglich der Jesuiten, als Instrumente seiner schwarzen Anschläge, bediente. Der Prinz von Oranien hinterließ einen Sohn, den berühmten Moritz, der sein Stelle ersetzte.

Königin Elisabeth von England hatte sich per aufgestandenen Niederländer angenommen; sie zu bestrafen, rüstete Philipp jene furchtbare Flotte aus, der man zu vorcilig den Beynahmen: die

Unüberwindliche gab; ihr Schicksal ist bekannt. — Mehr als alles beschäftigten in diesem Zeitraume die Angelegenheiten Frankreichs den König von Spanien; er schloß mit dem Pabst Sixtus Quintus ein Bündniß gegen Heinrich III. Der Pabst wollte den König in einen neuen Krieg verwickeln, während er seine geheime Absichten auf Neapel auszuführen hoffte. Philipp scheint während einiger Zeit getäuscht worden zu seyn. Allein ein plötzlicher Tod befreiete ihn von dem gefährlichen Sixtus Quintus. Europa beschuldigte den König laut, der Mörder des Pabstes gewesen zu seyn, als solcher klagte ihn dieser sterbend an. Philipp selbst machte aus dem Gebrauche des Mittels des Giftes kein Geheimniß. Er nannte das Gift ein *Requiescat in pace*. Nicht lange vor seinem Tode, hatte der Pabst dem spanischen Gesandten, Grafen Olivares, auf eine drohende Aeußerung die Antwort ertheilt: „euren Herrn fürchten wir nicht, wohl aber sein *Requiescat in pace*.“ — Der Krieg mit Frankreich entfernte auß neue einen Theil der spanischen Truppen aus den Niederlanden. Der Herzog von Parma, Farnese, der sich gegen zwey berühmte Gegner, die beyden Dranien, so großen Ruhm erworben hatte, fand auf französischem Boden einen neuen Gegner, der seiner würdig war: Heinrich IV.; aber Farnese war gleichsam sterbend. Ein verzehrendes Fieber untergrub seit Jahren das Leben eines Fürsten, der zu den ersten Feldherren seiner Zeit gehört, und dessen Character selbst seine Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Verf. widerlegt, die bey dem Tode des Herzogs von Parma sehr verbreitete Meinung, daß Philipps *Requiescat in pace* die Veranlassung gewesen sey.

Hartnäckig verfolgte Philipp sein Vorhaben, die französische Krone auf das Haupt seiner Tochter zu setzen. Vergebens verschwendete er das Blut und die Schätze Spaniens. Heinrich IV. besiegte alle Hindernisse, sein Uebertritt zur katholischen Re-

ligion entriß Philipp alle Hoffnung des Gelingens. Ein Unglück nach dem andern verfolgte diesen Monarchen in seinen letzten Tagen; Cadix ward von den Engländern genommen; eine Unternehmung auf Irland mißglückte. Er trat die Niederlande an seinen Schwiegersohn, den Erzherzog Albert von Oestreich ab, und unterzeichnete mit Frankreich zu Brevins einen Friedens-Tractat. Eine lange dauernde und sehr schmerzhaftes Krankheit endigte Philipps Leben. Er ertrug unbeschreibliche Leiden; mit jener bewunderungswürdigen Ergebung, wovon er in seinem Leben so häufige Beweise gegeben hatte. Noch bis kurz vor seinem Tode widmete er sich den Regierungs-Geschäften.

Philipp hatte eine schöne Gestalt; sein Blick war stolz und drohend. Männer von anerkannten Muth nahen sich ihm zitternd. Sein Geist war umfassend, mit Leichtigkeit ging er in das kleinste Detail der Geschäfte hinein. Nächst der Religion, war die Justizpflege der größte Hebel seiner Regierung. Er bediente sich dieser beyden Stützen, seiner Tyranney ein rechtmäßiges Ansehen zu geben. Er verstand die Kunst, die Personen, die er an die Spitze der Armeen und Verwaltung setzte, gut auszuwählen, und die noch schwerere, diese ausgezeichneten Männer immer in großer Abhängigkeit von seinem Willen zu halten. Wie Philipp bedient seyn wollte, zeigt folgende Aeußerung: "der heftige und unbiegsame Charakter des Herzogs von Alba, sagte er, "hat bey mir nie Besorgnisse erregt, wohl aber die außerordentliche Sanftmuth Don Juans und die gefälligen Manieren des Herzogs von Parma". Getreue Dienste zu belohnen, verstand seine tyrannische Seele nicht. Der Sieger von St. Quentin, Graf Egmont starb auf dem Blutgerüste. Don Juan und nicht unwahrscheinlich Farnese belohnte der Tod. Sein Busenfreund, der Herzog von Alba,

ward nur aus dem Exil geholt, weil er seine Dienste bedurfte. Philipp zählte mit Wohlgefallen unter die Früchte der vielen von ihm geführten Kriege: die Eroberung von Portugall; als seinen höchsten Triumph aber, Heinrich IV. gezwungen zu haben, zur catholischen Religion überzugehen. Seine Feinde nannten ihn: den Teufel des Südens; die bigotten Spanier, die nicht lange zuvor König Ferdinand canonisiren wollten, weil er auf seinen Schultern, ein Stück Holz zum Scheiterhaufen, für Ketzer bestimmt, getragen hatte, betrachteten ihn als einen Heiligen. Philipp hatte in allen Theilen der Welt Ketzer verbrennen lassen. Ein Denkmahl ist von ihm noch vorhanden; dieser seltsame Klosterpallast, Folge seines Gelübdes unter dem Kanonendonner bey St. Quentin.

Die Republik Holland verbannt ohne Zweifel dem Charakter Philipps ihre Existenz. Der Protestantismus machte so große Fortschritte, weil ein solcher Ritter, als Philipp, sich zum Verfechter des altcatholischen Glaubens aufwarf. — Ganz anders möchte der Ausgang gewesen seyn, hätte ein Don Juan, oder der Herzog von Parma statt seiner die spanische Krone getragen. Aber bey Philipp war nur die Wahl zwischen Sieg oder Tod.

B e r l i n .

Bey Reimer: Euclidis elementorum libri sex priores graece et latine, commentario e scriptis veterum ac recentiorum mathematicorum, Pfeidereri maxime, illustrati, edidit Jo. Guil. Camerer, Gymnasii Stuttgardiani Rector. T. I. complectens libr. I-III. cum X tabulis. 1824. XXX n. 482 S. in 8. Auch unter dem allgemeinen Titel: Euclidis elementa graece et latine. Commentariis instructa ediderunt Jo. Guil. Camerer et Carol. Frider. Hauber.

Eine treffliche Ausgabe, welcher Ref. den besten Fortgang und baldige Vollendung wünscht. Die

Liebhaber der Mathematik in Deutschland haben zwar zum Studium der Wissenschaft hinlängliche Gelegenheit, Euclid kennen zu lernen aus den Uebersetzungen der Elemente von Lorenz Mollweide und von Hauff, der Data von Schwab, womit außerdem noch die Uebersetzung von Robert Simson's Arbeit durch Reber und Niefert, (Paderb. 1806), welche nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint, verbunden werden kann. Indessen kommen doch auch Veranlassungen vor, wo man sich an den Text selbst zu halten genöthigt ist. Für solche Fälle möchten den meisten die Hülfsmittel fehlen, da die Oxford'er Ausgabe und die Pariser von Peyrard (1814 = 1818) nicht überall anzutreffen sind. Desto erwünschter muß es also indem Freunde der Wissenschaft seyn, daß diese Ausgabe von zwey der Sache und der Sprache kundigen Männern unternommen worden ist, und einen Verleger gefunden hat. Sie ist ganz auf die Art bearbeitet, wie der Philolog es erwartet. Zuerst ist nämlich für einen genau berichtigten Text gesorgt, wobey die Baseler, die Oxford'er und die neueste Ausgabe von Peyrard verglichen sind. Im Texte selbst ist nun gewöhnlich die Lesart dieser Ausgabe beybehalten, wozu die neue Vergleichung der Codices, welche P. benutzen konnte, Veranlassung gab. Uebergangen sind nur die Varianten, die bloß eine Umstellung der Worte anzeigen, weil Hr. C. mit Recht bemerkt, daß bey Dichtern und Rednern darauf vieles ankomme, nicht aber bey einem Mathematiker. Seltener ist die Lesart der Baseler oder Oxford'er Ausgabe beybehalten. Alles Zweifelhafte, so wie die eigenen Conjecturen hat Hr. C. in die Noten verwiesen, in welchen nach Heyne's Vorgang, die Kritik von der Interpretation getrennt ist. Die lateinische Uebersetzung, welche zur Seite steht, ist, wo möglich, wörtlich, nur, daß dabey auf den Genius der lateinischen Sprache mit geachtet worden ist, statt daß Peyrard sich ganz genau selbst in der Stellung der Worte, bey seiner Uebertragung an das

Griechische gehalten hat. Im Commentar ist darauf Rücksicht genommen, daß nichts unerörtert bleibe, was einer Erklärung bedurfte, in Worten und Sachen. Mit den eigenen Erklärungen sind die Bemerkungen anderer Gelehrten alter und neuer Zeit zusammengestellt, doch so, daß nur das Nothwendigste zur Erklärung der Sätze, und das Nützlichste ausgehoben worden ist. Daher sind z. B. nicht alle Beweise von einem Satze angeführt, nisi, setzt Hr. C. hinzu, *concinuitate aut alia virtute admodum se commendarent*, was gewiß allgemeine Zustimmung erhalten wird. Richtig ist hingegen der Zusatz, daß die Grenzen schwer zu bestimmen waren. Aber kaum fürchtet Ref. den Vorwurf, daß einige hier zu viel, andre zu wenig finden würden, da wohl Niemand diese Ausgabe gebrauchen wird, um die Elemente der Wissenschaft, oder der Sprache daraus zu erlernen; vorzüglich aber benutzte Hr. C., wie sich erwarten ließ, die einzelnen Aufsätze und Abhandlungen seines Lehrers, des Prof. Psleiderer. Der Werth dieser Vorarbeiten zu Euklid ist bekannt, und es ist daher zweckmäßig, daß sie durch diese Ausgabe mehr in Erinnerung bleiben. Zugleich ist, wo es nöthig war, auch auf die Chrestomathie von Hauber wegen der Auszüge aus Proklus und Saville verwiesen. Außer den Wort- und Sacherklärungen, womit sich, mit Hinweisung auf die Geschichte der einzelnen Sätze, der Commentar beschäftigt, sind zuletzt noch Excurse, ebenfalls wie bey den Heynischen Ausgaben hinzugefügt, wo manche schwierige Materien umständlicher abgehandelt werden, z. B. der pythagoreische Lehrsatz, und die Theorie der Parallelinien. Voran steht noch eine *notitia historica de Euclide Geometra collecta potissimum e Proclo, Savilio, Fabricio et Scheibelio*. Dem ersten Plane nach wollte, wie die Vorrede sagt, Hr. C. die Bearbeitung der Elemente allein wenigstens noch das XI. und XII. Buch übernehmen. Nach dem Schlusse derselben aber zu urtheilen, haben wir jetzt nur noch in einem zweyten Theile die folgenden

drey Bücher von ihm zu erwarten. Das übrige wird also Hr. Prof. Hauber vollenden.

L ü b i n g e n.

Bei Hopfer de l'Orme: Apollonius Suevus. Sive tactionum problema nunc demum restitutum. Accedente censura in Vietnam. Auctore Guilielmo Ludovico Christmann. 1821. 55 S. 8. mit 2 Kupfertafeln.

Bekanntlich sind in den neueren Zeiten mehrere Versuche gemacht worden, des Apollonius von Perga Bücher von den Berührungen wieder herzustellen. Die Geschichte dieser Versuche erzählt Hr. Camerer in seiner Schrift: Apollonii de tactionibus, quae supersunt etc Gothae et Amstelod. 1795. Dieselben sind nun ganz verschieden ausgefallen, nachdem man dabey bloß auf den practischen Nutzen der Aufgabe sah, oder auf das allgemeine wissenschaftliche Interesse. Zu den neuesten gehört wohl der von Haumann, (Versuch einer Wiederherstellung der Bücher des Apollonius von Perga von den Berührungen, Breslau 1817), welcher durch Hrn. Prof. Kries veranlaßt worden war, und nicht so bekannt geworden zu seyn scheint, als er es verdient. Außer dem griechischen Text, und den dazu gehörigen philologisch-kritischen Bemerkungen enthält jene kleine Schrift eine ausführliche Darstellung von Apollonius Aufgabe, nach Pappus Hülfsätze und Vorschrift. Durchgeführt sind aber die Auflösungen rein geometrisch und für den Anfänger berechnet, welcher die Elemente der Geometrie gefaßt hat, und sich in denselben weiter üben und fortbilden will. Dieses war auch nach Pappus Versicherung der Zweck von Apollonius selbst bey seinem Entwurfe. Einen andern Weg schlägt Hr. Chr. in gegenwärtiger Schrift ein. Er faßt das Problem ganz allgemein auf, und sucht die Auflösung ganz rein, auf dem algebraisch und analytischen Wege, doch auch anders, wie seine Vorgänger, obgleich

schon Adrianus Romanus und Newton von den Hypothesen, welche der Verf. zum Grunde legt, ausgegangen sind. Vieta wird getadelt, weil er die Aufgabe nicht allgemein genug genommen habe. Wenn aber hinzugesetzt wird *cedetque res in prostitutionem etiam aliquam ipsius Graeciae, siquidem ne Apollonius quidem negotium recte transegisse demonstrabitur*, so ist die Frage, ob Ap. bey dem Mangel an Hülfsmitteln der neueren Zeit, einen andern Weg hätte einschlagen können, oder nach seiner Absicht hätte einschlagen dürfen. Die Untersuchung ist übrigens gut durchgeführt, und zeigt von mathematischem Scharfsinn und nicht gemeiner Gewandtheit in analytischen Entwicklungen. Die Abhandlung enthält daher manche neue Ansichten und wird dadurch dem Liebhaber der Wissenschaft interessant. Für den Anfänger ist sie aber aus den oben angegebenen Gründen nicht. Weniger gelungen scheint Hr. Chr. der Vortrag zu seyn, der selbst Manchem der geübteren und der Sache kundigen Leser einigen Aufenthalt verursachen möchte. Und was die Latinität betrifft, so verkennt Ref. die Schwierigkeiten nicht, auf welche man trifft, wenn man unsre Begriffe und Vorstellungen in der Römersprache ausdrücken will. Besonders läßt sich in der wissenschaftlichen Terminologie nicht immer echtes Latein erwarten, wenn der Styl nicht zu weitschweifig und dadurch unverständlich werden soll. Es läßt sich indessen doch manchen Schwierigkeiten ausweichen, welche bey dem Lesen einen unangenehmen Eindruck veranlassen. Deswegen hätten wir in gegenwärtiger gewiß interessanter Schrift Ausdrücke wie — *Si more cossico illam (aequationem) rationalisare tentes* — welche zu sehr an das Mittelalter erinnern, hinweggewünscht. Eine umständlichere Beurtheilung muß andern literarischen Blättern überlassen werden. Der Gegenstand gestattet ohnehin nicht wohl einen Auszug aus der kleinen Schrift.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 4. April 1825.

L e i p z i g.

Tabula Itineraria Peutingeriana, primum aeri incisa et edita a Francisco Christoph. de Scheyb MDCCLIII; denuo cum Codice Vindobon. collata, emendata et nova Conradi Mannerti introductione instructa, studio et opera Academiae Literarum Regiae Monacensis. MDCCCXXIV. gr. Fol. 63 Seiten und XII Tafeln.

Jedermann kennt das große Verdienst, das sich der verstorbene von Scheyb um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts um die alte Geographie erwarb, indem er die einzige, auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindliche, alte Charte, die nach ihrem vormaligen Besitzer den Namen der Peutingerischen trägt, mit einem gleich großen Aufwande an Mühe und Kosten in Kupfer stechen ließ, und mit einem gelehrten Commentar herausgab. Es ist aber auch bekannt, daß die Abdrücke zu den Seltenheiten gehörten, und im Buchhandel nicht mehr zu haben waren. Zwar ist im Jahr 1809 von einem Dominica-

ner Christianopulus eine neue Ausgabe zu Jesi veranstaltet worden, (die auch 1817. St. 185. in diesen Blättern von uns angezeigt ward;) es scheinen aber kaum einzelne Exemplare davon über die Alpen gekommen zu seyn; auch war es nur eine bloße Copie der Tafeln in der Ausgabe von Scheyb. Man wußte lange nicht, wo nach dem Tode von Scheyb seine Kupferplatten geblieben waren; so daß keine neue Abdrücke gemacht werden konnten; woraus die große Seltenheit der Exemplare entstand. Sie waren aber, zugleich mit den noch vorhandenen Exemplaren, an die Pfälzische Academie gekommen; und als bey der Verlegung von dieser nach München ihr Eigenthum zu Manheim in öffentlicher Auction versteigert ward, wurden die Kupfertafeln von einem Käufer erstanden, der nicht wußte was sie enthielten, und der sie einschmelzen lassen wollte. Glücklicherweise erfuhr dieß die Münchner Academie; die Tafeln wurden für einen mäßigen Preis erstanden, und so dem Untergange entrißen. Da die noch vorhandenen Abdrücke verkauft waren, so ward nun beschlossen eine neue Ausgabe zu veranstalten: vorher aber der Beschluß gefaßt, eine genaue Revision mit dem Original in der kaiserlichen Bibliothek anstellen zu lassen; um eine correctere Ausgabe liefern zu können. Man wandte sich also von München deshalb nach Wien; und erhielt von hier die erfreuliche Nachricht, daß eine solche Vergleichung bereits angestellt sey; indem auf Ermunterung des Herrn Kopitar, Custos der K. Bibliothek, der bereits verstorbene Professor Valentin Wadniski dieselbe verfertigt habe. Seine Collation sey aber in den Händen des seitdem auch verstorbenen Prof. Schneider in Breslau; der auch mit größter Bereitwilligkeit sie mittheilte. Um jedoch nicht auf die Vergleichung von Wadniski, wie treu diese auch war, sich allein

verlassen zu dürfen, übernahm es gleichfalls auf Ermunterung des Hn. Kopitar, der Schreiber an der K. Bibliothek, Hr. Fridrich v. Bartsch die bey Scheyb fehlerhaft geschriebenen Namen noch einmal zu vergleichen, und eine genaue Copie nach dem Original der Münchner Academie mitzutheilen. So erhielt diese nun alle nöthigen Materialien zu einer neuen kritischen Ausgabe; es wurden dabey die Tafeln von Scheyb mit den nöthigen Correcturen, die sich meist nur auf einzelne Buchstaben und Züge beschränken, abgedruckt; und zugleich in dem, auch von ihm beygefügteten Register, die fehlerhaften Namen in Klammern geschlossen; und die verbesserten mit einem Sternchen bezeichnet. Die in den Zahlen vorkommenden Unrichtigkeiten sind gleich in der Vorrede angegeben.

Die Besorgung dieser neuen Ausgabe ward von der Academie ihrem Mitgliede Herrn Professor Mannert in Landshut übertragen; und wem hätte sie auch wohl besser übertragen werden können, als diesem, um die alte Geographie längst so hoch verdienten Veteran? Es wird also das von ihm geleistete jetzt anzugeben seyn.

Die der Ausgabe von Scheib vorgesehten Abhandlungen sind weggelassen; theils weil sie zweckwidrig, und in ihren Behauptungen irrig sind; theils weil der Preis der neuen Ausgabe dadurch unnöthiger Weise sehr erhöht seyn würde. Dafür aber hat Hr. Hofr. Mannert eine neue, höchst lehrreiche Abhandlung vorgeseht, welche eine Erörterung derjenigen Punkte enthält, die der Leser hier erwarten darf. Ihr Verfasser sucht darin folgende Sätze zu beweisen, oder zu erörtern: 1. Der erste Urheber, sowohl der Charte, als auch des sogenannten Itinerarium Antonini Pii, sey Augustus Octavianus, oder vielmehr sein Schwiegersohn M. Agrippa. 2. Unter welchem Augustus die Urschrift der

Wiener Charte verfertigt sey? 3. Ob das Exemplar zu Wien die Urschrift des dritten Jahrhunderts, oder eine Copie aus dem Mittelalter sey? 4. Daß die Wiener Charte die Copie eines Mönchs aus dem dreyzehnten Jahrhundert sey. 5. Welche Methode bey der Entwerfung des Ur Exemplars befolgt sey? 6. Welche Fehler durch jenen Mönch, oder auch sonst, in die Charten gekommen seyen? 7. Welches die Schicksale der Peutingerschen Tafel gewesen seyen? 8. Welches die Verdienste bey dieser Charte von Scheyb seyen? 9. Endlich ein Anhang über den Geographus Ravennas. Man sieht leicht, daß der erste dieser Punkte, den der Verf. auch schon früher in seiner hiesigen Preißschrift, *de rebus Trajani ad Danubium gestis* erörtert hatte, des Beweises bedurfte. Durch von Scheyb war die Meinung herrschend geworden, daß unsre Charte der Regierung von Theodos I. angehöre. Dagegen wird also von Mannert die Meinung aufgestellt, daß die Grundlage, sowohl dieser Charte, als auch des dem Antoninus beygelegten *Itinerarium* die große Vermessung des R. Reichs sey, die unter dem ersten Augustus, hauptsächlich durch M. Agrippa, zu Stande gebracht ward; nachdem schon unter Julius Cäsar zufolge eines *Senatus consultum* dazu der Anfang gemacht war. Die aus Sueton bekannte Darstellung oder Abbildung der bekannten Erde (*orbis pictus*) auf den Mauern eines *Porticus*, die Agrippa veranstalten ließ, und die erst nach seinem Tode vollendet wurde, war nur ein ungefährer Abriß zu der Belehrung des *Publicum*s und dem Unterricht der Jugend. Das aus jenen Messungen selbst hervorgegangene große Chartenwerk wurde aber als ein *Arcanum Imperii* im Archiv aufbewahrt; wie mehrere der neuern militairischen Charten-Depots. Denn das ganze Unternehmen hatte militairische Zwecke, und war für die

Märsche und Stationen der Legionen berechnet. Mit dem Fortgange der Zeit aber wurde nach den Bedürfnissen dieß große Chartenwerk berichtigt und vervollkommnet; und konnte so die Quelle späterer Itinerarien und Charten werden, wie die Peutingerische ist. — Nun fragt es sich weiter, ob diese unsre Tafel, wie v. Scheyb glaubte, und nach ihm angenommen wurde, aus dem Zeitalter von Theodosius sich herschreibt; wornach sie sogar häufig genannt ist. Der Verf. erinnert, daß diese Meinung einzig auf einer Stelle eines Schriftsteller Duculius, aus dem neunten Jahrhundert beruhet; der in seiner *Mensura provinciarum orbis terrae* zwölf Verse eines Schreibers des K. Theodosius aufgenommen hat, woraus man glaubt schließen zu können, daß dieser Kaiser im funfzehnten Jahre seiner Regierung eine allgemeine Messung des Reichs habe anstellen lassen, wovon unsre Tafel die Frucht sey. Der Verf. zeigt dagegen, daß in jenen Versen von einer neuen Vermessung gar nicht die Rede sey; sondern nur von einer neuen und flüchtig gemachten Recension oder vielmehr nur Copie der Charte, der jene Verse vorgesezt wurden. Nun kommt der Verf. auf den nächsten Punkt, die Frage: unter welchem Kaiser denn die Urschrift der Peutingerschen Charte wirklich gemacht sey? Er geht hier von Theodosius rückwärts: und zeigt, daß weder unter Theodos dem ersten oder zweyten, noch unter Constantin dem Großen, noch unter Aurelian, dieß geschehen sey; und bleibt zuletzt bey den beiden Severis, Septimius Severus und Alexander Severus, (die bekanntlich nach einem Zwischenraume von nur 11 Jahren 211 — 222 einander folgten) stehen. Man kann sie nicht weiter, etwa in das Zeitalter der Antonine zurücksehen, da die Franken und Alemannen darin vorkommen. Der Verf. stimmt dagegen für Alexander Se-

ver; aus dem Grunde, weil die Perser als das herrschende Volk auf dem XI. Segment aufgeführt werden; und die Gründung des Neu-Persischen Reichs in diese Regierung fällt. Hierauf nun die Frage: ob die Wiener Charte das Original, oder nur eine spätere Copie jener Urschrift sey? Es ist nicht schwer zu zeigen, daß die Wiener Charte nur eine, im Mittelalter gemachte Copie, und zwar eine nachlässig gemachte und schon interpolirte Copie sey. Die Nachlässigkeit oder Unwissenheit des Copisten bezeugen die vielen Schreibfehler; die Interpolationen die vielen eingeschobenen spätern Nahmen, wie Constantinopel und andere, was sich selbst auch auf die Kreuzzüge bezieht. Dazu kommt die Schrift, die es kaum zweifelhaft läßt, daß die Wiener Copie dem dreizehnten Jahrhundert angehört; und wie der Verf. nun weiter zeigt, von einem Mönch gemacht worden sey. — Nun ist freylich nicht zu läugnen, daß es schwer wo nicht unmöglich zu sagen ist, wie viel und wie wenig durch spätere Zusätze und wann es hincingekommen sey? Für den Hauptsatz indeß, daß die Basis der Charte das von August und Agrippa durch Messungen veranstaltete Chartenwerk gebildet habe, führt der Verf. in der Erörterung über die bey der Charte befolgte Methode auch noch neue Bestätigungsgründe aus dem Umfange der Charte in Beziehung der Länder außerhalb des Römischen Reichs an; indem er zeigt, daß dieser gerade mit den damaligen Kenntnissen und Vorstellungsarten — z. B. bey Indien, bey dem Caspischen Meer als Busen des Oceans u. s. w. übereinstimmt. Wir bemerken dabey nur noch, daß nach dem ausdrücklichen Zeugniß des Aeticus (S. 4.) der Entwurf von Julius Cäsar sich nur auf die Provinzen des Römischen Reichs beschränkte; und also der Plan von August und Agrippa demnächst so erweitert seyn

muß, daß er die ganze damals bekannte Welt (orbis terrarum) umfaßte.

Die als Anhang beygefügte Untersuchung über den sogenannten Geographus Ravennas steht mit der vorigen in Verbindung, indem Herr M. zeigt, daß dieser Schriftsteller ein anderes, und zwar besseres Exemplar der Tafel als das erhaltene, benützt haben müsse, wenn er gleich dieses verschweigt, ungeachtet er doch sonst mit seinen Quellen zu prunken pflegt.

Die Leser werden nun sehen, welchen bedeutenden Gewinn diese neue Ausgabe verschafft. Wir erhalten zuerst die Charte selbst jetzt in der möglichsten Correctheit. Ferner: was in der Peutingerschen Ausgabe fehlerhaft war, ist aus dem Index sofort ersichtlich. Durch die eben so gründliche als lehrreiche Abhandlung des Herrn Hofrath Mannert, ist aber so wohl der Ursprung als die ganze Geschichte der Charte in ein viel helleres Licht gesetzt; und der Werth derselben nicht wenig erhöht worden, da es jetzt nicht mehr zweifelhaft ist, daß jenes große Unternehmen des Augustus und Agrippa die Grundlage unsrer Charte bildet; und dieses also auch für die Nachwelt nicht gänzlich verloren gegangen ist. Der Münchner Academie aber haben die Freunde den Wissenschaften die größte Verbindlichkeit, daß sie nicht nur die Peutingerschen Kupferplatten dem Untergange entrisen hat, zu dem sie schon bestimmt waren; sondern auch durch eine nicht bloß correcte, sondern auch wohlfeile Ausgabe, die Urschaffung derselben erleichtert hat.

H n.

Quedlinburg und Leipzig.

Ueber den hohen Werth und wichtigen Einfluß der weiblichen Bildung auf alle Verhältnisse des

weiblichen Lebens. Allen edlen Müttern und Töchtern Deutschlands gewidmet von Franz Georg Ferd. Schläger, Ober-Pred. und Senior des Minister. zu Hameln, mit Anmerkungen von Joh. Christ. Aug. Heyse, Director der höheren Töchter-Schule zu Magdeburg. 1825. S. 118. in 8.

Diese kleine Schrift des so unermüdet und so vielseitig thätigen Verf. enthält mehr als sie verspricht; aber sie schlägt auch gerade in jenen Kreis seiner Thätigkeit ein, in welchem er sich noch an jedem Ort, wohin ihn die Vorsehung führte, die größten Verdienste erwarb. Man findet darin nicht nur über den Werth, sondern auch über die Form, über den Gehalt und über die Tendenz der weiblichen Bildung die trefflichsten practisch brauchbaren und fruchtbaren Bemerkungen, und dabey ist es auch nicht nur der Einfluß dieser Bildung auf die besondern Verhältnisse des weiblichen Lebens, sondern auf mehrere Verhältnisse des Lebens überhaupt, der darin in ein eben so wahres als anziehendes Licht gesetzt ist. Nicht wenig hat auch die kleine Schrift durch die in den Noten angebrachten erläuternden und bestätigenden Zusätze gewonnen, die Hr. Dr. Heyse aus dem Schatze seiner Erfahrungen hinzugesügt hat, wir wünschen daher angelegen, daß sie bald in die Hände der edlen Mütter und Töchter, denen sie gewidmet ist, kommen, und noch angelegener, daß alle öffentliche Anstalten für die Bildung unserer Töchter nach den darin enthaltenen Grundsätzen geleitet werden möchten.

D r u c k f e h l e r .

S. 384. Z. 7 u. 8. von unten seines Sohnes I.
Neffen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1825.

B o n n.

Bei Adolph Marcus. Ueber eine Kretische Kolonie in Theben, die Göttin Europa und Kadmos den König, von Fr. C. Welcker, Professor in Bonn. 1824. S. 95.

Wir wollen die Resultate dieser scharfsinnigen Schrift im Zusammenhange darlegen, ehe wir eine eigene Meinung zufügen.

In Gortyna auf der Insel Kreta wurde die Europa als eine Göttin verehrt mit Festen, in denen man einen ungeheuern Myrtenkranz umhertrug; die Sagen der Stadt setzten sie in viel Beziehung mit Sternen, und man verehrte als ihren Bruder einen Gott Atymnos, den eine seltsame Stelle des Solin XI, 9 als Abendstern zu deuten scheint. Wie die Europa in Gortyna, so hieß die Athena in Korinth Hellotis, indem ein anderer allgemeiner bekannte Göttername untergeschoben wurde. Europa kann nach Griechischem Etymon die Dunkle heißen, es kann aber auch den Lichtblick des Mondes bezeichnen, so viel wie Εὐροπᾶσσα. Das Letztere macht der Verf. sehr wahrscheinlich, und

welket sonst in der Mythologie stiergetragne und in Kuhgestalt gedachte Mondgöttinnen nach; — auch ist daran nicht mehr zu zweifeln. Nun findet sich der Cultus der Europa auch in Böotien. In diesem Lande hatte sie nach Antimachos (Frgm. 3. Schellenb.) ihre Brauthöhle zu Teumessos, (welches aber kein Drakel hat; das ist Delmessos in Lykien); und das altthebanische Geschlecht der Aegiden leitete seinen Gott Karneios von Zeus und Europa her (s. noch Praxilla bey Paus. III, 13, 3. Schol. Theokr. V, 83. Hesych *Καρνεῖος*, Eudokia 251). In diesem Lande ist ferner die Sage von Kadmos einheimisch. *Κάδμος* leitet der Wf. von *κάζειν*, (*κέκαδμαι*) ordnen, schmücken her, und hält es für eine nur dialektisch verschiedene Form von *κόσμος*, von der auch in Kreta eine Spur vorkommt. Die alten Fürsten waren, wie auch ihre Nachfolger in Kreta hießen, Ordner im Staate und Heere, und so wurde in der Thebaischen Mythologie der abstracte Begriff des Ordners, des Staatshaupts, an die Spitze gestellt, an welches sich zunächst eine Anzahl Familien angeschlossen, deren Würde als vom Staatshaupt ausgehend betrachtet wurde, und die deswegen *Σπαρτοί*, von ihm Gefäte, hießen. Nun war aber *Κάδμος* auch Gott, und wurde als solcher, besonders in der Deminutivform *Κάδμιλος*, in Samothrake verehrt, und mit Hermes identificirt. Hier war er offenbar theogonisches Symbol, eine Art *Ἔρως* (den Solger mit Recht das Bildungsprincip in der Theogonie nannte), ein Weltordner. Als solcher führte ihn auch Peisandros in die Poesie ein, bey dem Kadmos dem Zeus angab, wie er den Typhon bekämpfen könne. (Nur ist dieser Peisandros nicht der alte Rhodier, sondern der Carandener, in dessen sechs und zwanzig und mehr Büchern *ἠρωικῶν θεογαμιῶν* die Sache weit eher vorkommen konnte, als in den zwey Büchern der Heraklee des Rhodiers, s.

Heyne Exc. I. ad Aeneidos II.). Die Vereingung aber dieses Kadmos mit dem Thebanischen war das Werk von Dichtern und nicht ursprünglich im Cultus gegeben. Auch die Harmonia, welche in Samothrake nach Euphoros förmlich gesucht wurde, und offenbar ebenfalls als cosmogonisches Symbol galt, unterscheidet der Vf. von der Harmonia der Thebanischen Sage, die er als bürgerliche Eintracht faßt, und dabey an die Spartiatische Obrigkeit der Harmosten erinnert. Nun geht die Meinung des Vf. dahin, daß in alten Zeiten eine Kretische Kolonie nach Theben kam, welche den Begriff des Staatsoberhauptes, Κάδμος, und zugleich den Dienst der Europa mitbrachte. Kretisch sey ja auch das Orakel an der Quelle Delphossa in Bötien, wo Rhadamanth gewohnt habe, die Delphossa habe ursprünglich ihren Namen von der τηλεφάεσσα, der Fernleuchtenden gehabt, die immer in Verbindung mit Kadmos und Harmonia erscheint. So stamme denn auch der Name Europa für den Welttheil, zunächst für Nordhellas (Homer. Hymn. auf Apollo Pyth.) von den Kretern, die ihn nach ihrer eignen Kolonie darin genannt hätten. Den Gedanken einer Phöniciſchen Kolonie entfernt der Verf. gänzlich; nur für Kreta sey Europa des Phönix Tochter, und dies sey eine genealogische Combination von Gott und Volkstamm, die nicht einmal in allen Fällen ein Abstammen des erstern vom letztern bewiese, höchstens die Meinung, die auch eine Täuschung seyn könne. (Darauf ist hier noch keine Rücksicht genommen, daß auch später in Römischer Zeit Syrische Priester, entgegenkommend, ihre Urfarte für die Europa erklärten). Mondgöttinnen habe das alte Griechenland eben so gut, wie der Orient gehabt. Daß aber auch Kadmos Phöniciſch heiße, sey eine spätre Uebertragung von der Europa, die in dem Mythos ihren Grund habe, daß Kadmos die Europa sucht. Die Erklä-

rung dieses Suchens aber findet der Verf. in einem Kultusgebrauch, der sonst auch bey der Harmonia, der Io, der Samischen Hera, der Artemis Tauro-
 polos, der Anna Perenne der Staler vorkommt, und gewöhnlich damit schließt, daß die Gefundne, beson-
 ders mit *λύγος* oder *agnus castus* gebunden wird. Der Festgebrauch scheint einen Theil des *ἱερὸς γά-
 μος* ausgemacht zu haben, auf den wirkliche Ehege-
 bräuche übertragen wurden; der Verf. erinnert an
 das in Griechenland und Italien ehemals gewöhnli-
 che Rauben der Braut. Der König ging nun in ei-
 nem gottesdienstlichen Umzuge aus, die entschwun-
 dene Göttin zu suchen, das heißt, Kadmos sucht die
 Europa. Die Kuh als Ziel des Suchens, mag nach
 dem Verf. erst durch etymologische Erklärung des
 Namens der Bóoter hinzugekommen seyn.

So wenig der Ref. den Zusammenhang dieser
 Auseinandersetzung (in der er nur übergangen hat,
 was die Nachfolger des Kadmos betrifft, und was für
 die Hauptsache unwesentlich ist) verkennt, so sehr
 er darin forschenden Scharfsinn mit symbolischer
 Phantasie, ohne die mythologische Wissenschaft nicht
 bestehen kann, vereint findet; so sehr er sich dane-
 ben auch freut, den Verf. in vielen Stücken mit sich
 auf demselben Wege und zu gleichem Ziele gelangt
 zu finden: so muß er doch — was bey einer erst
 werdenden Wissenschaft Niemanden befremden wird
 — grade gegen mehrere Hauptsätze Einwendungen
 machen, und frühere Behauptungen, die ihm bey
 der Lesung eher sicherer als schwankender geworden
 sind, festhalten. Ref. findet die Etymologie von
 Kadmos vortrefflich (besonders der Künstlername
 Eukadmos, Schönbildner, bestätigt sie ihm); so konn-
 te ein Gott in alter Sprache sehr gut heißen, wie
 auch nach Herodots weniger begründeten Meinung
 die Götter *θεοὶ* hießen, als die *κόσμῳ δέοντες τὰ
 πάντα*. In Samothrake ist es nun gewiß, daß
 man den Kadmos = Kadmilos in diesem Sinne

nahm; er war nach Akusilaos, Vater der großen Götter, und wird Hermes übersezt (Dionysodor bey den Scholien Apoll.), indem man diesen Gott in mehreren Religionen als Lebensschaffer ansah. Nun geben wir zu, daß auch ein Staatsordner Κάδμος genannt werden konnte, aber ob es in Theben geschehen sey, ist die Frage. Die Erzählungen von Kadmos geben hier keine genügende Auskunft, da eben ihre Erklärung problematisch ist, und es darauf ankommt, von welcher Seite man diese beginnt. Gehe ich von dem Sage aus, daß Kadmos ein Gott gewesen, so stellt sich die Sache, für individuelle Ueberzeugung eben so schön oder noch schöner dar; besonders der Theil der Mythen, welcher offenbar auf uralter Symbolik beruht. Der Gott erschlägt den Drachen, der noch ungeordneten Natur Symbol, und säet die Zähne, aus denen die Väter Thebens hervorgehen, die in der ältesten Sage gewiß auch als die ersten Menschen halten, und Kampf und Streit beginnt bis die übrig bleibenden sich zur Ordnung und zum Gesetze vereinen. Wir haben in dieser Sage eine ganze Theogonie und Heroogonie zusammengedrückt. Die Hauptsache ist aber, daß auch zu Theben neben Kadmos Harmonia erscheint, die Inhaberin der von Hephästos gehämmerten Halskette (was mir auch symbolisch scheint.) Und zwar wissen wir, daß Harmonia hier immer noch als Göttin verehrt wurde, auch als Kadmos, wie so viele andre, in den Rang der Heroen herabgestiegen war. Sie wurde in Theben als Stadtgöttin verehrt, lehrt uns der Bote Plutarch (Pelopid. 19, der sie sonst selbst von der κόσμιος πολιτεία erklärt); Hesiod rechnet sie zu den Göttinnen, die Heroen geheirathet (Theogon. 937. 975.), die Verse eines Anklikers, wie es scheint, bey den Schol. zu Eurip. Phönissen 641. bezeichnen die Ehe, mit ihr durch ἀθάνατα λέχη, im Hymnos auf den Pythischen Apoll (195) steht sie bey den Chariten,

Horen, Hebe und Aphrodite als Tänzerin des Olymps. Nun glaube ich schwerlich, daß der Begriff der Staatsordnung, so praktisch gefaßt, seit den frühesten Zeiten als Göttin verehrt werden konnte, sehr wohl aber die Idee, welche hernach Empedokles speculativ als *φιλία* ausdrückte. Und grade dieser Begriff liegt offenbar in Wort und Mythos. *Ἄφροδιτα* war in Delphischem Dialekt ganz dasselbe was bey Homer *φιλότης*, und so hieß die Aphrodite selbst (Plutarch Amatorius 23), Harmonie war im gewöhnlichen Mythos Tochter und Verehrerin der Aphrodite, die Hochzeit mit Kadmos war die Grundlage ihres Mythos; man zeigte zu Theben die angeblichen Trümmer ihres Thalamos (Paus. IX, 12, 2.). War aber Harmonia die *φιλία*, so war Kadmos ein entsprechender Begriff. Doch wie gesagt, dieß beruht schon auf Erklärung, und ist daher vielleicht nicht vollkommen beweisend; aber ich glaube, daß dasselbe Resultat noch sicherer auf historischem Wege erreichbar sey. Wir gehen davon aus, daß der Cultus der Harmonia, so wie die Mythen von Kadmos, in ganz Griechenland, wenn man eine dunkle Epitrotische Sage annimmt, nirgends zu Hause waren als in Theben und in Samothrake, und daß dieß doch offenbar einen geschichtlichen Grund haben mußte. Denn daß etwa speculative Philosophen den Kadmos von Samothrake erfunden, geht deswegen nicht, weil sie ihn dann gewiß nicht mit dem offenbar uralten, dunkel gewordenen Worte *Κάδμος* und *Κάδμιλος* benannt hätten. Nun ist dieser geschichtliche Grund dadurch mit völliger Sicherheit gegeben, daß Tyrrenische Pelasger, um die Zeit der Heraklidenwanderung, Samothrake bevölkerten, welche von Theben gekommen waren, und den Hermes als Kadmos verehrten. Es wäre genug, daß das erste und zweyte feststeht, daß auch das dritte erweislich ist, erhöht die Sicherheit der Behauptung. Daß die Tyrrenischen Pelasger, wel-

Er in Attika gewohnt hatten, auch in Samothrake ansässig gewesen waren, und die Samothraker von ihnen die Orgien des Hermes und der Kabiren erhalten hatten, sagt Herodot ausdrücklich II, 51. Daß diese Tyrrenischen Pelasger aus Böotien nach Attika kamen, gibt Strabon (IX, 401) aus Ephoros an, der zwar den pragmatischen Zusammenhang gemacht hat, aber doch die einzelnen Data aus ältern Quellen, zuletzt aus der Ortsfrage geschöpft haben muß. Daß aber drittens Kadmos oder Kadmilos (die völlige Einheit nimmt auch Hr. Prof. Welker als erwiesen an) bey den Tyrrenischen Pelasgern Hermes bedeutete, hatte Kallimachos gesagt, den Statius Julianus (bey Macrobius Sat. III, 8.) gewiß irrig von den Tuscern verstand. Alles dies stimmt aufs trefflichste überein. Der Gott, Kadmos in einem speciellen Cultus, Hermes im Allgemeinen genannt, war seit der ältesten Zeit Stadtgott in Theben, war den Tyrrenischen Pelasgern eigenthümlich und von ihnen nach Samothrake gebracht. Hieraus folgt, daß er schon in der Zeit dieser Wanderung als Gott, als Hermes gedacht wurde, wie es der Verf. selbst früher (zu Schwenccks Etym. Myth. Andeut. S. 302) zu fassen geneigt war; und dann wird wohl Niemand mehr zweifeln, daß dasselbe in den Jahrhunderten vorher der Fall gewesen, und ein Hinabziehen in die heroische Welt erst nachher eintrat. Uebrigens hat auch der Thebanische Kadmos noch Manches vom Hermes, dessen Liebling er war (nach Lucian Charidem. 9.); und so wie ein Sohn des Gottes Eudoros, der Segensreiche, heißt: so nannte die Thebanische Sage den ersten Kadmiden Polydoros, Seegensfülle: ein Argument, das Andre vielleicht unberührt läßt, aber bey einem so tiefen Forscher, wie dem Verf., grade Eingang finden möchte.

Nach dieser Auseinandersetzung müssen wir uns im Uebrigen kurz fassen. Daß der Cultus der Cu-

ropa auch in Bötien war, geben wir zu, obgleich die Spuren nicht sehr bedeutend sind; aber ob aus Kreta, möchte schwer auszumachen seyn; und nur um die Tilphossa herum findet der Rec. deutliche Spuren Kretischer Niederlassung. Kadmos, der die Kretische Mythologie gar nichts angeht, scheint mit der Europa nur durch Dichter zusammengekommen zu seyn, da sie weder in Theben, noch in Samothrake, noch irgendwo zusammen verehrt wurden, und auch die Dichter erkannten sie früher nicht als Geschwister, da Kadmos Agenors Sohn hieß, und Europa bey Homer, Hesiod und Bakchylides (Schol. Il. XII, 507) Asios, (Pausan. VII, 4, 2,) Hellanizkos (Schol. min. Il. II, 494, wo aber doch Kadmos schon der Bruder seyn muß) Phönix Tochter genannt wurde. Indessen scheinen schon Stesichoros (Schol. Eurip. Phön. 674.) auch die Eumelische Europeia (Schol. Il. VI, 130. Paus. IX, 5, 4. ja schon ein Hesiodisches Gedicht, in dem Phönix Agenors Sohn genannt wurde (Schol. Apoll. II, 178.), die Mythen in einander gearbeitet, und Bötische Sagen an die Europa angeknüpft zu haben. Was zu der Verknüpfung die Veranlassung gab, ist schwer auszumitteln; bloße Verwirrung verschiedner Genealogien war es wohl nicht; es scheint, daß dem Sucher der Europa ein Umstand im Mythos des Kadmos entgegen kam, der die Vereinigung bewirkte. Suchte etwa Kadmos ursprünglich die Harmonia, die ja in Samothrake in einem Ritus wirklich gesucht wurde, und setzte man hernach die ebenfalls gesuchte Europa in die Stelle? — Was den Namen des Landes betrifft, so ist Rec. der Meinung, daß wohl alle mythische Ableitung weniger Probabilität hat, als die ganz einfache von *εὐρωπός* dunkel, nach welcher Europa zuerst alles von Hellas nördlich gelegene Land (alles *πρὸς ἄστρον* gelegne), dann auch das nördliche Hellas, und am Ende das Ganze einfaßte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1825.

G ö t t i n g e n .

Als Verf. der einen von den beiden Concurrenzschriften: von der Entstehung des wahren weiblichen Eies bey den Säugthieren, welchen am vorigjährigen Anniversarium der Königl. Societät das Accessit zuerkannt worden, (s. diese Anz. v. 1824. 125. St.) und zwar von der Nr. III. mit der Devise: *cujusvis hominis est errare etc.* hat sich Herr Dr. Eggert, Kreisphysicus zu Eisleben, gemeldet.

E b e n d a s e l b s t .

In der Dieterichschen Buchhandlung ist von des Herrn Ober = Medicinalraths Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte die eilfte rechtmäßige Ausgabe, wieder mit zahlreichen Verbesserungen und Zusätzen, und nun in groß Octav und schöneren Druck auf 680 Seiten erschienen.

S t . P e t e r s b u r g .

Auß der Buchdruckerey der Akademie: Ibn-Foszlan's und anderer Araber Berichte über

C (3)

die Russen älterer Zeit. Text und Uebersetzung mit kritisch - philologischen Anmerkungen; nebst drey Beylagen über sogenannte Russenstämme und Kiew, die Warenger und das Warenger-meer, und das Land Wisu, ebenfalls nach arabischen Schriftstellern, von C. M. Fraehn, Dr. der Theol. und Phil. Kais. Russ. Staatsrath und Ritter etc. Mit einer Tafel in Steindruck. Herausgegeben von der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. 1824. LXXXI u. 281 Seiten in 4.

Dieses Werk gibt einen neuen Beweis, wie das Studium der arabischen Litteratur durch reichen Gewinn belohnen und vorzüglich dunkle Theile der Geschichte des Mittelalters mit einem unerwarteten Lichte beleuchten kann. Die älteste Geschichte der Russen liegt nach dem Urtheile der Kenner noch sehr im Dunkeln: da die spätern einheimischen Schriftsteller für die früheste Zeit wenig Licht geben, hat man bisher auch die ausländischen Quellen der Byzantiner nicht verschmäht. Daß auch die Araber willkommene Hülfe reichen könnten, ist bisher lange selbst in Rußland bezweifelt: entweder weil Rußland bis zum J. 1819 fast ohne alle orientalische Handschriften war, oder weil man von den fernen Arabern wenig erwartete. Um so mehr werden es die Forscher der *origines russicae* dem Hrn. Verf. danken, daß er jenes Vorurtheil glücklich hinweggeräumt und durch die That bewiesen hat, wie viel Licht die frühere Geschichte Rußlands von der ausgebreiteten Wisbegierde der polygraphischen Araber und von ihrer durch Handel und weite Reisen erworbenen Kenntniß der damaligen Welt erhalten kann. Unter dem Schatze von Handschriften, welche im J. 1819 Rußland aus dem Orient erhielt, findet sich auch Jakut's größeres geographisches Lexicon, eben so selten seiner Größe wegen, (denn außerdem findet es sich nur noch theilweise in Kopenhagen und Oxford) als durch Ge-

nauigkeit und umfassende Quellenbenutzung ausgezeichnet. Aus diesem Alphabet der Länder (nach dem Titel "Muadschem el boldan) wird hier der Artikel Ruß (Rußland) im Original geliefert S. 1-23. ein Aufsatz, den ungeachtet seiner Kürze die darin aufbewahrten Notizen höchst schätzbar machen. Nachdem Sakut selbst in wenigen Worten die Schreibart des Namens Ruß, die Lage des Landes der Russen und das Auffallende ihrer von allen übrigen Völkern verschiedenen Sitten und Gesetze angegeben hat, gibt er zuerst einen kurzen Bericht nach einem Schriftsteller, den er bloß Mukaddeßi kennt (nach Hrn. Fr. vollständig Schems-eddin Abu-abdallah Muhammed Ben-ahmed gest. 444 d. H.), und dann einen weit längern und wichtigern von Ahmed Ibn-Foslan Ben-abbas Ben-raschid Ben-hammad. Dieser Araber ward vom Chalifen Muktedir im J. 309 (921 n. Ch.) als Gesandter zu einem Könige der an der Wolga wohnenden Bulgaren geschickt, um auf Verlangen des Königs den Islam zu begründen und das Reich durch Erbauung einer Festung gegen feindliche Angriffe zu schützen. Was er auf der weiten Reise von fremden Völkern Merkwürdiges sah, verzeichnete er später in einer besondern Schrift, die sich jedoch bis jetzt auf keiner europäischen Bibliothek gefunden hat. Sakut indeß benutzte dieses Werk stark in seiner großen Erdbeschreibung, und was er daraus Rußland Betreffendes entlehnte, ist nach Hrn. Fr. Meinung wörtlich in den Artikel Ruß aufgenommen. S. 135. Doch scheint dieses Ref. nicht ganz wahr zu seyn; der Name S. 4, 6 "fränkische Schwerter" ist nach aller Wahrscheinlichkeit vor den Kreuzzügen in dieser Ausdehnung nicht denkbar. Wie dem aber auch sey, Ibn-Foslan zeigt sich als ein eben so treuer Erzähler als aufmerkamer Beobachter fremder Sitten: so genau beschreibt er alles was ihm vorkommt, und so wenig stößt man auf Bemerkungen, die übertrieben oder durch die Sage ent-

stellt scheinen könnten. Wie er das Bild der damals noch halbrohen und heidnischen Russen mahlt, erkennt man es wohl in jedem Volke auf gleicher Stufe der Bildung. Die Russen sah der Gesandte hoch wie Palmbäume und von rother Farbe, mit Art, Dolch und Schwerdt überall bewaffnet; er wundert sich über ihre große Unsauberkeit, welche immer diesen Volkstamm von den germanischen Stämmen unterschied; vorzüglich entwirft er von den Ceremonien der Verbrennung verstorbener Fürsten aus Autopsie ein lebhaftes und ausführliches Gemälde, welches an ähnliche Scenen des frühern Indiens erinnert. Kürzer aber nicht minder wichtig sind Mukaddesi's Bemerkungen. Den Text begleitet eine wörtlich treue und im Ganzen so richtige Uebersetzung, daß sich auch der der Sprache unkundige Geschichtsforscher mit Sicherheit auf sie verlassen kann. Zugleich sind die falschen Lesarten des nachlässig geschriebenen und sehr jungen (v. J. 1809 datirten) Petersb. Cod. durch die Vergleichung des Kopenh. und Oxforder fast gänzlich getilgt. Daß indeß ungeachtet dieser Vergleichen und der vortrefflichen Sprachkenntniß des H. Herausgebers noch einige Stellen dunkel sind, wem kann das bey orientalischen Drucken auffallen? Dunkle und ihm undeutliche Stellen hat Hr. Fr. selbst mit lobenswerther Aufrichtigkeit angemerkt, und ihre Erklärung oder Verbesserung lieber aufgeschoben und andern überlassen, als durch überkühne Vermuthung zu heben gewagt. Die Lesart السن S. 4, 15. scheint selbst nach der Wendung, die ihr ein hochgeschätzter Gelehrter in einem Schreiben an Hrn. Fr. gab, zu undeutlich; ihr erzwungener Sinn widerstreitet der schlichten Erzählungsart eines Araber. Sollte man nicht mit geringer Veränderung السيف (Halschmuck von Gold oder Silber, nach Cast. und Camus Calc. T. I. p. 553.) lesen dürfen? Der Fortgang der Erzählung scheint da-

für zu sprechen; denn der Erzähler will nach diesem das vielbedeutende Wort Chäres durch Glasperlen bestimmen, welche neben dem übrigen Halschmuck getragen werden. Noch schwieriger ist die Stelle S. 12, 11. 12. die H. Fr. S. 110. und in den Nachträgen S. 253 mannigfach versucht, ohne etwas Leichtes zu finden. Auch die frühere dänische Uebersetzung ist mit Recht nicht gebilligt. Setzt man statt des in Prosa ungewöhnlichen und daher verdächtigen Wortes *الاناس* lieber *الاساوي* (Grundlagen), so wäre der Zusammenhang (vgl. S. 18, 13.) hergestellt und die Lücke ausgefüllt, welche man in der Erzählung merkt. Wegen jenes falschen Wortes lag immer der Begriff "Menschen" näher; aber in der ganzen Stelle wird bloß die Aufführung des Scheiterhaufen beschrieben. Das in allen drey Handschriften verdorbene und auch im Text unverständlich gelassene Wort S. 14, 1. konnte leicht durch Zusammenschreiben aus den, den Zügen nach, sehr ähnlichen zwey Wörtern *جنان شره* (böser Teufel) entstehen. S. 14, 15. empfiehlt die nicht aufgenommene Lesart des Kopenh. Codex die Grammatik und die Vergleichung von S. 18, 6. In dem Bruchstück aus Kaswini S. 210, 10. ist wohl *سجانبه* zu lesen. — Auf den Text folgen S. 27-138. sehr schätzbare und reichhaltige Anmerkungen. Sie beschäftigen sich theils mit zweifelhaften Lesarten und schwierigen Wörtern, theils vergleichen sie die nicht überall genaue dänische Uebersetzung, welche H. Rasmusen schon 1814 von Ibn-Foslan's Bericht verfertigte, theils erläutern sie die historischen Angaben des Textes noch durch andre ungedruckte Hülfsmittel, welche dem Verf. zu Gebote standen. So hat der Forscher der russischen Geschichte hier eine reiche Niederlage verschiedener Mittheilungen aus arabischen Quellen, die er mit den andern Nach-

richten des Occidents vergleichen und vereinigen mag, da Hr. Fr. nur die Quellen durch philologische Bearbeitung öffnet, die weitere Anwendung und historische Kritik andern überlassen hat. Kleine Abstreifungen, wie die Beschreibung dreyer kufischer Münzen S. 79 ff. wird man dem Vf. nicht übeldeuten. Mit demselben Interesse, wie diese Kleinern Excurse, wird der Leser auch die drey größern Beylagen aufnehmen, welche ihrer Ausdehnung halber einzeln an das Ende verlegt sind. Die erste Beylage S. 141 = 176 vergleicht die Namen einiger von arabischen Geographen erwähnten Russen-Stämme mit europäischen Nachrichten und bestimmt vorzüglich, daß die alte Stadt Kiew schon den Arabern unter dem Namen Kujabel bekannt gewesen sey. Hier wie sonst unterscheidet der Vf. mit Scharfsinn die richtige Lesart von der großen Menge anderer, die sich von ausländischen Namen in den geographischen Werken gebildet und fortgepflanzt haben. Die zweyte S. 177 = 204. sammelt die Nachrichten der Araber über die in der ältesten Geschichte Rußlands wichtigen Waranger oder Waräger. Die Widersprüche der Geographen lassen sich doch nicht alle heben: von Skandinavien scheinen überhaupt die Araber nur durch Hörensagen ihre Nachrichten empfangen zu haben, obgleich sie auch so wichtig sind und viel gewisser, als die frühern der Griechen und Römer. Endlich die dritte Beylage S. 205 = 235. beschreibt nach derselben Weise das im hohen Norden gelegene Land Wisu. Zahlreiche Zusätze und Verbesserungen, welche der Verf. während des langsamen Drucks zu sammeln noch Gelegenheit hatte S. 234 = 268. und drey Register beschließen das Ganze. Auch die weitläufige Vorrede bietet manche neue Bemerkung; vorzüglich ist die gründliche Nachweisung, daß vor Ibn-Haukal schon viele Araber sich im geographischen Fache auszeichneten, S. XIV ff. der Beachtung werth.

By Eberat u. Barrois: Grammaire de la langue arménienne; ou l'on expose les principes et les règles de la langue, d'après les meilleurs grammairiens, et les auteurs originaux et suivant les usages particuliers de l'idiome Haïkien; redigée pour les Elèves de l'Ecole Royale et Spéciale des langues Orientales vivantes, près la Bibliothèque du Roi; par I. Ch. Cirbied, Arménien, professeur royale de langue arménienne en la même école, etc. 1823. 8. LXXXII u. 320 Seiten.

Durch Langlés aufgefordert, faßte der Vf., ein geborner Armenier, den Entschluß, diese schon seit 15 Jahren entworfene und öffentlich vorgetragene Sprachlehre dem Druck zu übergeben. Daß diese neue Sprachlehre nach den vorigen Arbeiten nicht überflüssig sey, wird in der Vorrede durch ein langes Verzeichniß der bis jetzt in Europa gedruckten Grammatiken der armenischen Sprache bewiesen. An Umfang übertrifft sie wirklich nicht bloß den kurzen Abriss, welchen Aucher unlängst (Venedig 1819) in englischer Sprache und auf Ermunterung der Engländer herausgab, sondern auch die fleißige und ausführliche Grammatik von J. J. Schröder (Amsterdam 1710); sie hat eine Fülle von Beyspielen, aus alten Schriftstellern (S. 394) gesammelt; einige Theile sind tiefer begründet, andere neu hinzugefügt; die Abweichungen in den Schriftarten der Handschriften sind eben so berücksichtigt, als die verschiedenen Dialekte und die jetzige sich immer mehr verschlechternde Volkssprache. Doch wird der Lernende den Wunsch hegen, alles kürzer und einfacher zusammengestellt zu sehen; auch findet man nicht selten Wiederholungen. Das Ganze hat der Vf. in drey Theile gesondert. Der erste Theil S. 1-386, den der Vf. Lexicologie nennt, umfaßt die Formenlehre; hier ist besonders der Abschnitt über Zusammensetzung der Wörter vermehrt

und verbessert, aber die Lehre von der Declination ist noch zu verwickelt und dunkel. Vorzüglich schätzbar ist der zweyte Theil, die Syntax S. 387 = 639, der die frühern Arbeiten bey weitem übertrifft. Zuletzt holt der dritte Theil S. 640 = 807, welcher hier den Namen Glossologie führt, verschiedene einzelne Bemerkungen nach, welche jedoch größtentheils entweder in die beyden ersten Theile hätten verschlochten werden müssen, oder die Gränzen der Grammatik überschreiten. Der Vf. handelt in fünf Cap. von der Aussprache und Orthographie; von dem Ursprunge und der Etymologie der armenischen Wörter; von den verschiedenen Schreibarten (das Verzeichniß der Schriftsteller nach der Unterscheidung der feimern, mittleren und niedern Sprache ist eine angenehme Zugabe); von den Dialekten, welche die Vorrede wieder berührt, und von den Regeln der Verskunst. Den oft geäußerten Wunsch des Vf. (S. 100. 691.), die armenischen Urwörter zu einer lehrreichen Vergleichung mit andern Sprachen zusammenzustellen, wird gewiß jeder billigen; denn die Sprache steht darin der griechischen und dem Sanscrit nicht nach, daß sie ihre wenigen einsylbigen Stammwörter zu der größten Mannigfaltigkeit zusammengesetzter Begriffe anwendet, aus den wenigen Stammwörtern kann man den ganzen Grund der Sprache übersehen. Doch möchte man zugleich wünschen, daß sich künftige vorsichtige Sprachforscher die zwey hier gegebenen Ableitungen des hebr. קָח (vom armen. kah Versöhnung) und das griech. γέν (vom armen. gen Leben) nicht zum Muster nehmen. Ein alphabetisches Verzeichniß der in dem Buche angeführten armenischen Schriftsteller und eine kurze Wiederholung des Inhalts S. 808 = 818 schließen dieses ausführliche und gelehrte Werk, welches das Studium der armenischen Sprache sehr erleichtern und befördern wird.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 9. April 1825.

L o n d o n.

A Description of the Western Islands of Scotland, including the Isle of Man: comprising an Account of their geological Structure; with Remarks on their Agriculture, Scenery, and Antiquities. By John Macculloch, M. D. In three Volumes. Vol. I. XV und 587 Octavseiten. Vol. II. VII und 589 Octavseiten. Vol. III. Containing Plates and Maps, with Explanations. 55 Tafeln und 10 Charten, nebst 91 Seiten Text, in Quart. 1819.

Der Mensch ist ein Zögling der Natur, die ihn umgibt. Die Anschauungen welche sie ihm darbietet, die Beschäftigungen zu welchen sie ihn leitet, die Hindernisse welche sie ihm in den Weg stellt, die Genüsse welche sie ihm bereitet — haben einen mächtigen Einfluß auf sein ganzes Wesen; und gar manches von den Eigenthümlichkeiten der Völker, ist aus solchen äußeren Einwirkungen zu erklären. Wird die Geologie auf die Verhältnisse zwischen der gesammten Natur der Länder und ihrer Bewohner gerichtet, so gewinnt sie unstreitig ein

sehr erhöhtes Interesse; so tritt sie in den Kreis der Wissenschaften, die Keinem der auf allgemeine Bildung Anspruch macht, ganz fremd seyn sollten. Um aber die Geologie auf die Stufe zu heben, von welcher herab ihr Licht die Kunde des Menschengeschlechts wahrhaft zu erhellen vermag, sind freylich mit sehr umfassenden Kenntnissen ausgerüstete Bearbeiter erforderlich; Forscher, deren Blick zwar an die scharfe Erkennung und Unterscheidung des Kleinen und Einzelnen gewöhnt, aber durch die nahe Beschauung nicht verkürzt, sondern geübt ist, auch die größeren und allgemeineren Verhältnisse in der Natur aufzufassen. Es darf daher wohl nicht befremden, daß wir bey dem großen Reichthume an Faunen, Floren, an mineralogischen und geognostischen Topographien, doch noch so arm an wahren, in dem Geiste von Ritter's Erdkunde ausgeführten Ländergemälden sind. — Das vorliegende Werk liefert nicht so wohl ein vollendetes geologisches Gemälde der zum Schottischen Hochlande gehörigen Inseln, als vielmehr Studien zu einem solchen. Der aus den Verhandlungen der Londoner Geologischen Gesellschaft als eifriger Geognost bekannte Verfasser, hat Gegenden für seine Forschungen gewählt, die eine gründliche und vielseitige Untersuchung im hohen Grade verdienen; die durch das Großartige und Ungewöhnliche ihrer Natur, wie durch die Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner; durch Denkmäler aus der Vorzeit und historische Thatsachen, wie durch Sagen und Dichtungen, schon lange ein besonderes Interesse erweckt haben; die aber, der vielen Reisen ungeachtet die jährlich — zum Theil freylich nur zur Befriedigung der Jagdlust, oder um der Mode zu gehorchen — dahin unternommen werden, bis jetzt nur sehr unvollkommen bekannt waren. Viele jener Inseln sind höchst unwirthlich und überaus schwer zugänglich. Mit steilen Felsenwänden, die nur sel-

ten bequeme Landungsplätze darbieten, erheben sie sich aus dem stürmischen Meere, auf welchem die Fahrt wegen der zahllosen Klippen, hohen Brandungen und häufigen Nebeln, sehr gefährvoll zu seyn pflegt. Die Schwierigkeiten der Bereisung werden besonders vergrößert durch die Unbeholfenheit ihrer Bewohner, durch ihre schlechten Fahrzeuge und ihre Unbekanntschaft mit dem Fahrwasser und den Küsten. Die vielen Reisenden, welche die Schottischen Hochlande besuchen, pflegen daher von den Inseln nur Wenige zu berühren. Mehrere derselben, und darunter Einige, deren Natur besonders ausgezeichnet ist, waren beynahе ganz unbekannt geblieben. Von vielen sind noch keine genaue Charten vorhanden; worüber man sich um so mehr wundern muß, da wegen der Gefahren, die mit der Beschiffung des sie umgebenden Meeres verknüpft sind, genaue Aufnahmen derselben, von besonderer Wichtigkeit sind; und da Großbritannien für die Erweiterung der Geographischen Kunde ferner Länder so viel aufwendet. Mit unerschrockenem Muthе und unermüdlicher, große Bewunderung erregender Ausdauer, hat sich unser Verfasser der Bereisung jener vielen Inseln, selbst der kleinsten, unterzogen und nur bey Wenigen hat er sich mit der Betrachtung aus der Ferne begnügen müssen. Seine Untersuchungen bekrunden nicht allein sehr umfassende Kenntnisse in den Naturwissenschaften, sondern auch außerdem eine vielseitige Bildung. Wenn gleich sein Hauptaugenmerk auf die geognostischen Beschaffenheiten der bereiseten Inseln gerichtet war, so verband er doch damit durchgehends Beobachtungen über die Vegetation, über die Thiere, die allgemeynen klimatischen Verhältnisse, den Kulturzustand, die Sitten und Beschäftigungen der Menschen, zumal über Ackerbau und Viehzucht; und selbst Verfassung, Geschichte und Alterthümer wurden von ihm nicht

vernachlässigt. Diese verschiedenartigen Gegenstände sind von ihm stets im Zusammenhange, nach ihren gegenseitigen Verhältnissen, Beziehungen und Einwirkungen berücksichtigt. An die geognostischen Untersuchungen, wurden von ihm genetische geknüpft; Beobachtungen über die Verwitterung der Felsmassen, führten ihn zu fruchtbaren Nachforschungen über den Einfluß der Gesteine auf die lockere Bodendecke. Er hat auszumitteln gesucht, wie die Beschaffenheiten dieser auf der einen und die klimatischen Verhältnisse auf der anderen Seite, die Vegetation bedingen; wie alles dieses auf den Betrieb des Ackerbaues und der Viehzucht wirkt und welche Mittel die Natur zur Verbesserung dieser Erwerbsquellen darbietet. Indem sein künstlerischer Blick die Physiognomie jener wunderbaren Felseneylande mit großer Lebendigkeit auffaßte, suchte er zugleich die Richtung zu verfolgen, die das Gesammte ihrer Natur und Stellung, dem Gemüthe, der Phantasie ihrer Bewohner geben mußte. Auf diese Weise sind für die Inseln des Schottischen Hochlandes durch unseren Verfasser Aufschlüsse gewonnen, wie wir sie in gleicher Art, wohl nur von wenigen Gegenden der Erde besitzen. Der Verf. hat es aber den Lesern seines Werkes nicht ganz leicht gemacht, die mannigfaltigen Schätze zu heben, die darin enthalten sind. Diejenigen, welche sich für die einzelnen geognostischen Beobachtungen nicht interessiren, werden sich durch den Hauptinhalt leicht abschrecken lassen, und die Mühe scheuen, die wohlschmeckenden Kerne aus der harten, ihnen ungeschmackhaften Schaaale zu lösen. Freylich wird dieses weniger von den Lesern im Vaterlande des Verfassers, als von denen im Auslande gelten, indem dort seit einiger Zeit das geognostische Studium weit allgemeineren Eingang gefunden hat, als in anderen Ländern. Ueberhaupt ist aber das vorliegende Werk nicht so abgefaßt, daß es sich leicht

benutzen läßt. Es ist reich an einzelnen, vortreflichen Schilderungen; aber eine wohl geordnete Verknüpfung derselben zu einem allgemeinen, vollendeten Gemälde, in welchem das mannigfaltige Einzelne in seinen Verhältnissen zum Ganzen, klar und übersichtlich erscheint, wird vermißt. Die Sprache ist lebendig, hin und wieder wahrhaft schön; im Allgemeinen aber etwas zu gedehnt. Auch ist es nicht zu verkennen, daß das Werk eilig geschrieben wurde. Bey den geognostischen Schilderungen wird nicht selten die Bestimmtheit und Genauigkeit des Ausdruckes vermißt, wodurch die vorzüglicheren deutschen geognostischen Schriften sich auszeichnen. Die Angaben und Unterscheidungen der Gebirgsarten sind oft schwankend, wodurch die Benutzung mancher von dem Verfasser mitgetheilten Beobachtungen, unsicher wird. Die Arbeiten deutscher Geognosten, scheinen ihm sehr wenig bekannt geworden zu seyn. Mit besonderer Vorliebe sind die primären und die sogenannten Trappgebilde von ihm berücksichtigt; bey der Schilderung der Flözgebirgslagen findet man dagegen im Allgemeinen nicht die Genauigkeit und die Sorgfalt in der Vergleichung mit den Formationen anderer Gegenden, welche dem gegenwärtigen Standpunkt ihrer Kunde entspricht. Mehrere in diesem Werke enthaltenen Beschreibungen so wie mehrere von den dasselbe begleitenden, petrographischen Charten sind schon aus früheren, einzelnen Abhandlungen des Verfassers, in den Schriften der Londoner Geologischen Societät bekannt. Von dem Inhalte dürfen wir im Folgenden nur das Eine und das Andere besonders erwähnen, um einen bestimmteren Begriff von der Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit desselben zu geben.

Zuerst sehr kurze, einleitende Bemerkungen über die westlichen Inseln Schottlands. Da ihre Schilderung von dem geognostischen Gesichtspunkte aus-

geht, so erscheint die Abtheilung derselben in verschiedene Gruppen, nach den auf ihnen vorherrschenden Gebirgsarten, um so passender, da diese auf die gesammte übrige Natur von großem Einflusse sind und die geographischen Verhältnisse damit nicht im Widerspruche stehen. Der Verfasser unterscheidet hiernach Gneus-, Trapp-, Sandstein- und Schiefer-Inseln und außerdem, nach einer rein geographischen Beziehung, die Clyde-Inseln, weil bey diesen kein geognostisches Verhältniß besonders hervortritt. Auffallend macht sich bey diesen verschiedenen Inselgruppen, wie in dem Streichen ihrer Höhenzüge, eine allgemeine nordöstliche Tendenz bemerklich; die den Einschnitten und den Höhenzügen der Westküste von Schottland und zugleich dem allgemeinen Hauptstreichen der primären Gebirgsschichten entspricht.

Die größte Masse des Gneuses, ist in der äußersten, langen Inselkette verbreitet, deren geognostische Constitution nach ihrer ganzen Ausdehnung, sehr einförmig ist. Außerdem herrscht diese Gebirgsart in der kleinen Inselkette von Coll und Tirey und tritt isolirt auf Zona, Rona und dem nördlichen Theile von Kasay hervor. Zona ist in historischer und antiquarischer Hinsicht berühmt, und wird darum seit einiger Zeit besonders häufig besucht. Tirey ist durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Der leichte Boden ist ein Gemenge von humoser Erde und Sand, der Theils aus Quarz, Theils aus Muschelschaalen besteht. Der Kalkgehalt und die beständige, gleichmäßige Feuchtigkeit, wirken besonders auf den reichen Ertrag. Die Feuchtigkeit des Bodens ist so bedeutend, daß *Iris pseudacorus* und *Polygonum viviparum* überall in den Kornfeldern angetroffen werden. Unter den Futterkräutern zeichnet sich der weiße Klee aus, der überall in den Hochlanden vorzüglich gedeihet, wo der Boden kalkhaltig ist

und auf den Weiden die Gräser oft ganz verdrängt. In der Mitte jener Insel ist eine völlig ebene Fläche von 1250 Schottischen Morgen, die einen ununterbrochenen, natürlichen Rasen darstellt. An Holz ist dagegen auf Tirey, wie auf vielen anderen Inseln, größter Mangel. *Salix argentea* (Smith) ist das einzige holzartige Gewächs. Für den dortigen Gneus ist die Gegenwart der Hornblende besonders ausgezeichnet. Glimmer ist verhältnißmäßig weniger vorhanden. Einen ähnlichen Hornblendegneus fand Referent in großer Verbreitung in mehreren Gegenden Schwedens; so wie überall die Schwedische Gneus-Formation der auf den Schottischen Inseln sehr analog zu seyn scheint. Großer Reichthum von Granitgängen, die den Gneus durchschwärmen. Bedeutende Einlagerungen von Kalkstein. Kasper entdeckte dort den bekannten, dichten, fleischrothen, Augitkrystalle einschließenden Kalkstein, der seitdem häufig verarbeitet worden. Malakolith, Grammatit, Sphen, Corund, finden sich in den Kalksteinlagern von Tirey. — Der Zustand von Benbecula veranlaßt den Verfasser zu Betrachtungen über die übermäßige Bevölkerung in einem Theile der Schottischen Hochlande und die damit zusammenhängende große Armuth der Bewohner. — Indem der Verfasser die Torflager von Nord-Uist beschreibt, theilt er zugleich überaus lehrreiche, allgemeine Bemerkungen über die Entstehung des Torfes und über die Torfvegetation mit. Auf jener Insel, wie auch auf Süd-Uist, ist der Torf zuweilen leuchtend. — Die kleine Insel Nord-Nona ist von einer einzigen, aus sechs Individuen bestehenden Familie bewohnt, welche für den auf Lewis wohnenden Grundbesitzer, 50 Schaafe hütet. Zweymal im Jahre werden von Lewis aus die Producte der Heerde und die gewonnenen Federn von Seevögeln abgeholt. Au-

ßerdem hatte die einsiedlerische Familie, welche kein eigenes Boot halten darf, in sieben Jahren nur von unserem Verfasser und einem einzigen Schiffe einen Besuch erhalten. — Am Schlusse der Beschreibung der Gneus-Inseln theilt der Verf. allgemeine Bemerkungen über den Gneus und eine systematische Uebersicht seiner mannigfaltigen Modificationen mit.

Der Trapp bildet zwey Haupt-Inselgruppen. Stry liegt in der Mitte der einen, Mull im Centrum der anderen. St. Kilda ist von diesen Hauptgruppen weit entfernt. Unter den Trapp-Inseln sind einige, z. B. Pabba, welche keine andere Gebirgsarten enthalten. Auf den Mehrsten derselben sieht man aber die Trappmassen in Verbindung mit primären und secundären Gebirgsarten. Die mannigfaltigsten Verhältnisse stellen sich in dieser Hinsicht dar. Zu den vorzüglich merkwürdigen gehören die vielen Trappgänge, welche die anderen Gebirgsmassen durchsetzen und nicht selten von besonderen, abweichenden Beschaffenheiten der letzteren begleitet sind, die man geneigt ist, für Umänderungen anzusehen, welche von den durchsetzenden Massen bewirkt wurden. Es gibt vielleicht keine Gegend, welche eine größere Mannigfaltigkeit merkwürdiger Erscheinungen dieser Art darbietet, die mehr zum Studium derselben auffordert und größere Aufschlüsse über die Bildungsweise der räthselhaften Trappgebirgsarten und über ihre Einwirkungen auf andere Gebirgsmassen, zu geben verspricht, wie jene Inseln. Unser Verfasser bekennt sich zu der Ansicht, die sich immer mehrere Anhänger erwirbt, daß die Trappgebirgsarten vulkanisch gehobene Massen seyen; die bey ihrem Durchbruche in der Lage und den übrigen Beschaffenheiten der früher gebildeten, stratificirten Gebirgsmassen, Veränderungen bewirkten; daß namentlich die Senkung der Schichten davon

abzuleiten sey; daß die Trappgänge mit größeren Massen verbunden und bald als in die Höhe gedrängte, bald als in Spalten von oben gelangte Ausfüllungsmassen zu betrachten seyen. Es läßt sich nicht wohl läugnen, daß zahlreiche Beobachtungen Macculloch's für diese Ansichten zu reden scheinen; wobey aber freylich dem vorsichtigen, skeptischen Naturforscher sich doch auch noch gar manche Zweifel und Fragen aufdringen; so wie er gerade da, wo die Natur an vielen Stellen sich deutlich für eine gewisse Hypothese auszusprechen scheint, sich besonders aufgefordert fühlen wird, vor einseitiger Beobachtung, vor Vernachlässigung der Erscheinungen zu warnen, die gerade das Gegentheil beweisen dürften; so wie besonders vor dem Fehler, der nur zu leicht begangen wird: daß man in der Verknüpfung von Erscheinungen, unbedingt einen Causal-Nexus zu finden glaubt. Wenn man, wie solches auf den Schottischen Inseln sehr häufig vorkommt, Trappausfüllungen sieht, in deren Nähe die Schichtung und die übrige Beschaffenheit des Nebengesteins nicht die mindesten Veränderungen zeigt, so wird man solche, wo sie in der Nachbarschaft von Trappgängen wahrgenommen werden, wenigstens nicht ohne weitere Beweise, einer Einwirkung der letzteren zuschreiben dürfen. Unabhängig von den vielen mitgetheilten Belegen für die Hebungstheorie, hat der Verfasser einen großen Schatz der trefflichsten Beiträge zur Kunde der Trappgebirgsarten überhaupt, in diesem Werke niedergelegt. Er hat auf mehrere neue Glieder derselben aufmerksam gemacht, unter denen besonders der Hypersthenfels merkwürdig ist. Er hat gezeigt, daß gewisse krystallinische Gebirgsarten, z. B. Syenit, unwidersprechlich den Trappgebilden anachören, die man sonst nur unter anderen Verhältnissen zu sehen gewohnt war. Unwillkührlich wird man durch diese Beobach-

tungen an das Vorkommen des Syenites und einiger anderer, mit ihm verknüpfter und verwandter Gebirgsarten im südlichen Norwegen erinnert. Dem Referenten, der hier im Jahr 1806 die Lagerung des Syenites über secundären, Versteinerungen führenden Gebirgsarten beobachtete, kam es damals nicht in den Sinn, daß man ihn vielleicht für eine vulkanisch gehobene Masse ansehen dürfe; vielmehr war er der Meinung, daß der unter ähnlichen Verhältnissen bey Holmestrand gelagerte Basalt, mit jenem und den begleitenden Porphyren, zum sogenannten Uebergangsgebirge zu zählen sey (Skandinavische Reise II. 97. 100). Jetzt muß er aber wohl, indem er die Wahrnehmungen Macculloch's auf den Schottischen Inseln, mit den seinigen vergleicht, und dazu die interessanten, neueren Beobachtungen Naumann's über die Verhältnisse jener Gebirgsarten im südlichen Norwegen nimmt, in seiner früheren Ansicht etwas schwankend werden. — Betrachtungen über den Zustand des Ackerbaues der Insel Sky, leiten den Verfasser zu Bemerkungen über den sehr abweichenden Einfluß der Trappgebirgsarten, auf die Fruchtbarkeit des Bodens. So wie in diesen die größten Verschiedenheiten, oftmals in schnellem Wechsel sich zeigen, so ist auch der daraus gebildete Boden oft im hohen Grade fruchtbar, mannigmal aber von ganz entgegengesetzten Eigenschaften; welches der Verf. besonders dem abweichenden Gehalte an Kalk, Kali und Kohle zuschreibt. Auf der Insel Sky beobachtete unser Verfasser auffallende Veränderungen des Flözkaltes, wo dieser in Berührung mit Syenit, oder von Trappgängen durchsetzt ist, indem er hier mit Kiesel-erde, Talk- und Thonerde überladen und zuweilen krystallinisch, so gar wohl statuarischem Marmor ähnlich erscheint. Diese und übereinstimmende Erscheinungen an andern Orten, u. A. auf

der Insel *Man*, erlangen ein erhöhtes Interesse durch die neueren, merkwürdigen Beobachtungen des Herrn von *Buch* über das Vorkommen des *Dolomits* im südlichen *Tyrol*; wobey freylich nicht übersehen werden darf, daß sehr häufig *Flößkalk* von *Trappgebirgsarten* durchsetzt wird, ohne die mindeste Umänderung zu zeigen und daß anderer Seits *Krystallinischer Flößkalk* und ausgezeichnete *Dolomit*, nicht selten ganz unabhängig von *Trappgebirgsarten* vorkommen. Die von dem Verfasser beschriebene Umänderung des *Sandsteins* in der Nähe von *Trappgängen*, erinnert an völlig ähnliche Erscheinungen im nördlichen *Deutschland*, u. A. an der *blauen Kuppe* bey *Eschwege*, an der *Pflasterkaute* unweit *Eisenach*. — *Staffa* ist unter den *Schottischen Inseln* am genauesten bekannt und im hohen Grade verdient diese merkwürdige *Basaltmasse* die Aufmerksamkeit des *Geologen* und die *Bewunderung* des *Freundes* erhabener *Naturscenen*. Die berühmte, einem *Gothischen Gewölbe* gleichende *Fingals = Grotte*, ist nach der genauen *Messung* unseres *Verfassers* 227 *Fuß* lang und vorn 44 bis 50 *Fuß* weit. Vom *Gipfel* der *Felseninsel* bis zur *Spitze* des *Bogens*, ergab die *Messung* 30, und von hier bis auf die *Oberfläche* des *Wassers* bey *niedriger Fluth*, 66 *Fuß*.

Die *Anzahl* der *Sandstein = Inseln* ist gering. Der *Verf.* zählt dazu die *Croulin = Inseln*, die *Sommer = Inseln* und *Handa*. Das *Gestein* welches sie besonders charakterisirt, nicht aber auf diese beschränkt ist, wird von *Macculloch* mit dem *Namen* des *rothen Sandsteins* belegt. Die von ihm darüber mitgetheilten *Nachrichten*, stellen die *Verhältnisse* dieser *Gebirgsart* nicht in ein vollkommen klares und unzweydeutiges *Licht*. Jener *Sandstein* gehet nach dem *Verf.* nicht allein in *Quarzfels*, sondern auch in *Gneus* über; ja er soll sogar zuweilen mit dieser *Gebirgsart* ab-

wechselnd und gleichförmig gelagert vorkommen; an manchen Stellen dagegen in ungleichförmiger Lagerung gegen den Gneus erscheinen. Dieser verschiedenartigen Verhältnisse ungeachtet, hält der Verf. dafür, daß diese Sandsteingebilde zu einer Formation gehören, indem auch der abweichend gelagerte, mit dem Gneuse innig verbunden sey. Da er diesen für eine primäre Gebirgsart ansieht, so erklärt er natürlicher Weise auch den damit wechselnden Sandstein, für eine solche.

Die Schiefer-Inseln werden durch verschiedene Gebirgsarten gebildet, die größten Theils einen schiefrigen Charakter haben, namentlich durch Glimmer-, Chlorit-, Thonschiefer, Quarzfels. Je nachdem die eine oder andere dieser Gebirgsarten vorherrscht, unterscheidet der Verf. verschiedene Insel-Gruppen. Vorwaltender Thonschiefer charakterisirt Kerrera, Seil, Luig, Torsa. Quarzfels herrscht in der Inselgruppe vor, zu welcher Lunga, Scarba, Fura und Isla gehören. Vorwaltender Chloritschiefer constituirt die Inseln Shuna, St. Cormac, Gigha und Cara. An die Beschreibung von Fura hat der Verf. manche lehrreiche zoologische Bemerkungen, zumahl über leuchtende Thiere, geknüpft.

Unter den Clyde-Inseln ist Arran die bedeutendste und merkwürdigste. Eine große Granitmasse gehört zu ihren besonderen Eigenthümlichkeiten. Das System primärer Schiefergebirgsarten hat sie dagegen mit Bute und Inchmarnoch gemein. Jener Insel ist eine besonders ausführliche, überaus lehrreiche Beschreibung gewidmet. — Höchst mahlerisch ist die kleine Felseninsel Ailsa, die mit steilen Wänden plötzlich aus den Wellen sich zu einer Höhe von 1100 Fuß erhebt. Diese Wände bestehen zum Theil aus senkrechten Säulen, welche die erstaunliche Höhe von

etwa 400 Fuß erreichen. Macculloch siehet ihr Gestein für eine Modification des zu den Trappgebirgsarten gehörigen Syenites an.

Der letzte Abschnitt enthält eine ausführliche Beschreibung der Insel Man.

Die das Werk begleitenden Kupfer, welche nebst den Erklärungen derselben, den dritten Band einnehmen, sind sämmtlich nach Zeichnungen des talentvollen Verfassers gearbeitet. Sie enthalten zehn trefflich gestochene Ansichten merkwürdiger Gegenden und Felsenmassen und eine große Anzahl von geognostischen Durchschnitten, Darstellungen anderer geognostischer Verhältnisse und illuminirten, petrographischen Charten. Die Durchschnitte sind größten Theils idealisirt und haben daher, ob sie gleich zur Verdeutlichung der Beschreibungen beitragen können, doch im Ganzen keinen bedeutenden, wissenschaftlichen Werth.

L e i p z i g.

Ammonius de differentia ad finium vocabulorum; accedunt opuscula nondum edita, Eranius Philo de differentia significationis, Lesbonax de figuris grammaticis, incerti scriptores de soloeismo et barbarismo, lexicon de spiritibus dictionum ex operibus Tryphonis, Choerobosci, Theodoriti etc. selectum. Ammonium ope ms., primae editionis Aldinae et aliunde emaculavit et notis illustravit, reliqua ex codd. mss. bibliothecae Lugduno-Batavae nunc primum vulgavit Ludovicus Casparus Valckenaer. Nova editio correctior et appendice notarum inprimis e schedis L. Kulenkampii depromptarum Carolique Segarii epistola critica aucta. Lipsiae, apud Joann. Aug. Gottl. Weigel. 1822. LVI u. 224 S. 8.

Dieses Buch ist in der ersten Ausgabe bereits

1739 gedruckt worden. Da dasselbe wahrscheinlich schon in den ersten Jahrgängen der Gött. gel. Anz., die dem Rec. nicht zur Hand sind, eine Anzeige gefunden hat, und da es überhaupt Sitte ist, an neuen Auflagen alter Bücher nur die neue Form und die hinzugekommenen Zusätze und Verbesserungen zu recensiren, so genügt es hier, auf die Zusätze von Kulenkamp und Schäfer aufmerksam zu machen. Der letztere, welcher zugleich der jetzige Herausgeber des Buches ist, hat zu dessen Ausstattung hin und wieder eine Zeile in Parenthese eingefügt, die meist eine kurze kritische Bemerkung oder ein Citat enthält. Von jenem sind außer einer einleitenden Bemerkung über die mühselige Spitzfindigkeit der alten Grammatiker, Auszüge aus Cod. Barthol. Gud. Paris. Vindob., aus Moschopolus und Photius, beygefügt, meist synonymische Berichtigungen und Bestätigungen zum Ammonius enthaltend, oft auch dasselbe was schon im Texte des Ammonius steht, nur mit etwas verschiedenen Worten oder mit einer neuen Lesart. Vieles ist von dem Herausgeber an den betreffenden Stellen eingeschaltet worden, Aehnliches aber, was in Kulenkamp's Papiere zerstreut war, gesammelt, in alphabetische Ordnung gebracht und unter dem Titel: Epimetrum notarum et excerptorum auf 16 Seiten hinter die Vorrede gedruckt worden. Aus diesem epimetrum nun können z. B. die Zericographen lernen, daß *ἀγανρος* bey den Joniern auch für *ἀπορος* gebraucht wird, daß *Ἀθηναία* aus Scheu vor der Göttin Athene nie eine menschliche Athenienserin genannt wurde, sondern *Ἀττική*, daß *αἰολον* so viel ist als *ποικίλον*, *διόλον* hingegen gleichbedeutend mit *ταχύ*, daß *αἰρω* für *ἔψω*, *ἄρω* aber für *ἀφανίζω* gebraucht wird, *ἀμάω* für *δειρίζω*, *ἀμῶ* für *συνάγω*. Manches ist darunter, was im Sprachgebrauch der besten Schriftsteller keineswegs bewährt gefunden wird, z. B.

ἐξαισιον für *δαυμαστόν* und ἀπαισιον für *μισητόν*, γεωγραφία für die Zeichnung der ganzen Erde, γεωμετρία für die eines einzelnen Theiles; ἀμπελος, Weinstock und ἀμπελών, Weinberg, Unterschiede, die entweder gar nicht oder doch nicht durchgängig beachtet werden. Was der Grammatiker von dem Unterschiede zwischen ἀφρων und ἀνόητος sagt, ist doch nicht bedeutender als was sich vom einem Unterschiede zwischen dem Teufel und dem Satan sagen läßt, und der Feinheit des Gefühls zu vergleichen, mit welcher einer unserer Synonymiker den Unterschied zwischen einer Maulschelle und einer Ohrfeige ausfindig gemacht hat. Daß aber zur Klasse der ἀνόητοι auch die *ἰσθδαϊκῶς πολιτευόμενοι* gehören, ist Rec. bis jetzt gänzlich unbekannt gewesen. — Etymologische Ableitungen finden sich ferner, wie sie in einem etymologischen Wettrennen des ersten Preises würdig sind, wie *ἄστν* von *ἀνω ἰστασθαι*. — Belehrungen endlich stoßen uns hier auf, deren Erscheinung überraschend ist, wie die Unterschiede zwischen *ἑαυτὸς* und *ἀλλήλους*, *εἰς* und *οὐδείς*, *ἱστοριογράφος* und *ζωγράφος*, *κωμῳδία* und *τραγῳδία*, ja selbst zwischen *γυνή* und *παρθένος*!! Diese und ähnliche Behauptungen synonymischer Mikrologie hätten dem Werke kein Verdienst ertheilt, wenn dieses nicht durch anderweitige Fülle Griechischer Sprachkunde gesichert wäre. Wann werden aber die Gelehrten aufhören, gewissen Dingen einen Werth beizulegen, der doch in nichts besteht, als in den Griechischen Lettern, womit sie gedruckt sind?

R. D.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Ernst Fleischer: Samuel Brookes's F. L. S. Anleitung zu dem Studium der Conchylienlehre. Aus dem Englischen übersetzt und mit neun colorirten und drey schwarzen Kupfertafeln erläutert. Bevorwortet und mit einer Tafel über die Anatomie der Flusmuschel ver-

mehrt von Dr. C. Gust. Carus, Prof. an der Chir. medic. Academie zu Dresden. 1825. XXXI Vorwort des Herausgebers; IV Vorrede des Verfassers 123 Seiten in 4.

Die ausgezeichnet schönen und gut colorirten Kupfer des englischen Werkes verdienen allerdings eine Verpflanzung auf deutschen Boden, wenn auch die Systematik, Anatomie und Physiologie dieser Classe von Thieren durch dasselbe nicht wesentlich gewinnen konnte. Die drey ersten Capitel der Anleitung liefern nur eine sehr unvollständige Litteratur der Conchiliologen, eine kurze Nebeneinanderstellung des Linnéischen und Lamarkischen Systems und die eingeführte Terminologie, die aber hier kaum an ihrem Orte ist, weil sie wenigstens hier nicht weiter berücksichtigt wird. Die Beschreibung der Thiere selbst hält sich sehr in den Schranken allgemeiner wenig sagender Ausdrücke: z. B. das Thier ist eine Schnecke, eine Limax, eine Purpurschnecke und dergleichen, welche Anfänger offenbar irre führen, und bey dem Unterrichteten Mißtrauen gegen alles Uebrige erregen. Die neun colorirten Kupfertafeln liefern 134 Abbildungen von Schalen, nach dem Linnéischen System, mit Berücksichtigung des Lamarkischen geordnet; die beiden schwarzen Kupfertafeln 17 sehr unvollkommene Darstellungen einziger Schnecken- und Muschelthiere, ohne in ihre vollständige Abbildung und Zergliederung einzugehen. Eine desto schätzenswerthere Zugabe des Werks ist daher die demselben vorausgeschickte Abhandlung des deutschen Herausgebers, der indeß nicht zugleich der Uebersetzer des englischen Textes ist. Von dem innern und äußern Bau der Muscheln und Schnecken, und von den Lebenserscheinungen derselben, mit der dazu gehörigen zwölften Kupfertafel, gezeichnet von Carus, gestochen von Schröter, und die Anatomie und die Entwicklung der Flußmuschel aus dem Ey enthaltend, welche an Vollständigkeit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 11. April 1825.

Göttingen.

Am 5. April überreichte Hr. Hofr. Gauß der Königl. Societät eine Vorlesung, überschrieben: *Theoria Residuorum Biquadraticorum, Commentatio prima.*

Die Theorie der quadratischen Reste bildet bekanntlich einen der interessantesten Theile der Höhern Arithmetik, welchen man jetzt nach vielfach wiederholten Untersuchungen als vollendet und abgeschlossen betrachten kann: die Geschichte desselben betreffende Nachrichten findet man in diesen Blättern 1808 St. 76 und 151, und 1817 St. 40. An letzterm Orte sind auch bereits einige vorläufige Nachrichten über die Nachforschungen mitgetheilt, welche der Verfasser der vorliegenden Abhandlung seit dem Jahre 1805 über die verwandte, eben so fruchtbare und interessante, aber sehr viel schwierigere Theorie der cubischen und biquadratischen Reste angestellt hatte. Obgleich schon damals im Besiz der wesentlichen Momente dieser Theorien, ist er doch bisher durch andere Arbeiten abgehalten, öffentlich etwas davon bekannt zu machen,

und erst jetzt ist es ihm möglich geworden, sich mit der Ausarbeitung eines Theils dieser Untersuchungen zu beschäftigen. Der Anfang ist jetzt mit der Theorie der biquadratischen Reste gemacht, die der Theorie der quadratischen Reste näher verwandt ist, als die der cubischen. Inzwischen ist die gegenwärtige Abhandlung noch keinesweges dazu bestimmt, den überaus reichhaltigen Gegenstand zu erschöpfen. Die Entwicklung der allgemeinen Theorie, welche eine ganz eigenthümliche Erweiterung des Feldes der höhern Arithmetik erfordert, bleibt vielmehr der künftigen Fortsetzung vorbehalten, während in diese erste Abhandlung diejenigen Untersuchungen aufgenommen sind, welche sich ohne eine solche Erweiterung vollständig darstellen ließen. Von den Resultaten kann in dieser Anzeige nur ein Theil ausgehoben werden.

Eine ganze Zahl a heißt biquadratischer Rest der ganzen Zahl p , wenn es Zahlen der Form $x^4 - a$ gibt, die durch p theilbar sind; biquadratischer Nichtrest hingegen, wenn keine Zahlen jener Form durch p theilbar seyn können. Offenbar sind alle biquadratischen Reste von p zugleich quadratische Reste derselben Zahl, und also alle quadratischen Nichtreste auch biquadratische Nichtreste: allein nicht alle quadratischen Reste sind zugleich biquadratische Reste. Es ist zureichend, die Untersuchungen auf den Fall einzuschränken, wo p eine Primzahl von der Form $4n + 1$, und a nicht durch p theilbar ist, da alle andere Fälle sich leicht auf diesen zurückführen lassen.

Die Untersuchungen über diesen Gegenstand zerfallen in zwey Abtheilungen, je nachdem p oder a als gegeben angesehen wird. Die erstere ist von viel geringerer Schwierigkeit als die zweyte, und verglichen mit letzterer als ganz elementarisch zu betrachten. Alles Wesentliche, was darüber zu sagen ist, enthält die Abhandlung vollständig.

Aus der zweyten Abtheilung hingegen sind hier nur erst einige specielle Fälle abgehandelt, die sich ohne zu große Zurüstungen abmachen ließen, und als Vorbereitungen zu der künftig zu gebenden allgemeinen Theorie dienen können. Dieß sind diejenigen, wo $a = -1$, und $a = +2$ gesetzt wird.

Der erstere Fall hat gar keine Schwierigkeit; es war auch schon in dem Werke, *Disquisitiones Arithmeticae*, gezeigt, daß -1 ein biquadratischer Rest von p ist, so oft p die Form $8n + 1$ hat, hingegen ein bloß quadratischer Rest und biquadratischer Nichtrest von p , wenn p von der Form $8n + 5$ wird. Ganz anders verhält es sich mit dem Fall $a = +2$. Es ist zwar längst bekannt, daß $+2$ und -2 von p quadratische und also auch biquadratische Nichtreste sind, wenn p die Form $8n + 5$ hat, und wenigstens quadratische Reste, wenn p von der Form $8n + 1$ ist; wie auch daß bey dieser Form von p entweder $+2$ und -2 zugleich biquadratische Reste, oder zugleich biquadratische Nichtreste werden: allein die Unterscheidung, welcher dieser beiden Fälle eintrete, ist eine Untersuchung von viel höherer Art, und es werden dazu in der Abhandlung zwey verschiedene Kriterien entwickelt.

Das erste Criterium hängt mit der Zerlegung der Zahl p in ein einfaches und ein doppeltes Quadrat zusammen, die bekanntlich (da, wie schon bemerkt ist, angenommen wird, daß p eine Primzahl sey) immer möglich und nur auf Eine Art möglich ist. Setzt man $p = gg + 2hh$, so wird $+2$ ein biquadratischer Rest von p , wenn g von der Form $8n + 1$ oder $8n + 7$, ein biquadratischer Nichtrest hingegen, wenn g von der Form $8n + 3$ oder $8n + 5$ ist.

Das zweyte Criterium hängt zusammen mit der Zerlegung der Zahl p in zwey Quadrate, die be-

Kanntlich auch immer möglich und nur auf Eine Art möglich ist. Setzt man $p = ee + ff$, und nimmt an, daß ee das ungerade, ff das gerade Quadrat bedeutet, so bringt schon die vorausgesetzte Form von $p = 8n + 1$ mit sich, daß auch $\frac{1}{2}f$ eine gerade Zahl wird, also f entweder von der Form $8m$, oder von der Form $8m + 4$: im erstern Fall nun wird $+2$ biquadratischer Rest, im andern biquadratischer Nichtrest von p seyn.

Wir deuten hier nur die Bemerkung an, wozu die höhere Arithmetik so oft Gelegenheit gibt, daß nicht so wohl die Schönheit und Einfachheit der Theoreme selbst, als die Schwierigkeit ihrer Begründung sie vorzüglich merkwürdig macht. Sobald man einmahl veranlaßt ist, das Daseyn eines Zusammenhanges zwischen dem Verhalten der Zahl $+2$ und den beiden angeführten Zerlegungen der Zahl p zu vermuthen, ist es äußerst leicht, diesen Zusammenhang durch Induction wirklich zu entdecken. Allein schon bey dem ersten Criterium ist der Beweis dafür nicht ganz leicht zu führen, viel tiefer versteckt liegt er aber bey dem zweyten, wo er mit anderweitigen subtilen Hülfsontersuchungen innigst verkettet ist, die ihrerseits wieder zu einer merkwürdigen Erweiterung der Theorie der Kreistheilung führen. Diese wunderbare Verkettung der Wahrheiten ist es vorzüglich, was, wie man schon oft bemerkt hat, der höhern Arithmetik einen so eigenthümlichen Reiz gibt. Diese Begründungen selbst vertragen übrigens natürlich hier keinen Auszug, und müssen in der Abhandlung selbst nachgesehen werden. Allein ein Paar andere neue arithmetische Theoreme, welche gleichfalls mit der Begründung des zweyten Criterium innigst verbunden sind, verdienen wohl, ihrer Einfachheit wegen, hier noch besonders herausgehoben zu werden.

Wenn p eine Primzahl von der Form $4k + 1$ ist, und $= ee + ff$ gesetzt wird, so daß ee das ungerade, ff das gerade Quadrat bedeutet; wenn man ferner

$$1. 2. 3. \dots k = q$$

$$(k + 1) (k + 2) (k + 3) \dots 2k = r$$

setzt, so wird allemahl $\pm e$ der kleinste Rest seyn,

welcher hervorgeht, indem man $\frac{r}{2q}$ mit p dividirt,

und $\pm f$ der kleinste Rest, welchen man aus der Division von $\frac{1}{2}rr$ mit p erhält (kleinsten Rest immer so verstanden, daß er zwischen den Grenzen $-\frac{1}{2}p$ und $+\frac{1}{2}p$ genommen wird). Die Zahl

$\frac{r}{2q}$, welche für $p = 5$ den Werth 1 erhält, kann

man für größere Werthe von p auch in folgende Form setzen

$$6. 10. 14. 18 \dots (p - 3)$$

$$2. 3. 4. 5 \dots k$$

Es ist sehr merkwürdig, daß so die Zerlegung der Zahl p in zwey Quadrate ganz auf directem Wege erhalten werden kann: aber fast noch merkwürdiger ist ein dabey Statt findender Nebenumstand. Allemahl nämlich findet man durch dieses Verfahren die Wurzel des ungeraden Quadrats, e , mit positivem Zeichen, wenn e , positiv genommen, von der Form $4m + 1$ ist, und mit negativem, wenn e positiv genommen von der Form $4m + 3$ ist. Hingegen hat für das Zeichen, mit welchem die Wurzel des geraden Quadrats, f , aus jener Operation hervorgeht, noch durchaus keine allgemeine Regel aufgefunden werden können, weder a priori, noch auf dem Wege der Induction, und der Verfasser empfiehlt daher, am Schlusse der Abhandlung, diesen Gegenstand den Freunden der höhern

Arithmetik zu weiterer Nachforschung, überzeugt, daß mit dem Gelingen derselben sich zugleich eine ergiebige Quelle neuer Erweiterungen dieses schönen Theils der Mathematik eröffnen werde.

H a m b u r g.

Entwicklung der Verfassung der Lombardischen Städte, bis zu der Ankunft Kaisers Friedrich des Ersten in Italien, von Dr. Heinrich Leo. 1824. XVI u. 199 S. in 8.

In dieser Schrift treffen wir auf einen jungen Historiker dem es mit seinen Studien voller Ernst ist. Bereits vor vier Jahren hatte derselbe eine Untersuchung über diesen Gegenstand herausgegeben; seit dieser Zeit aber hat er Gelegenheit gehabt tiefere Forschungen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien zu machen: und seine Meinungen im Einzelnen zu berichtigen; wenn sie auch der Hauptsache nach dieselben geblieben sind. Er hat seine Untersuchungen an die Hauptstadt Mailand geknüpft; da von dieser der Schluß auf die andern Lombardischen Städte zu machen sey; wobey wir nur die einzige Bemerkung zu machen haben, daß da Mailand härtere Schicksale als die meisten übrigen Städte gehabt hat, indem es wiederholt gänzlich zerstört ward, dieß doch auch auf seine innere Verfassung und ihre Veränderungen Einfluß haben könne, das bey andern Städten nicht so Statt finden konnte. Der Verf. geht aus von der Zerstörung Mailands durch die Gothen, im Jahre 538; und kommt dann auf den Zustand unter den Longobarden. Dieß führt aber den Verf. auf eine Untersuchung der politischen Verhältnisse der alten Deutschen überhaupt; worin die Idee ausgeführt wird, daß durch das Institut

der Dienstfolge die älteste Verfassung zu Grunde gegangen sey, indem sich aus diesem Institut das nachmalige Königthum entwickelt habe. Dieß ist von dem Verf. vortreflich durchgeführt worden; und wird auf die Longobarden bey ihrem Austritt in Italien angewandt; indem sie nicht als Kriegsgemeinden, sondern vielmehr als Geleite ihres Königs erschienen. Etwas befremdend scheint es uns nur bey dieser Voraussetzung, wie das Verhältniß der Herzöge, (Duces) gegen den König so schwankend erscheint; wiewohl wir zugeben, daß dieß erst allmählig so geworden sey. Das Schicksal der Landbewohner und Städtebewohner war verschieden. Wenn in diesen die persönliche Freyheit sich größtentheils erhalten konnte, und die Einwohner dem Könige und den Herzogen nur zinspflichtig wurden, so war das Loos der Landbewohner wohl ziemlich allgemein Leibeigenschaft. Die Städte fangen bald an sich wieder zu heben; ihre Einwohner sind theils edle, theils bloß freye Longobarden; theils zinspflichtige Römer; (und diese zusammen heißen *civēs*;) theils auch Hörige oder Leibeigene, die nie jenen Namen trugen. Gegen v. Savigny sucht nun der Verf. zu beweisen, daß keine Spuren der Fortdauer Römischer Verfassung in den Lombardischen Städten übrig geblieben seyn; indem von der Verfassung der übrigen Italiänischen Städte keineswegs auf die der Lombardischen zurückzuschließen sey. — Der zweyte Abschnitt ist überschrieben die Franken; deren Verfassung sowohl unter den Merovingern als Carolingern auseinander gesetzt wird, ehe den Einfluß ihrer Herrschaft auf das Lombardische Reich gezeigt wird. Diese Erörterung ist mit beständiger Rücksicht auf die Werke sowohl des Hrn. v. Savigny, als auch unsers Hrn. Hofrath Eichhorn durchgeführt; aber zugleich mit steter sorg-

fältiger Benutzung der Quellen. Die größere Hälfte des Buchs nimmt der dritte Abschnitt ein: Die Deutschen bis auf Friedrich den Rothbart; nämlich von Otto dem Großen, und der Erlangung des Königreichs Italien durch die Deutschen; bis auf den erwähnten Zeitpunkt. Der Verf. führt nun den Beweis, daß die Exemtionen der meisten Städte und ihrer Weichbilder von den Grafengauen durch die Ottonen seyen bestätigt oder ertheilt worden; und dadurch seit dieser Zeit die Städte nun als Städte eigentlich erscheinen. Der Verf. geht alsdann auf Mailand zurück; da sich über die Entwicklung der städtischen Verhältnisse hier die vollständigsten Nachrichten erhalten haben. Diese Untersuchung wird an die Reihenfolge der Mailändischen Erzbischöfe geknüpft; gelegentlich aber auch Forschungen über einzelne besondre Gegenstände, wie z. B. über die damalige Bedeutung des Ausdrucks *cives* eingeschaltet. Daß jene historische Entwicklung keines Auszugs fähig ist, versteht sich wohl von selbst. Der Verf. geht darin durchaus seinen eignen Weg. Er kommt öfter, auch mit seinen berühmten Vorgängern, in Widerspruch. Aber durchweg erkennt man den gründlichen Forscher, dem es nur um Wahrheit zu thun ist; und nie nimmt er einen anderen Ton an, als den, welchen die Bescheidenheit und die Würde der Geschichte, zumal bey Gegenständen erfordert, wo es oft so schwer ist, zu voller Gewißheit zu gelangen. Das sorgfältige Studium, welches der Verf. aus der Italiänischen Städtegeschichte gemacht hat, ist eine treffliche Grundlage zu weitem Fortschreiten; und wir glauben, mit Sicherheit noch schönere und reichere Früchte als die gegenwärtigen davon erwarten zu dürfen.

Hn.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

60. Stück.

Den 14. April 1825.

B e r l i n.

Von dem civilistischen Magazine ist der fünfte Band endlich fertig geworden, zwey volle Jahre später, als die vierte Auflage des ersten Bandes erschienen war, und so wird es dem Verf. erlaubt seyn, auch das vorlezte Hest dieses fünften Bandes hier noch nachzuholen, ungeachtet es schon acht Jahre alt ist. X. Ueber die Versetzung von 82 Stellen gegen das Ende der Pandecten, (oder lieber der Digesten), nebst Mittheilungen aus Brenkmanns Papieren, sucht diese Abweichung der neuern Ausgaben von allen Handschriften deutlicher zu machen, als es bisher geschehen war, auch dadurch, daß die drey letzten Blätter der ältesten Handschrift hier auf eben so viel entsprechenden Blättern, was die Anfangs- und Schlußworte betrifft, vorgestellt sind, wie wir uns jetzt freylich wundern, daß es nicht schon Laurellius bey allen Spalten und allen Zeilen bemerkt hat. Was übrigens bey Gelegenheit des letzten Titels von der Ordnung der Stellen in den beiden Letzten gesagt

ist, hat Herr Prof Bluhme bald darauf zu einer höchst unvollständigen Bemerkung gemacht, da seit seinem Aufsätze nun hoffentlich allen Leuten vom Fache bekannt ist, in allen größern Titeln der Digesten finde sich dieselbe Unterbrechung in der Reihe der Bücher ad edictum, daß das erste und letzte Drittel beysammen sind, und das mittlere weit davon entfernt steht, welche Jac. Gothofredus große Lust hatte, in dem letzten Titel, als etwas ganz Besonderes, auch wieder einer Versetzung eines Blattes zuzuschreiben! XI. Ueber die bey den Neuern gewöhnlichen Versetzungen, der zu demselben Kunstworte gehörigen einzelnen Ausdrücke. Viele Leser werden aus den seit dem erschienenen Lehrbüchern des Verf. wissen, daß hier die Stellungen *conventio in manum*, *restitutio in integrum*, *peculium castrense* und unzählige andere, bis dahin allgemein gangbare, gar ernstlich getadelt werden sollen, und mehrere werden es denn, auch wieder mehr im Bösen, als im Guten, wissen, d. h. sie werden es für eine neue Thorheit des Verfaßten, bey etwas so ganz Unpractischen sich gegen Das aufzulehnen, was allen ältern Juristen nur ein Mahl schon so zur andern Natur geworden ist. Wer bey so Etwas auch nur eine Minute verweilt, Der kann, werden sie sagen, das Practische unmöglich recht vortragen, gesetzt auch, daß er durch früheres Anfangen und späteres Schließen, und durch mehr Stunden die Woche vom Anfang an, die Zeit gar reichlich gewänne, die er auf solche Bagatellen verwendet. Aber die Wichtigkeit dieser für so gar unbedeutend gehaltenen Bemerkungen zeigt sich nicht nur bey allen Emendationen, wohin denn auch die Ergänzung nicht ganz lesbarer Palimpsesten gar sehr gehört, sondern auch bey der Erklärung unbestritten richtiger Worte, weil in der juristischen Kunstsprache, wenigstens unter

den Antoninen und Severen, die Stellung zweyer Wörter z. B. honorum possessio und possessio honorum gerade denselben Unterschied machte, den wir im Sprechen durch den Ton, im Schreiben durch das Unterstreichen und andere Schrift andeuten. Bey Bonorum Possessio ist es die Hauptsache, daß von bona und nicht von etwas Einzelnen die Rede ist, bey Possessio Bonorum ist possessio das Wichtigste, es können bona oder es kann etwas Einzeles seyn, gerade so wie bey Cassen-Geld, nach einer richtigern Aussprache, als die bisher im Hannövrishen gewöhnlich war, der Ton auf Cassen liegen muß, wenn man den Gegensatz vom Handel und Wandel andeuten will, aber auf Geld nur wenn man etwa sagen wollte, es seyen keine Cassen = Papiere. XII. Bemerkungen über die Handschrift unter dem Namen *Ulpianus de edendo*, vom Hrn. Geheimen Registrator (Geh. Canzley-Secretair) Wüstemann in Gotha (jetzt für die bekannte Gesamt-Regierung in Hildburghausen auf Commission), ein wirklich vortrefflicher Aufsatz zum Beweise wie vor Erfindung der Buchdruckerey der Titel eines Buches bey Weitem nicht so die Hauptsache war, wie er es seitdem gar oft geworden ist, und es ist erfreulich aus Dem, was bey der Ueberschrift eben bemerkt worden ist, einen neuen Beleg zu dem Satze nehmen zu können, daß Wer für gelehrte Dinge Sinn hat, darum doch nicht immer für das Geschäftsleben so ganz verdorben ist. XIII. Zwölf ungedruckte Briefe von Burmann, Ruhnken, W. D. Reiz, Bach und Meermann an Ritter von 1736 1751 nebst einer Einleitung und Anmerkungen vom seel. Haubold. Besonders die freymüthigen Urtheile von Ruhnkenius, und die Entschuldigungen Bach's für seine Rechts-Geschichte

sind sehr anziehend. XIV. In der Vergleichung civilistischer Kunstwörter, ist dies Mahl von *consuetudo* die Rede.

Viertes Heft. XV. Die Obligationen gehören auch nach Gajus in den letzten Theil des Institutionen-Systems. Gründe der Gegner, wo namentlich die Aufzählung der *res incorporales*, unter welchen auch *obligatio* genannt ist, dadurch an ihrer "Bedeutung" verliert, daß gezeigt wird, sie beziehe sich gar nicht, als Ankündigung, auf die Institutionen, sondern sie entspreche der Ordnung der Digesten. Die Gründe des Verf. sind 1. die alten, aus den zwey Stellen des Theophilus, — der Verbindung zwischen Obligationen und Actionen, wie sonst zwey juristische Begriffe so innig verbunden sind, — und der Erwähnung einzelner Actionen bey jeder Obligation, statt daß vorher, wohl zu merken, nie, weder bey einer Lehre *de jure personarum* noch bey einem Rechte an einer Sache eine *actio* genannt ist. 2. Gründe aus Gajus (also gerade aus dem Buche, wodurch diese Meinung widerlegt seyn soll), daß es nicht bey den *actiones*, sondern bey den *obligationes*, gerade so, wie bey *personae* und *res* gleich im Anfange heißt *summa divisio*, — daß, nach der hier vorgetragenen Meinung, Justinian's Institutionen alle drey Hauptlehren gerade eben da anfangen, wo Gajus, und nur bey der Unterabtheilung der dritten Lehre von ihm abweichen, Was an sich viel wahrscheinlicher ist, als wenn die Gegner die ganze dritte Lehre anderswo anfangen lassen, — endlich, daß die *legis actiones* große Aehnlichkeit mit den Obligationen haben. 3. Neue von Gajus unabhängige Gründe, daß *personae*, *res* und *actiones* schon lange vor Gajus philosophische Fächer waren (wie Platon's vier *causae*), bey welchen Gajus oder sein Vorgänger nicht mehr that, als daß er sie

beym Römischen Rechte benutzte, (nach der Aehnlichkeit von *consensus, necessitas, consuesudo*, und von *adquirere, servare* und *minuere*, die offenbar, der Stelle nach, wo sie in den Digesten vorkommen, und nach den Anfangs-Worten, mit zu der hier besprochenen, weit bekanntern, Dreytheiligkeit gehören), — und daß *actio*, als der dritte Theil des Ganzen, auf jeden Fall nicht so die Actionen allein begreift, wie *personae*, als der erste Theil, bloß von Personen, und *res*, als der zweyte Theil, bloß von Sachen handelt. Wie Viel steht nicht hinter den Actionen, was keine *actio* ist, *Exceptiones*, *Interdicte* (noch ehe sie Actionen geworden waren, schon bey *Gajus*), bey *Justinian* auch daß *officium judicis* bey den *judiciis* in der zweyten *Pars* der Digesten, und endlich die *publica judicia*. Es ist also gar nicht so undenkbar, daß auch noch vor den Actionen in dem dritten Theil Etwas abgehandelt werde, was keine *actio* im juristischen Sinne, aber freylich, gerade eben so gut wie diese selbst, eine Handlung ist, und zwar eine, die weder bey den Personen noch bey den Sachen ihre nothwendige Stelle hat, sondern weit eher mit den eigentlichen Actionen in Verbindung steht.

XVI. *Haubold* über das civilistische Studium eines künftigen Staatsmannes, ein ungedruckter Aufsatz, der schon der deutschen Sprache wegen eher in das Magazin, als unter die lateinischen *Opuscula* des Mannes paßt, dessen erste Abhandlung in deutscher Sprache wohl auch im Magazin erschienen war, und der den civilistischen Professoren zuerst das Beyspiel gab, Aufsätze für das Magazin zu liefern. Daß *Haubold* dabey auf die Vorlesungen, die er schon hielt, oder erst halten wollte, Rücksicht nahm, ist so natürlich, wie daß der Herausgeber an die seinigen dabey denkt.

XVII. Noch ein Vorschlag, *Justinians* Verordnung über die aus Nähe

und Ferne gemischte Zeit zu rechtfertigen. Wenn man nämlich alle Jahre der Nähe, deren eines so gut ist, wie zwey der Ferne, aus der ganzen verfloffenen Zeit herausucht, ohne sich daran zu kehren, welche die Früheren und welche die Späteren gewesen sind, so müssen natürlich so viele Jahre noch doppelt dazu genommen werden, als zu zehn fehlen. Doch führt die Glosse eine Meinung an, die sich wohl hören läßt, es sey hier nicht von inter absentes die Rede, sondern geradezu von einer Abwesenheit des Gegners. XVIII. Nachtrag zu dem ersten Aufsatz dieses Bandes über die Eintheilung der Digesten im Mittelalter, bey welcher das allmähliche Auffinden nur auf einem Mißverstände des Namens Infortiatum beruht, und von Odofredus, der hier nicht besser ist als Accursius auch, gar nicht so bestimmt behauptet wird, wie man es wohl glauben möchte, wenn man seine Worte beym Anfange des Infortiatum, offenbar der Hauptstelle, auch diese vierte Meinung taugte nichts, durch ein gar vorsichtiges "etc." verdeckt findet. Wer die neue, nicht von dem Verf., aber freylich noch nicht lange, erkundene, offenbar richtige Erklärung des Wortes Infortiatum annimmt, der muß es für nicht unwahrscheinlich halten, bey den Worten tres partes habe die Spielerey Statt gehabt, daß man sagte, das Vorhergehende seyen drey Vierteltheile (was es nicht genau war), und das Folgende ein Vierteltheil, und aus jenen drey Vierteltheilen rechnete man dann genau eine Hälfte des Ganzen heraus. Ein hier nicht genannter Schriftsteller, der sich sonst, vor etwa acht Jahren, gegen diese Erklärung in einer bekannten Anzeige geäußert hatte, scheint ihr nun sehr geneigt zu seyn, und ein Anderer, auf den er sich damals berief, will nun Alles darauf ankommen lassen, daß jemals die vier und dreißig Bücher und ein Bruch für ein Ganzes ange-

sehen worden seyen. Auf der andern Seite ist denn freylich Savigny im dritten Bande ganz entschieden gegen Das, was er dort als das Wesentliche der Meinung des Verf. vorstellt. XIX. Das mütterliche und das andere Vermögen der Kinder in väterlicher Gewalt ist kein Peculium, denn Peculium ist Vermögen desjenigen, der die potestas hat, in so fern er dem in der potestas Befindlichen die Verwaltung davon überlassen hat, also gerade das Gegentheil von Dem, was man nun auch so nennt, wahrscheinlich weil man sich durch das vollkommen richtige Kunstwort *castrense peculium* hat irre führen lassen, ohne zu bedenken, daß bey dem Tode des Sohnes, ohne ein Testament, das *castrense peculium* im ausgebildeten Römischen Rechte ganz wie ein anderes Peculium angesehen wurde, was bey dem Mütterlichen durchaus nicht der Fall ist. Diese Berichtigung des Sprachgebrauchs, dient gar sehr zur Unterstützung Dessen, was neuerlich bemerkt worden ist, die *mortis causa donatio* des Sohnes, mit Bewilligung des Vaters, gehe durchaus nicht auf das Mütterliche. — Mehr als zwey Bogen sind dem Inhalte, und den dabey angebrachten Zusätzen und Berichtigungen, namentlich auch wieder zu diesem Hefte, gewidmet.

H u g o.

A u g s b u r g.

Guntia, und merkwürdigere Ereignisse der Donau-Stadt Günzburg, in der Umgegend und in der Marktgrafschaft Burgau; Beschreibung des römischen Antiquariums zu Augsburg; und neue Funde römischer und deutscher Alterthümer in Augsburg, und in der Nachbarschaft. Von Dr. von Kaiser, K. baier. Regierungs-Director. 1823. Mit Kupfern. S. 124. 4. — Mannert setzt die alte Guntia nach dem jetzigen Flecken Ober-Günzburg, nahe bey dem Ursprunge des Günzflusses, wo noch röm. Inschrif-

ten und andere Anzeichen des Alterthums vorhanden seyen: Günzburg an der Mündung der Günz, fügt er hinzu, könne es nicht seyn, weil die Besitzungen der Römer nicht mehr bis zur Donau in Schwaben reichten. Dagegen möchte der Verf. dieses Buchs Recht haben, den Namen Guntia für Günzburg festzuhalten; erstens weil Kaiser Claudius nach drey Monumenten eine große Heerstraße, via Claudia Augusta, a flumine Pado ad flumen Danuvium, die sein Vater Drusus durch die Tyroler-Alpen gebahnt, wieder herstellte und verbesserte, dieß aber unverkennbar die Straße ist, die nach dem Itinerarium Antonini nach Guntia ging; zweytens, weil die Entfernungen dieses Orts nach dem genannten Itinerar, von Augsburg sowohl als Kellmünz, Celius Mons, übereinstimmen, wenn man nur bey der erstern für XXII — mit dem Verf. XXXII schreibt, dann weil eine große Anzahl Münzen und auch eine Inschrift, auf eine Donau-Mühle bezüglich, Neptu — Sacr — Molin —, bey Günzburg gefunden worden sind, endlich weil der transitus Guntiensis bey Eumenius Paneg. X, 2. nur auf Günzburg paßt. Dazu kommt, daß Hr. v. Stiehaner die Reste bey Ober-Günzburg dem Römischen Orte Navoa vindicirt, und Guntia dorthin zu setzen, kein irgend bedeutender Grund vorhanden ist. Außer dieser Bestimmung der Lage des alten Guntia enthält dieser Band (der eigentlich einen Theil der Denkwürdigkeiten des Ober-Donaukreises 1823 bildet) noch vielerley zur Geschichte von Günzburg, in Alterthum und Mittelalter, gehöriges, Notizen über Römische und Deutsche Denkmäler, und eine sehr dankenswerthe Beschreibung der Alterthümer der Augsburger Sammlung. Dergleichen muß an Ort und Stelle zusammengetragen werden und man wird es gebildeten Geschäftsmännern, die sich damit abgeben, nicht zum Vorwurf machen, wenn auch dabey hier und da ein gewisser Mangel an allgemeiner Alterthumskennntniß sichtbar wird.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1825.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Geschichte der Vorstellungen und Lehren von dem Gebete. Von D. Carl Friedrich Stäudlin u. 1824. Seiten kl. 8.

Da dieß wahrscheinlich die letzte Schrift des Vf. über die Geschichte einzelner moralischer Lehren ist, so erklärt er sich in der Vorrede über die Zwecke, die er sich überhaupt bey seinen Versuchen in diesem Fache vorgesetzt hat. Der historische Zweck versteht sich von selbst und trägt sein Interesse, abgesehen von allen anderen Rücksichten, schon in sich. Der Verfasser hat aber auch Urtheile, und, wiewohl absichtlich nur kurze, Reflexionen über die verschiedene Vorstellungen und Lehren selbst, über ihren Werth, ihre Quellen und Wirkungen, über Schriften und Schriftsteller eingestreut und dadurch der Theorie, der Wissenschaft und der Richtigkeit der moralischen Vorstellungen und Ueberzeugungen

Vorschub thun wollen. Dazu kam die Betrachtung, daß ausführliche und sehr ins Einzelne gehende moralische Systeme, Lehrbücher und Abhandlungen leicht ermüden, die Aufmerksamkeit schwer anhaltend fesseln und verhältnißmäßig von wenigen gelesen werden. Man glaubt entweder schon in sich selbst zu erkennen und zu fühlen, was sie sagen oder in ihnen Anweisungen zu finden, die so sehr in das Specielle und Individuelle gehen, und wo bey es so sehr auf eine Menge besonderer Umstände ankommt, daß sie sich nicht für alle geben lassen, sondern dem Gewissen des Einzelnen überlassen werden müssen. Daher auch bloß moralische Predigten, besonders nach dem Grundsatz der reinen Vernunft, wenig Eindruck machen. Sie bedürfen wenigstens der Religion, ihrer Geheimnisse und der positiven Offenbarung. Wenn man aber die moralischen Lehren in Verbindung mit der Geschichte vorträgt, wenn man ihre Geschichte wohl geordnet und mit besonnenem Urtheile erzählt, wenn man in ihr die moralischen Schriftsteller würdigt und charakterisirt, so gewinnen sie neues Leben und erhöhtes Interesse, sie ziehen auf mehrfache Weise an, sie stellen sich von allen Seiten dar, sie erscheinen zugleich in einem historischen und doch auch theilweise inneren systematischen Zusammenhange, sie erregen die Aufmerksamkeit immer aufs neue, sie wirken zugleich auf Vernunft, Verstand, Phantasie, Gedächtniß und Gefühl und stärken die Hochachtung gegen das Sittliche. Weit entfernt, den moralischen Skepticismus zu nähren, befestigen solche Schriften die moralische Einsicht und Ueberzeugung, wenn sie die besseren Schriftsteller in dem Fache und ihre Lehren nach Würde auszeichnen und darstellen, Vergleichen mit andern veranlassen, den Antimoralismus und Skepticismus in ihrem wahren Lichte darstellen und den Gegenstand

auf einmal von allen Seiten vor Augen bringen. Endlich zeigt sich das Christenthum in der Geschichte der einzelnen moralischen Lehren in einem besonders hellen und hohen Lichte und man findet dabey überall Grund, es zu verherrlichen. Nichts gewinnt mehr für dasselbe, als die Geschichte derselben in ihrer Entwicklung und ihren Schicksalen unter den Ebräern, und in ihrer Vollendung durch Jesum in Wort und That, und hernach in ihrer Wirkung auf die Menschheit zu überblicken. Alles dieß zeigt sich auch in der vorliegenden Geschichte der Vorstellungen und Lehren von dem Gebete. Der Verf. bemerkt und beurtheilt in der Einleitung die bisherigen Schriften über die Sitten und Vorstellungen der Völker, welche das Gebet betreffen und zeigt darauf die eigenthümlichen Zwecke an, welche erst durch die gegenwärtige Schrift erfüllt werden sollen. Er macht hier ferner vorzüglich auf das fast allgemein gefühlte Bedürfniß des Betens, wie es sich in der Geschichte zeigt, aufmerksam. In der Geschichte selbst geht er von den Ebräern aus und verfolgt sowohl die Geschichte der Gebete selbst, als auch der Vorstellungen und Lehren von denselben bis zu Christus. Dieser wird auch hierin in seiner Größe dargestellt. Es werden hernach die Nachrichten über ihn, als Vater, seine wirkliche Gebete, das Gebet des Herrn, und zuletzt seine Lehren und Vorschriften über das Gebet erwogen und erklärt. Der nächste Abschnitt begreift die Apostel und die Christen in ihrem Zeitalter. Es kommen so wohl Nachrichten und Beispiele, als Lehren vom Gebete vor. Zuletzt wird über die christliche Lehre vom Gebete überhaupt, über den Inhalt der Bibel in Rücksicht auf dasselbe und über den Einfluß des Monotheismus darauf geurtheilt. Nun wendet sich der Verf. zu den alten Griechen und Römern, die er hier theils

in Verbindung mit einander, theils getrennt abhandelt. Beispiele, Volksvorstellungen, Hymnen, Lehren der Weisen und Secten, Dichter kommen hier in Beziehung auf den Gegenstand dieser Schrift in Betracht. Die Einwendungen des Maximus Tyrius wider die Vernünftigkeit und Pflichtmäßigkeit des Gebets, und die Neuplatoniker machen bey den Griechen den Beschluß. Nun wendet sich diese Schrift zu den christlichen Völkern. Unter die Lehren der Theologen und Philosophen werden Ueberblicke über die Geschichte der Gebete selbst, der damit verknüpften Gebräuche und Meinungen eingemischt. Auch die verschiedenen christliche Secten, die sich in diesem Fache auszeichneten, werden von dieser Seite beschrieben. Als Lehrer treten vorzüglich auf die Kirchenväter, die Scholastiker, die Reformatoren, die evangelische und die reformirte, so wie die spätere katholische Theologen, welche in diesem Stücke etwas Eigenthümliches haben oder sich um die Lehre vom Gebete besonders verdient machten. Die Versuche in den Zeiten der Reformation, um Katholiken und Protestanten in dieser Lehre zu vereinigen, die Beschlüsse der Tridentiner Synode, die katholische Mystiker, namentlich die Quietisten, und rechtgläubige griechische Kirche kommen gleichfalls in Betracht. Darauf geht der Verf. zu den Untersuchungen und Urtheilen der Naturalisten und neueren Philosophen über diesen Gegenstand über. Einige merkwürdige Züge, die Vorstellungen und Gebräuche der Muhammedaner, Hindus und Tibetaner in Rücksicht auf das Gebet betreffend, machen den Beschluß.

A l t o n a.

Ben F. F. Hammerich: Sind in den Büchern der Könige Spuren des Pentateuchs und der Mo-

falschen Gesetze zu finden? Ein Versuch zur Vertheidigung der Bücher der Chronik wie auch des Alterthums der Mosaischen Gesetze gegen die vom Hrn. Professor de Wette gemachten Einwürfe. Von J. M. Herz, Dr. der Theologie, Bischof in Riper. 1822. VIII und 182 S. in 8.

So hat es also einer unsrer theologischen Veteranen nicht unter seiner Würde gehalten, eine Lieblingsbehauptung unsrer neuesten Zeiten, daß nur erst in den Büchern der Chronik unleugbare Spuren vom Daseyn Mosaischer Gesetze und des leviitischen Cultus zu finden wären, öffentlich zu widersprechen. Doch lag, wie schon der Titel deutlich sagt, nicht der ganze Umfang des Thema, sondern nur in so weit, als es sich aus der Vergleichung der Chronik mit den Büchern der Könige würdigen läßt, in dem Plane des Verfassers: und nach diesem Gesichtspunkt aufgefaßt, müssen wir den Versuch für sehr gelungen erklären. Es hatte aber seine Ausführung in den ihm gezogenen Gränzen seine eigenen Schwierigkeiten. Nicht alles, was in den Königen aus einer Regierung berichtet wird, ist immer auch derselben gleichzeitig oder bald nach den erzählten Ereignissen niedergeschrieben worden; der Inhalt der Bücher der Könige ist vielmehr von der Art, daß außer schriftlichen Quellen selbst mündliche Ueberlieferungen bey ihrer Abfassung zu Rath gezogen seyn müssen: wie weit führen nun Beziehungen und Anspielungen auf das Mosaische Gesetz in den Erzählungen der Ereignisse während einzelner Regierungen? Es ist auch der bedächtigen Forschungsweise des Verf. nicht entgangen, daß er bey jeder Stelle, die er zum Beweis des Daseyns der Mosaischen Bücher brauchen wolle, vor allem ihr Alter untersuchen müsse. So sind von ihm die Spuren sorgfältig hervorgehoben, aus denen (wie z. B. aus 2 Könige 15, 23. 2 Könige 14, 7,

B. 6. vergl. 5 B. Mose 24, 16. 2 Könige 14, 26. vergl. 5 B. Mose 32, 36) sich ergibt, daß lange vor dem Ende des Staats der zehn Stämme schriftliche Quellen über einzelne Regierungen vorhanden gewesen und diese Stellenweis vom Sammler der Könige wörtlich eingerückt worden wären. So oft sich dieser Beweis führen ließ, (und es ist öfters geschehen), wird jeder Unbefangene dem Verf. die Siegespalme reichen. Aber auch auf andern Wegen weiß er das Feld zu gewinnen. So sehe ja die Praxis nach den Mosaischen Gesetzen deren Daseyn voraus. Wenn nicht das Aussatz-Gesetz zur Zeit des Ufias oder Ufarias gegolten hätte (3 B. Mos. 13, 46), wie hätte man zu dem Beschluß kommen können, den ausfälligen König in ein besonderes Haus einzuschließen (2 Kön. 15. 2 Chron. 26)? Hätte es sich für eine Ungerechtigkeit erklären lassen, wenn ein Gläubiger einen freygebohrnen Hebräer, der ihn nicht bezahlen konnte, für seinen Sklaven erklärt hätte, wäre kein Gesetz vorhanden gewesen, kraft dessen derselbe in diesem Fall bloß wie Tagelöhner in das Haus seines Gläubigers genommen werden sollte, um am siebenten oder am Jubeljahr wieder frey zu werden (2 Könige 4, 1)? Und fänden sich nicht manche technische Ausdrücke ohne Erklärung (wie die Steuerausdrücke 2 Kön. 12) bey spätern Schriftstellern? Kommen nun in den Mosaischen Büchern Gesetze vor, welche sie erklären: sollten sie nicht durch dieselben zuerst aufgebracht und nachher in der Bedeutung, die das Gesetz ihnen beygelegt hat, beybehalten worden seyn? sollte demnach nicht durch solche Erscheinungen ein früheres Alter der Mosaischen Gesetze erwiesen werden? u. s. w. Wenn immer specielle Untersuchungen die allgemeinen vorbereiten müssen, und den letztern zu ihrer tiefen Gründlichkeit verhelfen, so wird auch die Zukunft

dem Verf. für seine Beiträge zum Erweis der Echtheit der Mosaischen Bücher Dank wissen. Es mag immer seyn, daß der überzeugendste Beweis für das hohe Alter der Mosaischen Bücher aus der innern Beschaffenheit der gesammten noch in Resten vorhandenen hebräischen Litteratur hervorgehe: so ist doch dieser nicht für jedermann: es gehört schon ein geübter geistiger Sinn dazu, ihn nur zu finden; viele Gewandtheit des Geistes, ihn nur gehörig aufzufassen; eine große Umständlichkeit, ihn für den großen Haufen nur deutlich und begreiflich darzustellen. Wer könnte es daher mißbilligen, wenn sich der große Haufe lieber an Beweise hält, die anschaulicher sind und leichter begriffen werden, weil sie auch in andern Zeitaltern ihre Parallelen finden? Einen solchen Beweis hat der Verf. mit Gründlichkeit geführt, und wenn nicht gegenwärtig in den verschiedensten Fächern ganz verkehrte Methoden die beliebtesten wären, so würde es unbegreiflich seyn, daß seine Schrift nicht früher allgemein die Aufmerksamkeit der Theologen gereizt hat.

Nach den vielen Spuren, welche der Verf. von dem Daseyn Mosaischer Gesetze, aus den Büchern der Könige ausgehoben hat, unter denen er selbst eine in den Zeiten des Königs Amasias (200 Jahre vor Josias) findet, die nicht bloß von Mosaischen Gesetzen, sondern noch bestimmter von einem Mosaischen Gesetzbuch spricht (2 Könige 14, 6), wird niemand bezweifeln, daß der Verf. unter dem im Tempel unter Josias gefundenen und vor dem König gebrachten Gesetzbuch das Mosaische verstehen werde; nur will es ihm nicht einleuchten, daß es unser ganzer Moseß oder das ganze Deuteronomium gewesen sey; er denkt dabey bloß an ein Heft oder eine Abtheilung, etwa eine Rolle des Mosaischen Gesetzes, welches bey dem Einbruch

des Heidenthums, oder bey der Entheiligung des Tempels entweder geflissentlich verborgen oder durch irgend einen unruhigen Austritt vom übrigen Gesetzbuche getrennt worden und ungekannt und vergessen gelegen hat, bis es auf Veranlassung der Tempelreparatur an den Tag gebracht wurde. Bey der Mangelhaftigkeit der Nachrichten über dieses Ereigniß läßt sich nicht hoffen, daß je übereinstimmende Vorstellungen davon sollten allgemein werden: es ist genug, daß sich für Unbefangene so viele Beweise führen lassen, es werde die Echtheit und das Alter der Mosaischen Gesetze durch diese Unge-
wissenheit nicht gefährdet.

L e i p z i g.

Herrn Dubouchet's Abhandlung über Urinverhaltungen, die gewöhnlich von einer oder mehreren Verengerungen der Harnröhre herrühren, nebst den Mitteln, deren sich der berühmte Ducamp zu einer völligen Zerstörung dieser Verengerungen und Verstopfungen der Harnröhre bediente, mit einer neuen modificirten Heilmethode versehen. Für Aerzte und Nichtärzte. Aus dem Französischen von Gottl. Wendt, D. M. Arzt zu Leipzig. 1824. 81 Seiten in Octav.

Der Vorrede zufolge ging in Herrn Ducamp (dessen Werk sur les Retentions d'urine wir 1823. Stück 141 rühmten) ein zweyter Bichat durch frühzeitigen Tod verloren. Hunters und Home Verfahren, mit der bewaffneten Bougie Verengerungen der Harnröhre wegzuschaffen, sey unwürdig zur Chirurgie zu gehören. Ducamps exploratorische Sonden werden empfohlen, dagegen seine complicirten Instrumente stillschweigend übergangen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. Stück.

Den 16. April 1825.

L ä b i n g e n .

Bey Christian Friedr. Zsander: Die Krankheiten des Menschen = Geschlechts, historisch und geographisch betrachtet. Der historischen Abtheilung zweyter Theil: (unter dem besondern Titel) Chronik der Seuchen, in Verbindung mit den gleichzeitigen Vorgängen in der physischen Welt und in der Geschichte der Menschen; von Dr. Friedrich Schnurrer, Ober = Amts = Physicus zu Baihingen an der Enz. Zweyter Theil von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Mit einem vollständigen Register. 1825. 658 Seiten in 8. (S. Jahrg. 1823. S. 1377.)

Wie weit der Verf. seine Vorarbeiten beendigt hatte, ehe er zur Herausgabe seiner Chronik schritt, erhellt aus dem unverweilten Erscheinen dieses zweyten Theils, welcher wegen der mit dem Fortschreiten der Zeit sich mehrenden Materialien an Umfang das Doppelte des ersten Theils beträgt. Wenn nun auch bey der weiter heranrückenden Entwicklung des Menschen = Geschlechts Physisches und Geistiges sich immer mehr scheidet, und wie dieß bereits

im ersten Theil bemerkt wurde, jezt immer mehr aus medicinischen Schriften die Thatsachen entnommen werden konnten, so kann sich der Verfasser doch nicht enthalten, zugleich immer noch auf die wichtigsten Epochen der Geschichte, die bald auf das Physische Einfluß hat, bald in diesem bestimmt wird, hinzuweisen.

Als die wichtigsten solcher Epochen bezeichnet er nach der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung und Beschiffung von Ost- und Westindien. Erstere betrachtet er vorzüglich in ihren negetativen Folgen für das physische Leben. Nicht unmittelbar wurde durch das Erwachen des geistigen Lebens die körperliche Kraft vermindert, denn Menschen = Classen und Völker unserer Zeit, die diesem Geistes = Aufschwung fremder blieben, zeigen sich nicht in demselben Verhältniß stärker, als die gebildeteren. Dagegen ist es unfeugbar, daß sich für die höchsten Bestrebungen im Leben ganz andere Wege und Ziele bildeten, und während in den nun zu Ende gegangenen Zeiten körperliche Stärke und physische Kraft allein erfordert worden waren, um auf Andere zu wirken und in der Geschichte Erfolge zu erringen, jezt die geistige Ueberlegenheit immer mehr unentbehrlich wird, um wahrhaft historisch aufzutreten. Was die Erfindung der Buchdruckerkunst begonnen hatte, vollendete die Entdeckung beider Indien, und der dadurch eröffnete Weltzusammenhang. Es entstand ein ganz anderes Verhältniß der Menschen und Völker, da ihre Aufgaben und ihr Treiben nun eine ganz veränderte Richtung erhalten hatten. Nachdem die Menschen in den Stand gesetzt worden waren, das was ihr Inneres dunkel oder klar bewegte, einander durch Bücher mitzutheilen, wurde manch innerer Drang, der sonst zur gewaltigen That geworden wäre, nur eine viel besprochene Idee, und nachdem die übrige

gen Welttheile dem kleineren durch seine Lage und Boden mehr zur Wiege der Bevölkerung als zur Befriedigung der Bedürfnisse bestimmten Europa aufgeschlossen waren, erhielt dieses erst seine wahre Stellung, und neben dem, daß jetzt durch Austausch der Bedürfnisse mannigfachere Beschäftigungen und Hülfsmittel gegeben wurden, und durch Uebervölkerung große Völkerbewegungen nicht mehr veranlaßt werden konnten, erhielt auch der Einzelne freyeren Spielraum für seine Ansichten und Wünsche, ohne in Reibung mit den Uebrigen zu gerathen, so daß es jetzt nicht mehr zu gewaltsamen Ausbrüchen, sondern nur zu geräuschlosen Ausströmungen kommt; man denke dabey nur an manche stille Entladung von Religionssecten, die zu Hause die gesellschaftliche Ordnung umgekehrt hätten und in Nordamerika jetzt harmlos und friedlich mit ihren Gegensätzen neben einander bestehen.

Die Zeit der Entdeckung Westindiens führt zugleich zur Geschichte der Lustseuche, deren americanischer Ursprung und Mittheilung durch die Spanier an die Franzosen in Neapel aus den zwey unbestreitbaren Gründen widerlegt wird, daß erstens die Spanier in gar keine Berührung mit den Truppen Carls VIII. kamen, und zweytens sich die Krankheit überhaupt seuchenartig bereits in den Jahren 1493 und 1494 in Deutschland, und unter der französischen Armee noch ehe sie das neapolitanische Gebiet betrat, allgemein verbreitet hatte, wobey einzelne Stellen aus Chroniken angeführt werden, welche dem sorgfältigen Hensler entgingen. Nach der Meinung des Verf. wäre diese letzte weit verbreitete Verschlimmerung eines uralten Uebels theils durch einen Catarrh und Anomalien der Bitterung, theils durch die Sitten und gesellschaftlichen Verhältnisse jener Zeit vermittelt worden. Außer dieser ausführlichen Behandlung eines so viel besprochenen Gegenstandes, der hier unter neue Ansichten

gebracht wird, fällt auch in die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts die Einrichtung der Quarantaine-Anstalten zuerst auf Majorca (1475) während Mead und Beckmann ihre erste Spur viel später in Italien suchen; des Scorbut's im Jahr 1482, der Petechien, Tabardillo, in Spanien, schon im Jahr 1490 mithin funfzehn Jahre früher als Fracastorius und Massa das erste Vorkommen der Krankheit in Italien angeben und die erste Erscheinung des in seiner Verbreitung so eigenthümlichen Schweißfiebers, welches an die unmittelbar vorangegangene schaudervolle Periode in der Geschichte dieses Landes angereicht wird. Ueberhaupt ist es dem Verf. nicht so wohl darum zu thun, für die Erscheinung der Krankheiten die oft ältere Data zu vindiciren, sondern sein gewiß nützlicheres Bestreben geht vielmehr dahin, die Umstände, unter welchen die Krankheiten zuerst erschienen, genau auszumitteln. Bey diesem Bestreben verdient denn nach der Meinung des Ref. besonders das Anerkennung, daß der Verf. einzig durch Darlegung der Thatsachen zu überzeugen sucht, und seine Resultate von dem Leser gleichsam sich bilden läßt, wie z. B. das Entstehen großer Seuchen nicht zur Zeit des Mangels, sondern nachdem wieder Ueberfluß eingetreten ist, oder daß, daß manche Seuche der ihr entsprechenden Witterungs-Beschaffenheit voranzugehen, demnach mit letzterer aus einem gemeinschaftlichen tiefer liegenden Grunde hervorzugehen scheint, wie unter anderm die weit verbreitete Ruhr in den Jahren 1538 und 1539 dem so ausgezeichnet heißen Jahrgang voranging, oder manche Bemerkung über die Aufeinanderfolge der Krankheiten und Aehnliches.

Es würde zu großer Weitläufigkeit führen, wenn Ref. die vielfachen Pest-Epidemien des sechszehnten Jahrhunderts verfolgen wollte, ihre Aufzählung in dem Werke selbst müßte schon den Leser ermüden,

wenn nicht eben über ihre Entstehungsweise so manche Bemerkung sich machen ließe. Es waren aber auch nicht Pest-Epidemien allein, welche dieses seuchenreiche Jahrhundert auszeichnen; mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit werden auch in demselben die Spuren des Groups (1511 in Holland) und des Scharlachfiebers, Garottillo in Spanien (1528) nachgewiesen. An letzteres erinnern auch die schnell verlaufenden und tödtlichen Hals- und Lungenentzündungen in den Rheingegenden im Jahre 1564. Eine ausführliche Darstellung seinen historischen und physischen Momenten und seinen Folgen nach erhält auch das ungrische Fieber (1566). Am wichtigsten ist aber wohl die so wenig noch besprochene, in dieser Zusammenstellung bis jetzt noch nicht bekannte, Erscheinung und in den nächsten Decennien periodisch sich ergebende Wiederkehr der epidemischen Kolik (1572) wie sie früher vielleicht nur zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nach der Beschreibung von Paul Aegineta vorkam, und die große Influenza 1580, von welcher der Verf. meint, daß sie in ihrer Allgemeinheit und ihrer secularen Wiederkehr den Krankheits-Charakter dieses ganzen Jahrhunderts repräsentire. Unter den Ursachen, welche das Ihrige zur Modification der Krankheiten neuerer Zeit theils unmittelbar, theils so fern sie andere ähnliche z. B. den starken Genuß des Weins verdrängten, somit mehr mittelbar, beigetragen haben mögen, wird der zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts aufkommende Gebrauch des Kaffees, Thees, Tabacks und der Kartoffeln aufgeführt. Immer werden wieder nach einer kürzern Erwähnung der bekannter werdenden Rachitis und Atrophie in England, die sich weiter und immer wieder aus Spanien sich ergebenden Epidemien der Halsentzündung erwähnt, bis endlich die Erzählung an die große Epidemie dieser Krankheit zu Neapel (1617) gelangt, zu welcher von einer

andern Richtung her erst das Eranthem mit seinem nachfolgenden Hydrops sich zugesellt zu haben scheint. Sichtbarer Fleiß ist aber auch verwendet auf die Darstellung des Gesundheits = Zustandes, wie derselbe in Deutschland während des, in seinen Spuren sich noch in die der letzten Kriege verlierenden dreißigjährigen Kriegs und seiner Greuel sich ausbildete. Doch wird auch hier gezeigt, daß, was man z. B. in Schwaben für unmittelbare Wirkung des Kriegs hielt, mehr die Aeußerung eines allgemeinen Krankheits = Charakters war, der auf gleiche Weise auch in Gegenden sich zu erkennen gab, die den vollkommensten Frieden genossen. Ueber die Erscheinung des Friesels vermag dagegen der Verf. nichts Weiteres zu geben. Eben so führt er das erste Vorkommen der Benennung Cynanche trachealis kurz aus Webster an. Die große Pestepidemie in London 1665 beschäftigt den Verf. besonders auch in so fern sehr, als es unleugbar damals wieder ein merkwürdiges Zusammentreffen physischer Ereignisse bis auf die Erscheinung an der Magnetnadel gab, und die Krankheiten aller Gegenden häufiger und eigenthümlicher Art waren. Eine merkwürdige Aufeinanderfolge des Erkrankens der Cerealien, der Thiere und endlich des Menschen beschließt das siebenzehnte Jahrhundert, und in der neuern Welt erscheint in einzelnen Pausen das gelbe Fieber als *Maladie de Siam* und *Vo-mito negro*.

Petechien, Ruhr und Pest, welche letztere noch einmal das westliche Europa durchzog und mit der denkwürdigen Pest zu Marseille endlich ganz aus Deutschland und Frankreich, so wie früher aus England verschwand, eröffnen das achtzehnte Jahrhundert, zugleich wird aber auch eben so ausführlich dargestellt, mit welchem Erfolg zur Bekämpfung einer andern verheerenden Krankheit, der Pocken, nicht als Resultat ärztlicher Forschungen,

sondern von den Türken darüber belehrt, Versuche gemacht wurden, aber das ganze Beginnen bis in die Mitte des Jahrhunderts so ganz unbedeutend blieb, und für Europa wahren Werth erst dadurch erhielt, daß sie 70 Jahre später auf die Vaccination, eine Entdeckung, durch welche dieser Welttheil sich wieder die übrigen verpflichtete, geleitet hat; die allmähliche Ausbildung derselben aus der Volkspraxis im südwestlichen England durch G. Jenner wird im weitern Verlauf kurz aber befriedigend aus den englischen Originalien angegeben.

Im Jahr 1721 erscheint wieder die Kolik gleich allgemein, und gibt zu den verschiedenartigsten Meinungen über ihre äußere Ursache Veranlassung, welche auch hier erwogen werden. — Unter Keichhusten, Luftröhrentzündung und Influenza gibt sich allmählich eine lange dauernde catarrhalische Constitution zu erkennen, in welcher die gangränöse Halsentzündung eine über beide Hemisphären sich erstreckende Ausdehnung erhielt, und ihr auch unter den Hausthieren eine gleiche tellurische Krankheit mehrere Decennien lang zur Seite ging. Würde es nur immer der dieser Anzeige gegönnte Raum gestatten, so möchte Ref. das über diese beiden gleich merkwürdigen Krankheitserscheinungen Gegebene seinem ganzen Inhalt nach ausheben; denn bey der Gedrängtheit, die dem Verf. erstes Gesetz gewesen zu seyn scheint, lassen sich hier keine Auszüge machen.

Mit einem außerordentlichen Erkranken einzelner Thier-Species, besonders der Hausthiere begann im Jahr 1763 eine eben so ausgezeichnete Krankheits-Constitution unter den Menschen, deren Haupterscheinung eine gallicht-faulichte Lungenentzündung war, die sich in Spanien, Deutschland, der Schweiz und Italien fast gleich darstellte und in den Hungersjahren 1771 und 1772 ihre Culmination und Ende zu erreichen schien. Einen besondern Werth erhält aber die Geschichte dieser Periode noch durch

die Vergleichung mit den ähnlichen Jahrgängen 1816 und 1817, die auf den Gesundheits-Zustand einen so ganz andern Einfluß äußerten. Wie der Verf. schon im ersten Theil und von den frühesten Zeiten der Geschichte der Influenzen den dort gegebenen Ansichten zu Folge besondere Bedeutung gab, so widmet er nun der so denkwürdigen Erscheinung dieses durchgreifenden Krankheits-Processes im Jahr 1782 eine entsprechende Aufmerksamkeit, und bringt alles darüber bekannte in einen innern Zusammenhang. Weniger ausführlich konnte der Verf. über die so weit verbreitete Ruhr 1779 und das in beiden Hemisphären so außerordentlich häufige Vorkommen der Hundswuth in den achtzigern Jahrgängen seyn. Am Schlusse dieser fast zwanzigjährigen Krankheitsconstitution, und vor dem Beginn der nächst folgenden, die sich vorzüglich durch Vorherrschen des nervösen Charakters und Schleimerzeugung auszeichnete, wird noch die Frage beantwortet, wie fern die Erscheinung so wohl, als die außerordentliche Verbreitung von Browns Lehre aus den Krankheiten jener Zeiten sich erklären lasse? — Nach der kürzeren Erwähnung einiger mehr localen Epidemien und Seuchen unter den Hausthieren beginnt vom ersten Anfang der im Jahr 1793 anhebenden so allgemeinen Verbreitung des gelben Fiebers, die nach allen Richtungen verfolgte Betrachtung dieser Krankheit, deren anfangs ohne dies allgemein zugegebene Ansteckungskraft durch unverwerfliche Data, die in der chronologischen Ordnung besonders einleuchtend werden, dargethan wird, und der man mit steigendem Interesse folgt, so wie mit dem 19ten Jahrhundert das Uebel auch in Europa sich zeigt, und von hier aus in seiner Verbreitung an den Küsten des mittelländischen Meeres mit dem meist gleichzeitigen Vorkommen der Pest auf der entgegengesetzten Küste verglichen werden kann. Ueberhaupt drängen sich

jetzt wieder höchst merkwürdige pathologische Prozesse, in Deutschland ist es vorzüglich das Scharlachlachfieber, das in den Jahren 1801 und 1802 einen schlimmen Charakter annimmt, und in Aegypten muß die Geschichte der französischen Expedition, oder wenigstens deren Ausgang ihren näheren Umständen nach ins Auge gefaßt werden, um die Ausbildung der ansteckenden Augenentzündung kennen zu lernen, welche weniger durch die französischen Truppen nach Frankreich, als an die italienische Legion auf Elba, so wie durch die Engländer nach Malta und England mitgetheilt wurde, und unter einzelnen Regimentern der großen Armee, wie es scheint, besonders unter der italienischen Garde weniger bemerkt sich erhielt, bis sie nach der Schlacht bey Lüßen in dem preussischen und schwedischen Heere wieder zum furchtbaren Ausbruch kam. Einzelne, in ihrer Zusammenstellung recht merkwürdige Bruchstücke, der im Jahr 1800 von Osten heranziehenden, aber an den Gränzen Deutschlands wieder verschwundenen und nur nach England gelangten Influenza zeigen sich in den nächsten Jahren in einzelnen Gegenden Deutschlands und Frankreichs, besonders aber auch in der so weit verbreiteten Druse unter den Pferden, bis vielleicht auch noch durch sie bedingt am Ende des Jahres 1806 an vielen Orten die fast vergessene Luströhrenentzündung Schrecken verbreitet, und unter Ruhr, Typhus und intermittirenden Fiebern, die bis daher herrschende Krankheits-Constitution vor ihrem Erlöschen sich noch einmal recht vernehmlich zu erkennen gibt. Denn mit dem so ausgezeichneten Jahre 1811 beginnt ganz deutlich der jetzt noch herrschende Krankheits-Charakter, den der Verf. nach seinen eigenen Wahrnehmungen schildert. Allerdings können die schon zu Ende dieses Jahres auf den entferntesten Punkten sich einstellenden sogenannten entzündlichen Nervenfieber durchaus nicht

als ein Product des Kriegsungemachs angesehen werden, sondern haben vielmehr ihren eigenthümlichen Charakter auch da behauptet, wo man bey dem höchsten Elend nur Auflösung und Fäulniß hätte erwarten sollen. — Das verheerende Fieber auf Walchern, die Wirkungen, welche Kälte und Mangel auf die Heere in Rußland hatten, das durch Schottland, Frankreich und Deutschland ganz gleichzeitige Vorkommen der Abarten der Pocken (1816 u. 1817) so wie die letzte große Verbreitung der Pest und des gelben Fiebers bilden für die neueste Zeit die hervorragendsten Punkte und sind hier für die Geschichte niedergelegt. Am ausführlichsten und vollständigsten aber ist meist aus englischen Quellen die Geschichte der Cholera in Ostindien behandelt, und dadurch, ohne daß Ref. den Mittheilungen im Magazin der ausländischen Litteratur der gesammten Heilkunde von Gerson und Julius nicht auch gern ihr Verdienst einräumte, zuerst ein Ueberblick über diese so merkwürdige Krankheit gegeben, die vor einiger Zeit Europa bedrohte und unaufhaltbar vorwärts schreitend mit dem ihr entgegenrückenden gelben Fieber zusammen zu treffen drohte, bis beide Krankheiten eben so unerwartet stille standen und — verschwanden.

Wenn sich nun Ref. allein darauf beschränkte, nur von dem rein medicinischen Inhalt dieses zweyten Theils eine kurze Skizze zu geben, so kann er es doch auch nicht ganz unterlassen, eine andere gleich verdienstliche Leistung desselben kurz anzudeuten: nämlich die, wenn auch nicht vollständige, doch mit Jahre langem Fleiß gesammelten, gleichzeitigen, cosmischen, meteorischen und vulkanischen Vorgänge, welche Arbeit vor andern ähnlichen mehr gesonderten Aufzeichnungen dieser Art den großen eigenthümlichen Werth hat, daß hier diese Erscheinungen in ihrer Gleichzeitigkeit gegeben sind, wodurch nicht nur mannichfaches Licht über ihre ge-

gegenseitigen ursächlichen Verhältnisse verbreitet, sondern auch mancher einseitigen Deutung vorgebeugt wird. Besonders glaubt Ref. sey es dem Verf. gelungen, manche Aufschlüsse zu geben über die Wechselbeziehungen der Erdbeben und Meteore und über den innersten Zusammenhang der letzteren, welche er bis zu den so schwer begreiflichen von Johann Erithemius (De crucibus in vestimentis apparentibus) zuletzt beschriebenen Delflecken verfolgt, über die das damals bekannt gewordene sorgfältig gesammelt ist, und die er für Niederschläge aus den niedersten Eagen der Atmosphäre erklärt. Eben so gründlich sind besonders aus der neueren Zeit die Untersuchungen über die Erdbeben, namentlich des von 1755 und der spätern in Amerika und Syrien, oder über den letzten Höherauch 1783, ferner über Meereseinbrüche und Ueberfließen der Quellen, wovon auch alle frühere Fälle angegeben sind, so daß die neuesten Erscheinungen dieser Art mit den älteren besonders mit Hülfe des Registers bequem sich vergleichen lassen. Das Angegebene kann wohl, ohne daß Ref. sein eigenes Urtheil hinzufügte, genügen, den wissenschaftlichen Werth vorliegender Arbeit für Geschichte und Medicin zu bezeichnen. Für die deutsche Litteratur ist das Werk ohne dieß eine ganz neue Erscheinung; zwar macht die Vorrede selbst darauf aufmerksam, daß Aehnliches schon von Webster, Billalba und Dzanam für Nordamerika, Spanien und Frankreich versucht worden sey, aber man muß diese Bücher selbst vor sich liegen haben, um zu ersehen, daß so wie der Verf. seine Aufgabe nahm, ihm höchstens Webster eine Unterstützung gewähren konnte. Wie bedeutend aber diese seyn mochte, läßt sich schon daraus abnehmen, daß der Nordamerikaner, der ohne dieß nur bis 1798 reicht, am wenigsten im Stande war, aus alten Chroniken zu schöpfen; was von Billalba aufgenommen werden konnte,

wurde getreu jedesmal im Werk angegeben und den Gehalt von Dzanam kennt man in Deutschland noch am besten. Gewiß läßt sich daher behaupten, daß eine Vergleichung dieses Versuchs eines Deutschen, eine so wichtige Aufgabe zu lösen, nicht zum Nachtheil für unsern Verf. und unsere Litteratur ausfalle.

P a r i s.

Chez Alexandre Corriard 1822: Mémoires historiques et inédits sur la vie politique et privée de l'Empereur Napoléon, depuis son entrée à l'école de Brienne jusqu'à son départ pour l'Egypte; par le Comte Charles d'Og... Elève de l'école de Brienne, exofficier attaché à l'état-major général de l'armée d'Italie, ami intime de Napoléon. 268 Seiten in 8.

Napoleon Buonaparte hat seine Zeitgenossen zu sehr beschäftigt, um nicht auch die Aufmerksamkeit der späten Nachwelt auf sich zu ziehen. Wir alle wissen was er war, aber wie er dieses ward? diese Aufgabe zu lösen setzt noch genauere und umständlichere Nachrichten von dem was er früher war, ehe er auf dem großen Theater auftritt, voraus, als wir davon bereits besitzen. Könnten wir die angezeigten Mémoires als authentisch betrachten, so würden sie uns allerdings wichtige Aufschlüsse liefern. Ein Hr. Dangeais, der vermuthlich mit dem auf dem Titelblatt genannten Grafen Charles d'Og... Eine Person ist, will schon zu Brienne eine enge Freundschaft mit ihm geschlossen, schon damals die Eigenschaften, die später die Welt in ihm entdeckt, gekannt und gewürdigt, und in der Folge in einem vertrauten Briefwechsel mit ihm gestanden haben, wovon er einige sehr wichtige Briefe mittheilt, die Buonaparte in einem ganz andern Lichte darstellen, als man ihn bisher schilderte. Eine

Reise nach Westindien, wo sich Dangeais mehrere Jahre aufhielt, war Veranlassung, daß er sich von seinem Freunde trennte. Nach Frankreich zurückgekehrt fand er Buonaparte, den er als Artillerie-Lieutenant verließ, als General wieder. Er ward der Vertraute seiner Liebe zu Josephine, seiner politischen und militärischen Ansichten, und begleitete ihn als Adjutant nach Nice, wo er das Commando der italiänischen Armee übernahm. — Wer dieser Dangeais oder Graf Charles d'Ag... war, was aus ihm geworden ist, darüber gibt uns der Herausgeber, der sich am Ende der Einleitung Alexander Barginet (de Grenoble) unterzeichnet, eben so wenig Auskunft als über die Art, wie er zu dem Besitze des Manuscripts gelangte. Er selbst zeigt sich als einen eifrigen Republicaner, und seltsam genug, macht die Authenticität der Buonapartischen Briefe, da, wo er sich als Royalist zeigt, selbst verdächtig. — Haben wir abermals eine Buchhändler-Speculation, wie bey Fouchés Mémoires vor uns? Wohl möglich; allein ein höherer Zweck scheint uns im Hintergrunde zu liegen: man will Buonapartes persönlichen Charakter im günstigsten Lichte darstellen. Die Aufgabe war schwer. Unser Verf. hat sich nicht ungeschickt dabey benommen. — Als Jüngling zeichnet er Buonaparte zwar finster und melancholisch, aber entfernt von allen Schwachheiten des jugendlichen Alters, sich ernstern Studien hingebend und den Kopf mit Ideen einer künftigen Größe angefüllt, die mit seiner wirklichen Lage den auffallendsten Contrast bildeten: aber ein Gefühl, das Merkmal einer guten Seele, war ihm nicht fremd; für Freundschaft hatte er Sinn und war in der Freundschaft getreu. — Die Revolution zeigte ihm die Aussicht, die Träumereien der Jugend in Erfüllung zu sehen. Aber er war Anfangs nicht Republicaner; den wankenden Thron der Bourbons wollte er erhalten. Sein

großer Plan: der König sollte mit verstärkter Kraft die schlaffen Zügel der Regierung anziehen, den er, ohne Erfolg dem Kriegsminister zuschickte, erinnert an den Rath, den der grau gewordene Broglie an Ludwig XVI. gab: "man muß Paris mähen, wie man eine Wiese mähet". Die Schilderung in den angeblichen Briefen von Buonaparte an seinen Freund, über die Revolution, ihren Ursprung und Fortgang, über sich selbst und seine Ansichten und Erwartungen, gleichen Werthers Leiden. Werthern wird durch die Liebe der Kopf verrückt, Buonaparte durch den Ehrgeiz. Die Widersprüche in dem Kopfe eines jungen Menschen, vom höchsten Ehrgeiz beherrscht, zwischen den alten Ideen von Pflichten gegen das Langbestandene und unverkennbarer Hang zu dem Neuen, sind meisterhaft geschildert. Es fragt sich nur: auf welcher Seite ist der größte Vortheil für sich selbst zu erlangen? Die Sache des Königs geht verloren, Buonaparte wird Republicaner. Toulon bahnt ihn den Weg zum Glücke. Allein er beleidigte durch seine freye Reden. Der Repräsentant Aubry setzte ihn ab. Buonaparte, ohne Mittel sich erhalten zu können, wollte sein Vaterland verlassen. Anfangs warf er seinen Blick auf Spanien; dort, wo es keine gute Militairs gebe, glaubte er sein Glück zu machen. Ein Engländer schlug ihm die Türkei vor, und er that wirklich Schritte, um einst die Rolle eines zweyten Bonnevall zu spielen. Da bediente sich Barras seiner. Dieser großmüthige Beschützer ging noch einen Schritt weiter: er versprach ihm das Commando der italiänischen Armee, aber nur unter der Bedingung, daß er eine Dame, die er nicht nannte, seine abgesetzte Geliebte, die Wittwe Josephine Beauharnois, heirathen sollte. — Dieser Punkt war für unsern Apologisten schwer zu rechtfertigen; er hilft sich. — Barras hatte Buonaparte zum Mittagessen eingeladen, um die ihm

bestimmte Schöne kennen zu lernen. Hier setzte er ihn neben eine Mademoiselle J. jung, hübsch, leichtfertig, coquet; noch jetzt in den ersten Circeln in Paris herrschend. Buonaparte außer sich, daß Barras ihm eine solche Person zur Frau bestimmt, heftet seine Blicke auf Josephine, ohne zu wissen, daß diese die ihm bestimmte ist. Er bezeugt Barras seine Abneigung die leichtfertige Dame zu heirathen, und wählt Josephine einzig aus Neigung. Wir sehen nun Buonaparte als treuen Freund, eifrigen Aristokraten und den zärtlichsten aller Liebhaber, der bey seiner Wahl nur auf Verdienste siehet. Gleich nachher zeigt man ihn uns an der Spitze eines undisciplinirten Heers, dem es an allem mangelt, und mit dem er bald Italien erobert. Als die Quelle des militärischen Ruhms seines Helden, nennt der Verf. une inflexibilité naturelle, et le mépris qu'il avait pour sa vie. Wir möchten hinzusetzen, Verachtung für das Leben Anderer. Sehr verschieden von ihm dachte Moreau, wenn er einst sagte: "ich könnte jene 12000 Deutsche vernichten, aber es würde mir 3000 Franzosen kosten". Der Verf. nennt Buonaparte: un guerrier sage et humain. Der Beweis möchte ihm schwer fallen; aber weißlich schließt er seinen politischen Roman, mit der Eröffnung des ersten Feldzugs in Italien.

W i e n.

Von Leopold Grund: Observations minéralogiques sur les environs de Vienne. Par le Cte G. de Rasoumovsky, Membre des Académies Royales des Sciences de Stockholm etc. Avec dix planches dessinés d'après nature et coloriées. 1822. 58 Seiten in Quart.

Durch die genauen Untersuchungen von Constant Prevost ist es außer Zweifel gesetzt, daß

die Gebirgslagen in der Umgegend von Wien, zum Theil denen in der Gegend von Paris analog sind; daß der dortige, von Conchylien erfüllte Kalkstein, zum Grobkalke (Calcaire grossier; Calcaire de Paris) gehört; welches Gestein in Verbindung mit den dasselbe begleitenden Sand-, Thon- und Mergellagen jünger ist als die Nagelfluhe, welche ebenfalls in der Gegend von Wien vorkommt. Die in der vorliegenden Schrift des Hrn. Grafen von Rasoumovsky mitgetheilten Beobachtungen, stehen mit jenen Angaben nicht im Widerspruche; sie würden aber für sich nicht im Stande seyn, das eben erwähnte, geognostische Resultat darzubieten. Der Hr. Verfasser beschreibt zunächst die jüngeren Gebirgsarten in der Nähe von Wien, und wendet sich dann zu den älteren, die in mehrerer Entfernung sich erheben. Er gibt Nachricht von dem, vegetabilische Abdrücke enthaltenden, Sandstein, der vielleicht dem älteren Steinkohlengebirge angehört und theilt lehrreiche Beobachtungen über die Kalkbreccie der Berge von Baden mit, von welcher er glaubt, daß sie eine Uebergangsgebirgsart sey. Besonders merkwürdig sind die in diesem Gestein sich findenden, mit Zähnen und Knochen von verschiedenen Mammalien und mit Sand ausgefüllten Klüfte. Unter den von dem Hrn. Grafen gesammelten und zum Theil auf den, seine Schrift begleitenden, Kupfer- und Steindruck-Tafeln abgebildeten Thierüberresten, befinden sich Zähne und Knochen vom Rhinoceros, vom Elephanten, von Pferden und mehreren anderen, theils bestimmbar, theils unbekanntem Säugethieren. Der Hr. Verfasser vergleicht jene Klustausfüllungen mit der Knochenbreccie von Gibraltar; macht aber zugleich auf die Verschiedenheit aufmerksam, die sich nicht allein in den Thierüberresten, sondern auch in der Art ihres Vorkommens zeigt.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 18. April 1825.

L e i p z i g.

In der Baumgärtnerschen Buchhandlung: Handbuch der biblischen Alterthumskunde, von Ernst Friedr. Karl Rosenmüller, der Theologie Doctor, und der morgenländ. Literatur ordentl. Professor zu Leipzig. Erster Band. Biblische Erd- und Länderkunde. Erster Theil. VIII u. 385 S. 1823. Zweyter Theil. 346 S. 1825. in Octav.

Bevor noch der um die biblische Literatur längst verdiente Verfasser seine Scholien über das A. T. vollendet hat, beginnt er hier ein neues Werk, an Umfang, Nutzen, Zweck und gelehrter Behandlung dem ersten ähnlich. Von einem Verfasser, der sich so lange und anhaltend mit allen Zweigen der gelehrten Bibelerklärung beschäftigt hat, erwartet man nur Treffliches, und diese Erwartung wird auch in dem kaum begonnenen Werke nicht getäuscht. Lange Erfahrung und Übung reichen dem Verf. jene umsichtsvolle Behandlung des Stoffes, die eben so wenig nach neuen Meinungen hascht und nur Widersprüche gegen berühmte Männer sucht, als das von andern Gewonnene ungeprüft wiederholt. da-

zu bewegt sich der Verf. mit solcher Liebe in der alten und neuen Literatur und sammelt so fleißig alles was in neuerer Zeit zur Erklärung des biblischen Alterthums geleistet wird, daß man sein Werk als eine reiche Niederlage literarischer Notizen schätzen muß. Doch würde sich jeder in diesem Fache schon Bewanderte täuschen, wenn er in dem Werke viele neue Aufschlüsse, gelöste Probleme oder tiefe Untersuchungen erwarten wollte: entfernt sich der Verf. von den bisherigen Vorstellungen, so scheint ihm meistentheils nach einer bescheidenen Sceptis des Neuern nur das Alte noch vorzüglicher und sicherer. So scheint diese biblische Alterthumskunde, ein aus den besten Quellen mit treuem Fleiß und steter Umsicht geschöpftes Werk, dem Anfänger als ein willkommener und zuverlässiger Führer, dem Geübtern vorzüglich der reichen Literatur und des Quellenstudiums wegen sich zu empfehlen. In vielen Rücksichten übertrifft das Werk die ähnlichen Handbücher von Bellermann und Jahn, von denen jenes nicht vollendet ist, dieses nicht alle Theile der Alterthumskunde nach einem Plane behandelt. Möchte nur das neue Handbuch der Bestimmung eines Handbuchs treu bleiben und nicht zu weiten Umfang gewinnen. Sollten nicht, dürfte mancher sagen, die vielen wörtlichen Auszüge zu vielen Raum nehmen? wünscht wohl, wer biblisches Alterthum studiren will, bey der (nach problematischer) Erklärung des Landes *גוריל* Gen. 2, 11. durch Colchis auch zu erfahren, daß jetzt in Mingrelien vielbetende Christen wohnen (I. S. 205-207? oder will er lernen, welche Kriege die persischen Könige mit den Griechen geführt, wie listig sie ihre Unehligkeit benutzt haben (I. S. 335 ff.)?

Nachdem der Verf. kurz den Inhalt und Nutzen der biblischen Alterthumskunde erklärt hat (S. 3-6.), beschreibt er S. 6-130. ihre Erkenntnisquellen mit gewohnter Gründlichkeit. Er theilt sie

in schriftliche Quellen, in alte Denkmähler der Baukunst und Sculptur, und in Münzen. Die genaue Beschreibung der morgenländischen gedruckten Schriftsteller und der neuern Reisebeschreibungen zeigt hinlänglich, mit wie reichen Hülfsmitteln sich der Verf. versorgt hat. Auch die neuesten Berichte von Ker Porter und Burckhardt hat er schon in diesem ersten Bande zu vielen Verbesserungen früherer Ausgaben glücklich benutzt; für die Geographie Persiens und Assyriens würde Jaubert, voyage en Arménie et en Perse, Paris 1821 noch manche Aufschlüsse gegeben haben. Nach dieser Einleitung geht dann der Verf. zur biblischen Erd- und Länderkunde über, und beginnt diesen Abschnitt, der sich, wie es scheint, noch durch mehrere Bände ziehen wird, mit Bemerkungen über die Kenntnisse der Hebräer von der Erde überhaupt (S. 133-171.). Manche Vorstellungen dieser Art scheinen sonderbar, und sie müssen noch auffallender scheinen, wenn man sie nicht auf ihren ersten Ursprung zurückleitet und Dichterbild von profaischer Wahrheit unterscheidet. Der Verf. sagt z. B. S. 150, der Hebräer habe sich Jerusalem als die Mitte der ganzen Erde gedacht, und führt zur Erläuterung an, daß auch die Araber die Insel Sarandib (Ceylon) für den Mittelpunct halten. Muß aber diese Parallele nicht jeden richtigen Begriff von der Sache aufheben? Dem hebräischen Dichter ist Jerusalem die Mitte des Landes als Sitz des Reichs und des Gottesdienstes, wie dem Griechen Delphi oder Dodona, dem Araber sein Mecca, dem jetzigen Perser noch die alte heilige Stadt Lauris (Jaubert, voyage p. 156); ob die Stadt also geographisch in der Mitte des Landes oder gar der Erde liege, das hat wohl nie ein Hebräer bey jener Vorstellung erwogen. Wenn aber dem arabischen Geographen Ceylon die Mitte der Erde ist, geht er da nicht von ganz andern

Ansichten aus? hat er nicht einen wirklich geographischen Standpunct, den Aequator, vor Augen? Von S. 172 an geht dann der Verf. zu der wirklichen Erdbeschreibung über. Die Ordnung ist musterhaft, und hat viele Vorzüge vor der von Bellermann befolgten. Indem der Verf. mit der vorsündfluthlichen Erdbeschreibung beginnt, welche sich mit der spätern nie wird reimen lassen, und dann noch kurz S. 221. die älteste geographische Tafel 1 Mos. 10. beschreibt, verweilt er zunächst bey dem unbekanntem Norden, und geht dann von Medien (S. 276=299) nach Elam (S. 300=312) und Persien (S. 313=383). Da sich die Cultur wie das Menschengeschlecht von Osten nach Westen bewegt, so ist diese Eintheilung sehr passend; doch wäre vielleicht Elam nach diesem Fortschritte besser dem östlichen Persien nachgesetzt. Die vier Ströme des Paradieses sind dem Verf., wie andern berühmten Gelehrten, Phasis, Drus, Tigris und Euphrat. Wenn aber der Tigris 1 Mos. 2, 14. als östlich von Assyrien (קְרַמַת אַשּׁוּר) fließend erwähnt wird, da er doch westlich die Grenze Assyriens zu machen scheint, so sieht der Verf. darin eine Ungenauigkeit oder Unkenntniß des Referenten. Nach den engen Grenzen, welche Assyrien bey Griechen und Römern hat, muß dieses freylich so scheinen, obgleich die Griechen Assyrien als selbstständiges Reich nicht mehr kennen: allein bey den Hebräern scheint Assyrien vielmehr noch unbestimmter die Länder diesseit des Tigris zu umfassen. Von der Gegend Babels ging Assur aus (1 Mos. 10, 11); Assyrien heißt Nimrod's Land (Mich. 5, 5); selbst die chaldäische Schrift haben die Juden später immer assyrische genannt. Die geographische Tafel Gen. 10. ist dem Verf. ein durch sein Alter ehrwürdiges Denkmahl, und er unterstützt S. 222. 229. diese Meinung mit bedächtiger Vorsicht und über-

wiegenden Gründen gegen die neuern Sceptiker. Ueber Persien hat der Verf. mit großer Ausführlichkeit gesprochen, besonders durch Ker Porter veranlaßt. Doch dürfen wir nicht verhehlen, daß hier eine für die biblische Geographie schwierige Frage übergangen ist. Aus welchem Grunde ist der Name פֶּרַס von den ältern Büchern u. d. fern, so daß selbst das alte Denkmahl Gen. 10. das entferntere Medien (מֵדִי) anführt, ohne Persien zu nennen? woher ist עִלָּם vielmehr in den ältern Büchern immer da, wo man nach den spätern Persien erwarten würde? und wie konnte Elam zu den Nachkommen Sem's gezählt werden? — Im zweyten Theile folgen Babylon und Chaldäa (S. 1-90); Assyrien (S. 91-132); Mesopotamien (S. 133-163); Kleinasien (S. 164-231) und Syrien (S. 232-322). Auch hier, wie zum Theil schon im ersten Theile, hat der Verf. die Geschichte der einzelnen Länder mit der Erdbeschreibung verbunden, und dieses ist in so weit ganz passend, als die Geschichte dieser fremden Länder wirklich mit der biblischen verflochten ist. Die Geschichte Babylonien's führt auf Nimrod, und der Verf. glaubt S. 34-79; daß der Name schon, von מֶרַד abgeleitet, auf den unbändigen Charakter dieses Gewaltthätigen hindeute. Ist aber nicht, könnte man sagen, diese Ableitung, welche weder in der einfachen Erzählung der Genesis noch in der Grammatik Grund hat, erst später von einem müßigen Juden erdacht? und will man ja eine Etymologie nicht fahren lassen, sollte dann nicht der Name, wie alle assyrischen aus dem Persischen erklärt werden können, eine viel leichtere Deutung aus dem persischen نام "kriegerisch" haben? Bey צִיבָה verläßt der Verf. S. 145. 150. die von spätern Forschern fast einstimmig aufgenommene Vermu-

thung J. D. Michaelis's, daß es Mesibis sey, welches auch alte syrische Schriftsteller bezeugen. Es sey sicherer die Lage der Stadt nicht zu kennen oder sie unbestimmt zwischen Damaskus und Haleb bis an den Euphrat zu setzen. Als Grund ist vorzüglich angeführt, daß wenn Aram Zoba in Mesopotamien zu suchen sey, es dann mit אַרַם גְּהָרִים verwechselt wäre. Ohne Grund ist dieser Zweifel nicht, doch nicht so, daß man ihn zu heben ver-zweifeln sollte. Zoba konnte wohl in Mesopotamien liegen, so daß in dem Namen אַרַם צוֹבָה eben so wenig ganz Mesopotamien (Aram = Naba-
 raim) enthalten ist, als in dem speciellen Namen Juda ganz Israel oder Palästina. Zwar führen Saul und David diesseit des Euphrat mit Zoba Krieg; allein kann nicht der mächtige König von Zoba seinen Arm auch über den Euphrat ausge-
 dehnt haben? Lag Zoba als Stadt diesseit des Euphrat, so ist sehr auffallend, wie David zwar Damaskus und andere Städte in ganz Syrien be-
 lagert und einnimmt, nie aber Zobah. Selbst der An-
 nalist 2 Sam. 8. 4. 12. deutet bey aller Kürze dar-
 auf hin, daß der König von Zobah nur einmal geschlagen ward, ohne sein Königreich zu verlieren. Wie der Name Aram mit den Namen so vieler klei-
 ner Gegenden (z. B. Aram Dammeseh, Aram Zobah) verbunden werden konnte (S. 252. 300), läßt sich wohl passend auch dadurch erläutern, daß die Ara-
 ber Syrien nicht bloß الشام nennen, sondern
 auch im Plural الشامان (Amru ben Kelth. Moall. v. 28. Freytag ad excerpt. ex hist. Ha-
 lebi p. 47) die einzelnen Theile Syriens zusam-
 menfassen. — Ein fünffaches Register über die
 angeführten Schriftsteller, die Stellen der Bibel,
 die Sachen, Personen und orientalischen Wörter

beschließt den zweyten Theil. Nach Ker Porter, Morier und de Bruyn sind außer einer Karte von Mittelasien sechs Abbildungen merkwürdiger geographischer Derter hinzugefügt.

B o n n.

In Commission bey Eduard Weber: die Skelete der Nagethiere, abgebildet und verglichen von Dr. Chr. Vander und Dr. E. D'Alton. Zweyte Abtheilung. 1824. 12 S. 10 Kupfert. in Queerfolio. — Die Skelete der Vierhänder, abgebildet und verglichen von denselben. 1824. 14 S. 8 Kupfertafeln in Queerfolio. Des ganzen Werkes VI und VII. Heft.

Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, ein so ausgezeichnetes Werk mit gleich ausdauerndem Fleiße und gleicher Sorgfalt so rasch fortschreiten zu sehen, so daß die glückliche Beendigung des Ganzen weder mehr fern, noch zweifelhaft erscheint. Die Verfasser liefern im 6ten Heft die Skelete und Schattenbilder des amerikanischen Flußschweines — *Hydrochoerus capybara*; Taf. II. das Aguti — *Dasyproctus Aguti*; Taf. III. das große Sandmoll — *Bathyergus maritimus*; Taf. IV. das *Aperea* — *Cavia Aperea*; Taf. V. das Bleßmoll — *Georychus capensis* Illig. ferner den Schädel der gemeinen Ratte und die Zähne des *Echimy*s, des *Cheiromys*, des *Otomys*, *Pteromys* und *Phascolumys*; Taf. VI. *Guandu* — *Hystrix prehensilis*; Taf. VII. das *Serboa* — *Dipus bipes*, desgleichen den Schädel des *Dipus cafer*; Taf. VIII. das fliegende Eichhorn — *Pteromys volans*, und den Schädel des *Dndatra* — *Fiber zibethicus*; Taf. IX. den norwegischen Lemming — *Hypudaeus Lemmus*, und das Schenkelthier der Berberei — *Meriones libycus*, nebst einigen Bruchstücken des Schädels einer fossilen Art *Hypudaeus* aus den Höhlen bey Sundwig in Westphalen; Taf. X. fossile Knochen eines Hasen, ebenfalls aus den Sundwiger

Höhlen, aus den Sammlungen des Hn. Sacl und van der Becke hier zum ersten Male abgebildet. Die Frage woher es wohl komme, daß in allen Gegenden Europa's die fossilen Reste der Mager sich fast ganz allein auf die drey Gattungen mus, lepus und hypudaeus beschränken, suchen die Verf. theils aus der Lebensweise dieser Thiere, theils aus der geographischen Verbreitung derselben auf eine genügende Weise zu beantworten. — Die erste Tafel des 7ten Hefes liefert den Cercopithecus Aethiops; Taf. II. den Ateles Paniscus; Taf. III. den Cercopithecus Aygula; Taf. IV. Cercopith. Maurus; Taf. V. Ateles Beelzebul, nebst den Schädeln des Mycetes Beelzebul und Seniculus, und der Hapale Jacchus; Taf. VI. Lemur Mongus; Taf. VII. Stenops tardigradus, und die Schädel der beiden letztern noch in natürlicher Größe; Taf. VIII. den Schädel des Pongo oder Drang Utang in verschiedenen Altersperioden; desgleichen den Schädel des Mandrill in drey verschiedenen Perioden; den Schädel des Cercopithecus Aygula im jugendlichen Alter, den Schädel eines jungen Cynoscephalus ursinus und den des Cebus fatuellus. Der Grund, aus welchem die Verf. die Affen auf die Mager haben folgen lassen, findet sich leicht gerechtfertigt durch die mehrfache Aehnlichkeit, hinsichtlich auf Gestalt und Lebensart, und in andern Beziehungen, welche zwischen mehren Gattungen beider Ordnungen Statt finden, wenn auch einige Gattungen der Affen durch ihr Gebiß den Raubthieren näher stehen. Text und Kupfer sind sich auch in diesen Hefen, diese in Trefflichkeit der Ausführung, jener in Reichhaltigkeit geistreicher Bemerkungen und Zusammenstellungen gleich geblieben. Doch erlaubt sich Ref. kein Urtheil darüber, in wie weit auch durch diese Hefte die Verf. ihren Hauptzweck, der Ableitung oder Zurückführung des Organismus der verschiedenen Ordnungen und Gattungen der Säugthiere von einem oder auf einen näher gekommen sind, bis das Ganze vollendet seyn wird.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. 65. Stück.

Den 21. April 1825.

P a r i s.

Bey Anselin und Pochard, und Toulouse bey Bleussieur 1825: Campagnes de 1813 et de 1814, sur l'Ebre, les Pyrénées et la Garonne, précédées de considérations sur la dernière guerre d'Espagne. Par Edouard Lapene, Auteur des événements militaires devant Toulouse en 1814. 442 Seiten in 8. Mit zwey Charten.

Die Franzosen fahren fort, Mémoires über ihre Feldzüge in den gegen die französische Revolution geführten Kriegen zu liefern. Die beiden Feldzüge von 1813 und 1814 auf den spanischen und französischen Gränzen liefern einige Schlachten, die in der militärischen Geschichte Wellingtons um so merkwürdiger sind, weil er hier angriffsweise verfuhr. Der Verf. dieses Werks, war vermöge seiner Stellung in der französischen Armee, — (er befehligte in der letzten Zeit die Artillerie bey der Division des Generals Daupin, wodurch er Gelegenheit hatte, den Gang der Ereignisse im Großen kennen zu lernen), — sehr wohl zum Geschichtschreiber dieser Feldzüge geeignet. Abgerechnet die Vorliebe für

seine Armee und insbesondere seine Waffe, und dann eine oft ermüdende Weitläufigkeit — gewöhnlicher Fehler der militärischen Memoiren-Schreiber —, gibt seine Geschichte ein ziemlich klares Bild. Der als Einleitung vorgesezte Aperçu sur la dernière guerre d'Espagne, enthält aber keine neue Ansichten. Er ist der Meinung, daß ohne den Beystand von England, das sich aber nach seiner Behauptung erst seit 1811 der spanischen Sache mit Ernst annahm, die Franzosen Meister der Halbinsel geworden und geblieben seyn würden.

Bey Eröffnung des Feldzugs von 1813, hatten die Franzosen noch einen großen Theil von Spanien, und sogar Madrid besetzt. Allein nach dem Brande von Moscau wurden nicht nur Truppen aus Spanien gezogen, sondern die erforderlichen Ersatz-Mannschaften u. Pferde blieben aus. Soult ward abgerufen und durch Jourdan, der unter dem Könige Joseph die Armee commandiren sollte, schlecht ersetzt. Die Franzosen waren in drey besondere Armeen vertheilt. Wellington, begierig die im vorigen Feldzuge erlittene Niederlage (der Verf. meint den misslungenen Angriff auf Burgos und den darauf folgenden Rückzug) zu rächen, rückte mit 60,000 Mann aus Portugal vor, während außerdem drey spanische Corps, die zusammen 50,000 Mann bildeten, formirt wurden. Ungeachtet, daß Wellington keine große Ueberlegenheit über die französische Armee hatte, die noch, nach ihrer Concentrirung bey Vittoria, 70,000 Infanterie und 8000 Cavallerie stark war, ließ ihn ihre große Ausdehnung und Sorglosigkeit doch den kühnen Plan fassen, sich auf den französischen rechten Flügel zu werfen, und die Gemeinschaft mit Frankreich zu unterbrechen. Dieser Plan gelang vollkommen. Die französischen Truppen zogen sich auf allen Punkten zurück, um vor Vittoria eine Stellung zu wählen, die nicht schlechter hätte ausgesucht werden können.

Der Sieg bey Vittoria, der glänzendste, den Wellington erfochten hat, wurde ihm nicht schwer gemacht. Ein Corps von 30,000 Mann, das er um den französischen rechten Flügel detachirte, veranlaßte die Franzosen zu einem Rückzuge, der als Seitenstück zu der Schlacht von Roßbach angesehen werden kann. Geschütze mit Zubehör, Wagen, Bagage ohne Zahl, hatten die wenigen Rückzugswegen so besetzt, daß der Rückzug selbst, nur mit den äußersten Schwierigkeiten ausgeführt werden konnte. Selbst König Joseph und Jourdan retteten sich nur mit Mühe. Der Verf. ist der Meinung, daß die französische Armee, deren übrig gebliebene Stärke er, ohne die detachirten Corps der Generale Foy und Clausel, noch auf 41,000 Mann angibt, und die aus Pampeluna Geschütze und Munition hätte an sich ziehen können, in der vor dieser Festung befindlichen Position hätte Halt machen, und die weiteren Angriffe des Feindes, der nur mit 30,000 Mann unter Hill verfolgte, erwarten sollen. Allein der weitere Rückzug über die Pyrenäen ward beschlossen und ausgeführt.

Am 22. Julius kam Soult zu Bayonne an, um das Commando der Armee wieder zu übernehmen. Sein erstes Geschäft war, sie wieder zu organisiren. Er bildete neun Infanterie- und zwey Cavallerie-Divisionen, nebst einem Reservecorps. Nur 50 Geschütze hatte die Armee aus Spanien retten können; er entfernte mit Strenge ihr Gefolge von Menschen aller Klassen, das zahlreicher war, als sie selbst. Nach dieser neuen Organisation hatte Soult ungefähr 60,000 Infanterie und 4500 Cavallerie unter seinem Befehl. Jeder Infanterie-Division wurde eine Batterie von acht Stücken zugetheilt, und außerdem eine Reserve-Artillerie von 20 Geschützen gebildet. Nach dem Verf. hatte Wellington 120,000 Infanterie und 8 bis 10,000 Cavallerie. Seine Armee war in drey Corps eingez-

theilt. Wir glauben folgende Vergleichung der beiden Heerführer, unsern Lesern mittheilen zu müssen: „Wellington, dessen Verdienste einige überschätzt, andere zu sehr herabgewürdigt haben, fand an Soult einen ihm würdigen Gegner. Der erste besaß viele militärische und administrative Kenntnisse; Soult hatte die Erfahrungen von dreißig Feldzügen für sich. Ueberlegung, Klugheit, aber immer mit Langsamkeit vermischt, waren charakteristische Züge des englischen Feldherrn; unermüdete Thätigkeit, eine Festigkeit, die das Mißgeschick noch unbiegsamer machte, die seines Nebenbuhlers. Wellington, geschickt die Fehler und Uneinigkeiten, die unter den Generälen der Französischen Armee herrschten, benutzend, marschirte, unerachtet seiner großen Ueberlegenheit an Streitkräften, langsam aber mit Zuversicht zu beynahe unfehlbaren Siegen; Soult, überzeugt, daß wenige Tapfere immer vermögend sind, dem überlegenen Feind die Spitze zu bieten, sogar wenn die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs nicht vorhanden ist, disciplinierte seine Truppen in dieser Periode ihrer Niederlagen; er übte die schwere Kunst aus, dem Vordringen des Feindes Hindernisse auf Hindernisse entgegen zu setzen, und ihm das Terrain Schritt vor Schritt streitig zu machen. Dem langsamen und klugen Systeme Wellingtons zu Folge, kann man ihm keinen Fehler zur Last legen als den, seine Siege nicht benutzt zu haben. Die strenge Disciplin, welche er immer beobachten ließ, hatte seine aus so vielen Nationen zusammengesetzte Armee, an eine blinde Unterwürfigkeit, an einen passiven Gehorsam gewöhnt; ein Wille nur war vorherrschend: der seinige. Soult, nicht weniger strenger Beobachter der Ordnung, da, wo er selbst handelte, konnte sich mit Recht über das Betragen mehrerer Untergeordneten beschweren: die große Beschränktheit der ihm zu Gebote stehenden Mittel ward die

Quelle der Undisciplin, die man seiner Armee vorwirft."

Indem der Verf. hier eine Vergleichung zwischen den beiden Heerführern aufstellt, entwirft er eine getreue Charakteristik der älteren und neueren Art der Kriegsführung. Wellington führte den Krieg auf der Halbinsel im Geiste des siebenjährigen Krieges, das heißt: seine Operationen waren auf regelmäßige Verpflegung und Bezahlung, so wie auf Mannszucht, welche ohne erstere nicht beybehalten werden kann, basirt. Aus der Ursache, daß seine Unternehmungen durch die eben angeführten Erfordernisse bedingt waren, mußten sie unfehlbar den Charakter der Langsamkeit, sowohl im Vorgehen zum Gefechte, als bey dem Verfolgen nach erfolgtem Siege, den man ihm vorwirft, annehmen, und zwar um so mehr je größer der Contrast war, in welchem seine Operationen zu den der modernen Franzosen, die den Geist der Revolution athmeten, erschienen. In den ersten Feldzügen, als die Streitkräfte der Franzosen den seinigen weit überlegen waren, lieferte er seine Schlachten mit großer Behutsamkeit; es hatte den Anschein, als ließe er sich lieber angreifen, als selbst der angreifende Theil zu seyn: er rechnete auf die Tapferkeit seiner Truppen, bey Vertheidigung der ihnen angewiesenen Stellungen, vielleicht aber weniger auf ihre Manövrir-Fähigkeit, denn er verfolgte seinen Sieg nicht. Oder wollte er dem Zufalle nicht zu viel anvertrauen? Anders handelte er in den Feldzügen von 1813 und 1814, als er schon Franzosen an Streitkräften überlegen war, und er Zeit gehabt hatte, seine Unterbefehlshaber kennen zu lernen und zu bilden. Der Verf. läßt seinen Operationsplanen Gerechtigkeit widerfahren, die so weit ausgehend waren, als es die Grundsätze des Verpflegungssystem verstaten. Seine Pläne zur Lieferung von Schlachten nehmen nun einen so küh-

nen Charakter an, daß sie einigen von Friedrich II. gelieferten Bataillen an die Seite gesetzt zu werden verdienen. Zu sehr durch den Raum beschränkt, dem Verf. bey der Erzählung der vielen merkwürdigen Ereignisse in den gedachten beiden Feldzügen zu folgen, führen wir hier nur als Belege zu unserer Behauptung die Schlacht von Toulouse an, die freylich Wellington selbst zu den gewagtesten zählt, die er geliefert hat. Ehe wir aber zur Beschreibung dieser merkwürdigen Schlacht kommen, wird eine kurze Uebersicht der Kriegsvorfälle, die zu selbiger führten, erforderlich seyn.

Bayonne ward das Hauptdepot der französischen Armee. Soult machte kühne, aber mißlungene Versuche zum Entsaße von Pampeluna und St. Sebastian. Wellington überschritt die Bidassoa, und Pampeluna mußte sich ergeben. Vergebens suchte Soult die Pyrenäen zu vertheidigen. Wellington ging über die Nive. Während den gleich nachher vorgefallenen Gefechten, gingen die bey der französischen Armee befindlichen Nassauischen Truppen zu den Engländern über. Der Verf. beschreibt diesen Vorfall, der Soult nöthigte, alle bey seiner Armee befindlichen fremden Truppen zu entfernen, mit Schonung. Das Treffen bey St. Pierre d'Arube war sehr blutig, zwang Soult aber zu weitem Rückzügen. Bey Eröffnung des Feldzugs von 1814, befand sich Wellington in einer kritischen Lage; auf einem kleinen Landstriche zwischen der Ardour und den Pyrenäen eingeschränkt, litt seine Armee an Krankheiten, veranlaßt durch Mangel an Lebensmitteln. (Wir müssen bemerken, daß die Schilderung, die hier der Verf. von der Lage der Armee Wellingtons, in dieser Periode macht, sehr übertrieben ist. Eigentlichen Mangel an Lebensmitteln litt die Armee nicht. Die vielen Krankheiten waren Folge der Mühseligkeiten des Feldzugs, des ungewohnten Klimas und der schlech-

ten und zusammengedrängten Cantonnements). Soult bedrohte Wellingtons Communication mit Spanien, und ihm blieb nichts anders übrig, als vor, oder zurück zu gehen. Allein Soult mußte 20,000 Mann nach Paris schicken, und mit den ihm noch übrig bleibenden 35,000 Mann, lieferte er das hartnäckige Treffen bey Orthez, gegen Wellington, der ihn mit 90,000 Mann angriff. Lange war der Sieg zweifelhaft, endlich ward er für Wellington, durch einen kühnen Angriff mit seiner Reserve auf das feindliche Centrum entschieden. Als Folge dieser Schlacht zog sich Soult auf Toulouse zurück. — Nach unserer Ansicht gereichen die Bewegungen der vereinigten Armee, vor und während der Schlacht bey Orthez dem Herzoge von Wellington sehr zur Ehre. Vielleicht ist aber der Vorwurf des Verf. als habe er nach dieser Schlacht zu langsam agirt, nicht ganz ungegründet.

Die Schlacht bey Toulouse, deren Beschreibung beynahе das ganze vierte Buch einnimmt, und wovon ein Plan dem Werke beygefügt ist, bietet viele interessante Ansichten dar. Die wichtige Frage: in wie fern eine weit schwächere Armee unterstützt von einer besetzten Stadt, vermöge Beziehung eines festen Lagers bey selbiger den Fortschritten des überlegenen Feindes ein Ziel setzen, und die rückwärts gelegenen Provinzen decken könne, kommt hier zuvörderst in Erwägung. — Soult hatte, so bald er sah, daß er vermöge der Bewegungen Wellingtons, die Stadt Bayonne und daß dabey errichtete feste Lager nicht als Rückzugspunkt würde wählen können, mit Eifer an der Wiederherstellung der alten Festungswerke von Toulouse arbeiten lassen. Als Soult mit seiner Armee bey dieser Stadt anlangte, war die Befestigung der Stadt und die von mehreren Punkten der zunächst liegenden Gegend, die mit jenen in Verbindung standen, so weit vollendet, daß sie statt eines festen

Lagers dienen konnte. Nun ließ er durch die Armee selbst vor dieser ersten Linie, noch eine zweite befestigen, in welcher er, obwohl die Befestigung noch nicht ganz vollendet, und, wegen Mangel an Truppen nicht gehörig besetzt werden konnte, die Schlacht annahm. Wäre die Lage des Krieges im Großen, als Soult den Entschluß faßte, sich in und vor Toulouse zu halten, dieselbige geblieben, nämlich, daß er auf Entsatz rechnen konnte, so würde sein Verfahren gerechtes Lob verdienen. Allein als er vor Toulouse ankam, erhielt er bereits die Nachricht, daß Paris in den Händen der Alliirten sey. Er konnte sich daher keine Hoffnung auf Hülfe machen. Und in dieser Lage scheint es uns, zweckmäßiger gewesen zu seyn, seine noch aus 20,000 alten Soldaten bestehende Armee, die zu Toulouse durch 6000 Conscripte verstärkt wurde, nicht der Gefahr auszusetzen, durch die dreysach stärkere Armee Wellingtons in dieser Stadt eingeschlossen und zur Uebergabe gezwungen zu werden. Der Verf. entschuldigt Soult damit, daß es wichtig für die damals zu Paris schon angefangenen Friedens-Unterhandlungen gewesen sey, die wichtigste Stadt an der spanischen Gränze, die militärische Vorräthe von Bedeutung enthielt, so lange als möglich zu behaupten. Wellington, der mit dem, was zu Paris vorging, eben so gut als Soult bekannt war, mußte seine große Ueberlegenheit nicht zu einem directen Angriff Soults anwenden, sondern die Communication der Französischen Armee mit ihrer Hauptstadt zu unterbrechen und sie in ihren Befestigungen einzuschließen suchen. Wirklich zeigen die ersten Schritte, die Wellington, nachdem er vor Toulouse angekommen war, unternahm, daß er diesen Plan zu befolgen beabsichtige. Er ging mit einem großen Theil seiner Armee unterhalb Toulouse über die Garonne, marschirte auf Nuterive, in der Absicht über die Ariege zu gehen und sich bey Wil-

lefranche aufzustellen. Gelang ihm dieses, so war Soult gezwungen, Toulouse und die Obere-Garonne zu verlassen. Als die Allirten aber auf ihrem halben Wege zu Naillour angekommen waren, wurden sie durch die schlechte Beschaffenheit des Weges, den sie wegen des häufig gefallenen Regens impracticabel fanden, veranlaßt, umzukehren, und über die Garonne zurück zu gehen. Der Verf. behauptet, daß, wenn dieser Theil der allirten Armee die Uriage bey Saverdun passirt wäre, und seinen Marsch auf Mazeres gerichtet hätte, er ohne Hindernisse die Chaussée von Nieder Languedoc erreicht haben, und folglich Wellingtons Plan ausgeführt worden wäre. — Diese seine erste Unternehmung scheidend gesehen, entwarf der englische Feldherr einen noch kühnen Plan: er wollte gleich unterhalb Toulouse einen Uebergang über die Garonne erzwingen. Schon besand sich Beresford am 5. April mit einer Avantgarde von 10,000 Mann am rechten Ufer des Flusses, nahe bey Seilh, drey Meilen unterhalb Toulouse. Allein plötzlich entstand, durch den häufigen Regen veranlaßt, eine solche starke Austretung des Flusses über seine Ufer, daß die Pontonsbrücke der Allirten zertrümmert ward. Durch diesen Unfall fand sich Beresford, ähnlich der Lage der Franzosen vor der Schlacht an der Kaybach, bis zum 8. April, an welchem Tage die Communication wieder hergestellt ward, den Angriffen der ganzen französischen Armee ausgesetzt, die nichts gegen ihn unternahm. Der Verf. versucht diese Unthätigkeit Soult's zu entschuldigen, die bey dem bekannten unternehmenden Charakter dieses Feldherrn um so auffallender ist. Er zieht in Zweifel, ob Soult von der wahren Lage des Beresfordschen Corps unterrichtet gewesen sey, welches doch wahrscheinlich ist, da seine Vorposten nahe bey Seilh standen; „allein, sagt der Verf.," Soult's Plan war unter den Mauern von Toulouse, wo

er alles vorbereitet hatte, einen entscheidenden Schlag auszuführen; daher war ihm alles daran gelegen, seine Armee beysammen und intact zu erhalten." Diese Entschuldigung kann nicht genügen; man denkt unwillkührlich an Macß und Ulm. Aber freylich Toulouse war mehr als Ulm. Indessen entging Wellington, der, nach der Behauptung des Verf., das Corps von Beresford schon aufgegeben hatte, und auf seinen Rückzug bedacht gewesen seyn soll, (woran wir jedoch sehr zweifeln) einer großen Gefahr. — Eine Beschreibung der blutigen Schlacht vom 10. April zu liefern, ist nicht unsere Absicht. Wellington machte, seine Armee in drey Corps und eine Reserve eingetheilt, auf die französische Stellung einen Parallel-Angriff. Der Canal royal muß ein sehr wichtiges militärisches Hinderniß gewesen seyn, außerdem scheint es, dem Plane zufolge, daß eine Umgehung des rechten Flügels der Franzosen, und Angriff auf die Brücke über den Canal, genannt des Demoiselles, Soult bald zum Rückzuge genöthigt haben würde. Wir glauben unsere Leser auf einen tactischen Vorfall, der sich in dieser Schlacht ereignete, aufmerksam machen zu müssen. Die modernen Tactiker legen bekanntlich auf den Angriff der Infanterie en Colonne einen hohen Werth und die Aufstellung in Linien für die Linien-Infanterie zum Gefecht, hat in den meisten großen Armeen, der en Colonne weichen müssen. Dessen unerachtet hat die Infanterie in der Armee des Herzogs von Wellington, die, den alten Grundsätzen zufolge, immer in Linien agirte, die Angriffe der französischen Colonnen, immer mit Erfolg zurückgeschlagen, wie dieses auch unter andern, in der Schlacht bey Toulouse der Fall war. Beresford war an der Spitze von 20,000 Mann zum Angriffe der Verschanzungen von Sypiere vorgerückt. Ein sehr morastiges Terrain, das er vor der Fronte desselben passiren mußte,

und nur wenige sehr practicable Durchgänge hatte, verzögerte seinen Marsch. Mit Mühe gelang es ihm endlich, 8000 Mann Infanterie, den französischen Verschanzungen gegenüber, in Linie aufzustellen. Der Rest seiner Infanterie, so wie seine Cavallerie und Artillerie war noch hinter den Defileen, und noch so weit zurück, daß der englische General von selbigen nicht unterstützt werden konnte. Soult dieses gewahr werdend, sammelte schnell alle seine disponiblen Truppen, umringte das Beresfordsche Corps auf beiden Flanken, während die Division Taupin es in der Fronte angreifen sollte. Beresford, der seine Infanterie in Linien aufgestellt hatte, ließ sich gegen die Angriffe der französischen Infanterie zu decken, auf seinen beiden Flanken Quarrés formiren. Schon ruft Soult aus: "ils sont à nous". Allein Taupin ist zu kampfbegierig, die Bewegungen auf den Flanken abzuwarten, rückt mit seinen Brigaden, en Colonne formirt über die Verschanzungen, (deren Feuer er dadurch verhindert) gerade auf das Centrum des Beresfordschen Corps, in Sturmschritt vor. Der Verf. erwähnt, daß einige Congrevesche Raketen, die in die Colonne fielen, große Verheerungen in selbiger anrichteten. Seine weitere Erzählung ist aber nicht ganz deutlich, weshalb wir sie mit seinen eigenen Worten hersehen: "Au lieu de laisser les français se deployer, l'ennemi se livre lui même à une brusque offensive, et commence le feu avec toute la vigueur que le desir et l'espoir de la victoire peuvent lui donner. Dans nos rangs serrés en masse aucun coup n'est perdu; et nous ne pouvons opposer que le feu insuffisant du 1er Bat. tête de notre colonne: ainsi les soldats des derniers rangs, qui voient tomber leurs Camarades sans pouvoir venger leur pertes se livrent au plus funeste decouragement." — Beresford, dieses benutzend, greift in

diesem Augenblick die Colonne an, wirft sie über den Haufen, bemächtigt sich der verschanzten Anhöhen, und entscheidet die Schlacht.

Soult hatte sein erstes verschanztes Lager verloren, aber er hat das zweyte weit stärkere, die Linie der Stadt Toulouse selbst noch inne. 8000 Mann hatte Wellington am 10. April verloren; man erwartete am folgenden Tage ein noch heftigeres Treffen; es geschah kein Schuß. Am 12. April verließ Soult Toulouse, indem er seine Kränken und Bagage mit sich führte, nur schwach ward er von Wellington verfolgt. Vermuthlich hatten beide Feldherrn Kunde von den Vorgängen in Paris erhalten. Der Verf. klagt Wellington hart an, daß er unerachtet der Kenntniß, die er von der Lage der Dinge in Paris hätte haben müssen, die Schlacht von Toulouse, da nur zwecklos gefochten wurde, lieferte. — Von Soult sagt er, daß die Einwohner von Toulouse ihn tödtlich gehaßt hätten, weil er nicht weniger zwecklos ihre Stadt zum Theater einer Schlacht, die ihren Ruin hätte herbeiführen können, gewählt habe. Diese Vorwürfe, die beiden Feldherren gemacht werden, führen die heftige Kanonade zwischen der Allirten und Französischen Armee bey der Brucker Mühle in Hessen, die den siebenjährigen Krieg beschloß, wieder ins Gedächtniß zurück. Ob sie damals, so wie hier bey Toulouse gegründet waren, wagen wir nicht zu entscheiden.

B e r l i n.

Bey G. Reimer: Beiträge zur Geognosie und Bergbaukunde, von Wilhelm Schulk, Königl. Preuß. Bergrath. Nebst 6 Blatt Karten und Zeichnungen. VIII und 126 Seiten in Quart. 1821.

Der durch mehrere schriftstellerische Arbeiten bereits rühmlichst bekannte Verfasser, hat sich durch

diese Schrift ein neues Verdienst um die Geognosie und Bergbaukunde erworben, welches um so dankbarer erkannt werden muß, da seine Mittheilungen zum Theil Gegenden betreffen, die in geognostischer und bergmännischer Hinsicht bisher wenig oder gar nicht bekannt waren. Der erste unter den von ihm hier dargebotenen Beyträgen, enthält eine allgemeine Darstellung der geognostischen Verhältnisse in der Mark Brandenburg, und in Pommern, mit Rücksicht auf einige benachbarte Länder. Wie in der Lüneburger Heide, so auch in den Marken, finden sich Geschiebe von Ur- und Uebergangs-Gebirgsarten, die weder vom Schlesischen, noch vom Sächsischen, noch vom Harzgebirge abstammen können. Näher der Ostsee, erscheinen sie seltner; darunter aber merkwürdige Massen, z. B. von Magneteisenstein; Gemenge von körnigem Wernerit und Titaneisen. Die Dünen am Meere sind an einigen Stellen mit Porphyr geschieben von Faustgröße steinplasterähnlich bedeckt. Der flache Seegrund ist voll kleiner Quarz-, Kiesel-, Muschelkalk-Geschieben. Seltner zeigt er Börnstein in Seegrass eingehüllt, der übrigens auch in großer Entfernung vom Gestade vorkommt. Magneteisensand wirft bey heftigen Nordostwinden das Meer auf den Strand. Der Meeresgrund ist durchgängig Sand. Der Kreidegrund mit seinen Feuersteinen und Petrefacten, scheint die Gegenden links von dem Ausflusse der Oder und Peene ausschließlich zu behaupten. Die Höhenzüge in den Marken und in Pommern beobachten ein dem Laufe der Hauptflüsse entgegengesetztes Streichen von Morgen nach Abend. Unter den bekannten Gebirgslagen macht nach dem Verfasser ein grober Kiesel- und Eisensand die Grundlage. Thon und Leimen ruhen hier und da auf dieser Grundlage; auch die Formation der Braunkohlen und des Alaunerzes deckt

dieselbe, von Thon und Sand begleitet. Nach dem Verf. sollen die Müdersdorfer Kalkflöße nebst dem unter diesen liegenden, Gyps führenden Thon, ebenfalls von obigem Sande untertaucht werden. Findet in dieser Hinsicht keine Täuschung Statt, so muß man um so mehr der Ansicht des Verfassers beypflichten, daß die untere Sandlage, nicht als eine aufgeschwemmte Masse angesehen werden dürfe. Damit ist aber freylich die Frage noch nicht beantwortet, welcher Formation jener Sand angehören möge; welche Entscheidung unzertrennlich ist von einer genaueren geognostischen Bestimmung des von ihm untertauchten Kalksteins.

Der zweyte Beytrag enthält eine geognostische Beschreibung der Feldmark Gleissen in der Neumark. Die dortigen Gebirgsarten bestehen in Sand, Thon, Alaunerz und Braunkohle, deren Verhalten in der Hinsicht besonders merkwürdig ist, daß sie zum Theil ein starkes, oft vollkommen senkrechtcs Fallen haben. — Der dritte Aufsatz liefert eine orographisch-geognostische Beschreibung der Inseln Wollin und Usedom. Der oben angeführte Eisensand ist auch über diese Inseln verbreitet. Hin und wieder soll außer Quarz und Titaneisen, auch Hyacinth und Spinell darin vorkommen. An einigen Stellen besitzen jene Inseln Mergellagen und darüber Feuersteine führende Kreideflöße.

Die vierte Abhandlung dient zur Erklärung einer Gebirgskarte von dem mittleren Theile des Fürstenthums Calenberg. Als der Verfasser diese Karte entwarf, waren die geognostischen Verhältnisse der Gegenden, die sie umfaßt, nur sehr unvollkommen bekannt. Ihm gebührt daher das Verdienst, die erste zusammenhängende, genauere Kunde derselben dargeboten zu haben, wenn man auch vielleicht nicht durchgängig mit den Ansichten des Verfassers über jene Verhältnisse einverstanden seyn

solte. Besonders lehrreich sind die Nachrichten über das Steinkohlengebirge im Calenbergischen und Schaumburgischen. An diese reihen sich in dem fünften Beytrage, Bemerkungen über den Steinkohlenbergbau am Osterwalde, Deister, Sün-
tel und Bückeberge. Der Verfasser führte eine Zeit lang die Direction des Steinkohlen-Bergbaues im Calenbergischen und war daher um so mehr im Stande, genaue Nachweisungen über ihren Betrieb mitzutheilen.

Der sechste Aufsatz enthält Geognostisch-Bergmännische Nachrichten über die wichtigsten Gruben des Sächsisch-Böhmischen Erzgebirges, die derselbe auf 21 Befahrungen im Jahre 1818 sammelte. Sie betreffen den Gangbergbau bey Freyberg, Marienberg, Annaberg, Joachimsthal, Platten, Johann Georgenstadt, Schneeberg, Ehrenfriedersdorf; den Stockwerksbergbau zu Geyer, Altenburg und Schlaggenwalde; und enthalten viele lehrreiche Notizen und Bemerkungen, welche die ausgezeichneten technischen Einsichten des Verf. aufs Neue bewähren.

Die dieses Werk begleitenden Kupfer enthalten Abbildungen der Gesteine auf dem Gebürge bey Rauen, in der Mark Brandenburg; Charten der Feldmark Gleissen, der Insel Usedom und Wollin, eine Gebirgskarte des Calenbergischen, und Grubenrisse.

H a l l e.

Im Verlage der Curtschen Buchhandlung: Jahrbücher der ambulatorischen Klinik zu Halle. Herausgegeben von Peter Krukenberg. 2r Band. 1824. 403 S. nebst Tabellen der behandelten Krankheiten; in 8.

Dieser zweyte Band (wovon den ersten Ref. 1822. St. 127. S. 1269 angezeigt hat) gibt weitere Nachricht von dem gedeihlichen Fortbestehen der ambulatorischen Klinik zu Halle. Seit dem Herbst 1819

ist das akademische Krankenhaus mit der ambulat. Klinik vereinigt. 20 = 30 Kranke können bequem aufgenommen werden. Die jährliche Summe zur Bestreitung der Kosten für das Spital und die amb. Klinik ist auf 3040 Thaler festgesetzt. — Die Beobachtungen der Veränderungen der Witterung von den Jahren 1819 = 1822 sind wieder von dem Hrn. Schulinspector Bullmann. Die Prüfung der atmosphärischen Luft von Halle, so wie die der dortigen Brunnenwasser ist von dem Hrn. Dr. Meißner. Trotz der vielen Salzkothen konnte in der Luft keine Salzsäure entdeckt werden, woraus hervorgeht, daß ihre Gegenwart durch größere Flächen der Salzwasser, als durch die der noch außerdem überbauten Salzquellen bedingt wird. Das Quellwasser ist mehr oder weniger beträchtlich durch aufgelöste Salze verunreinigt; $\frac{2}{3}$ der Quellen enthalten vorherrschend salzsaure Salze. Von den behandelten Krankheiten sind mehr oder minder ausführlich mitgetheilt: der hitzige innere Wasserkopf, die Ohrenentzündung, die chronische Magenentzündung, so wie auch einzelne Krankheitsfälle, als: Markgeschwülste im Gehirn, eine Blutgeschwulst am Kopfe, gallertartige Erweichung des Magens und der Gedärme, Krankheiten der Leber, eine entartete Niere, Intussusceptionen, und innere Darmeinschnürungen. Der Herausgeber hielt es für rathsam, die Beschreibung dieser Krankheiten, die zum Theil noch viel Dunkles und Schwieriges haben, größtentheils nur nach solchen Fällen abzufassen, die tödtlich abliefen, weil bey diesen das Urtheil durch die Leichenöffnung bestätigt werden konnte. Die Leichenöffnungen wurden fast alle vom Herausgeber selbst angestellt. Ein genaueres Eingehen in das Einzelne erlaubt der Raum dieser Blätter nicht. Allein was Ref. über den Werth des ersten Bandes sagte, glaubt er auch auf diesen anwenden zu dürfen.

— —

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

66. Stück.

Den 25. April 1825.

F l o r e n z .

Bey Piatti: Descrizione delle Medaglie Ispañe appartenenti alla Lusitania, alla Betica e alla Tarragonense, che si conservano nel Museo Hedervariano, per Domenico Sestini. 1818. 227 Quartseiten mit 9 Kupfern.

Der Graf Wiczay, dessen berühmte Münzsammlung zu Hedervar durch die Erwerbung einer reichen Folge altspanischer Münzen vermehrt worden ist, wünschte diese zum Nutzen der Wissenschaften mit Erläuterungen bekannt zu machen. Dies übernahm Hr. S. und man muß der Numismatik Glück wünschen, daß die Sache in die Hände eines so geübten Kenners gekommen ist. Die altspanischen Münzen haben bekanntlich wegen der Verschiedenheit der Sprachen und Schriften, wegen der Wandelbarkeit der Buchstaben und wegen unsrer Urkunde der einheimischen Namen der Städte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, daher Eckhel sich bloß auf die Römischen beschränkte, die Phöniciſchen nur flüchtig berührte, und die Celtiberischen fast ganz überging. Hr. S. hat sich durch diese

Schwierigkeit nicht abschrecken lassen, sondern die celtiberischen Münzen, nach Velasquez u. a. gelehrter Spanier Vorgang, mit besonderm Fleiß erklärt. Zur größern Deutlichkeit hat er celtiberische Buchstaben gießen lassen, so daß man bey jeder Münze die Inschrift sogleich vor Augen hat, die der Verf. auch oft analysirt um seine Erklärung der einzelnen Buchstaben zu rechtfertigen. Der Verf. weicht darin öfters, und mit Wahrscheinlichkeit, von Velasquez ab. Da die hier beschriebene Sammlung sehr reich ist; es fehlen nur von wenigen Städten Münzen, wie Gaura, Murgi, Tucci, und von mehreren sind 10, 20 bis 40 Stück vorhanden; so kann man dieses Werk als eine Ergänzung und Berichtigung zum Velasquez und Florez betrachten, auf welchen letztern der Verf. stets verweist. Die Beschreibung ist nach der gewöhnlichen Eintheilung Lusitania, Baetica, Tarraconensis, und in jeder Abtheilung alphabetisch geordnet. Von den mehr als 130 Städten, von welchen hier Münzen gegeben sind, können wir nur einzelne anführen, um auf dies reichhaltige Werk aufmerksam zu machen. Von Balsa, im südlichen Lusitanien, von Ptolemäus genannt, sind mehrere Münzen mit verschiedenen Typen, eben so von Coero und Myrtilis, alle bisher unbekannt, aus Römischer Zeit. Im Bätischen Spanien Abra; nur eine Münze mit dem Herculeskopf, die jedoch durch zwey ähnliche in Cadix und auf der K. Bibl. zu Madrit bestätigt wird. Von Ascu werden 13 M. angeführt. Die mit der Inschrift Lascu (oder nach dem Kupfer T. II. 8. LASCVT) die auch im Gepräge abweicht, gehört wohl nicht hieher. Las(tigi)civit. wäre auf jeden Fall wahrscheinlicher, als daß L für den phöniz. Artikel el zu halten, den die Sprache nicht kennt. Ustapa sey auszustreichen; die einzige von Florez angeführte Münze ist aus einer M. von Luciferae fanum verfälscht; so auch Callet. Von Barea, das Eckhel weg lies,

gibt es Münzen. Bey *Canaca* ist es ein Irrthum, daß nur Bayer die Inschrift erklärt habe; sie findet sich bey *Belasquez* S. 154 u. wo nur das X unrichtig für η genommen, aber der zweyte Buchstabe besser durch γ erklärt ist, $\eta\gamma\kappa\lambda$. Die M. von *Julia* bey *Florez* sey aus einer M. von *Parium* in *My sien* verfälscht. Von *Lacipo* (S. 57; hätte S. 64 stehen sollen) eine bisher unbekannte M. Die Stadt wird vom *Plin.* und *Ptolemäus* *Lacippo* genannt. Von *Spagro* mehrere Münzen, merkwürdig weil sie zum Theil den Namen der Stadt mit lat. und celtiberischer Schrift ausdrücken. *Munda*, die nämliche M. die *Florez* beschreibt; aber die M. sey verfälscht, und die Inschrift hinzugesetzt. So sind auch die bey *Florez* von *Dsc* angeführten irrig; die eine gehöre zu *Urso*, die andre zu *Sacili*. Hingegen die M. von *Mebrissa*, die *Eckhel* bezweifelt, sey wirklich von dieser Stadt. Das *NA* ist Anfang des Namens, den auch die bessern Handschriften des *Strabo* $\nu\alpha\beta\rho\iota\sigma\alpha$ schreiben. Von *Dbulco* sind über 40 Münzen, viele mit der zweyzeiligen, variirenden Inschrift, die *Hr. S.* weislich nicht berührt. — Sehr zahlreich sind die Münzen des östlichen Spaniens, *Tarraconensis*, und hier kommen mehrere vor, die bloß celtiberische Schrift haben, wo also die Bestimmung des Prägeorts von der mehr oder minder wahrscheinlichen Erklärung der Legende abhängt. Einige derselben sind allerdings kaum zu bezweifeln, wie die von *Beleia*, *Bilbilis*, *Celsa*, *Cissa*, *Equasi* (wo *Belasquez* irrig *Nemetha las*). Bey andern lassen sich Einwendungen machen. Auf *arae sestianae*, drey Altäre in *Asturum litore*, nach *Mela*, beziehen die spanischen Münzkenner eine Münze mit dem *Herkules* kopf, Rehrseite: *Arses*, *Amor* auf einem *Delphin* reitend. Der Verf. erinnert sehr richtig, daß eine Stadt bey diesen Altären ganz unbekannt sey, und auf der *Hedervar*. M. (Tab. III. 15) *Arses* stehe.

Es sey also wahrscheinlicher die *M.* von *Arfa* in *Bätica*, zumal da das Gepräge den Münzen von *Gades* und *Carteia* ähnelte. Was aber *Hr. S.* hinzusetzt *e quindi gli habitanti Arses*, ist unwahrscheinlich; es müßte *Arsenses* seyn. Lieber möchte *Rec.* es für den griechischen Genitiv halten, da der Name der Stadt zuweilen im *cas. obliq.* vorkommt, wie die von *Ebora*, *S. 6.* Βγοραβης; *Vrsone. S. 112. 95.* Die Inschrift der Münze von *Bursaba* ließt *Rec. Brsbns*; auch heißt die Stadt in dem Römischen Fragment des *Livius Bursaba. S. 151* ist *Chaenomirin* (für *Grandomirin*) wohl ein bloßer Druckfehler; der zweyte Buchstabe ist *ρ* nach *Hrn. S.* eigener Analyse. Auf der Münze von *Dsicerda* (*S. 177*) wo *Hr. S.* *oliger* ließt, scheint nach dem Kupfer das zweyte Zeichen ein *s.* wofür es auch *Belasquez* hielt, der jedoch irrig sie *Dsca* besetzte. Von dieser Stadt findet sich auch hier keine Nationalmünze. Von *Hemeriscopium* ist wahrscheinlich eine Münze mit *EMH. S. 155.* Der *Verf.* vermuthet sehr sinnreich, daß drey in der *Hedervar. Sammlung* befindliche Silbermünzen, mit einem Löwen ebenfalls dieser Stadt gehören, weil sie den gewöhnlichen Typus von *Massilia* haben, deren Colonie *Hemeriscopium* war. Nur kann *Rec.* die celtiberische Legende die unaefähr *Lirko, orko* enthält, nicht mit dem *Verf.* für die letzten Buchstaben des Namens *hemeroscop.* halten. Doch bey diesen Münzen, deren Schrift so viele Verwechslungen ihrer zahlreichen Zeichen sich erlaubt, bleibt immer Ungewißheit, und man muß mit einiger Wahrscheinlichkeit zufrieden seyn. Das Werk des *Hrn. S.* wird dem, der spanische Münzen ordnen will, große Dienste leisten und würde dieses noch mehr thun, wenn der *Verf.* auf einer Tafel die Buchstabenfiguren mit ihrer wahrscheinlichen Geltung zusammengestellt hätte. Angehängt ist noch *S. 3-16 flg.* eine kurze Beschreibung und Erklärung einiger Münzen die der

Verf. nicht zu bestimmen wagte, und ein doppeltes alphabetisches Verzeichniß 1. der Städte und Völkerschaften von welchen hier Münzen vorkommen, und 2. der Celtiberischen Städte mit den Inschriften. Auf neun beygefügt, auf dem Titel nicht erwähnten Kupfertafeln sind mehrere der erklärten Münzen (auf jeder Tafel 15-20) in Umrissen sauber abgebildet, auch treu, wenn Rec. aus einzelnen Originalen, die er vergleichen konnte, urtheilen darf. Die zehnte T. vltima überschrieben, enthält die noch nicht bestimmten Münzen, und einige Phöniciſche und Celtiberische Münz=Inschriften die sich durch die Lettern nicht ausdrücken ließen.

E b e n d a s e l b f t.

Descrizione degli stateri antichi illustrati con le medaglie, per Domenico Sestini.— 1817. 113 S. 4. mit 9 Kupfertafeln.

Obgleich die alten Schriftsteller von Goldmünzen der Griechischen Städte in Asien ziemlich bestimmt sprechen, so gab es doch, bey der Seltenheit dieser Münzen und der Ungewißheit ihres Vaterlandes, einzelne Numismatiker die an ihrem Daseyn zweifelten, und Eckhel hielt sie für imaginäre Münzen, die man in Rechnungen brauchte, und wollte allenfalls die von Cyclicus für wirkliche Münzen gelten lassen. In der neuesten Zeit sind mehrere dieser Goldmünzen, besonders durch den französischen Consul Cousinery nach Europa gekommen und man findet deren jetzt in vielen Sammlungen, besonders der K. Baierschen, der die Cousinerische einverleibt ist. Hr. S. hat sich daher um die alte Münzkunde durch diesen ergänzenden Nachtrag zum Eckhel ein neues Verdienst um so mehr erworben, als darin aus verschiedenen Museen größtentheils unbekanntes Goldmünzen beschrieben werden. Nur der Titel ist etwas unbequem, da die meisten der

hier beschriebenen Münzen nicht Stateren, von 2 Drachmen, sondern halbe und viertel Stateren sind, die am häufigsten $\frac{3}{4}$ Ducaten an Gewichte halten. Voraus geht eine Abhandlung über die Aeolischen und Ionischen Colonien, die Kleinasien bevölkerten, von einer celebre penna italiana: wie Hr. S. (S. 20) versichert, die jedoch, obgleich Rec. ihren historischen Werth keineswegs läugnen will, nicht in numismatischer Hinsicht geschrieben ist; auch fehlt es ihr an historischen Nachweisungen. Die Münzen selbst sind in folgender Ordnung beschrieben: I. von Phocäa 56 St. meist auf Tab. I. II. abgebildet. Sie haben häufig eine phoca, allein oder neben einem andern Typus, und auf der Rehrseite ein Quadrat. incusum, das Gewicht ist bey den meisten $\frac{3}{4}$ Ducat. Nur N. I. wiegt $4\frac{3}{4}$ D. ist also ein distater, auf dieser ist auch ein Θ statt ϕ , der Anfangsbuchstabe des Namens der Stadt. Die Gründe, mit welchen der Verf. mehrere Münzen, die kein solches Zeichen haben, durch Vergleichung mit ähnlichen, oder mit bestimmteren silbernen oder Bronzen von Phocäa dieser Stadt gelehrt vindicirt, muß man in dem Werke selbst nachlesen. II. Kyzikos. Da die Silbermünzen dieser Stadt durch ihr Gepräge, die Proserpina und den Löwenkopf sich auszeichnen, so gibt Hr. S. zuerst eine Tafel mit 11 Tetradrachmen. Auf keiner fehlt der Fisch Pelamys; man kann also die Goldmünzen, mit ähnlichen Typen Kyzikos beylegen, wie schon Pellerin. Nur auf einer zu München (T. IV. 15.) steht KIZVKE und das K hat die Gestalt eines umgekehrten F, L, die sich auch auf einzelnen andern Münzen findet. Aus dem Löwenkopf ist oft ein Löwe geworden, und dem Fisch ein Fischer zugesügt. Einige haben andere Typen; wenige, spätere sind auf beiden Seiten geprägt. Auffallend ist, daß mehrere sehr klein sind, bis zu $\frac{1}{2}$. $\frac{3}{4}$ Ducat, indeß andere $4\frac{1}{2}$ wiegen. III. Von Lampacus, T.

VI. meist an dem Seepferd, das auch noch auf Kaisermünzen dieser Stadt erscheint, kenntlich; mehrere schöne große Statere und Doppelstatere, auf beiden Seiten geprägt. Auf einigen ist der jugendliche Hercules der die Schlangen erdrückt (nicht, wie Pellerin und Eckhel, Laocoon.) Auf N. 12. ist noch ein Knabe, vermuthlich Sphiclus. N. 14. hat einen ganz orientalischen Kopf; wahrscheinlich unter Persischer Oberherrschaft geprägt. Ob nicht einige mit dem Fisch wie T. VI. 15. 16. 18. eher nach Kyzikos gehören dürften, ließe sich noch untersuchen. Nun folgen S. 68 flg. Goldmünzen andrer griechischen Städte in Kleinasien, deren einzelne durch Inschriften bestimmt und schon bekannt waren von Parium und Pergamus in Mysien, aus späterer Zeit, von Abydos in Troas, zum Theil ungewiß, wie 1 = 4; von Alexandria Troas, Mytilene, (oft mit dem Kopf der Sappho und einer Lyra) Glazomene in Jonien, mit dem geflügelten Eber, einem eigenen Typus dieser Stadt, nach einer Localfabel, deren Ursprung T. VIII. N. 1. zeigt, wo es noch ein bloßer Eber ist. Auf andern ist ein Schwan und KAA. Colophon, einseitig geprägt und alt, der Typus ein Hund, bestätigt die Nachricht des Plinius, daß die Colophonier, (wie später die Spanier) im Kriege große Hunde brauchten. Auch steht auf einer ΚΟΛΟ. Eruthra; hierher rechnet der Verf. eine Münze mit weiblichem Kopf, den er für die Sibylle hält. Lebodus, eine Pallas oder Bacchus, auf der Rehrseite zwey sich zugekehrte Stier- oder Widderköpfe. Smyrna, auf jeder Seite ein Kopf; die mit dem Homerskopfe VIII. 27. 28. möchten die sichersten seyn. Hr. S. nennt letztern Aesculap. N. 24. 25. ist er selbst geneigt Phocäa beyzulegen. Ephesus fehlt; es hätte die mit der Artemis bey Pellerin Suppl. III. 41. erwähnt werden können. Teos, zum Theil große, unförmliche, durch den Greif ausgezeichnet; auf einer steht TIOM. Wenn IX. 6. mit dem Bac-

aus hierher gehört, so muß sie aus späterer Zeit seyn. Von dem vertieften Viereck der Rehrseite, worin das Gefäß stehen soll, zeigt das Kupfer nichts. Chios: der Typus ist eine Sphinx; einige verrathen eine Gemeinschaft mit Clazomene und Colophon. Von Samos einige sehr rohe, längliche Münzen, den Dariken ähnlich. Gelegentlich theilt der Verf. eine unbekannte Tetradrachme von Samos mit, deren Rehrseite (Hercules der zwey Schlangen erdrückt) ganz einer Lampfacenischen ähnel. S. 105 noch 11 ungewisse Goldmünzen mit Vermuthungen über ihre Heimath, und S. 109, über den attischen Stater, deren Daseyn Eckhel mit Unrecht läugne, da doch dessen mehrere in England seyen, andre in Athen von Reisenden gefunden worden. Rec. wünschte, daß der Verf. diesen Punct ausführlicher behandelt hätte. Der Verf. bemerkt hier, daß die von Rome de l'Isle aus Mißverstand numi Catanenses genannten Münzen, auf die er bey der Bestimmung der Gewichte nicht Rücksicht nahm, gerade diese asiatisch = griechischen Statere seyen; ihr Gewicht, 46-48 Gran, gleiche $\frac{3}{4}$ Ducat. Zuletzt vom Gewicht und Verhältniß der Griechischen und Römischen Silber und Kupfermünzen. Im Ganzen sind hier 209 Goldmünzen beschrieben, außer den 11 ungewissen und 95 Dubletten. Die meisten derselben sind auf den 9 Kupferplatten sorgfältig abgebildet, und die Betrachtung einer Reihe von so alten Denkmalen Griechischer Kunst gewährt ein besonderes Vergnügen. Die ältesten derselben sind roh und unförmlich, und durch ihre längliche Gestalt den Dariken, welchen sie vielleicht nachgeahmt sind, ähnlich, zumal die von Knzikos, Teos und Samos. Allmählich bekommt auch die Rehrseite ein vertieftes Bild, ein Bild in vertieftem Viereck, bis endlich das Gepräge beider Seiten regelmäßig wird. Auf einigen, besonders von Knzikos, bemerkt man die Variation des Hauptbildes; der Löwenkopf wird zum Löwen, zum Cen-

taur, zur Chimäre, den Fisch trägt ein Fischer in allerley Stellungen. Das Gold ist in den meisten nicht fein, in einigen gemischt, electrum; die Kyzikenischen müssen wohl, da sie 28 Drachmen statt 20 galten, von besserem Gehalt gewesen seyn, denn an Größe und Gewicht scheinen sie nicht ausgezeichnet. Wie diese Goldmünzen von dem Wohlstand der Colonien zeugen, so deuten die gemeinschaftlichen Typen auf einigen auf genauere Verbindungen der Städte, z. B. Colophon und Glazomene. Noch müssen wir einer Digression des Verf. gedenken, die S. 93 flg. eingerückt ist, wo er bemerkt, daß viele alte Münzen aus Unteritalien, zumal von Neapolis, Posidonia, Croton, Velia u. sehr künstlich platirt sind, subaerati. Man erkenne sie an der unregelmäßigen Rundung, mit Ecken und Vertiefungen, an die sich das Silberblech besser anschließen konnte, und an dem quadratum incusum. Man solle bey der Beschreibung sie bezeichnen: intra rotundum malleatum. (Dem Rec. ist dieses, so wie die ganze Stelle nicht recht klar.) Dann klagt der Verf. über die Betrügereyen der Münzhändler, und ihre unmäßigen Preise. In einer großen Stadt am Mayn sey die Fabrik und der Vertrieb falscher Münzen. Statt der 100 Francs, die sie fordern, schlägt er vor 30 Fr. für eine unedirte Münze, wenn 2 Exemplare bekannt sind 15 Fr., wenn drey 7 Fr., wenn vier 3 Fr. (Schwerlich werden Verkäufer und Liebhaber den Vorschlag berücksichtigen). Münzsammlungen müssen nach dem Verf. nicht mit Gallerieen, sondern mit der öffentlichen Bibliothek vereinigt seyn, wie die Königl. Französische, die K. Bayerische, die er besonders rühmt, die Mayländer und Gothaische. Von den Englischen könne man sagen: mors et erit mors, denn nach Haym und Wiese seyen nur magere Cataloge erschienen. (Ist denn denn dieses nicht auch ein Verdienst!) Solche Münzsammlungen müssen beständig vermehrt werden,

und die Directoren dazu Fonds und die Macht haben, Ankäufe und Tausche zu machen, worüber sie Verzeichnisse führen müssen. In einem Anhang S. 115 flg. gibt der Verf. ein Verzeichniß seiner Schriften in 22 Nummern, welchem nur die über die spanischen Münzen und die eben angezeigte noch beyzufügen sind.

Gelegentlich gedenken wir noch einer zu

M a y l a n d

erschienenen Abhandlung des Verf. sopra le medaglie antiche relative alla confederazione degli Achei 44 Quartseiten, mit 5 Kupfertafeln.

Von den Griechischen Städten die zur Behauptung ihrer Freyheit sich in einen Staatenbund vereinigt und gleiche Münze eingeführt hatten, kannte man bisher mehrere Münzen; allein Hr. S. hat aus der K. Bayerischen, der Hedervarischen u. a. Sammlungen diese Gattung so bereichert, daß er hier 51 Münzen von 26 Bundesstädten mittheilen konnte. Auf der einen Seite dieser Münzen, sämtlich von Bronze, ist bekanntlich der Zeus Homagyrius, stehend, auf der rechten Hand die Siegesgöttin haltend, auf der Rehrseite eine sitzende weibliche Figur, die einen Kranz hält, und daneben *Αχαίων* mit dem Namen der Stadt. Diese weibliche Figur, die man sonst für die Ceres hielt, deren Tempel neben dem des Zeus zu Aegium stand, will der Verf. nicht für eine Ceres gelten lassen, die Münze von Tegea (bey Pellerin) wo sie Aehren haltend abgebildet ist, sey malamente esibita, er glaube daher, daß es die Concordia sey, anzudeuten die Eintracht, die die verbündeten Städte unter dem Schutze des Jupiter Homagyrius halten sollten. Wenn aber auch auf dieser Münze keine Aehren sind, (obgleich diese in der Abbildung bey dem Verf. selbst T. III. 32 deutlich erscheinen, (auch Tab. I. 9. gleicht eher Aehren als einem Kranze) so würde es doch natürlicher und analoger seyn,

die Figur für die gemeinschaftlich verehrte Demeter zu halten, und den Kranz auf die Eintracht zu deuten. Der Verf. hat eine sehr zweckmäßige Einleitung über die Entstehung, Ausbildung und Auflösung des Achäischen Bundesvereins vorangesezt, und der Beschreibung der einzelnen Münzen die nöthigen Erläuterungen und Berichtigungen beigefügt. Bey *U* sea S. 27. fehlt durch ein Versehen die Ueberschrift. An die Stelle von *Ψοφhis* ist *Ψhlias* getreten, weil auf der Münze *φλιασιων* steht. Auf den sauber gestochenen Tafeln sind für die Städte Epidaurus, Megalopolis und Megara leere Stellen gelassen, weil der Verf. von diesen 3 bisher einzigen Münzen keine Abbildung hatte. Erstere im K. Cabinet zu Kopenhagen hat das Eigenthümliche, daß das *Αχαιων* auf der Hauptseite steht.

L e y d e n.

Bey Luchtmanß: ΚΛΕΟΜΗΔΟΥΣ κυκλικης θεωριας μετεωρων βιβλια δυο. Cleomedis circularis doctrinae de sublimibus libri duo. Recensuit, interpretatione latina instruxit, commentarium Roberti Balforei suasque animadversiones addidit Janus Bake. 1820. XVI und 487 Seiten in 8.

Der gelehrte Herausgeber des Posidonius hat, wie er in der Vorrede erklärt, auf Wytttenbachs Anrathen, hier die Bearbeitung eines andern Stoikers übernommen, von welchem schon längst eine bessere Ausgabe ein Bedürfniß war, und diese Arbeit, wie sich erwarten ließ, sehr gut ausgeführt. Daß Cleomedes unter die Stoiker gehöre, beweiset Hr. B. (zum Theil mit Balforeus), durch die Gegengründe, mit welchen er gegen die Epikureer auftritt, durch die Art und die Heftigkeit, mit welcher er dieselben bestreitet, ferner durch die Grundsätze und Dogmen, welche überall in der Schrift sichtbar sind, und durch die den Stoikern eigen-

thümliche Sprache. Hr. B. setzt ferner das Zeitalter des Cleomedes in das zweyte oder dritte Jahrhundert nach Chr. Geburt, theils wegen der reinen griechischen Sprache, theils, weil Cleomedes wohl, wie schon Balforeus bemerkt, zwar Eratosthenes, Hipparch und Posidonius anführt, nie aber Ptolemäus, den er doch offenbar gekannt haben mußte. Bestimmtere Angaben fehlen, doch möchte Ref. aus dem von Hrn. B. angeführten Umstande, daß Cleomedes nur von Michael Psellus und zwar nur einmal angeführt werde, keine Folgerungen ziehn, da eine Schrift, welche nur eine *Εισαγωγή* seyn soll, leicht in der späteren Zeit übersehen werden konnte, weil sie bloß bekannte Lehrsätze, und selbst diese nur kurz und im Allgemeinen vorträgt. Noch weniger Gewicht ist auf die Bemerkung zu legen, welche Balforeus gegen Peucers Behauptung macht, daß Cleomedes 288 Jahre nach Ptolemäus gelebt habe. Balforeus glaubt nämlich, Cleomedes würde, wenn er nach Ptolemäus gelebt hätte, nicht bloß von der täglichen Bewegung der Fixsterne, sondern auch von der Präcession gesprochen haben. Die Idee davon fand er ja schon bey Hipparch, den er oft anführt. Aber auch nach Ptolemäus zweifelte man noch zum Theil an der Wirklichkeit der Erscheinung. Die Menge von Handschriften, welche von dieser Schrift vorhanden sind, erklärt der Herausgeber aus dem Vortrage und der Einleitung. Cleomedes habe nämlich nicht bloß die Gedanken der älteren Philosophen wiedergeben wollen, sondern auch, so viel möglich, die Form und die Darstellung. Sehr richtig wird hinzugesetzt, daß man zu jener Zeit in den verderblichen Wahrgerathen sey, um die einzelnen Schulen kennen zu lernen, bedürfe es bloß eines Ueberblicks und der Resultate, nicht aber ihres ganzen Vortrags. Dadurch wären zum Schaden nicht bloß der Philosophie, sondern auch der andern Wissenschaften die mageren Auszüge des Diogenes Laertius und Sto-

bäus entstanden. Der fehlerhafte Text von Balforeus ist in gegenwärtiger Ausgabe verbessert durch die Handschriften, von welchen Hr. B. auch einige noch nie verglichene aus der Pariser, und durch die Herren Hofr. Reuß und Heeren den Kulenkampischen Apparat von der Göttinger Bibliothek erhielt. Doch wünscht er, daß Kulenkamp mehreres aus den Handschriften ausgezeichnet hätte. Aus allen diesen Vergleichen findet sich nun die *varietas lectionis* unter dem Texte, auf diesen folgt die lateinische Version, und alsdann die umständlichern *animadversiones*, wobey die Erklärungen des Balforeus größtentheils mit abgedruckt sind, doch ohne die geometrischen Erläuterungen und Demonstrationen. Diese würden die Ausgabe nur unnöthig vergrößert und vertheuert haben. Hr. B. urtheilt ganz richtig, daß wer den Schriftsteller benutzen will, mit den Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften schon bekannt seyn müsse. Aus gleichem Grunde übergeht der Herausgeber die umständlicheren geometrischen und astronomischen Erläuterungen und verweist, wo es nöthig ist, auf andre Schriften, worin die Gegenstände abgehandelt sind. Seine Hauptabsicht war, außer dem verbesserten Texte nur die stoischen Lehren mehr auseinander zu setzen und mit andern Schriftstellern zu vergleichen. Die Ausgabe ist also in Rücksicht des Textes und der Erklärung so ausgearbeitet, daß kein Leser sie unbefriedigt aus der Hand legen wird.

H a n n o v e r.

Geschichte des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig, von Dr. Albert Hüne, Privatdocenten in Göttingen. Mit einer Vorrede vom Hofr. Heeren. Erster Theil. 1824. in 8. XXII u. 798 Seiten.

In wie fern eine Geschichte von Hannover, die dem Bedürfnisse des Zeitalters entspricht, wünschenswerth sey, kann wohl keinem Zweifel unter-

liegen. Wir haben bisher keine, da Spittlers vorzügliches Werk sowohl dem geographischen als chronologischen Umfange nach zu beschränkt ist. Freylich aber gibt es auch schwerlich ein anderes Deutsches Land, dessen Geschichte mit so viel Schwierigkeiten verknüpft wäre; die theils aus der Mangelhaftigkeit der Quellen, theils aus den vielen Zerstückelungen durch Theilungen hervorgehen. Der Verf. schon durch seine frühere Geschichte des Negersklaven = Handels rühmlich bekannt, hat sich dadurch nicht abschrecken lassen, und liefert in dem vorliegenden Bande die erste Hälfte eines Werks, das jenem Mangel abhelfen wird. Der allgemeine Gesichtspunct aus dem der Verf. sein Werk angesehen haben will, ist der, daß es überhaupt den Forderungen entsprechen soll, die das gebildete Publicum, und besonders das vaterländische Publicum, an eine Staats- und Volksgeschichte macht, die nicht bloß Regentengeschichte, (wie wichtig auch immer diese ist,) seyn darf. Er hat daher den Gesichtskreis so erweitert, daß er alle diejenigen Gegenstände mit hereingezogen hat, welche hier in Betracht kommen. Er hat durchgehends nicht nur alle gedruckten Quellen fleißig benützt, die stets auch von ihm angeführt sind; sondern ist auch von mehreren Seiten, wie er in einem Vorbericht es dankbar anerkennt, durch mehrere ungedruckte unterstützt worden. Das Werk ist nicht ein bloßer Abriss, sondern mit derjenigen Ausführlichkeit geschrieben, die der Zweck des Verf. nothwendig macht. Es soll aber kein bändereiches Werk werden; und so ist auch bereits dieser erste Band bis zu der Gelangung zur Thron, und der Vereinigung Lüneburgs mit Hannover, also bis 1705 heruntergeführt. Daß auch zugleich die Herzoglich Braunschweigischen Länder mit hereingezogen sind, wird keiner Rechtfertigung bedürfen, da eine Absonderung hier gar nicht einmal ausführbar gewesen wäre. Die Geschichte des Braunschweigischen Staats, oder

des Herzogthums Braunschweig, beginnt zwar erst mit dem Enkel Heinrichs des Löwen, Otto dem Kinde. Aber es war doch unerläßlich eine Uebersicht der Geschichte der Länder aus denen das Herzogthum hervorging, vorauszuschicken, und dies ist daher von dem Verf. in einer Einleitung geschehen, S. 1 bis 359 die, da sie den ganzen Zeitraum von den frühesten Zeiten an bis 1235 umfaßte, nothwendig eine gewisse Ausführlichkeit haben mußte. Die erste Hauptperiode von 1235 bis 1705, welche demnächst diesen ersten Band umfaßt, ist von dem Verf. wieder in zwey Epochen abgetheilt; die erste bis auf die Zeiten der Reformation; oder 1520; die zweyte bis 1705. — Jede dieser Epochen ist wiederum in vier Abschnitte getheilt. Der erste enthält die politische und Regentengeschichte; der zweyte die der Landesverfassung; der dritte die der Landescultur in landwirthschaftlicher Rücksicht; der vierte die der Sittengeschichte mit Einschluß der der Künste und Wissenschaften; sowie des Privatlebens. Keiner der Leser wird hier einen Auszug aus einem Werke erwarten, von dem wir voraussetzen dürfen, daß es, wenigstens in unserm Vaterlande, bald im allgemeinen Umlauf seyn wird. Einzelne Gegenstände werden in dem Verfolge der Zeit Zusätze und Berichtigungen nöthig machen; denn sofort etwas Vollkommenes zu liefern, geht über die Kräfte des Einzelnen Mannes; zumal da, wo verhältnißmäßig noch so wenig vorgearbeitet war. Aber das, was billigerweise erwartet werden konnte, ist gegeben worden; und wir haben uns Glück zu wünschen, ein Werk zu erhalten, das den Freunden der vaterländischen Geschichte diejenigen Kenntnisse geben wird, die sie sich zu verschaffen wünschen; und das zugleich in einem nicht prunkenden, aber der Würde der Geschichte angemessenen Stile geschrieben ist. Die Vorrede des Hrn. Hofr. Heeren gibt über den Gesichtspunct des Verf. und die Schwierigkeiten die er zu überwinden hatte, weitere Aufschlüsse. Hn.

L e i p z i g.

Bey C. Knobloch: Versuche und Abhandlungen über die Kleesäure, das Wurst- und Käsegift. Aus dem Englischen und Lateinischen von C. G. Kühn, der Physiol. und Pathol. o. d. Prof. und D. B. Kühn, der Medicin Baccalareus. 1824. XV u. 190 S. in 8.

Prof. Kühn ließ durch seinen Sohn I. die Abhandlung von R. Christison und K. W. Coindet über die Vergiftung durch Sauerklee Säure aus dem Englischen ins Deutsche übertragen, weil die andern bekannt gewordenen Uebersetzungen, wie gezeigt wird, Unrichtigkeiten enthielten. Damit verband er die freye Uebersetzung einiger eigenen lateinischen Programme, nämlich II. über Vergiftung durch Würste, u. III. von den giftigen Wirkungen des Käses. — Den Inhalt von Nr. I.; dieser mit Sinn und Umsicht unternommenen Versuche, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Daß Eigene dieser Säure ist, daß sie im verdünnten Zustande schneller und heftiger, als im concentrirten wirkt. Die unmittelbare Ursache des Todes ist bald Paralysis des Herzens, bald ein leichter Schlagfluß, bald eine Verbindung von beiden. Die besten Gegenmittel sind Arcide, so wie ein Gemisch von essigsaurem Kalk und Magnesia, wodurch klee-saurer Kalk und essigsaure Magnesia gebildet wird. — Nr. II. Hinsichtlich des giftigen Princips in verdorbenen Würsten, sie mögen geräuchert worden seyn oder nicht, neigt sich der Verf. zur Annahme von Kerner, der die Fettsäure beschuldigt, übrigens aber vermuthet, daß sie an ein Alkaloid gebunden sey. Als Heilmittel bewiesen sich bis jetzt am wirksamsten: Brechmittel, vegetabilische Säuren, Schwefelalkalien, und gegen die zurückbleibenden Lähmungszufälle die Electricität. Nr. III. Für die beste Methode das Kupfer im Käse zu entdecken, hält der Verf. die, den Käse zu verbrennen. Als dieser durchs Feuer in eine milchweiße Asche verwandelt und auf sie Salpetersäure gegossen worden war, so zeigten in dieser gegenwirkende Mittel die Gegenwart des Kupfers.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

67. Stück.

Den 25. April 1825.

B e r o n a.

Mit Lettern und auf Kosten der typographischen Societät: Flora Veronensis, quam in prodromum Florae Italiae septentrionalis exhibet Cyrus Pollinius. Tom. II. MDCCCXXII. 75 $\frac{1}{2}$ Seiten in Octav nebst sechs Kupfertafeln.

Den ersten Theil von Pollinis Flora hat Ref. früher in diesen Blättern mit gebührendem Lobe angezeigt; in diesem zweyten, der die Pflanzen der zehnten bis neunzehnten Linneischen Klasse ganz auf dieselbe Art bearbeitet, enthält, findet er seine damals ausgesprochene Meinung bestätigt. Ist gleich diese Flora nicht Smiths Flora britannia, oder den deutschen Floren von Schrader und Merzens und Koch an die Seite zu stellen, so müssen ihr doch die sorgfältig ausgearbeitete Synonymie, die äußerst genaue Angabe der Standorte und hauptsächlich das fast auf jeder Seite ersichtliche Bestreben des Verf., einzelne Formen auf sichere Arten zurückzuführen, einen dauernden Werth verleihen. Das letztere ist der hervorstechendste Zug in Pollinis Arbeit: keine Autorität hat ihn gehin-

dert, die sogenannten Arten zu verbinden, von deren specifischen Unterschieden er sich nicht überzeugen zu können glaubte, wohl aber scheint ihn bisweilen Bertolones Ansicht zu dem der Speciesmacherey entgegengesetzten Fehler verleitet und bewogen zu haben, wirkliche Arten nur als Varietäten zu betrachten. Im Ganzen kann man indessen doch der Bearbeitung der Arten, deren Anzahl sich bey geringerer Gewissenhaftigkeit des Verf. wahrscheinlich verdoppelt haben würde, seinen Beyfall schwerlich versagen: ob aber dagegen die Rücksichtslosigkeit, mit welcher der Verf. die Bildung der Gattungen behandelt, irgend gebilligt werden kann, muß Ref. gar sehr in Zweifel ziehen. Im ersten Bande fiel die Vernachlässigung des Studiums der Gattungen (oder ist es vielleicht nur die noch nicht überwundene Neigung, dem Alten und Gewohnten innig anzuhängen) bey weitem nicht so auf, als in diesem, der mehrere große Gruppen umfaßt, welche in der neuesten Zeit mit großer Sorgfalt und seltnem Erfolg bearbeitet sind. Der Verf. citirt z. B. bey den Cruciferen stets De Candolles System: aber die Genera seiner funfzehnten Klasse zeigen kaum eine Spur von den trefflichen Untersuchungen Browns und De Candolles. Niemand kann zwar billigerweise fordern, daß ein Jeder jetzt unbedingt De Candolles Gattungen und deren Anordnung annehmen soll, im Gegentheil dürfte die letztere noch eben so wenig der Idee eines natürlichen Systems vollkommen entsprechen, als jene für immer fixirt seyn: aber sie sollten auch von keinem Botaniker ignorirt, vielmehr von jedem, dem sich die Gelegenheit darbietet, benutzt, geprüft und, wo es angeht, beleuchtet und vervollkommenet werden. Nur zwey Beyspiele will Ref. seinen Lesern anführen als Muster von Pollinis Gattungsbestimmungen: Alyssum, unter welchem Namen *Camelina*, *Neslia*, *Alyssum* und *Vesi-*

caria des De Candolleschen Systems mit *Myagrum saxatile* Linn. vereinigt sind und *Geranium*, von welchem Genus *Pelargonium* und *Ecodium* nicht getrennt sind.

Von den zahlreichen Bemerkungen über einzelne Arten, die Ref. beym Durchlesen des Buchs sich machen mußte, mögen hier nur einige Platz finden. Außer *Ruta Malepensis* (nämlich *R. angustifolia* Pers.) und *R. patavina* findet sich noch *R. graveolens* häufig im Gebiete der Veroneser Flora: sollte diese vielleicht *R. crithmifolia* Moric. in DC. prodr. seyn, die bey Triest und Fiume häufig vorkommt, deren spezifische Verschiedenheit von der gemeinen Raute aber freylich noch nicht hinlänglich dargethan ist? — *Dianthus Cariophyllus* L. und *D. sylvestris* Wulf. sieht der Verf. nach Bertolones Vorgang als eine Art an. — Daß Treviranus vom *D. monspessulanus* L. in den Jahrbüchern der Botanik einen *D. erubescens* unterschieden hat, scheint Pollini unbekannt geblieben zu seyn: übrigens ist auch die Verschiedenheit des letztern, der an der Südseite der Alpen bis nach Dalmatien hinab häufig genug ist, noch immer etwas problematisch. — *Arenaria media* L. zieht Pollini, gewiß mit Unrecht, als var. β zu *Ar. marina*. *Arenaria brevicaulis* Sternb. ist dem Verf. ganz unbekannt geblieben, obwohl sie der Graf Sternberg im Gebiete seiner Flora im Val di Breguz aufgefunden hat. Ref. glaubt die *Ar. lanceolata* All., die auch neuerlich in einer andern Gegend von Tyrol entdeckt ist, in jener Pflanze zu erkennen. — *Lychnis sylvestris* und *L. arvensis* sind dem Verf. wider zwey Formen einer Art: ihre Wiedervereinigung nöthigt ihm sein Glaubensbekenntniß über spezifische Verschiedenheit u. s. w. ab. — Bey den Euphorbien scheint er seinen Principien untreu geworden zu seyn: mehrere Arten dieser Gattung hätten mit an-

bern verbunden werden müssen, oder doch wenigstens mit ungleich größerem Rechte verbunden werden können, als *Prunus cerasus* und *P. avium*, die wir hier vereinigt finden. *Rosa Polliniana* Spr., eine früher vom Verf. für neu gehaltene Art, ist wieder als var. β zu *R. pumila* gezogen, von der sie allerdings auch nur durch die größere Höhe abzuweichen scheint. *Potentilla opaca* und *P. verna* sind dem Verf. nach Bertolone nur Formen einer Art: Ref. gesteht, daß er ebenfalls nie einen wesentlichen Unterschied, wohl aber Uebergänge gefunden hat: auch *P. subacaulis* Jacq. ist vielleicht nur Form dieser polymorphen Species. — *Rubus glandulosus* Bell., *R. corylifolius* H., *R. tomentosus* L., *R. collinus* DC. und *R. fruticosus* L. machen nach dem Verf. eine, *R. fruticosus* genannte Art aus: sollten sich nicht für diese Ansicht ebenso viele Gründe anführen lassen, als für die des jetzigen Monographen dieser Gattung? — Die *Helianthema* scheinen dem Ref. besonders gut bearbeitet zu seyn, eben so die *Uspargien*, von denen *A. crispa*, *A. hastilis* und *A. dubia* mit *A. hispida*, gewiß ganz der Natur gemäß, vereinigt sind: wenn aber *Pollini Hypericum perforatum* mit *H. humifusum* und *Scorzonera humilis*, mit *S. austriaca* verbindet, so muß man sich fast unwillkürlich an das erinnern, was einst Ehrhart von *Scopolis Bromus polymorphus* sagte. — Ganz neue Arten finden sich durchaus nicht in diesem zweyten Bande: die vom Verf. zuerst benannten, hier aufgeführten und beschriebenen, hat derselbe schon vorher in seinem *Viaggio al lago di Garda* und anderwärts bekannt gemacht: mehrere seiner früher für neu gehaltenen Arten hat er indessen jetzt zurückgenommen. Auch die noch beygehaltenen *Malva Morenii* hat De Candolle schon als Varietät zu *M. Alcea* gebracht, und Ref. der eine ähnliche Form im Friaul fand, muß De Candolle beystimmen.

Auf den nicht illuminirten Kupfertafeln sind ziemlich schlecht aber doch kenntlich abgebildet: *Saxifraga exilis*, (die gewöhnliche Spielart der *S. tridactylites* mit zugetheilten Blättern, wie schon Treviranus bemerkt hat) *Spergula saginoides* L., *Rosa Pollinii* Spr., *Rosa agrestis* Savi., *Malva Morenii* Poll., *Ranunculus nemorosus* DC., *Genista mantica* (wohl nichts als *G. tinctoria* L.) *Apargia crocea* Willd., *Cnicus alsophilus* Poll., *Carduus summanus* Poll. und das früher und richtig vom Vf. *Pyrethrum elegans* benannte *Chrysanthemum elegans* Poll. Bg.

G i e ß e n.

Bey Heyer: Die Mythologie des Japetischen Geschlechts oder der Sündenfall des Menschen nach Griechischen Mythen, von Dr. R. H. W. Bötker. 1824. 399 S. in Octav.

Bey diesem an Gedanken und Forschungen sehr reichen, und Kenntniß der Sache, wie Scharfsinn in gleichem Maße an den Tag legenden Werke wollen wir uns zuerst bemühen, den Hauptinhalt seinem Zusammenhange nach dem Leser deutlich zu machen, ehe wir einige beurtheilende Bemerkungen uns hinzuzufügen erlauben. Der Verf. verfolgt den Mythos von Prometheus, seinen Brüdern und ihrem Geschlechte, und sucht darzuthun, daß in ihnen ein Kreis oder eine Folge von Gedanken über die Bildung und die Schicksale des Menschengeschlechts enthalten sey. Es folgt daraus, daß diese Mythen auch im Zusammenhange gedichtet worden sind, und der Verf. betrachtet sie deswegen als Werk einer uralten Pierischen Sängerschule. Die Existenz einer solchen, so wie der bedeutende Einfluß derselben auf Mythenbildung sind der Hauptpunkt des 1. S. (Quellen); und es wird dagegen auch kaum etwas einzuwenden seyn. Bedenkt man

den einen Umstand, daß die Musen bey den ältesten Dichtern von demselben Berg den Namen haben, auf dem die im Cultus der Griechen herrschenden Götter wohnend gedacht werden, und daß an diesem Berge, dem Olymp, die Landschaft der Pierischen Thraer liegt, die als die Väter des Griechischen Gesanges anerkannt werden müssen: so muß man schließen, daß die Musen der Pierischen Sängler es waren, welche zuerst den Götterverein der Olympier ordneten und den Zeus als Vorsteher der Olympischen Familie feyerten. Wie viel aber damit in der Griechischen Mythologie zusammenhängt, ist leicht zu begreifen. Der Sinn jener ganzen Mythenerihe wird nun so gefaßt (§. 2. Sündenfall): Alle Hervollkommung des anfänglich rohen Lebens der frühesten Menschheit war an den Gebrauch des Feuers gebunden. Alle Künste und Gewerbe, alle Behaglichkeit des Lebens hing davon ab. Zugleich sah man aber auch, daß diese Künste Verweichlichung und Entartung ursprünglicher Sitte herbeysührten; man knüpfte diese Folgen im Mythos an den Feuerraub des Prometheus an. Zunächst zeigte sich das weibliche Geschlecht für die übeln Folgen der Bildung empfänglich, darum mußte durch dieses, durch Pandora, die den Epimetheus berückt, der Deckel von dem unheilsschwängern Gefäße abgerissen werden, aus welchem Sünden und Uebel — welche die Griechische Ansicht in früherer Zeit wenig zu trennen gewohnt ist — ohne Maaß hervorkommen. Die weitere Ausführung der Folgen findet der Verf. nun in den Mythos von Atlas und Menötios (§. 3.). Menötios bezeichnet durch Namen und Handlungen deutlich Stolz und die Anmaßung, die aus jenem Sündenfall hervorragt; Atlas, dessen Name im Altgriechischen ungefähr so viel wie πολυτλας, bezeichnet, den kühnen Menscheninn, der von keiner Gefahr und keiner Mühe geschreckt des Meeres

Bahnen und des Himmels Räume mißt. Denn wie der Verf. sehr deutlich auseinandersetzt, ist Atlas in der ursprünglichen Mythologie kein Berg (wie käme er auch sonst bey Hesiod unter die Bilder menschlicher Charaktere), sondern er ist der am weitesten vorgedrungene Schiffer, der der Meere Tiefen kennt (wie Homer von ihm und auch von Proteus sagt), der am Ende der Welt steht, wo des Himmels Säulen auf der Erde aufstehen und darum diese Säulen innehabend gedacht wird, dessen Tochter darum Kalypso ist, bey der Odysseus ein Floß zimmert. Er ist der Endpunkt aller Seefahrt, weiter kann Niemand dringen, und eben deswegen gar kein bestimmter geographischer Punkt, sondern bloß eine mythische Idee; erst nach und nach versteinerte er zu dem Afrikanischen Gebirge Atlas. Diese Idee wird nun in Atlas Geschlecht, seinen Frauen und Kindern, weiter fortgeführt. (§. 4.) Seine Töchter sind die Pleiaden, die Gestirne, welche den alten Schiffer der Homerischen Zeit besonders leiteten, und daher auch den Namen Πληιάδες, Schiffsterne, hatten. Sie heißen seine Töchter, weil er sie nach der Sage entdeckte und zu Leitsternen machte. Nun geben uns die alten Mythologen die Namen der einzelnen Gestirne an, und deren Namen, so wie die Sagen von ihnen, passen nach dem Verf. trefflich in die besonnene Ideenreihe. Die erste Plejade Maja, die Mutter des Arkadischen Acker- und Heerdenbefruchter Hermes, bezeichnet die gedeihlichen Saatregen im Frühjahr, die mit dem Anfange des Siebengestirns beginnen. Die Idee glaubt der Verf. auch, in Uebereinstimmung mit der Byzantierin Moero bey Athen. XI. p. 490 e. 491 a. b., in den Tauben (πέλειαι) bey Homer, Odyssee 12, 59, zu finden, welche Zeus dem Vater Ambrosia bringen, und mit Ausnahme einer, die Zeus immer wieder von neuem schafft, unversehrt durch die Plankten hin-

durchfliegen; es sind nach ihm die von Westen kommenden befruchtenden Regenwinde, den Hyaden; Zeus Nährerinnen nach Dodonischen Sagen, zunächst verwandt, unter denen auch eine bedeutungsvoll Ambrosia heißt; diese Regenwinde kommen zugleich mit den Pleiaden, welche Hesiod und andere Dichter auch *πελειάδας*, Tauben, nannten; die Hinzugenommene ist der dunkle Stern im Siebengefüßtern, von dessen Dunkelheit so viele mythische Erklärungen gegeben werden, und man kann wohl mit Recht sagen, daß selten eine Allegorie im Homer glücklicher durchgeführt worden ist. Die zweite Schwester Electra war Mutter des Dardanos, des Jason und der Harmonia. Den ersten erklärt der Verf. für eine Personificirung des Dardanischen Volkes, aber zugleich für einen Gott desselben, eine Art Hermes, der den Erichthonios zeugt, den heerdenreichen, der in Athen ursprünglich als ein Dämon angebetet wurde. Grade so zeugt der zweyte, in dem die göttliche Kraft und die Beziehung auf Ackerseegen deutlicher hervortritt, den Reichthum, Plutos. Daß nun Harmonia, die ewige Naturordnung, die Schwester des Gottes heißt, der die Fülle des Lebens schafft, und daß sie dem Weltbildner Kadmos vermählt wird, daran erkennt der Verf. mit großem Recht wahrhaft edle und schöne Urgedanken des altgriechischen Volkes. Die Plejade Taygete ist auch nach dem Verf. bloß Localbezeichnung, Sterope dagegen von Ares Mutter der Hippodamia, deren Wesen bey dem Verf. weiter unten S. 9. erklärt wird. In diesen Pleiaden treten nun am meisten die Ideen Nahrung- und Segenspendender Wesen hervor; in den übrigen dagegen die Beziehungen auf See und Schifffahrt. Kelano (die dunkle Woge) gebiert dem Poseidon den Erypylos (den geräumigen Hafen), in dessen Gestalt der Seegott Triton den Argoschiffern erscheint.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1825.

G i e ß e n.

Beschluß der Anzeige von Dr. Böllers Mythologie des Japetischen Geschlechts.

Alkyone — ein Name, der öfter mit Poseidon in enger Verbindung vorkommt, und daher in der Griechischen Sprache auch einen Seevogel bedeutete — gebiert dem Poseidon den Hyrieus, den der Verf. als einen Regenmann faßt, (der Ref. als Stammvater der Heroen der Böotischen Stadt Hyria), den Vater des Orion, eines regenbringenden (mehr sturmerregenden) Gestirns nach Hesiod. Am ausführlichsten behandelt der Verf. das Geschlecht der letzten Pleiade, Merope, die sich allein einem sterblichen Manne, dem Korinthier Sisyphos, vermählt, und eben deswegen nach astronomischer Fabel allein im Siebengestirn dunkel erscheint, und weist in den Sagen von ihrer Nachkommenschaft die Ideen vom Atlasmythus in besonderem Bezug auf Korinths alte Schifffahrt, Handel und Seeleben nach. Der Verf. erkennt, daß sich Korinths Mythen größtentheils an Poseidonsdienst angeschlossen, und widmet diesem daher eine sehr eindringende

und lehrreiche Betrachtung. Der Name ist ihm eine spätre (ionisirte) Form des alten, ursprünglichen Ποιδᾶν, und hierin findet er die gemeinsame Wurzel von πότος, ποταμός, πόντος und andern Worten die Wasser bezeichnen, eine auch schon vorgeschlagene Etymologie, die den Ref. völlig überzeugt; die Grundform des Wortes war offenbar Ποιδας (wie Epicharm und Sophron sagten) ionisch Ποιδης (daher Ποιδήιος, Ποιδειον, der μεις Ποιδηίων bey Anacreon, Attisch Ποσειδών), oder auch Ποτειδας wovon Ποτειδαία den Namen hat, eben so viel als Ποσειδωνία); davon wurde entweder Ποσειδάων, (daraus das Dorische Ποτειδᾶν) oder Ποσειδέων, zusammengezogen Ποσειδῶν, gemacht; Ποιδας ist aber der Form nach Patronymikon jenes alten Stammworts, wie deren die altgriechische Sprache öfter auch ohne die Absicht eigentliche Abstammung zu bezeichnen brauchte. Der Korinthische Poseidon wurde aber als Ἰππιος, als Rossegott, verehrt. Das Ross war des Gottes heiliges Thier nach dem Verf. aus einem doppelten Grunde. Erstens als Bild für das Schiff, welches bey Homer und andern ältern Dichtern öfter das Ross des Meeres heißt; zweytens weil Pferde besonders auf wasserreichen Tristen, an Seen und Strömen gedeihen; daher sie auch nach Ilias 21, 132, besonders Strömen geopfert und hineingestürzt werden. Der letzte Grund erscheint dem Ref. als der Hauptpunkt; deswegen weil in den ältesten Mythen Poseidon fast mehr Quellengott und ein nährender Dämon, als Meer- und Schifergott ist. Auch hebt der Verf. diese Bedeutung des Poseidon auf das trefflichste hervor, und dieser Abschnitt des Werkes gehört, wenn Ref. sich ein Urtheil erlauben darf, ohne Zweifel zu den besten Leistungen im Fache der Mythologie. Poseidon ist ein ernährender und befruchtender Gott (φύταλμιος, γενέσιος θεός), und ist darum Gatte der Demeter — Wasser und Land als die ersten Bedin-

gungen alles Lebens und Wachsthum — so wie der Athena als *Αλέα* oder ernährenden Gottheit. (Auch die Athena Korä, die Tochter des Okeanos kann, von *κορεῖν*, die ernährnde übersezt werden). Der Verf. geht dabey in die Arkadische Mythologie hinein, besonders in den Cyclos, der sich um Tegea, den Siz der Athena Alea, dreht. Von da kommt er auf die Korinthische Sage von den Sisyphiden zurück, und erkennt in Glaukos, Sisyphos Sohn, Bellerophons Vater, den Poseidon selbst, den Gott der *γλαυκὴ θάλασσα*, mit voller Bestimmung des Ref., der davon hinlänglich überzeugt ist, daß in angeblichen Heroennamen gar nicht selten locale Beynamen von Göttern stecken. In diesem Sinne wird Bellerophon, auch Hipponos genannt, der Reiter des Pegasos, des Rosses, das an Quellen des Okeanos geboren, an Quellen gefangen wird, und Quellen mit seinem Hufe aus dem Boden schlägt, als ein nährend und befruchtender Poseidon gedeutet. Hieran knüpft sich als eine kaum zu vermeidende Episode eine Behandlung der Argolischen Mythen von Perseus an, von dem der Verf. aufs deutlichste zeigt, daß seine Thaten keine gewöhnlichen Heroenabenteuer sind, sondern einen physischen und in alten Götterdiensten, denen der Demeter und Athena, begründeten Sinn haben. Zeus im goldnen Regen herabkommend ist nichts als der Fruchtregen, welcher das trockne Land, die verschlossene Jungfrau, befruchtet; ihr Kind ist Perseus, der die Athena als Göttin des Ackersegens von dem Unsegen der Gorgo befreyt. Ueber den Gegensatz der Athena und Gorgo und das Zusammenfallen beider Wesen ist hier viel Schönes und ohne Zweifel Nichtiges bemerkt; die Parallele der Demeter, die auch bald milde Fruchtspenderin ist, bald als Erinnys Alles verdorren und vertrocknen läßt, klärt Alles auf. Daß Perseus ein cerealisch-phallischer Gott sey, ist vielleicht etwas zu viel

gesagt, und der Chemnitische Mythos, wenn auch durch Griechische Mittheilung entstanden — worin der Verf. mit dem Ref. übereinstimmt — ist doch zu sehr ägyptisirt und mit fremdartiger Religion verseht, um für die Erklärung altgriechischer Mythen benutzt werden zu können. — Alles dies knüpfte sich an die Genealogie der Plejaden, von denen der Verf. auf ihre Schwestern die Hyaden übergeht, welche als regenbringende Sterne Pflegerinnen des Zeus und Dionysos heißen und sich der oben angesponnenen Ideenreihe leicht anknüpfen.

Auf die Behandlung dieser genealogischen Mythen folgt als zweyter Theil des Buchs, §. 6-10. eine Erklärung der allgemeinen Sagen, welche sich an die Schicksale der Lapetiden anknüpfen, und überhaupt die Zustände des Menschengeschlechtes in vorgeschichtlichen Zeiten betreffen, der Mythen von den Weltaltern, den Titanen, der Entstehung und Abstammung des gegenwärtigen Menschengeschlechtes, der Sündflut. Einen Auszug daraus zu liefern, duldet der Raum dieser Blätter schwerlich; der Ref. bemerkt nur, daß auch hier die Grundansicht durchgeführt wird, wonach vorhomerische Gesangsschulen diese Sagen schufen, von einer Naturanschauung ausgehend, die in jedem Wesen ein Leben, eine Seele statuirt und in jedem Vorgange der Natur einen Conflict dämonischer Personen sieht. Wie dieselbe Grundansicht in dem ersten Theile der Schrift durchgeführt ist, erhellt aus dem oben gegebenen Auszuge. Darüber erlaubt sich der Ref. nur noch den Zweifel, ob der Verf. nicht doch zu viel auf Genealogieen gegeben, und ihnen zu leicht ein hohes Alter beygelegt habe. Wenn Ref. seine Ansicht ohne Umschweif aussprechen darf: so hält er sich überzeugt, daß zuerst die vier Lapetosöhne als allegorisch-mythische Personen in der Sage und Dichtung da standen, ehe sie Nachkommen erhielten. Bey Promethues hält dies der Verf. für klar. Der Dich-

ter der *Epoa* und der *Theogonie* weiß nichts von seiner Nachkommenschaft; und doch mußte der letzte seinem Plane nach die Kinder des Titanen angeben, besonders wenn, wie in gewöhnlicher Sage, das ganze Griechenvolk dazu gehörte; auch ist ja unter allen Titaniden und Göttinnen keine dem Prometheus vermählt, u. eine sterbliche Frau kommt erst auf die Welt, da Prometheus angeschmiedet wird. Daß Hellen und Deukalion von Prometheus abgeleitet wurden, geschah zuerst in den später gedichteten Epen (doch Apollon. III, 1086): diese Genealogie konnte aber erst aufkommen, als der Hellenische Name, der bey Homer einem kleinen Stamme Thessaliens angehört, die ganze Nation umfaßte. Fast eben so ist es mit Atlas. Die Plejaden heißen allerdings schon bey Hesiod die Atlasgeborenen, wahrscheinlich in dem allegorischen Sinne, den der Verf. nachweist; aber es ist bey den ältesten Dichtern noch keine Spur, daß man verstirnte Heroinen darunter verstand. Hernach erst, denke ich, suchte man in den Sagen Namen für sie, welche sich auf Glanz (*Elektra*, *Stereope*) oder Wasser (*Kelano*, *Alkyone*,) oder Landesseggen (*Maia*) bezogen; den siebenten, dunklern Stern nannte man wichtig die Sterbliche. So wurden denn nun alle diese Heroinen Atlasstöchter. Der Verf. scheint es sich im Gegentheil so zu denken, als wenn jene kosmogonischen Dichter ihre Dichtungen immer weiter ausgesponnen und über die einzelnen Zweige des Griechischen Volkes verbreitet, als wenn sie gleichsam für die Stämme und Städte gedichtet, oder diese sich erst, was jene gedichtet, angeeignet hätten; aber dann mußten sie jene entweder mit den localen Sagen, die doch unstreitig in Menge vorhanden waren, in Widerspruch kommen, oder sie aufnehmen, und so ist doch nur die Verbindung ihre. Der Ref. läugnet also gar nicht den von dem Verf. so schön entwickelten Zusammenhang; in den Nachkommen der Plejaden findet

sich sicher eine fortschreitende Entwicklung gewisser Ideen, welchen die Begriffe der Griechen von dem Einflusse jener Sterne auf Ackerbau und Schifffarth zum Grunde gelegt werden; aber dies ist, nach des Ref. Ansicht, durch nichts anders bewirkt worden, als dadurch, daß erstens die locale Sage den Heroen Mütter und Ahnfrauen gegeben hatte, die mit ihrer Natur übereinstimmten, Seefahrern z. B. Meereswesen, und daß diese hernach wieder als Pleiaden verstorbt wurden; und ich glaube, daß mit dieser Ansicht am Ende auch der Verf. die seinige in Uebereinstimmung bringen wird, da er ja doch auch in Perseus, Bellerophon und a. Sagen die ganz locale, Argivische, Korinthische Bildung, die Beziehungen auf Landesnatur und Gottesdienst, welche nur die Einheimischen so genau kannten, so schön nachgewiesen hat. Das Wo und Wann und Wie kann gewiß bey der Nachweisung des Ursprungs von Mythen nie zu viel berücksichtigt werden.

R. D. M.

W i e n.

Iwan Simonow's, Director der K. Sternwarte in Casan, Beschreibung einer neuen Entdeckungreise in das südliche Eismeer. Aus dem Russischen übersetzt von M. Bányi und mit einer Vorrede von J. J. Littrow, Director der K. K. Sternwarte. 1824. 8. 42 S.

Diese Schrift ist nur ein vorläufiger Bericht einer auf Befehl S. M. des Kaisers von Rußland unternommenen Entdeckungreise mit den Schiffen Wostock unter dem Befehl des Capitain Bellinghausen und Mirni von E. Lazarew befehligt. Die Schiffe liefen von Kronstadt aus den 3. Julius 1819. Sie gingen über England und Teneriffa nach Rio Janeiro, und von da nach dem südlichen Polarmeer.

Am 15. December erblickten sie unter 52° den ersten Schnee. Das von Cook entdeckte Sandwichland ward längs den Küsten genau untersucht; es zeigte sich, daß mehrere der geglaubten Vorgebirge Inseln waren. Man drang diesmal bis $69^{\circ} 30'$ in das Polarmeer ein; unter welcher Länge wird nicht gesagt. Ein festes Eisfeld setzte hier die Grenzen. Von da ging man nach N. Holland; und ankerte am 30. März 1821 in Port Jackson. Man fand hier Alles im besten Zustande. Die Zahl der Europäer betrug schon über 25,000. Von hier ging man nach N. Seeland, und von da nach Staheiti. Auf dieser Fahrt ward in der Nähe der von Bougainville gefundenen gefährlichen Inseln eine neue Inselgruppe entdeckt, die den Namen Archipel Alexanders erhielt. Auf Taiti hat bekanntlich seit 1815 das Christenthum gesiegt, da der König Pomare es annahm. Man ging jetzt wieder nach Port Jackson zurück, um zum zweytenmal von da bis in die Polarzone einzudringen. Man nahm den Curs über das vor kurzem entdeckte N. Schetland, und N. Georgien; und gelangte bis zum 70° S. B. Cook, unter gleichen Gefahren von Stürmen und Eisbergen, war noch um etwas weiter bis $71^{\circ} 10'$ vorgedrungen; welchen Punct er am 30. Januar 1774 erreichte. Innerhalb des Polarkreises entdeckte man unter $69^{\circ} 30'$ zwey Inseln, welche die Peters und Alexanders Inseln genannt wurden; bisher die südlichsten auf der bekannten Erde. Ueberhaupt sind durch diese Expedition gegen 30 neue Inseln entdeckt worden. Nach einer Abwesenheit von zwey Jahren und ein und zwanzig Tagen langten beide Schiffe nur mit Verlust von drey Matrosen von 200 Mann, am 24. Julius 1821 wieder in Kronstadt an. Die ausführliche Reisebeschreibung steht zu erwarten.

L a n d s h u t.

Bey Thomann: Ueber das altdeutsche öffentliche Gerichtsverfahren. Eine von der Königl. Baierschen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift; von M. Freyherrn von Freyberg. 1824. 315 Seiten in Octav.

Das Seitenstück zu dem vorliegenden Werke, die Maurersche Preisschrift, ist bereits in diesen Blättern charakterisirt worden, weshalb es hinlänglich seyn wird, sich auf jene Anzeige zu beziehen, und hier nur die Verschiedenheit beider Arbeiten anzudeuten. Die vorliegende ist weit kürzer abgefaßt, wiewohl sie an Reichhaltigkeit des Stoffs der Maurerschen nichts nachgibt, aber die Darstellung ist weit aphoristischer und man möchte sagen, compendienmäßig. Was die Anordnung des Ganzen betrifft, so zerfällt das Buch in drey Abschnitte. In dem ersten wird die historische Darstellung des Gerichtswesens nach vier Perioden, nämlich: 1. der ältesten germanischen Verfassung, 2. der Capitularien, 3. des Lehnsystems, und 4. der sich ausbildenden Landeshoheit und Territorial-Verfassung gegeben; im zweyten, der Werth der altdeutschen Gerichtsverfassung, und ihr vortheilhafter und nachtheiliger Einfluß auf die Behandlung der Rechtsfachen beurtheilt; im dritten endlich der allmähliche Uebergang des öffentlichen mündlichen in das schriftliche — geheime — Gerichtsverfahren gezeigt. Der erste Abschnitt ist beynabe als eine musivische Arbeit zu betrachten, mit größtem Fleiße sind die einzelnen Stellen der einschlagenden Rechtsquellen gesammelt, zusammengestellt, und mit einander verbunden, da dieselben mit Recht als solche Quellen angesehen werden müssen, die hier allein ein Resultat geben können, das seine Beweise in sich selbst führt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1825.

E s s e n u n d D u i s b u r g .

Bey G. D. Bändecker, 1824: Militärische Blätter. Eine Zeitschrift, herausgegeben von F. W. von Mauvillon. 5ter Jahrgang. 1ster Band. I. u. IItes Quartalheft. 507 Seiten und 1 Kupfer in Steindruck. 2ter Band IIIs u. IVs Quartalheft. 624 Seiten mit 1 Tabelle und 1 Kupfer in Steindruck.

Wir haben den Inhalt des 1sten Quartalhefts bereits im vorigen Jahre St. 89 angezeigt, und bemerken hier weiter die drey folgenden Quartalhefte dieses Jahrgangs. II. Zuerst also aus Georg Venturinis nachgelassenen Manuscripten die Fortsetzung der Beschreibung des für Deutschland nöthigen Bertheidigungs-Gebäudes, und hier insbesondere eine Beschreibung der wichtigsten Flanken-Stellungen am Ober-Rhein. Eine weitere Fortsetzung folgt im IIIten Quartalheft. 2. Bruchstücke, betreffend einige der vorzüglichsten militärischen Bildungs-Anstalten des Oesterreichischen Kaiserthums, nämlich: a. die Militär-Akademie von Wienerisch-Neustadt, mit einer Anzahl von 463

Kadetten; h. die Ingenieur = Akademie zu Wien mit 300 Kadetten. 3. Etwas über die Erfindung der Brand = Raketen: welche bekanntlich dem Englischen Artillerie = General Sir William Congreve zugeschrieben, von dem Französischen General Julien de Belair aber in seinen *Elemens de fortification*, wovon im Jahre 1793 bereits die 2te Auflage erschienen ist, unter dem Namen der *souquette* als ein unter Hyder Ali in Indien bekanntes Feuerwerk beschrieben wird. Der Verfasser dieses Aufsatzes gibt aber ein von dem Preussischen Artillerie = Hauptmann Nielke erfundenes, den Congreveschen Raketen sehr ähnliches Compositum von Holzkugeln an, welches schon 1795 in der Belagerung von Mainz als geheimes Brandgeschütz, unter dem Namen des Nielkeschen Brandgeschosses gebraucht worden sey. Er macht uns außerdem noch mit einer schon im Jahre 1705 erschienenen Schrift eines Kaiserl. Königl. Feld = Artillerie Ober = Stück = Hauptmanns, und Ober = Feuerwerker = Meisters Michael Miethen bekannt, worin er seine, unter dem Titel: türkische Regenkugel neu erfundene Rakete beschreibt. In Verbindung mit der im ersten Bande der milit. Blätter vom Jahre 1823 enthaltenen Notiz über die Raketen des Obersten Geißler, würde also auch die Erfindung dieses Zer = störungs = Werkzeuges von den Deutschen in Anspruch genommen werden dürfen. 4. Berichte über die Besonderheiten des Feldzugs der Griechen gegen die Türken im Jahre 1822. 5. Betrachtungen, betreffend einen neuen Gypscement, und den Gebrauch des Eisenoxyds statt des Cements selbst, oder doch als eines der verschiedenen Theile desselben. Recensionen: a und b. der Schluß der beiden Bemerkungen über des Herrn Major Borkenstein Versuch zu einem Lehrgebäude der theoretischen und praktischen Artillerie = Wissenschaft, mit einem Kupfer. c. Bemerkungen über einen Aufsatz in Nr.

337 und 338 des Milit. Wochenblatts 1823: Ueber die Wahrscheinlichkeit des Treffens mit Mörserkartätschen. d. Beleuchtung der Bemerkungen des Englischen Generals, Sir Howard Douglas über die Beweggründe, Irrthümer und Tendenz der Carnotschen Vertheidigungs-Grundsätze. Anzeigen der in England und Frankreich in den Jahren 1823 und 1824, herausgegebenen militärischen Schriften. Ankündigungen 2c.

IIItes Quartalheft. 1. Uebersicht der bestehenden deutschen militärischen Zeitschriften von 1823. 2. Plan für die Königl. Norwegische Kriegsschule zu Christiania, unterm 19. September 1820. 3. Die Fortsetzung aus dem Venturinischen Manuscript. 4. Bemerkungen über militärische Gegenstände, vorzüglich mit Beziehung auf die K. Preussische Armee: a. über den allgemeinen Gebrauch der Fahnen und Standarten; denen wir als Mittel bey dem größern Theil des Militärs, eine gewiß nothwendige Begeisterung, und Anhänglichkeit an seinen Fahnen und Standarten zu erregen, und zu erhalten, gern beypflichten. b. Ueber die Fortschaffung des Schanzzeuges bey der Infanterie auf Packpferden. c. Ueber die Errichtung von Schützen-Abtheilungen bey den Landwehrebataillonen; deren große Nützlichkeit bey der schweren und leichten Infanterie überhaupt, selbst auch bey der Cavallerie sich gar nicht bezweifeln läßt. d. Ueber jährliche große Uebungen der Landwehr. Wohl mit Recht mag der Verf. über die zu kurze Uebungszeit der hernach zu ihren bürgerlichen Verhältnissen zurückkehrenden Wehrmänner klagen, aber vergeblich, wenn er nicht Mittel zur Herbeyschaffung der zu ihrer Verlängerung erforderlichen Kosten auffinden kann. e. Ueber Bekleidung der Landwehr, und über die Ausbildung ihrer Officiere. 5. Briefe, ausgezogen aus einer Privatcorrespondenz der Generale Tempelhoff und Scharnhorst, mit einem ihrer Freunde. Sollte der Hr. Verfasser uns künftig

noch mehrere Nachrichten aus seinen bekanntlich reichen litterarischen Sammlungen mittheilen wollen, so wünschen wir doch, daß er seiner in der Einleitung gegebenen Versicherung recht treu bleiben möge, dergleichen vertraute, vielleicht in mißgestimmten Augenblicken, mit Vertrauen, in den Busen eines Freundes ausgeschüttete bittere Aeußerungen von Verstorbenen, nur mit höchster Zartheit und Vorsicht wieder hervorzusuchen. Der Prophet gedeiht, und gefällt sich selten in seinem Vaterlande, und Aeußerungen ohne Schonung, von Geringern, gegen Große und Höhere, vielleicht Vorgesetzte, werden besonders, wenn billige oder übertriebene Ansprüche nicht befriedigt werden können, nur erbittern, und schaden anstatt zu nützen. Bey der wahren Achtung gegen zwey so ausgezeichnete und verdienstvolle Generäle, enthalten wir uns aller Bemerkungen und glauben, daß späterhin der General die frühern derben Ausfälle des Hauptmanns vielleicht selbst gemißbilligt haben möchte. 6. Eine Fortsetzung der im ersten Heft des Jahrgangs von 1824 enthaltenen Bruchstücke über Militär-Erziehung und Bildung: hier IV. eine ideale Geschichte einer unserm Zeitalter anpassenden Artillerie- und Genieschule (Im Lande der Alluvionen) vielleicht eine ziemlich verständliche Anspielung, aber vortrefflich! deren Schlußsatz wir völlig beypflichten: "daß man im Allgemeinen nicht immer Mittel, auf den höchsten Maasstab berechnet, anzuwenden braucht, sondern daß, dem Scheine nach, geringfügige Mittel oft viel besser zum Ziel führen. 7. Ein Nachtrag zu der im 2ten Bande der milit. Blätter von 1822 enthaltenen Organisation des Herzoglich Braunschweigischen Militärs, seit dem wirklichen Regierungsantritt des Herzogs Carl. 8. Miscellen: a. Extract eines Auslieferungs- = Cartels der Kriegsgefangenen, zwischen dem Könige von Preußen, und der

Königin von Ungarn, vermuthlich im ersten oder zweyten schlesischen Kriege. b. Gedanken über die Congreveschen Raketen, von einem Laien in der Kriegskunst. c. Eine scharfe, aber recht wohl verdiente Rüge gegen einen in der Müllerschen Buchhandlung zu Mainz erscheinenden religiösen Zeitschrift der Katholik enthaltenen, Aufsatz: Schilderung des preussischen Militärs. Wenn der Verfasser der Regierung den vielleicht nicht unbilligen Wunsch zu erkennen geben wollte, in den meist katholischen Rheinprovinzen, außer den Feldpredigern, auch katholische Feldpater bey dem Militär angestellt zu sehen, so hätte er dazu doch wohl vernünftiger Gründe anführen sollen, als jene welche diese erbitternde höchst intolerante Diatribe enthält.

9. Recensionen: a. Ueber den 3ten Band des von Tenneckerschen Lehrbuchs der speciellen Veterinairchirurgie (den 2. Band der pferdeärztlichen Praxis.) b. Ausländische periodische Schriften, oder Fortsetzung der Recension des im 1. Bde von 1822 angezeigten niederländischen Journals 10 und 11., Anzeige der in England im Jahre 1824, und in Frankreich in den Jahren 1823 und 1824 erschienenen Werke. Ankündigungen ic.

IVtes Quartalheft: 1. Bemerkungen über die Deckungsmittel gegen Kartätsch- und Flintenkugeln bey dem Batteriebau vor belagerten Festungen, vom Hauptmann Karl von Meander; im 3ten Heft der Zeitschrift für Kunst und Wissenschaft, 1824. 2. Beleuchtung der Bemerkungen über militärische Gegenstände im 1 bis 3ten Heft 1823 dieser Zeitschrift. Die vielen Aufsätze über diese Gegenstände, in dieser sowohl als vielen andern milit. Schriften, also auch diese Bemerkungen, ihre Beleuchtung, und die über diese wieder beygefügteten Noten, könnten nicht-militärischen Lesern, wahre Micrologie dünken. Wer aber die hohe Wichtigkeit, und dabey die

Schwierigkeiten bedenkt, den Soldaten zweckmäßig zu bewaffnen, auszurüsten und zu bekleiden, wie es mit Berücksichtigung seiner Gesundheit und Erhaltung, des wohlfeilsten Kostenaufwands, und des äußern gefälligen Anstandes ohne kindische Ziererey, für seine Bestimmung möglich zu machen ist; der wird auch alle diese Versuche, wenn auch nicht das Vollkommenste zu erreichen, sich doch dem Ziele zu nähern, gebührend zu würdigen wissen. 3. Der Kavallerie-Angriff und die Infanterie-Vertheidigung; zwey Beyspiele aus der frühern und neuern Kriegsgeschichte, aus einem noch ungedruckten Werke. Es enthält in diesem Hefte nur die detaillirte Geschichte der ruhmwürdigen und glänzenden Vertheidigung des General Schulenburg mit der sächsischen Infanterie, auf ihrem Rückzuge nach Sachsen, gegen die damals fast unüberwindlich geachtete schwedische Reiterey unter der eigenen Anführung Karls XII. bey Punitz 1704; und verspricht künftig auch die Geschichte des Angriffs der französischen leichten Cavallerie gegen die russische Infanterie Division des General Newarofsky bey Krasnoi am 14. August 1812. Der Verf. bevormortet aber, daß ihm der glückliche Erfolg dieser beiden Gefechte, wegen mancher besondrer Localverhältnisse doch nicht geeignet scheine, den bekannten Streit "in wie weit die Infanterie im Stande sey, dem Angriff einer guten, tapfern, zweckmäßig angeführten, Cavallerie, auf einem dieser günstigen Terrain, zu widerstehen," zu entscheiden. 4. Versuch der Darstellung einer Situationszeichnung im Geiste der Zeit, vom Königl. Hannöv. Ingenieur-Lieutenant Heiliger. Der Verf. entwickelt die Eigenschaften, welche gute militärische Zeichnungen und Pläne haben sollten. Beurtheilt darnach die vielen frühern und spätern Manieren, und entscheidet sich aus wissenschaftlichen Gründen für die Lehmannsche Theorie

und Methode. 5. Miscellen: a. Sollen wir nur junge Generäle haben? Die Frage ist wohl nicht so leicht zu beantworten, als es manchem der sich das Ideal eines Generals, wie er seyn sollte, nicht vergegenwärtigen kann, etwa scheinen möchte. Abgesehen von abgelebten Greisen und Invaliden, und aller Beförderung nach dem strengen Dienstalter; denn der Staat wird den wohl verdienten braven Krieger ehrenvoll belohnen können, ohne durch seine Ernennung zum General das Wohl des Ganzen und seine eigene Ehre zu compromittiren; abgesehen vom persönlichen Muth, den jeder Krieger haben muß, der beym General aber gar nicht die Haupteigenschaft seyn soll, — gibt es doch im Kriege einzelne Fälle, ganze Feldzüge, ganze Kriege, sogar, welche die ganze geistige und physische Kraft, Thätigkeit, ungestümen Jugendmuth, Unternehmungsg Geist, vielleicht auch Ehrgeiz des Feldherrn, und jüngere Untergeneräle — andre wieder welche die Umsicht, Besonnenheit, ruhigen kalten Blick, Welt- und Menschenkenntniß, kurz die Erfahrung des gereiften Mannes zu erfordern scheinen. Wenn nun außerdem kein Stand ein unablässigeres und mühsameres Studium, durch die Vereinerung aller militärischen Kenntnisse in ihrem unermesslichen Umfange, verlangt, als der eines Generals, wenn er seiner Bestimmung entsprechen will; so möchte doch der bejahrte und erfahrene, freylich aber noch kräftige und thätige Mann, vor dem Sünge, wenn sie auch beide ihre Zeit gleich gut angewendet haben, natürliche Vorzüge besitzen. 6. Rangordnung vom 16. Januar 1723 zwischen den Königl. Preussischen Militär und Civilbedienten. Da nach der unabänderlichen Einrichtung unsrer besten Welt, die Staaten wohl auch die Verhältnisse ihrer Beamten unter- und gegeneinander ordnen und bestimmen müssen; so mag auch diese Rangordnung

dazu dienen, die Modificationen, welche die Zeit in verschiedenen Ländern auch hierin hervorbringt, zu vergleichen. Daß die Frauen der Staatsdiener sich im Allgemeinen nach dem Range ihrer Männer ordnen, scheint wohl natürlich. Gebildete und liebenswürdige Damen werden ihren eigenthümlichen Rang allenthalben in der Gesellschaft finden und zu behaupten wissen: die andern mögen sich denn an ihre Männer stützen, werden inzwischen aber den Werth der Note nicht eber grazios anlächeln. Eine Bezeichnung des Aufsatzes im 4ten Hefte der Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges über die Dänischen Militär-Bibliotheken: vom Hauptmann von Ewald. Recensionen: 1. Ueber die Kiegelsche Uebersetzung des Journal des Opérations de l'Armée de Catalogne en 1808 et 1809, par le Maréchal Gouvion S. Cyr. 2. Von eben desselben Großherzogl. Badenschen Hauptmann Kiegel Kampf um Tarragona, Karlsruhe 1823. 3. Ueber den 4ten Theil von des Königl. Preuß. Obersten Seidel Nachrichten über vaterländische Festungen und Festungskriege. Leipzig 1824. Dieser Theil umfaßt die Periode von 1763 bis 1795, und ist also wegen der Feldzüge in Holland und denen in den ersten Jahren des Revolutionskrieges, der sonderbaren Uebergabe von Mainz an Cüstine, und der Belagerung dieser Festung 1793, höchst interessant. Anzeige in welchen kritischen Zeitschriften die militärischen Blätter recensirt sind. Und endlich für viele ihrer Leser die angenehme Nachricht, daß der Herausgeber, ungeachtet so vieler Hindernisse und Schwierigkeiten, und so mancherley nothwendig gewordenen Aufopferungen, im künftigen Jahre, den bey militärischen periodischen Schriften so seltenen Fall, einen sechsten Band versprechen zu dürfen glaubt.

Gr.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. Stück.

Den 30. April 1825.

W i e n.

Bey Carl Schaumburg und Comp. 1825: Das Ganze der Schafzucht für Deutschlands Klima und das ihm ähnliche der angränzenden Länder mit besonderer Hinsicht auf die zu beobachtende Pflege und Wartung der Merinos und Charakterisirung derselben. Von Bernhard Petri, Wirthschafts-Rath u. s. f. Mit 20 Kupfertafeln. Zweyte sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Erster Theil 376 und zweyter Theil 358 Seiten in 8.

Die erste Auflage dieses für Guts- und Schäferbesitzer, Beamte und Schäfer wichtigen Werks, erschien im Jahre 1814. Die Erfahrungen über die Merinos, die der Vf. theils auf seinen landwirthschaftlichen Reisen durch Spanien, England, Schottland, Irland, Frankreich, Holland, die Niederlande und Deutschland, theils aus seinen aus Spanien mitgebrachten Heerden zu sammeln Gelegenheit gehabt hatte, und die in dem angezeigten Werke mit großer Klarheit und systematisch vorgetragen waren, machten selbiges zu einem vollständigen und allgemein geschätzten Handbuche für die Schäferey.

P (3)

Besitzer. Der Verf. hat seitdem durch seine eigene bedeutende Merino = Stamm = Schäfereyen, womit er einen großen Handel treibt, und die Berührung, in welche er dadurch mit dem größten Theile der Schäferey = Besitzer in den östereichischen und auswärtigen Ländern gekommen ist, viele Veranlassungen gehabt, seine Kenntnisse zu erweitern. Interessant ist es nun zu sehen, in wie fern der Verf. in dieser zweyten Auflage, von seinen in der ersten aufgestellten Ansichten abweicht, und neue Grundsätze aufstellt. Diese Auflage ist in drey Theile abgetheilt, wovon die beiden ersten: der Oekonomische nebst dem Technischen und Mercantilischen zugleich erschienen sind. Der dritte, welcher das Medicinische der Schafzucht behandelt, soll bald nachfolgen.

Die Zahl der sämtlichen Schafe im östereichischen Kaiserthume, schätzt der Verf. schon gegen 14 Millionen, wovon etwa die Hälfte noch nicht durch spanisches Merinosblut veredelt ist; er glaubt, daß diese große Anzahl Schafe noch um das Doppelte vermehrt werden könne; er rechnet den Werth der Schäfereyen, wie billig, nur nach dem Grade der Veredlung. Und in so fern er eine Veredlung voraussetzt, hält er die Schafzucht in Verbindung und als Zweig der Landwirthschaft, für die Quelle des Nationalvermögens aller civilisierten Länder. Allein es ist zuvörderst wichtig, den Begriff, den der Verf. mit Race = Thier (Original) verbindet, festzusetzen: hierunter versteht er jedes hochedele Thier von ausgezeichneten Eigenschaften, aus unveränderter, reiner Abstammung von Aeltern gleichen Adels entsprossen, das in der Regel durch homogene Fortpflanzung seine Eigenschaften forterbt. Die Gewißheit seiner reinen Abkunft muß durch einen authentischen Stammbaum außer Zweifel gesetzt seyn. Diese reine Originalität gehet durch Einmischung fremdartiger Race = Individuen, seyen sie auch im-

merhin Originale, verloren. Nur unter der Vorkaussetzung von Race=Thieren, erklärt sich der Verf. gegen die sehr verbreitete Meinung: daß die Fortsetzung in nächster Blutsverwandtschaft, unbedingt und lange fortgesetzt, nach physiologischen Naturgesetzen, nothwendig zur organischen Schwäche führe". Will man, sagt er, Eigenschaften in einem Stamm verewigern, so darf man nie aus jener Race, welche dieselbe sich angeeignet hat, heraustreten. Die mehrsten Landes=Schafzuchten werden, ohne daß man es weiß, durch eine unverständige Selbstzucht, oder Inzucht, wie es der Zufall fügt, verpaart und vermischt; und es entsteht dadurch ein buntes Gemisch von Abarten. Man muß mit Berücksichtigung des Klimas und der Localitäts=Verhältnisse die Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten ausmitteln und festhalten, die man seiner Schäferey mittheilen will, sich demnach die erforderlichen Stammthiere zum Kreuzen verschaffen, und auf diese Art durch scrupulös fortgesetzte Inzucht dem Ziele entgegen streben. — Nach den Erfahrungen des Verf. kann man die zuverlässigste und innigste Beredlung durch weibliche Original=Subjecte, die mit männlichen Individuen des Landschlags gepaart werden, weit geschwinder erreichen, als wenn edle männliche Thiere weibliche des gemeinen Landschlags begatten. Wird ein von einer original-spanischen Schafmutter entfallenes Bocklamm in gestandenem Alter mit seiner Mutter gepaart, so erhält man in der zweyten Generation nicht selten schon eine so vorzügliche Descendenz, als durch einen original-spanischen Bock mit Blendlings=Schafen aus der dritten Generation erfolgt. Selbst bey übrigens sehr günstigen Umständen gehören mindestens 16 Generationen zur Durchkreuzung einer Race, ehe solche einigermaßen einen festen innern Typus annimmt, und sonach das veredelte Thier den Charakter des Halbschlags erreicht.

Blendlinge sind ein Product von Aeltern deren keines ein Race-Thier, sondern beide, oder wenigstens Eins, nur veredelt war. Diese Mitteldinger sind am wenigsten geeignet, Viehstämme zu verbessern: der aus der Vermischung zweyer Racen hervorgehende Blendling ist jederzeit unedler, als der bessere der beiden gepaarten Racen. Die männlichen Blendlinge dürfen niemals zur Zucht gebraucht werden. Von dem veredelten Halbschlag, der wegen Mangel von öfterem Auffrischen mit dem originellen Blute noch in keine eigene selbstständige Race consolidirt worden ist, sind die männlichen Individuen zur Paarung noch nicht tauglich; es erfolgt ein Rückschlag, nämlich Wiedererscheinung irgend einer Eigenthümlichkeit der Voreltern. Diese wenigen Auszüge aus dem 6ten Capitel, das von der Veredelung, Wirkung und Dauer des angeeigneten Blutes, handelt, werden hinreichend seyn, die Aufmerksamkeit der Leser auf selbiges zu leiten. Wir sehen hier die Quelle des Rückfalls so mancher Schäferey, aber auch die Gefahr die Kreuzungen nur immer mit männlichen Individuen, die von keiner selbstständigen Race abstammen, verrichten zu lassen. — Nirgends sind die Betriegerereyen vielleicht größer, als bey dem Ankaufe der so genannten spanischen Böcke und Schafe aus den veredelten Schäferereyen. Der Verf. dringt wiederholt auf die Auffrischung des Bluts durch echte edle spanische Raceböcke. Aber wo sie zu kaufen, wenn der Staat nicht auf Anlegung einer echten spanischen Schäferey bedacht gewesen ist?

Sachsen war in Deutschland das erste Land, das sich mit Erfolg auf die Erzeugung der Merinos legte. Der Churfürst erhielt im J. 1763 ein Geschenk von dem Könige von Spanien von 105 Böcken und 116 Mutterschafen; und im J. 1778 abermals von 92 zweyjährigen Schafen und 5 Lämmern. Im J. 1815 wurden, um den im Kriege erlittenen

Verlust etwas zu ersetzen, 161 Schafe und 1 Stöhr von spanischer Abkunft, aus Gusa in der Gegend von Turin gekauft, diese standen den ersten Heerden an innerer Güte sehr nach. Aber in Sachsen befolgte man ein anderes System als in Spanien. Während man in Spanien keine hochverfeinerte Wolle duldet, und alle Lämmer geflissentlich ausbroctt, welche sie mit zur Welt bringen, weil sie wenig Wolle in die Wage liefern, so legten sich die Sachsen nur darauf, feine Wolle zu erzeugen. Indem sie diese Eigenschaft in ihrer Cultur verfolgten, begehrten die englischen Fabrikanten diese sehr feine Wolle später unter dem Namen: Electoralwolle. Der Verf. weicht in der Erklärung der Entstehung der Electoralwolle, sehr von der von Thaer gegebenen ab, der, im 3. Bde der Mög. Annalen Seite 497 = 499 nur zwey Abtheilungen spanischer Wolle; die Negretti = Sawangen und die Escorial und St. Paular annimmt, und behauptet, daß die sächsische Electoralwolle spanische Escorial Wolle sey. "Ich kann, sagt der Vf., versichern, daß in Spanien kein Unterschied des Woll-Character's zwischen den Heerden von Negretti, Paular und Escorial existire." Höchst interessant ist die Beschreibung, die der Verf. von den verschiedenen spanischen Racen gibt; sie ist unstreitig die vollständigste, die wir bis jetzt besitzen; a. die Heerden von Infantado, Guadaloupe, Tranda, Porales, Paular, Portago und Escorial. Sie sind kurzbeinig, haben einen länglich runden, weit und tief gesenkten Körper und Brust, breiten Rücken, Schultern, Kreuz und Hals mit einem verhältnißmäßigen sehr großen Umfang des Rumpfes. Diese Stämme sind die besten; die meisten darunter haben viele Falten am Körper. Je mehr diese Racen am Gewichte zunehmen, desto mehr degeneriren sie von dem Urstamm Die Lämmer dieser Race werden gewöhnlich mit Flaum ähnlichen Haaren geboren. b. Als Mittelschlag zeichnen

sich aus: die Perilla, Costiri, Moutarco u. s. f. Heerden. c. Hochfüßige Eiconische Merinos sind: die San Juan-, Murz-, Salazur und Alcolea Heerden, d. Die Sorianer Merinos, Trans humantos und Estartio, die die längste Wolle liefern, werden am wenigsten geachtet, ihre Lämmer sind bey nahe glatthaarig. e. Die Charros-Schafe sind hochbeiniger und größer als die Merinos, ihre Wolle ist aber schlechter. f. Die Nestizen sind Abkömmlinge von beiden.

Nach der Erklärung des Verf. würden die spanischen Majorals die sogenannten sächsischen Electoral Schafe als Ausartungen ansehen, und es entsteht nun die wichtige Frage, — worüber wir eine nähere Auseinandersetzung von dem Verf. gewünscht hätten — ist es rathamer mehr auf die Erzielung von feiner Wolle, wie die Sachsen, oder, wie die Spanier, auf das Gewicht zu sehen? Beschränkt man diese Aufgabe auf den einzelnen Schafzüchter, der keine edele Race Schafe besitzt und nur auf Veredlung hinarbeitet, so scheint es uns unzulugbar zu seyn, daß der letzte Gesichtspunkt für ihn der wichtigste seyn würde. Durch Veredlung allein wird er schwerlich die feine Electoral-Wolle hervorbringen, deren Preis ihm die geringe Pfundzahl ersetzt. Er gewinne z. B. per Schaf zwey Pfund dieser Wolle, so muß diese schon sehr fein seyn, wenn sie gleich dem Werthe von vier Pfund, die ihm ein dickwolliges feines Schaf liefern wird, seyn soll. Unter gleichen Nahrungs- und Wartungsverhältnissen wird jährlich bey Weidevieh von geschlossenen Wlissen ein bedeutend geringeres Procent an Viehverlust sich ergeben, als bey den wolligen Schafen. — Ein anderes Verhältniß tritt ein, wenn der Schafzüchter (unerachtet der sehr großen Kosten und Schwierigkeiten) eine wirkliche Race Schäferey zu erhalten und zu bewahren, sich zum Ziele vorseht, und dabey Stallfütterung einführt.

Ist aber von dem Interesse eines deutschen Staats die Rede, der die Exportation vor Augen hat, so hat dieser um so mehr Ursache die Hervorbringung der Electoral-Wolle zu begünstigen, als nur diese vorzugsweise in England gesucht, und dort wegen der bemerkten Beschaffenheit der spanischen Wolle nicht entbehrt werden kann.

Eine andere wichtige Frage für den deutschen Schafzüchtler ist, wo soll er, um seine Schafe zu veredeln, oder sich einen Racestamm zu verschaffen, diese aufkaufen, wenn er solche nicht aus Spanien selbst beziehen kann? Der Vf. geht die Schäfereyen aller europäischen Länder durch, wir erwähnen jedoch nur, was er von den vorzüglichsten sagt. Sein Urtheil über Sachsen ist schon bemerkt. In neueren Zeiten, sagt er, hat man sich wohl schwerlich in irgend einem Staate den Schwung der hochfeinen Schafzucht so sehr mit Erfolg angelegen seyn lassen, als in Preußen. Ungeachtet dieser günstigen Einleitung, ist doch sein Urtheil, wenn er auf die einzelnen Racen der feinen Schafe in Preußen kommt, nicht schmeichelhaft, und hier sind seine Anmerkungen wieder gegen die bereits angeführten Behauptungen Thaers gerichtet, 1. der starke, kernwollige Negretti-Schlag, aus Rambouilletes Vieh. — Bekanntlich ist die ursprüngliche Besetzung von Rambouillet ein Geschenk vom Könige von Spanien gewesen, und diese Schafe hatten, so wie die nach Sachsen gekommenen, (die sich in Escurials verwandelten) aus Individuen von vielerley spanischen Heerden, worunter auch Negretti waren, bestanden. Wie man es wohl angestellt haben mag, diesen Negretti-Schlag wieder rein von den übrigen auszuscheiden, ist zu berichten vergessen worden." 2. Der gedrängt feinwollige Escurial-Schlag, aus dem Malmaisonerstamm (Geschichtlich ist, daß Buonaparte die schönsten Thiere aus allen von Spanien nach Frankreich gekommenen Schafen, wie ich

mich selbst überzeugte, ohne Rücksicht auf Abstammung in Malmaison aufstellte). 3. Der gedehnt feinwollige Escorial = Schlag aus der Zucht von Monorg. ("Dieser Schlag Schafe, der haarartige Wolle erzeugt, ist mir in Spanien nirgends vorgekommen)". Nach der umständlichen Auseinandersetzung der spanischen Racen, scheint es uns allerdings, daß diese vermuthlich von Thaer festgestellten Benennungen der drey Sorten Merinos in den R. Preussischen Stammschäfereyen, sich nicht auf die Original = Namen der ursprünglich als Stamm gedienten spanischen Schafracen gründen. Der Negrettischlag in Preußen, ist daher eben so wenig der wirkliche Negrettischlag in Spanien, als die sächsischen feinen Schafe Escurials sind. Es sind gewissermaßen neue Racen entstanden, die mit den spanischen mehr oder weniger Aehnlichkeit haben. — Bey den französischen Stammschäfereyen tadelt der Verf., daß die verschiedenen Racen nicht unvermischt erhalten worden sind, er warnt sehr vor dem Ankaufe von sogenannten Merinos aus französischen Privat = Schäfereyen. — Wenn von Feinheit der Wolle die Rede ist, kann das englische Schaf nicht genannt werden. Daß der Verf. den Schäfereyen in Oesterreich, nächst Spanien, den Vorzug geben werde, läßt sich von ihm, als einem der vorzüglichsten Anzieher und Verkäufer spanischer Zuchtschafe und Böcke, wohl erwarten. Die kaiserliche Staats = Stammschäferey, aus den edelsten der spanischen Stammheerden begründet, liefert die zweckmäßigste Race von Zuchtstöhnen zur Erzeugung der sanftesten, feinsten und edelsten Lächer. — Von seiner eigenen Schäferey gibt der Verf. folgende Nachrichten: "ich besitze nicht nur in Theresienfeld bey Wienerriet Neustadt in Nieder = Oesterreich, sondern an mehrern Punkten in der österreichischen Monarchie, so auch in Russisch Polen u. s. f. bedeutende Merinos = Schafe =

reyen, die sich in wenig Jahren auf die Gesamtzahl von wenigstens 15 = 16000 Stück belaufen werden. Die Preise der veredelten Mutterschafe zur Zucht stehen dormalen (1824) nach dem Grade ihrer Veredelung und Güte, zu 5, 10 bis 12 Fl. Conv. M. das Stück. Die Preise meiner laonischen Merinos von reiner väterlicher und mütterlicher Abkunft, aus den Stammheerden von Infantado, Guadeloupe und Negretti, sind im besten Alter, ohne Unterschied der Klassen — indem in der Qualität keine einen Vorzug vor der andern hat, — folgende:

- I. Klasse das Stück 10 Ducaten in Loco Theresienfeld
 II. — — — 7 — — — —
 III. — — — 6 — — — —

Auch meine original-spanischen Widder stehen dormalen nur in dem doppelten Preise der Mutterschafe, Musterthiere ausgenommen, welche einen prächtigen durch Falten und großen Köther verschönerten Körperbau haben; diese kosten nach Qualität wenigstens das Doppelte, Drey- und Vierfache. Ich leiste Garantie, daß meine Widder und Schafe von unbezweifelnder origineller Abstammung jedes Stück $\frac{1}{4}$ Wolle aus den zwey Handelsklassen Electa und Prima erzeugen. Ich bin erbötig Lieferungen von kleinen Stammheerden, oder Zuchtböcken bis zur österreichischen Gränze, oder noch weiter, gegen Ersatz der Auslagen, entgegen zu schicken. Für 1825 sind bereits sämtliche Mutterschafe und die weißen Widder vorausbestellt. Für 1826 sind noch keine Verbindungen eingegangen. — Ohne irgend Etwas zum Nachtheile der Verkaufs-Anträge des Vf. sagen zu wollen, dessen Schäferereyen uns ganz unbekannt sind, bemerken wir im Allgemeinen, daß es höchst gefährlich sey, Zuchtböcke und Schafe ungesehen, und selbst, ohne daß man die Auswahl, oder die Freyheit hat, sie nach der Schäfersprache auslaufen zu lassen, zu kaufen.

Der Verf. dringt stark auf die Einführung von Wollmärkten und Wollmagazins-Anstalten im Oesterreichischen, deren in jeder bedeutenden Provinzialstadt seyn sollten. Wichtig, wie seine Gründe für Oesterreich sind, so möchte ein Wollmarkt doch schwerlich in Ländern, wo noch die verfeinerte Schafzucht so weit als im Hannoverschen zurück ist, dem Zweck entsprechen. In solchen Ländern die eigene Tuchfabriken zu begünstigen, würde unsrer Ansicht nach für den Wolloerkauf gedeihlicher seyn. — Nach den neuesten Erfahrungen stellt der Verf. den Satz auf: daß die Jährlingswolle von geschornen Lämmern ungleich egalere werde, als von ungeschornen, und man sie daher recht zeitlich im ersten Sommer, und zwar gleich nach der Abspännscheren müsse. — Die Bemerkungen über die Verbote der Einfuhr ausländischer Wolle, insbesondere über die bekannte Verbots-Verordnung des französischen Ministers Villèle sind wichtig. Es ist bemerkungswerth, daß fast alle Eingang-Verbote, statt den Werth der eigenen Producte zu heben, das Gegentheil bewirken, wie dies in Frankreich auch der Fall gewesen ist. Eine allgemeine Handelsfreyheit wäre dem Interesse aller Staaten angemessen. Aber was zu thun, wenn ein Staat von diesem Grundsatz abweicht? Der Verf. dringt auf Repressalien. — Er tadelt sehr, die sogar noch im Oesterreichischen übliche Art, die Merinos zu schwemmen, und gibt eine zweckmäßige Art an, wie die Schur vor der Wäsche und die ökonomische Sortirung der Wolle am Vieh zugleich vorgenommen werden kann. Das Schafwaschen soll immer erst gegen Johannis zwischen der Heuernte und dem Schnitt geschehen.

Um unsere Anzeige nicht zu sehr auszudehnen, erwähnen wir hier nur noch zwey Gegenstände, die der Verf. zur Sprache bringt und die für alle Schafzüchter von großem Interesse sind: der

der erste betrifft die Stallfütterung; der zweyte die Frage: ob bey der in der mehrsten Staaten fortwährenden Vermehrung und Hervollkommnung der feinen Schäfereyen die Gefahr zu besorgen stehe, daß der Preis der feinen Wolle sinken werde?

Der Verf. scheint ursprünglich gegen die Stallfütterung der Schafe im Sommer eingenommen gewesen zu seyn; nur mit Ausnahme der Lämmer, welche er im Vorsommer auf dem Stall zu füttern rathsam hält. Gegen die Stallfütterung führt er zuerst die Meinung von Schnee in seinem Handbuche für Land- und Hauswirthe an; der solche als eine Ausnahme von der Regel betrachtet; dann die von Stenger, in der landwirthschaftlichen Zeitung, der sich zwar für die halbe und viertel Stallfütterung, aber gegen die allgemeine erklärt. Der Verf. selbst räumt ein, daß bey der Stallfütterung man den Gesundheitszustand der Heerden mehr in seiner Gewalt habe, und viel mehr Dünger gewinne, glaubt aber, — nach unserer Ansicht sehr irrig, — daß das Fleisch, Fett und die Wolle bey der Stallfütterung weniger Güte erlange und daß eine ganze Stallfütterung bey weitem mehr kosten als einbringen werde. — Daß der Verf. die Stallfütterungen im Großen nicht kennt, geht aus seinem Werke selbst hervor; man findet “sagt er, einige Stallfütterungen, von denen man die höchsten Vortheile rühmt; unter diesen ist die des Herrn Gr. v. Schönberg zu Rochsberg vielleicht die Bedeutendste”. — Seine Ansicht scheint aus folgender Anmerkung hervorzugehen: “Man muß zwischen Heidenfütterung und Stallfütterung einen Unterschied machen, und es ist vorauszu sehen, daß bey steigender Population erst die Weideschäfereyen zuerst zur Heidenfütterung, und endlich zur Stallfütterung übergehen dürfen. Der Grundbesitzer wird dabey an Einkünften gewinnen, die Wolle sich aber verschlechtern, indem das dürre Heu die aromati-

sche Kraft der Gräser nicht ganz ersetzt, und überhaupt Witterung, Klima, Luft; gemäßigte Wärme, Nahrung, Pflege und Wartung einen zu verschiedenen Einfluß auf die Beschaffenheit der Wolle und die Thiere, die solche erzeugen, haben, als daß man die Schafe das ganze Jahr im Stalle, oder auf dem Hofe ohne Nachtheil sollte halten können" — Kein Schafpächter wird diejenigen Weiden, die er nicht mit Vortheil zur Acker-Cultur benutzen kann, aufbrechen; da, wo demzufolge solche Weidedistricte vorhanden sind, wird von selbst die $\frac{1}{4}$ tel oder $\frac{1}{2}$ Stallfütterung, jenachdem diese Weide hinreicht, eintreten. Da aber wo die Weide sich zum Anbau von Klee eignet, wird man weit vortheilhafter diese für Schaffutter aufbrechen, als wie Schäferey benutzen. Uns ist eine Schäferey von 3000 Merinos in Schlesien bekannt, wo seit 40 Jahren auf dem Stall gefüttert worden, ohne andern feinen Schäfereyen, die 5 Monate weiden, im geringsten an Feinheit nachzugeben. Die Vorurtheile gegen die Stallfütterung der Schafe scheinen uns vorzüglich darin zu liegen, daß man die neueren Arten der Fütterung derselben, nicht genugsam berücksichtigt. Ehemals kannte man nur Heu der besten Art als ein für die Schafe durchaus erforderliches Nahrungsmittel, die grüne Fütterung im Sommer hielt man höchst gefährlich. Jetzt weiß man, daß Kartoffeln oder andere Arten von Wurzelgewächsen mit Hecksel geschnitten, den Schafen eine sehr ergiebige und wohlfeile Nahrung liefern. Rechnet man nun, wie viel einträgliches ein mit Kartoffeln bestellter Morgen, im Vergleich wenn er abgehetet wird, an Nahrungsmitteln liefert, so springt der Vortheil in die Augen. Seitdem man aber die Erfahrung gemacht hat, daß ein Futter von Heckerling mit Schrot und etwas Salz vermischt, drey Stunden vor dem Futter zubereitet, eine den Schafen zu allen Zeiten beliebige und zuträgliche

Nahrung ist, ist man bey der Stallfütterung, — vorzüglich bey den gegenwärtigen niedrigen Kornpreisen — gegen jede Besorgniß einer Verlegenheit, hinlängliches Futter zur Stallfütterung zu haben, gesichert. Man würde, wie Versuche gelehrt haben, bey Mangel an Klee, Gras, oder anderer zweckmäßigen Fütterung, diese trockene Nahrung dem Vieh, den ganzen Sommer hindurch, ohne Nachtheil reichen können. Es läßt sich indessen der Fall nicht denken, daß für die eigentlichen Sommer-Monate kein grünes Futter producirt werden sollte. Wir sind daher der Meinung, daß nach der Localität entweder $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder die ganze Stallfütterung der Schafe eingeführt werden müsse, letztere im Fall es ganz an der Hütung, und selbst der Stoppel-Hütung mangle. Den Hauptvortheil bey diesen Arten von Stallfütterungen sehen wir vorzüglich darin, daß der Schafbestand darauf vielleicht um das doppelte vermehrt werden kann, und — wie uns mehrere Beyspiele der Art bekannt sind — Güter die keine Hutungen haben, doch Schäferereyen mit Vortheil halten können, verbunden mit dem größern Dünger-Gewinnste. Welche Vortheile man auch, vorzüglich bey entfernten Ländereyen von dem Hürdenschlag rühmt, — den wir übrigens, wenn die schlechte Witterung vermieden wird, der Feinheit der Wolle nicht so nachtheilig halten als vielfältig behauptet wird —: so ist doch allgemein anerkannt, daß der Stalldünger der Schafe eine drey und vierfach längere Wirkung hat, ein Umstand der für Wechselwirthschaften entscheidend ist. Bey der allgemein anerkannten Unzweckmäßigkeit der bey der Stallfütterung so wichtigen Heffelmaschinen, glauben wir auf die von dem Verf. sehr empfohlenen, die in den berühmten Graf Solmischen Eisenwerken zu Blanska bey Brünn in Mähren, nach der Verbesserung des Hrn. Ugazy, ganz von Eisen gegossen wird, aufmerksam machen zu müssen. Diese

Maschine wird durch ein Paar Schen leicht betrieben, schneidet täglich 500 Mezen Häckerling, quetschet zugleich täglich 12 = 15 Mezen Körner, mahlt Salz, und vereinigt in sich eine Schleif-Maschine; sie kostet kaum halb so viel, als jene meist unbrauchbaren Maschinen, die man bey den Maschinisten in Wien und anderwärts kauft.

Die Frage: werden die Preise des Schafviehes und der Wolle zum Nutzen der deutschen Industrie steigen, oder noch mehr fallen? beantwortet der Verf. auf eine bejahende Art. Die Schafzucht, vorzüglich die veredelte, muß sich mit der steigenden Civilisation immer höher schwingen. Nicht einmal des Fleisches zu gedenken, indem die nemliche Quantität Futter beynah zweymal so viel Schaf- als Rindfleisch erzeugt, so steht die Wolle vor allen Substanzen, welche die Natur den Menschen, gegen die Einwirkungen des Klimas sich zu schützen, gegeben hat, und ihr Dünger, die Fruchtbarkeit der Felder zu befördern, hoch oben an. Ganze Länder, sogar in Deutschland, welche vor 30 = 40 Jahren noch in grobe Leinwand gekleidet waren, bekleiden sich nun schon größtentheils mit Tuch; selbst wilde Völkerschaften, die beynah nackt giengen, fangen an das Tuch kennen zu lernen. Ein starker Absatz von dünnen feinen Wollzeugen ist seit kurzem nach Aegypten, Abessinien, Arabien, Persien, Indien und selbst nach China eingetreten. Amerika, wo nur wenige Tuchfabriken sind, bietet günstige Aussichten dar. Die auf kurze Zeit eingetretene Stockung des Wollhandels, war durch unkluge Ueberfüllung des Londoner Wollhandels, hauptsächlich großer Wollhändler entstanden, und ist bereits gehoben. Schafe, welche feine Wolle liefern, gedeihen mit gutem Erfolge nur in gemäßigten Klimaten. Frankreich ist wenigstens 60 Procent in der Gesamtmasse des verfeinerten Viehs gegen Deutschland zurück. England, Holland und die Niederlande sind ei-

nes Theils wegen der niedern Lage ihrer Gründe, andern Theils wegen des starken nächtlichen Thaus im Allgemeinen für edle Wolle nicht geeignet. Von Seite Spaniens, wo $\frac{3}{4}$ der edelsten Thiere durch den Krieg vernichtet sind, so wie von Portugal und Italien, ist sobald keine starke Concurrency mit Deutschlands Wollhandel zu befürchten, eher von Polen und Rußland. Viel tröstliches liegt in diesem Raisonnement. Wenigern Werth legen wir auf den Grund: daß die gegenwärtigen Conjunctionen und die Handelsentfesselung des brittischen Ministeriums, unter Liverpool und Canning anhaltende gute Preise herbeizuführen scheinen. Was von den Ansichten Einzelner abhängt, kann nicht als permanent angesehen werden.

L i n e b u r g.

Bey Herold u. Wahlstab: Neues vaterländisches Archiv, oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist. Bearündet von G. H. G. Spiel; fortgesetzt von Ernst Spangenberg, DRath zu Celle. Jahrgang 1824. Erster Band, mit drey Kupfern und einem Steindruck. VI u. 392 Seiten; zweyter Band, mit drey Steindrücken, VI u. 374 Seiten in Octav.

Außer den gewöhnlichen Jahrsrubriken, über die Arbeiten der Ständeversammlung, Gesetzgebung, Bevölkerung, Chronik der Universität zu Göttingen, Nekrolog, vaterländische Litteratur u. s. w. enthält der vorliegende Jahrgang folgende wichtigere Abhandlungen: Ueber Aemter und Beamte, von dem Hn. Drosten vrn H o l l e. — Ueber ein altes metallenes Taufbecken (es gehört zu den in neuerer Zeit so viel besprochenen) zu Holdenstedt. — Nicolaus Baumann, der Verf. von Reineke de Bos, vom sel. Landdrosten von B a n g e r o w, nebst ausführlichen Litterärnotizen. — Von den heimlichen Gerichten in der Grafschaft Hoya, von Hrn. von E d e b u r. — Johann von Oesterreichs Grabstätte in Westphalen aufgefunden, vom Hrn. v. H a m m e r s t e i n E q u o r d. —

Nachrichten vom Kloster Weende, den Grafen von Dassel und dem Kloster Wittenburg vom Hrn. Geh. Rath von Spilcker. — Hauptzüge der Geschichte von Ostfriesland in dessen alter Zeit, vom Hrn. Pastor Gittermann. — Uebersicht der vorzüglichsten seit 100 Jahren in den Hannover'schen Landen erschienenen periodischen Blätter, vom Hrn. Dompropst Rotermond. — Biographien von Belthusen und dem Astronom Schroeter, von demselben, von Lehner und Caselius, vom Hrn. Luy, und Dr. Klippel. — Ueber Prinz Otto Heinrich's von Br. Lüneb. nicht ebenbürtige Nachkommenschaft, vom Hn. Böllner Mancke. — Das Land Hadeln während der kaiserlichen Sequestration von 1689 = 1731, vom Hrn. Gerichtsvorwalter Dannenberg. — Susanne im Bade, Bruchstück eines unbekanntes vaterländischen Dichters aus dem Mittelalter. — Mehrere interessante Urkunden, mitgetheilt vom Hrn. Amtmann Wedekind. — Beyträge zur Kunde der ältern Erdbeschreibung des Königreichs Hannover, namentlich zur Erläuterung der Stiftungsurkunde des St. Michaelisklosters zu Hildesheim, vom Hrn. Drost von Holle. — Ueber das im Mulsumer Moor im Herzogthum Bremen gefundene goldene Geschmeide (S. unsere Blätter 1823. Nr. 201), vom Hn. Geheimen Canzleyrathen Blumenbach. — Ueber das Westerbecker Moor, vom Hrn. Amtmann von Uslar. — Darstellung eines merkwürdigen Hexenprocesses, vom Hn. Amtsassessor Rotermond. — Nachrichten von seltenen erzbischöfl. Bremischen Münzen, vom Domprediger Rotermond. — Ueber ein bey Oldenstadt gefundenes alterthümliches metallenes Bildchen. — Merkwürdigkeiten des Doms zu Bardowik — u. s. w. Die Abbildungen stellen unter andern, die Umschrift und das Bild des obenerwähnten Taufbeckens, das gedachte goldene Geschmeide, das bey Oldenstedt gefundene Bildchen nebst Urne, und Merkwürdigkeiten aus dem Dom zu Bardowik dar.
